Die
Wittelsbacher
mit ihren
Zeitgenossen
im
Königreich Bayern.

Von

Dr. J. M. Söltl,

königl. Professor an der Universität zu München.

Sulzbach,
Druck der J. E. v. Seidelschen Offizin.
1850.

Seiner Majestät

MAXIMILIAN II.,

Königs von Bayern,

in tiefester Ehrfurcht gewidmet.

Die

Wittelsbacher

mit ihren

Zeitgenossen.

Die christlichen Glaubensboten.

Unter den Stürmen der Völkerwanderung brach die Herrschaft der Römer zusammen, welche sie an der Donau und am Rhein gegründet hatten, und Deutsche nahmen alles Land in Besitz von den Küsten der Nordsee bis in die verborgensten Alpenthäler und von den böhmischen Gebirgen bis über die Pyrenäen. Die Deutschen schieden sich aber in mehrere große Stämme: die Franken breiteten sich aus an den beiden Ufern des Rheines bis dahin, wo sie gegen Morgen an die Thüringer und Sachsen stießen; die Allemannen mit den Schwaben hauseten am Oberrhein bis an den Lech, von da bis Panonnien hinab walteten die Bayern, und so wurde denn bald deutsche Sprache und Sitte herrschend; den einzelnen Gauen standen vor die Grafen, über den ganzen Volksstamm waltete der Herzog, über die Gemeinfreien erhoben sich die Edlen, die Leibeignen waren an die Scholle — an Grund und Boden gefesselt — und bauten und bewirthschafteten als Bauern das Gut für ihre Herren. Das Leben Aller war einfach, rauh, gewaltthätig, sie lebten als Heiden, bis fromme Männer aus den deutschen Brüderstämmen von England her oder von Gallien kamen und die beseligende christliche Lehre verbreiteten und dadurch Sitte und Lebensart milder machten.

Am Bodensee und in Allemannien lehrten Columban und Gall, am Oberrhein Fridolin, im Breisgau Trudpert, Magnus aber am Lech, wo sich dann am Eingang in die Alpen ein Stift ihm zu Ehren erhob, Rupert predigte im Gebirg, baute Kirche und Kloster auf den Trümmern der zerstörten Römerstadt Juvavium und legte so den Grund zu dem nachmals herrlich aufblühenden Salzburg; Emmeram aber verkündete das göttliche Wort in der Gegend des alten Regensburg, wo der Herzog von Bayern saß; im östlichen Franken am Main predigte Kilian und bewog den Herzog Goßwert zu Würzburg, daß er sich taufen ließ, und in der Gegend von Freising lehrte Korbinian.

Aber Einheit und Ordnung in das heilbringende Bekehrungswerk kam erst mit Winfried, der aus einem Germanischen Geschlechte aus England stammte und voll heiligen Eifers die noch heidnischen Deutschen dem Christenthume zu gewinnen, sein Kloster und Vaterland verließ und in verschiedenen Gegenden Deutschlands das Evangelium predigte. Auf seinen Wanderungen wurde er beschützt durch die Macht und das Ansehen des fränkischen Hausmaiers Karl Martell, und dann auch durch das des römischen Papstes. Denn er war nach Rom gewandert und hatte dort dem heiligen Peter und dessen Stellvertretern und Nachfolgern gelobt, den katholischen Glauben treu und rein zu lehren und in der Einheit dieses Glaubens zu verharren. Der Papst aber nannte ihn dann Bonifaz — Wohlthäter — und schrieb an die Deutschen, daß sie seinem Abgesandten wie einem Vater gehorchen sollten, da er ihn nicht des irdischen Gewinnes wegen, sondern allein wegen ihres Seelenheiles an sie geschickt habe. Auch mahnte er: „Liebet Gott, laßt euch taufen, betet nicht Götzenbilder an und opfert ihnen nicht!“ Und Bonifaz setzte Priester und Bischöfe, baute Kirchen und Klöster, damit durch sie die Saat des Christenthumes fortgedeihen möchte. In Bayern ordnete er mit Beistimmung des Herzogs und der Edlen die Kirchensprengel Freising, Salzburg, Regensburg und Passau, dann errichtete er die Kirchensprengel Würzburg und Eichstätt, und im Jahre 742 wurde auf einer allgemeinen Versammlung also bestimmt:

„Ich Karlmann, Herzog und Fürst der Franken, habe nach dem Rathe der Priester und meiner Edlen durch die Gauen Bischöfe geordnet und wir setzen über sie als Erzbischof den Bonifaz, welcher ist der Gesandte des heiligen Peter, und beschließen, daß alle Jahre eine Synode gehalten werde, damit in unserer Gegenwart die kanonischen Beschlüsse und Kirchengesetze hergestellt und die christliche Religion gebessert werde, und wir stellten die den Kirchen entrissenen Güter zurück, entfernten die falschen und unkeuschen Diakonen und Kleriker und zwangen sie zur Buße. Wir verbieten allen Dienern Gottes das Tragen der Waffen, daß sie kämpfen oder gegen den Feind ziehen, außer denen, die wegen der Feier der heiligen Messe und der Besorgung der Heiligthümer dazu erwählt sind. Auch verbieten wir ihnen die Jagd und alles Herumschweifen in den Wäldern, das Halten der Habichte und Falken; der Bischof soll für seinen Kirchensprengel sorgen und wachsame Aufsicht über die Priester, Mönche und Nonnen haben.“ Verboten wurde: Das Verbrennen der Leichname nach Art der Heiden, wobei sonst Thiere, ja selbst Sklaven mitverbrannt wurden; die Leichenmahlzeiten, die heidnischen Feste im Februar, die Opfer in den Hainen, oder an Quellen und auf Felsen, das Tragen der Amulette im Wahne, dadurch Krankheiten abzutreiben, das Not- oder Sonnenwend-, später Johannis-Feuer genannt und überhaupt alle heidnischen religiösen Gebraüche. In der Folge wurden strenge Befehle wegen der Sonntagsfeier gegeben,

so zwar, daß ein freier Mann, der auf dem Felde arbeitete, den rechten Ochsen verlieren sollte.

Drei Jahre später wurde Bonifaz zum Erzbischof von Mainz erhoben und diese Kirche als die erste aller Kirchen in Deutschland erklärt. Darauf knüpfte er die bisher schon eingeleitete und unterhaltene Verbindung mit Rom immer fester, das römisch-katholische Glaubensbekenntniß wurde in Deutschland angenommen und dafür gesorgt, daß auch nach seinem Tode das innige Verhältniß mit Rom fortdauere und die eingerichteten Kirchen in ihrer bisherigen Weise fortbeständen und die Kirchengesetze durch regelmäßige Versammlungen in beständiger Uebung blieben. In Fulda, dessen Umgegend ihm von dem Frankenfürsten Karlmann geschenkt wurde, gründete er noch ein Kloster, welches lange Zeit die Pflanzschule und Muster-Anstalt für Geistliche und Mönche, die Lehrer des Volkes, war. Im Jahre 754 ward er in Friesland von den heidnischen Bewohnern erschlagen, da er ihnen das Evangelium verkündete.

Die Karlingen.

Seine herrlichen Anstalten zur Befestigung der christlichen Religion aber dauerten fort und gediehen immer schöner, und von diesen Stiftern und Klöstern aus ging die Veredlung des Volkes und Landes. Jahrhunderte hindurch wetteiferten die Großen und Reichen, diese Sitze der Gottesverehrung, der Kunst und des Friedens, mit Geschenken aller Art zu überhaüfen. Am Meisten zeichneten sich darin aus die Agilolfinger, die Herzoge von Bayern.

Allein, um die christliche Religion gegen die neuen Stürme zu sichern, bedurfte es eines gewaltigen Heldengeistes, den Gott unter den Franken erweckte. Drei Männer nacheinander, Karl Martell, sein Sohn Pipin und sein Enkel Karl der Große, waren in der That von Einem Geiste beseelt: das Christenthum zu behaupten gegen die verlockende, allen Sinnen schmeichelnde Religion des Muhamed und gegen die nordischen Seekönige, welche mit ihren Normannen alle Meere und Küsten beunruhigten und ihre riesigen Nebelgötter siegend in Deutschland einführen wollten. Doch Karl zerschmetterte die Muhamedanischen Araber und trieb sie über die Pyrenäen nach Spanien zurück und erhielt daher den Namen Martell — Hammer; sein Sohn Pipin nahm dem schwachen Merowinger Childerich die Krone der Franken mit deren Billigung, schmückte sich damit und behauptete sich mehr durch seine Kraft als durch die Salbung des Papstes und Winfrieds und waltete wie sein Vater. Auf ihn folgte Karl der Große, wahrhaft der Hort der Germanischen Völker gegen die neue drohende Barbarei. Er kämpfte den mehr als dreißigjährigen Kampf gegen die heidnischen Sachsen und zwang sie endlich zum Christenthume; er entfernte die Gefahr, welche

von den aufgelösten und zerstreuten, aber noch immer furchtbaren Schaaren der Hunnen drohte, die nun mit den Avaren verschmolzen waren, indem er das Land an der Donau hinab bis an die Theiß eroberte. Auch brach er die Macht der Araber in Spanien und wurde vorzüglich dadurch der Hort deutscher Bildung, daß er selbst die deutsche Sprache sprach, vervollkommnete und befahl, daß sie von den Geistlichen und Richtern sollte gebraucht werden. So schirmte er Boden, Glauben und Nationalität wider eine neue Barbarei ein halbes Jahrhundert hindurch und trug seine Herrschaft auch nach dem vielfach bewegten Italien. Dort vernichtete er das Reich der Longobarden, zwang sie zur Huldigung und ging später wieder nach Rom, das ihn als seinen Herrn begrüßte und ihn mit dem Namen der früheren Beherrscher Kaiser nannte. Das that der Papst im Namen der ehemaligen Weltstadt, und Karl handhabte die oberste Schirmherrschaft der Kirche, wie kein anderer Kaiser.

Aber dieser Name, den ihm die Römer beilegten, wurde für Deutschland wahrhaft verhängnißvoll, zuerst weil Karl nicht mehr als König der deutschen Völker nach bisheriger Sitte, sondern als römischer Kaiser nach römischem Rechte herrschen wollte, und dann, weil die Päpste im Vertrauen auf die Einfalt der Deutschen bald zu behaupten wagten, Karl habe die Kaiserkrone vom Papste erhalten und seine Nachfolger müßten deßwegen den Päpsten unterthänig ergeben seyn. Die Verpflanzung jener den deutschen Einrichtungen ganz widersprechenden Kaiserherrschaft in das fränkische Reich zertrümmerte aber die Nationalität der einzelnen deutschen Völkerstämme.

Schon früher waren von den Franken die Thüringer, Allemannen und Schwaben unterworfen, jetzt sollten die Bayern das gleiche Loos erfahren. Der Herzog Thassilo II. sollte büßen dafür, daß er sich mit den Longobarden verbunden und zum Kampfe gegen den übermächtigen Karl selbst die Sachsen wieder aufgemahnt und seine Selbstständigkeit gegen die fränkische Bevormundung immer und immer wieder zu behaupten versucht hatte. Er mußte mit seinem ganzen Geschlechte in einem Kloster verschwinden, und auch Bayern wurde ein Theil des großen Frankenreiches. So verwandelte Karl alle deutschen Herzogthümer, so weit er nur konnte, in fränkische Provinzen, welche er durch seine Beamten, die Grafen, verwalten und durch ausgeschickte Sendboten überwachen ließ. Es entstand das ungeheuere Frankenreich vom Ebro in Spanien bis an die Theiß in Ungarn und von der Eider in Dänemark bis an die Tiber. Alles nach dem Vorbilde römischer Kaiser gegen die Neigungen und Wünsche der deutschen Völker. Er zwar umfaßte mit Riesenkraft das gewaltige Reich, hielt dort die Feinde von den Grenzen ab, unterwarf hier andere, ordnete Bisthümer zur Belehrung und Milderung der barbarischen Stämme an, entwarf mit weitschauendem Geiste den Plan zur Verbindung des Rheines mit der Donau, und während er für die Sicherung seiner ausgedehnten Länder feste Plätze anlegte und schon

auf den Bau einer Flotte dachte, unterhielt er sich in Stunden der Muße mit den Edelsten, die er in seinem Reiche aufsuchte und als treue Freunde immer um sich hatte, baute Kirchen und Paläste und überwachte die Einkünfte seiner Maierhöfe mit demselben Blicke, mit dem er seine Reiche ordnend und beruhigend überschaute.

Aber diesen gewaltigen Geist konnte er seinen Söhnen nicht einflößen und wie wenig solch eine Herrschaft von einem Einzigen gelenkt werden könne, erkannte er selbst und machte noch bei seinen Lebzeiten Theilungen des ungeheueren Reiches zwischen den ihm sehr unähnlichen Söhnen und Enkeln.

Als er starb, 814, begannen denn sogleich Leidenschaften aller Art in seinen Nachkommen am Riesenleibe zu zerren und die Völkerstämme wurden in die unseligen Kämpfe der Karlingen — der Söhne gegen den Vater, der Brüder gegen Brüder und der Großen gegen einander fortgerissen, die Bildungsanstalten verkümmerten, Barbarei lagerte sich über das Land, die Feinde an den Grenzen begannen ihre verheerenden Einfälle in die deutschen Länder, welche zwar in der Folge wieder ein Mann, Karl der Dicke, vereinigt beherrschte, der aber weder im Innern noch nach Außen die Ruhe herzustellen vermochte. Bald wogte Alles in grauenvoller Verwirrung durcheinander und Deutschland wurde hier den wilden Ungarn zur Beute, dort von den Normannen beunruhigt.

Das war die Folge der Zersplitterung der National-Herzogthümer, das die Ursache des gänzlichen Zerfallens deutscher Kraft. Dem letzten Karlingen in Deutschland, Ludwig dem Kinde, leuchteten die von den Ungarn angezündeten Dörfer und Kirchen zur schauerlichen Todesfeier in das frühe Grab, 911. Erst als tapfere Männer aus den edelsten Geschlechtern das alte Gefühl der Nationalität wieder erweckten und zur lodernden Flamme erhoben, erst als diese eingebornen edlen Männer die Gaubewohner wieder um die Herzogsfahne sammelten: da erwachte Muth und Kraft mit dem Streben nach selbstständiger Stammverfassung. Nur die Wiederherstellung der alten Herzogthümer rettete Deutschland vom Untergange und wurde für jeden einzelnen Stamm ein glühender Sporn zur Auszeichnung.

Die Wittelsbacher.

Völker verrauschen und Namen verklingen und düstre Vergessenheit deckt ganze Geschlechter. Nur wenige überdauern die Stürme der Zeit und ragen wie die Alpenhaüpter aus der Vergangenheit noch herein in die Gegenwart. An diese wenigen Geschlechter, welche von der Vorsehung bestimmt sind, die Geschicke der Völker zu leiten, reiht sich das der Wittelsbacher.

Der ursprüngliche Name des erlauchten Geschlechtes war Sciren oder Schiren und bezeichnete den Namen eines kleinen aber tapferen Volksstammes, der schon im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung bekannt und ostwärts der Weichsel seßhaft war und durch seine Abstammung zum Volke der Gothen gehörte. Wann es aus jenen Wohnsitzen aufbrach und in die allgemeine Völkerbewegung mit fortgerissen wurde, die von Asien durch die Hunnen veranlaßt ausging, ist ungewiß; mit den Gothen baten sie den römischen Kaiser Marcian um Aufnahme in sein Reich und erhielten gleich ihren Stammbrüdern klein Scythien und Untermösien am rechten Ufer der Donau gegen das schwarze Meer hin angewiesen, während andere ihres Stammes im Heere der Hunnen blieben.

In der Folge wurden Jene von Chunimund, dem Könige der Sueven, überredet, die bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse mit den Gothen zu brechen, um sich ihm zum Rachezug anzuschließen; allein die Gothen siegten und die Niederlage der Sciren war so groß, daß sie nur noch als Volk fortbestehen konnten, sich an die Heruler anschloßen und mit diesen im Heere des mächtigen und glücklichen Haüptlings Odoaker nach Italien zogen. Dort erhielten sie neue Wohnsitze und blieben unter Odoakers Herrschaft, als dieser den alten römischen Kaiserthron stürzte, den letzten Kaiser Romulus Augustulus auf ein Landgut verbannte und sich selbst zum Könige von Italien erklärte, 476. Allein sein Reich dauerte nicht lange, denn die Ostgothen verließen unter ihrem Anführer Theodorich die Gegenden an der Donau und wendeten sich auch nach dem schönen Italien; die Schlacht entschied gegen Odoaker, der nun die Herrschaft der Gothen erkennen mußte, aber bald darauf treulos erschlagen wurde. Nach seinem Tode sahen seine einstigen Verbündeten, die Heruler, Turcelinger, Rugier und Sciren kein Heil für sich unter der Oberherrschaft der Gothen, sie verließen deß-

wegen Italien, wendeten sich der mittleren Donau zu und zogen aufwärts bis zur alten Römerstadt Regensburg, und breiteten sich nordwärts und südwärts an der Vils, Naab und Schwarzach, so wie an der Abens, Ilm, Amper und Paar aus, so daß der Name des Volkes haüfig in dem der Ortschaften Scheiern oder Scheuern, Schireck, Schirling und anderen erscheint. Nach ihrer Einwanderung nach Bayern scheint Hahiling, das im achten und neunten Jahrhundert als in der Nähe von Regensburg genannt wird, der älteste und wichtigste Wohnsitz der Schiren gewesen zu seyn, und sie gehörten zu den fünf ältesten und mächtigsten Geschlechtern des Landes, derer die Geschichte und selbst die bayerischen Gesetze unter der Herrschaft der Agilolfingen erwähnen.

Als nach dem Sturze dieser Herzoge die mächtigen Franken auch über Bayern, wie über die meisten übrigen deutschen Völker herrschten und die Karlingen das große Frankenreich gründeten und eine Zeit lang mächtig und ruhmvoll behaupteten, erscheinen als die Ersten des Geschlechtes der Schiren die Gau- oder Markgrafen Luitpold und Ernst, dieser geehrt mit dem Vertrauen des frommen Kaisers Ludwig und Heerführer oder Herzog in der gegen Böhmen gerichteten Markgrafschaft — dem Nordgau oder der heutigen oberen Pfalz, auch war er der Schwiegervater Karlmanns, des Sohnes Ludwig des Deutschen. Bei der allmähligen Beruhigung jener Gegenden verlor die nordbayerische Markgrafschaft jenseits der Donau ihre Wichtigkeit, desto wichtiger wurde die Ostmark wegen der Nähe der wilden Ungarn, und Luitpold II., dem Enkel des Ernst, wurde der Schutz und Schirm dieser Markgrafschaft gegen die haüfigen Einfälle derselben anvertraut, und so weilte er denn meistentheils als ein kräftiger Hort in jener Gegend. Zu seiner Markgrafschaft hatte er ausgedehnte Besitzungen in Kärnthen, besaß vieles Gut rechts und links der Donau und stand bei dem Kaiser Arnulf im hohen Ansehen, da zu seinen Verdiensten auch noch die Verwandtschaft mit dem Karlingischen Hause geachtet wurde.

Nach dem Tode Arnulfs war Luitpold bei der Minderjährigkeit des Königs Ludwig, genannt das Kind, der wichtigste Mann in Süd-Deutschland, von dessen Klugheit und Stärke die Erhaltung der Ruhe im Reiche abhing, und mit tapferem Muthe hielt er so viel möglich die feindlichen Einfälle ab, bis er selbst erlag. Denn als im Jahre 907 von den Reichsverwesern ein Heerzug gegen die Ungarn beschlossen wurde, während der junge König an der Enns weilte, drang die eine Heerschaar auf dem rechten Donauufer unter der Anführung des Erzbischofes Dietmar von Salzburg, die andere aber unter Luitpold auf dem linken Ufer siegreich bis in die Gegend von Preßburg vor; hier aber wendete sich das Glück, die Ungarn stürzten insgesammt zuerst auf den Erzbischof, vernichteten dann die Schiffe und überfielen das Heer unter Luitpold. Nach langem ver-

zweifelten Widerstande sank er und mit ihm drei Bischöfe, Aebte und neunzehn bayerische Grafen, erschlagen, 10. August. Der ganze Heerbann war vernichtet und in wilder Fluth ergoßen sich darauf die Ungarn über das wehrlose Bayern. Damals wurde alles Land bis zum Lech schauerlich verwüstet und es sanken die Klöster und die kaiserlichen Güter, die Dörfer und offenen Flecken bis in das Gebirg hinein; nur die wenigen Städte mit ihren starken Mauern und tiefen Gräben aus den Römerzeiten her entgingen der allgemeinen Verwüstung.

Auf Luitpold folgte in den Gütern und Grafschaften sein Sohn Arnulf als Befehlshaber des Heerbannes und in der That als Herzog Bayerns; aber weder er, noch die übrigen Herzoge, Grafen und Bischöfe von Deutschland konnten den Graüeln wehren, welche die Ungarn in wiederholten Einfällen über das ganze Land brachten; einzelne Siege, welche Arnulf über die Schaaren der Feinde errang, blieben ohne Erfolg; der junge König sah mit Schmerz das allgemeine Unglück und starb erst achtzehn Jahre alt 21. November 911 und beschloß die Reihe der einst übermächtigen Karlingen in Deutschland.

Damals schien es, als sollte sich die bisherige Vereinigung der deutschen Völker lösen und jeder Volksstamm unter einem National-Herzoge für sich bestehen; da aber die Franken und Sachsen wieder einen König wünschten, stimmten auch die Bayern und Allemannen bei, daß ein gemeinsames Band alle Stämme umschlinge und sie wählten noch in demselben Jahre Konrad aus dem Geschlechte der Franken zum Könige der Deutschen. Indessen wollten die einzelnen Völker ihre Stamm-Herzoge als die ersten und eigentlichen Wächter ihres Wohles und ihrer Selbstständigkeit behalten und in Allemannien sprachen Erchanger und Berthold, in Bayern aber Arnulf diese Würde an, und dieser zeigte sich gleich Anfangs mit Beistimmung des Volkes und durch seine Thaten wahrhaft dieser Ehre würdig und als wahren Beschützer Bayerns. Denn da im Jahre 913 die Ungarn vom Neuen verheerend einfielen, schlug er sie in Verbindung mit den Allemannen entscheidend und verfolgte sie bis an den Neusiedler See hinab, wodurch er solchen Ruhm erlangte, daß sein Name wegen dieser That Jahrhunderte lang in den Volksliedern fortlebte.

Arnulf übte die ganze Fülle der herzoglichen Gewalt über Bayern und er verdankte diese Würde nicht dem Könige Konrad, sondern seiner eigenen Macht, dem glorreichen Andenken seiner Ahnen und der Beistimmung der Edlen des Landes und so nannte er sich denn auch: „Arnulf durch Anordnung der göttlichen Vorsehung Herzog in Bayern und der angrenzenden Länder“ und setzte die Grafen und Markgrafen im Lande ob und unter der Enns, in Kärnthen und an der Etsch über dem Gebirge gegen Italien hin, denn so weit erstreckte sich damals das Gebiet Bayerns. Allein der König Konrad wollte die alte Herrschaft der Karlingen herstellen,

durch welche die Herzoge erst zu Vasallen herabgedrückt und endlich ganz vertrieben worden, um allein über alle deutschen Völkerstämme zu gebieten, und da es ihm gelungen war, die beiden Kammerboten Erchanger und Berthold in Schwaben zu demüthigen: so wendete er seine Waffen auch gegen Arnulf. Dieser widerstand dem Heere des Königs tapfer, mußte aber der überlegenen Macht endlich weichen und entfloh mit Weib und Kindern zu seinen ehemaligen Feinden den Ungarn. Indessen unterwarf sich Konrad das Land, ließ sich von den Bischöfen und Edlen huldigen und durch Jene selbst den Bann auf alle Widerspenstigen zur Befestigung des königlichen Ansehens legen; darauf brachte er die beiden Grafen Erchanger und Berthold in seine Gewalt, und ließ sie treulos tödten; dasselbe Loos hatte er insgeheim dem Sachsenherzoge Heinrich bereitet, der es aber durch seine Klugheit vermied. Das Beispiel dieses Herzogs ermuthigte auch den Arnulf zum neuen Kampfe; er brach über Salzburg her in Bayern ein und schnell sammelte sich das Volk wieder um ihn; aber die Geistlichen waren wider ihn, und so mußte er von Neuem nach Ungarn entfliehen, als Konrad mit einem Heere gegen ihn anzog.

Nach dem Tode des Königs, 23. December 918, erschien Arnulf von seinen Getreuen gerufen sogleich wieder in Bayern, wurde von dem Adel und dem Volke mit Freuden und Ehrenbezeigungen aufgenommen und selbst zur Bewerbung um die deutsche Königskrone ermuntert, und waltete wieder in alter herzoglicher Macht. Allein als am 1. Juli 919 der Herzog Heinrich von Sachsen zum Könige erwählt war und auch er nun die Macht der Stammherzoge durch Deutschland brechen wollte und den Herzog Burkard von Schwaben schon unterworfen hatte: rüstete sich Arnulf, Gewalt mit Gewalt abzuwehren und sich in Macht und Würde zu behaupten. Er befestigte Regensburg und erwartete hier den Angriff des Königs; vergebens belagerte dieser die Stadt, und als er abzog und ihm der Herzog zum Kampfe folgte, lud er ihn zu einer Unterredung ein, sprach von der Nothwendigkeit der Vereinigung der deutschen Völker unter Einem Oberhaupte und brachte es durch seine eindringliche Rede dahin, daß ihm Arnulf als Reichsvasall huldigte; über Bayern aber blieb er Stammherzog in aller Macht, selbst mit dem Verfügungsrechte über die Hochstifte Bayerns.

Von nun an waltete er ungekränkt in voller herzoglicher Gewalt, sandte gleich den Karlingen seine Sendboten durch das Land, um über den Vollzug der Gesetze zu wachen und den wichtigeren Verhandlungen von Seite der Kirche beizuwohnen; den deutschen König unterstützte er in einem Zuge gegen die Böhmen, welche sich der deutschen Oberhoheit wieder entziehen wollten; mit den Ungarn scheint er fortan in freundlicher Verbindung geblieben zu seyn, seitdem er Zuflucht bei ihnen gesucht und gefunden hatte, denn während beinahe alle deutschen Länder abwechselnd von denselben gebrandschatzt und verheert wurden, blieb Bayern verschont. Arnulf sorgte hier für die Her-

stellung der Kirchenzucht und unter seinem Schutze wurde die General-Synode zu Regensburg und Dingolfing gehalten, auf welcher nicht bloß die höhere Geistlichkeit, sondern auch die Großen des Landes und Abgeordneten des Volkes erschienen und Theil an den Verhandlungen nahmen, hier stellte er den Kirchen und Klöstern viele Güter wieder zurück, die ihnen während der früheren kriegerischen Jahre entrissen waren, denn er selbst hatte vieles Kirchengut zur Belohnung seiner Getreuen genommen. Wie groß der Reichthum mancher Klöster gewesen seyn muß, erhellt daraus, daß Tegernsee allein damals 11,752 Jaucherte Landes verloren haben soll, und ihm doch noch 1368 verblieben. Dadurch aber lud Arnulf den Haß der Geistlichen auf sich, die ihn vergebens mit Bitten und Drohungen um Zurückgabe der entrissenen Güter bestürmten; schon bei seinem Leben ergingen mancherlei böse Gerüchte über ihn, nach seinem Tode aber 937 wurden sie häufig unter dem Volke verbreitet, um Jeden abzuschrecken, in Zukunft nach dem Gute der Geistlichen zu begehren. Dagegen melden die Geschichtschreiber, welche dem Parteikampfe in Bayern fremd blieben, daß Arnulf ein Fürst sowohl an Geist als Körper ausgezeichnet gewesen sey, und ein Mönch von St. Emmeram sagt: Unser glorreicher Herzog, von der Vorsehung mit Tugend begabt, war berühmt durch seine Tapferkeit und glänzte hell durch seine Siege; denn aus dem Blute der Kaiser und Könige entsprossen, hat er das christliche Volk des Landes von dem blutgierigen Schwerte der Heiden errettet und ihm die Freiheit verschafft.

Er war der Erste, der ausdrücklich als Graf von Scheiern bezeichnet wird.

Arnulf hinterließ vier Söhne, die sogleich in das väterliche Erbe eintraten, die herzogliche Würde aber sollte allein dem ältesten, Eberhard, bleiben; die Verleihung derselben sprach jedoch der deutsche König Otto I., der Sohn Heinrichs I., an, während Jener das Stammherzogthum als väterliches Erbe behaupten wollte. Der König setzte seine Ansprüche mit Gewalt durch, vertrieb den Eberhard und verlieh das Herzogthum Bayern darauf dem Bruder Arnulfs, endlich, nachdem er so die Bahn zur willkürlichen Verleihung gebrochen hatte, seinem eigenen Bruder Heinrich. Die Scheiern blieben von nun an von der höchsten Würde im Lande verdrängt und Jahrhunderte lang wurde sie an Söhne oder Verwandte des jemaligen königlichen Geschlechtes vergeben. Allein, was die Könige dadurch erreichen wollten: die Befestigung der Königsmacht in ihrem Hause und die allmählige Einführung der Erblichkeit der Krone: dieses errangen sie doch nicht, weil die Herzoge stets nach Unabhängigkeit strebten.

So blieb denn das reiche und mächtige Geschlecht der Scheiern auf seinen Gütern, doch wurde es bald zur pfalzgräflichen Würde berufen, der ersten nach der herzoglichen im Lande, und bestimmt, diese selbst zu beschränken; denn der Pfalzgraf hatte die Oberaufsicht über die Besitzungen

und Einkünfte des Königs und des Reiches und saß als Statthalter den obersten Hofgerichten des Landes vor. Allein sie konnten den Verlust der Herzogswürde nicht vergessen, und als Otto I. mit seinem eigenen Sohne in eine Fehde verwickelt ward, ergriffen die Scheiern sogleich die Waffen, um die herzogliche Würde für ihren Bruder Arnulf zu erringen. Lange und tapfer stritt dieser von Regensburg aus gegen den König, bis er bei einem Ausfalle erschlagen ward, 954; erst später mußten sich seine Söhne ergeben, die Otto auf ihre Güter verbannte und der Menge schonte, damit er nicht den Haß des ganzen Bayern-Volkes gegen sich errege. Aber nun waren sie auch aus der gräflichen Würde verdrängt und lebten als die ersten und mächtigsten Edlen des Landes auf ihren Stammgütern. Doch schon nach wenigen Jahren erscheinen sie wieder als Gaugrafen an der Ilm und Abens und als die Schirmvögte des Stiftes Freising, weil die wichtigsten Güter der Scheiern mit dem Schlosse gleichen Namens in der Nähe lagen; in der Folge walteten sie auch als Grafen im Kelsgau und Donaugau, thronend auf der Burg zu Kellheim und Natternberg, und gründeten eine neue Burg Wittelsbach auf einem Hügel ohnweit der Paar, welche schon vor der Mitte des eilften Jahrhunderts bewohnt war, und von der sie dann auch den Namen Wittelsbacher trugen. Otto der fünfte dieses Namens aus dem Geschlechte der Scheiern erscheint als Pfalzgraf, und im Jahre 1116 als der erste Graf von Wittelsbach, und dieses blieb fortan der Hauptzweig, während das Geschlecht sich auch in den Grafen von Bogen und Dachau, von Wartenberg und Valay über Bayern verbreitete.

Nach den wenigen Andeutungen der Geschichtschreiber und aus den noch vorhandenen Urkunden erscheinen die Wittelsbacher als ein tapferes und frommmes Geschlecht, theilnehmend an allen wichtigen Zeitereignissen. Ekkehard unternahm noch vor den eigentlichen Kreuzzügen schon im Jahre 1064 mit den Bischöfen Siegfried von Mainz, Wilhelm von Utrecht, Günther von Bamberg und Otto von Regensburg eine gefahrvolle Fahrt in das heilige Land, von welcher er glücklich wieder zurückkehrte. Die Gemahlin Otto's II, Hazaga, war die Stifterin des Klosters Vischbachau, das im Jahre 1077 eingeweiht wurde, und Otto III. verwandelte mit Zustimmung aller Mitglieder des Geschlechtes, nur mit dem heftigen Widerspruche des Grafen Arnulf, die alte Stammburg Scheiern in ein Benediktinerkloster 1113, welches der Papst Calixt im Jahre 1123 bestätigte, und der Pfalzgraf Otto V. gründete mit seiner Gemahlin Helika das Kloster Ensdorf an der Vils, dessen Bau im Jahre 1121 begann. Dieser Otto war hochgeehrt bei Geistlichen und Weltlichen, und kein Schire vereinigte so viele Schirmvogteien in seiner Person als er.

Otto von Wittelsbach,
Herzog in Bayern.

Als der Pfalzgraf Otto V. im Jahre 1155 starb, hinterließ er vier Söhne, Otto VI. oder den Größeren, Konrad, Friedrich und Otto VII. oder den Jüngeren, die alle den Namen Pfalzgrafen führten, unter welchen aber Otto der Größere sich auszeichnete, da er die herzogliche Würde wieder an sein Geschlecht brachte und dem künftigen Geschlechte die Bahn zu Ruhm und Macht eröffnete. Im Jahre 1147 schloß er sich an die Kreuzfahrer an, die unter der Anführung des Kaisers Konrad nach dem Morgenlande zur Bekämpfung der Türken zogen, aber nach den mühseligsten Anstrengungen ohne Sieg den Feinden erlagen, daß nur Wenige nach Deutschland zurückkehrten. Unter diesen Glücklichen war auch Otto, der bald darauf als der treueste und tapferste Anhänger des Kaisers Friedrich I. erscheint und sich vorzüglich im Kampfe für diesen gegen die übermüthigen Städte Oberitaliens, besonders gegen Mailand, hervorthat. Wo irgend ein Ueberfall, ein Sturm, eine gefahrvolle That zum Ruhme oder zur Rettung der Deutschen ausgeführt wurde, da stand Otto an der Spitze der Unternehmung; vor allen aber wichtig und rühmlich war seine That bei Verona.

Als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, 1155, suchten die Veroneser ihn zu verderben, und Alberich, ein Edler aus Verona, hatte sich mit einer Schaar gleich Verwegener eines Engpasses an der Etsch bemächtigt, und drohte von der sichern Burg herab jedem Vorüberziehenden den Tod durch geschleuderte und herabrollende Steine; vergebens sendete der Kaiser Boten an ihn um freien Durchzug, dieser sollte ihm und den Seinen nur gegen eine große Geldsumme und die Auslieferung der Waffen werden. Allein Otto wendet Schmach und Verderben ab, erklettert nach unsäglichen Mühen mit zweihundert Männern eine über dem Schlosse emporragende Klippe, entfaltet siegreich die Reichsfahne und stürzt nun auf die Feinde, welche erschreckt und besinnungslos zu entfliehen suchen, aber durch das Schwert der Deutschen oder an den Felsen zerschmettert, die wenigen Anderen als Gefangene des schmählichen Todes durch den Strick, zu Grunde gingen.

Gleiche Treue zeigte Otto im Kampfe des Kaisers gegen die Päpste, welche seit Gregor VII. über die Kaiser und über Deutschland gebieten wollten, worüber der heftigste Streit entstand. Als nun im Jahre 1157 zwei Cardinäle als päpstliche Gesandte vor Friedrich auf dem Reichstage zu Besançon in Burgund das Schreiben Hadrians IV. übergaben, welches in harten Ausdrücken gegen den Kaiser verfaßt war, entstand unter den anwesenden Fürsten allgemeiner Unwille, besonders über jene Stelle, durch welche das Kaiserthum selbst als eine Gunstbezeigung — Beneficium — durch den Papst verliehen, erschien. Einer der Gesandten aber, Roland, wollte Rechte und Oberhoheit des Papstes vertheidigen und fragte: „Von Wem denn hat der Kaiser das Reich empfangen, wenn nicht von dem Papste?“ Da erhob sich der Pfalzgraf Otto im höchsten Zorne, riß sein Schwert heraus und würde den Cardinal getödtet haben, hätte es nicht der Kaiser verhindert. Der Streit in Italien dauerte fort, und Otto erscheint überall als der treueste Vorkämpfer des Kaisers und der Deutschen Unabhängigkeit; er bahnte dem Friedrich den Weg, und als Hadrian IV. starb, und vierzehn Cardinäle schnell jenen Roland zum Papste, als Alexander III. wählten, die neun andern aber, unterstützt von den weltlichen Großen und den Freunden Friedrichs, den Cardinal Octavian als Victor III. erkoren: berief der Kaiser eine Kirchenversammlung nach Pavia, um den rechtmäßigen Papst zu bestimmen. Als nun die versammelten Väter, gegen sechzig Bischöfe und viele Aebte erklärten, Victor sey der einzige rechtmäßige Papst, bekräftigte der Kaiser die Wahl und der Pfalzgraf Otto stärkte durch seine Bemühung den Anhang desselben. Aber Alexander achtete nicht auf die Entscheidung der Kirchenversammlung, und sprach am grünen Donnerstag 1160 den Bann über den Kaiser und den Pfalzgrafen, und erweckte von Neuem den unseligsten Zwist, da Geistliche und Weltliche sich für den Kaiser und den Papst Victor, oder für Alexander erklärten, und selbst im Geschlechte der Wittelsbacher zeigte sich offener Zwiespalt. Denn Konrad, der Bruder Otto's, vom Kaiser zum Erzbischofe von Mainz befördert, verließ seinen erzbischöflichen Sitz und begab sich zu Alexander, der ihn zum Cardinal und apostolischen Legaten erhob, indessen Otto den Bischof Adalbert von Freising und den Erzbischof Konrad von Salzburg mit Waffengewalt zwang, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Das Benehmen Konrads mochte diesem selbst Mißtrauen gegen seinen bisher treuesten Anhänger eingeflößt haben, denn viele Jahre hindurch erscheint Otto nicht mehr als der Führer und Vollzieher der wichtigsten kaiserlichen Unternehmungen; doch der Kampf in Italien dauerte fort und endete vorzüglich durch den Trotz Heinrich des Löwen mit der Demüthigung des Kaisers. Der Papst und die Städte Italiens hatten gesiegt 1176, und als Friedrich im folgenden Jahre Frieden mit den Städten und dem Papste schloß, zeigte sich deutlich, daß er der Besiegte sey, und da er den Herzog von Bayern, Heinrich den Löwen, als den Urheber seiner Demüthigung an-

sah, gegen den überdieß die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches klagten, entsetzte er ihn seiner Herzogthümer Bayern und Sachsen.

Jetzt gedachte Friedrich wieder der treuen Dienste, welche ihm der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach geleistet hatte, und verlieh ihm mit dem Beirathe der Fürsten zu Altenburg in Sachsen im Jahre 1180 das Herzogthum Bayern; sein Bruder Konrad erhielt das Erzbisthum Salzburg, später aber Mainz wieder.

Seit dieser Zeit bis auf unsere Tage ist das Geschick des Volkes und Landes an das des erlauchten Geschlechtes geknüpft und Freude und Leid schlugen gleich an die Herzen des Volkes und jenes Geschlechtes, und Ruhm und freudiges Erheben des Einen ist zugleich der Glanz und das Glück des Anderen, und so scheint das Geschlecht der Wittelsbacher von der Vorsehung dazu auserseheu, die Schicksale eines ganzen Volkes zu lenken, und sich selbst dadurch sein Loos für die Gegenwart und seinen Ruhm für die Nachwelt zu bestimmen.

Als Otto das Herzogthum Bayern übernahm, hatte es weder dieselbe Größe noch Bedeutung mehr, wie vor mehr denn zweihundert Jahren unter Arnulf I.; der Kaiser hatte die Ostmark — Oesterreich davon abgerissen und zu einem eigenen Herzogthum erhoben; auch Kärnthen, Steiermark und Tyrol, alte Bestandtheile von Bayern, waren bereits abgerissen und unmittelbar unter den Kaiser, nicht mehr unter Bayern, gestellt, und dieses hatte gegen die früheren Zeiten eine geringe Ausdehnung zwischen dem Inn und Lech, den Alpen und dem Fichtelgebirge, da inzwischen auch das Gebiet der Bischöfe und Reichsstädte sich dem Herzoge mehr und mehr zu entziehen trachtete. Aber Otto nahm dankbar an, was ihm der Himmel durch den Kaiser gewährte, Klugheit, Biederkeit und tapfere Treue konnten weiter fördern und die zersplitterten Volksstämme wieder vereinen. Obgleich er nur drei Jahre über das Herzogthum waltete, denn er starb schon 1183, vergrößerte er das väterliche Erbe schon durch vortheilhaften Güterkauf und hinterließ den Ruf, er sey ein Mann gewesen, nicht weniger hoch gestellt durch Glück als durch Weisheit, unter dessen Regierung sich Bayern des tiefsten Friedens und eines großen Wohlstandes erfreute.

Sein Sohn Ludwig, genannt der Kellheimer, weil er auf diesem Schlosse an der Donau wohnte, bewahrte den Hohenstaufen dieselbe Treue, wie sein Vater, erhob Landshut mit der Burg Trausnitz und Landau an der Isar, und Straubing an der Donau, die bald zu schönen Städten heranblühten, und waltete gerecht und tapfer. Als sein Vetter Otto, der Sohn seines Oheims, des jüngeren Otto, den Kaiser Philipp von Schwaben in Bamberg ermordete, 1208, weil ihn dieser treulos an seiner Ehre tief gekränkt hatte, und der Gegenkaiser Otto von Braunschweig über den Thäter des Reiches Acht verhängte, worauf ihn der Marschall von Calatin bei Abbach erschlug: zog der Herzog Ludwig einige Güter desselben ein, und ließ

die Burg Wittelsbach, den Wohnsitz des Geächteten, brechen; er huldigte dann dem Kaiser Otto, und erhielt von diesem das Herzogthum Bayern erblich, und damit war recht eigentlich der Grundstein zur schnell sich verbreitenden wirklichen Herrschaft der Herzoge über ganz Bayern gelegt. Als jedoch der junge Hohenstaufe Friedrich II., der bisher in Italien weilte, auf Betrieb des Papstes als Kaiser von den Deutschen anerkannt wurde und Otto sich nicht gegen ihn behaupten konnte, schloß sich auch Ludwig an denselben und erneuerte so die alte Verbindung der Wittelsbacher und Hohenstaufen. Zum Danke ertheilte ihm Friedrich die Pfalzgrafschaft am Rhein, 1215, welche der Welfe Heinrich, Otto's des Kaisers Bruder, noch besaß. Ein Versuch, diesen schnell zu verdrängen, mißlang zwar, und der Herzog Ludwig wurde gefangen und mußte sich mit vielem Gelde lösen; allein in der Folge gab der Pfalzgraf Heinrich seine Erbtochter dem Sohne Ludwigs, Otto, zur Gemahlin; die Hochzeit wurde zu Straubing im Jahre 1215 gefeiert und darauf die Pfalz mit Bayern vereinigt. Treu dem Kaiser Friedrich ergeben, führte Ludwig die Reichsverwesung in Deutschland, während der Kampf in Italien zwischen den Städten und dem Papste gegen den Hohenstaufen heftiger als je fortdauerte, und bewirkte bei den Fürsten, daß sie dessen Sohn Heinrich als König anerkannten. Ludwig führte über den Minderjährigen treue Vormundschaft, bis er den Hof verließ, da der junge König sich offen dem Papste gegen den eigenen Vater zuneigte. Fortan waltete er friedlich handelnd in seinem Lande, und suchte auch die Fehden der geistlichen und weltlichen Großen zu schlichten. Als er eines Abends auf der Donaubrücke bei Kellheim wandelte, wurde er plötzlich von einem Unbekannten angerannt und ermordet, 1231, 14. September. Niemand konnte die Ursache solcher Frevelthat erfahren. Ihm folgte sein Sohn Otto, der Erlauchte, der die Verbindung mit den Hohenstaufen noch befestigte, indem er seine Tochter Elisabeth mit dem Könige Konrad IV. vermählte, und die Güter der Seitenäste der Wittelsbacher, Bogen und Valay, nach dem kinderlosen Tode der letzten Grafen unter sich vereinigte.

Walther von der Vogelweide.

Im Gemüthe des Dichters spiegelt sich die Welt mit ihren Erscheinungen, und in süßen Gesängen offenbart er, was ihn bewegt, und welche Bilder seine Seele umschweben. Je lebendiger seine Empfänglichkeit für die Eindrücke von außen, je edler seine Phantasie dieselben gestaltet, desto reicher und wirksamer sind die Lieder des Dichters, den besonders ein heiterer milder Himmel, großartige Landschaften mit himmelanstrebenden Bergen und mächtigen Strömen und die Gunst der Fürsten erzieht. Deßwegen war Süddeutschland von jeher reich an Dichtern und das Zeitalter der Hohenstaufischen Kaiser im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auch das Zeitalter der Minnesänger, die vorzugsweise so genannt wurden, weil sie die Minne sowohl die himmlische als die irdische in den mannichfaltigsten Weisen priesen. Könige, Fürsten und Edle trieben damals die freie edle Kunst des Gesanges, und der Dichter, welcher seine Lieder zugleich sang, war überall willkommen. Aber nur von Wenigen wissen wir die näheren Lebensumstände. Zu den edelsten und gefeiertsten derselben gehört Walther von der Vogelweide, aus dessen reicher Fülle von Dichtungen wir ihn und seine Zeit beurtheilen können, und der von der Singschule unter die zwölf Altmeister des Gesanges und die Stifter der Kunst gezählt wurde. Zeit und Ort seiner Geburt sind ungewiß; die Einen glauben, er stamme aus dem Thurgau am Bodensee, wo der deutsche Gesang selbst durch das nahe Kloster St. Gallen gepflegt wurde und mehrere Dichter blühten; Andere weisen auf Würzburg hin, woher auch der Meister Konrad stammte; wieder Andere anders wohin. Walther selbst sagt, er habe singen und sagen in Oesterreich gelernt, wo unter den Herzogen aus dem Babenbergischen Geschlechte die Dichtkunst geehrt wurde.

Gleich Anfangs zeichnet er sich selbst in einem seiner Gedichte, wie er betrübt über den Zustand seines deutschen Vaterlandes wegen des Streites der päpstlichen und kaiserlichen Gewalt auf einem Steine sitzt, die Beine übereinandergeschlagen, darauf den Ellenbogen, und Kinn und Wangen in die Hand gestützt, und sich selbst fragt: „wie man jetzt Ehre und fahrendes Gut und dazu Gottes Huld erwerben möchte. Aber Das könne nicht seyn, daß die Drei zusammenkommen, da Untreue herrscht, Gewalt auf den Straßen fährt und Friede und Recht wund liegen. Seit der Streit zwischen den Geistlichen und Weltlichen begann, seitdem Jene bannten, den sie wollten und nicht den sie sollten, seitdem ist das Unheil gekommen. O weh dir, deutsche Zunge! Wie steht deine Ordenunge!“

Als

Als Philipp von Schwaben, der Gegenkönig gegen Otto von Braunschweig, endlich gekrönt wird, drückt der Dichter, der selbst bei der Krönung in Mainz gewesen zu seyn scheint, seine Freude im jubelnden Liede aus; doch bald klagt er wieder über die fortdauernden Zwiste, über das Elend seines Vaterlandes, und ruft klagend aus: „O weh! wie verschlimmert sich die Ehre in Deutschen Landen, Witz und Mannheit!"

Wie die meisten Sänger jener Zeit, besonders die nicht reiche Güter hatten, reisete auch Walther von Hof zu Hof und von Burg zu Burg, und zog den Festlichkeiten gesangliebender Fürsten nach. Er war in Thüringen bei dem berühmten Sängerkriege auf der Wartburg, der unter dem Landgrafen Hermann stattfand, und rühmt an ihm, daß er milde, steten Sinnes und wohlgezogen sey; er freut sich, zu dessen Gesinde zu gehören, preist seine Hofhaltung und den fürstlichen Sinn: „Des Thüringers Blume scheinet durch den Schnee, Sommer und Winter blühet sein Lob wie in den ersten Jahren, und gälte ein Fuder Wein tausend Pfund, doch stände nimmer eines Ritters Becher leer." — Bei Wem immer der Sänger gastfreundliche Aufnahme fand, dessen Lob verkündet er; aber vom Kloster Tegernsee in Bayern singt er: „Man sagt mir viel von Tegernsee, wie wohl das Haus in Ehren steh (deßwegen lenkte er denn von seiner Straße ab und zog dahin), aber ich nahm da Wasser und also nasser mußte ich von des Mönches Tische scheiden!" — Doch ist er wegen solcher Gunst und Gaben kein feiler Schmeichler der Fürsten, sondern bittet sie, Gott zu loben, und für die Armen zu sorgen, mild und friedlich und würdiglich zu herrschen und den guten Räthen zu trauen. Diese, die einem Fürsten zur rechten Seite stehen, sind: „Frommen, Gottes Huld und weltliche Ehre; zur linken Hand aber stehen Schaden, Sünde und Schande." — Besonders eifert der Dichter gegen diejenigen, wessen Standes sie auch immer seyn mögen, die dem Herrn rathen, das Angelobte nicht zu halten. Walther kennt und preist die wahren Vorzüge des Menschen, und sagt offen, daß von der Geburt weder Frommen noch Ehre komme: „Wir kommen All aus gleichem Dinge; wer kann den Herrn vom Knechte scheiden, der ihr bloßes Gebein findet?" So zieht er auch die erworbenen und selbstverdienten Freunde den angebornen vor, und den wahren Werth des Mannes begründen ihm die drei Tugenden: Kühnheit, Milde und Treue. Des Mannes Muth soll fest seyn wie Stein, an Treue grad und eben wie ein Stab am Pfeile. Sich selbst beherrschen ist ihm eine hohe Tugend: „Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen? Wer überwindet Jenen und Diesen? Das thut Jener, der sich selbst bezwingt." Er preist die Mäßigkeit und ruft: „Der hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinkt; wie ziemt Das einem biedern Mann, daß ihm die Zunge hinket?" — Vor dem Lachen des Falschen, deß Zunge Honig, deß Herz aber Galle hat, grauset ihm: „Des Freundes Lächeln soll seyn wie das Abendroth, das einen schönen Tag verkündet." Dabei zeigt sich aber das Gemüth des Dichters so

zart und weich, daß er sich selbst gegen seine Feinde versöhnlich erweist, und denen, welche ihm während des Winters die Freude nahmen, doch wünscht, daß ihnen die Sommerzeit wohl bekommen möge. Sein größter Fluch ist das üble Wort unsälig! aber selbst das wär allzuviel!

Abhängig von der Gunst oder Ungunst Anderer muß er sich den Umständen fügen, und lebt sein schönstes Leben in stiller Einsamkeit und in der Heimlichkeit des Gemüthes, und so hat er selbst gelernt, sein Leid zu verhehlen. Die Liebe, die er besingt, ist ihm ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird kein Herz recht froh, ja ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben. Seine Lieder sind voll des Lobes deutscher Frauen. Die schönsten und zartesten Lieder aber weiht er der Königin der Engel, der ewigen Jungfrau und göttlichen Mutter.

Jede neue Erscheinung, die seinem geliebten deutschen Vaterlande Frieden und Glanz verspricht, begrüßte er mit Jubel, und als sich der Hohenstaufe Friedrich II. gegen den Kaiser Otto von Braunschweig erhebt, zieht er ihm freudig entgegen, und hofft und wünscht durch ihn, der aus einem Gesang liebenden Geschlechte stammt, und selbst Dichter ist, Ruhe von seinen Wanderungen zu finden. Walther sucht eine bleibende Heimath, er ist lange genug Gast gewesen und möchte nun auch als Wirth Andere gastlich aufnehmen: „Ich möcht' es erleben, daß ich den Gast auch grüße, so daß er mir, dem Wirthe, danken müsse! Ich bin heim oder will heim, Das tröstet fürwahr!"

Der Kaiser wurde durch die Klagelieder des Dichters gerührt und ertheilte ihm ein Lehen, worüber Walther seine Freude und seinen Dank in Siegesweisen außert, denn ehemals mußte er schleichend gehen, wie ein Pfau, wohin er ging, das Haupt ihm nieder bis auf die Kniee hing; jetzt aber richtet er es empor nach vollem Werthe, da er ist zu Feuer gekommen!

Doch auch jetzt, da sein Wunsch erfüllt war, setzte Walther seine Wanderungen fort, und scheint längere Zeit bald am Hofe des Herzogs Leopold von Oesterreich zu Wien und bei dem Patriarchen Berthold zu Aquileja verweilt zu haben, denn er stand bei den Fürsten wegen seiner Kunst in Ehren, und selbst die gleichzeitigen und nachfolgenden Meister des Gesanges zollten ihm hohe Achtung. Er selber war sich seiner Meisterschaft wohl bewußt, und er rühmte sich mit Stolz und Recht, sein Gesang habe tausend Herzen froh gemacht. Diese Kunst war ihm eine hohe himmlische Gabe, und er eiferte deßwegen gegen Jene, welche sie herabwürdigen und verderben. — Mit Unwillen sieht er, daß in den ritterlichen Gesang sich Lieder mit gemeinen Bildern aus dem Dorfleben und schmutzigen Schwänken eindringen. Mit den besten Meistern seiner Zeit aber, besonders dem Meißner und Reimar dem Alten, lebte er in Freundschaft.

Gegen das Ende seines Lebens wurde Walther, der in seinen jüngeren Jahren so viele fröhliche Lieder gedichtet hatte, durch die fortdauernden Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Kaiser ernster gestimmt, und sein Herz durch den Verfall des deutschen Reiches innig ergriffen. Er ist ein inniger Anhänger Friedrichs II., dessen mühselige und gefahrvolle Laufbahn der gleichzeitige Dichter, Bruder Werner, in dem treffenden anschaulichen Bilde schildert, da er den Kaiser mit einem Manne vergleicht, der in einem Walde geht, während ein Wolf hinter ihm herschleicht, stets begierig, wenn der Mann straucheln oder fallen würde, über ihn herzustürzen. Walther eiferte offen gegen die Priesterherrschaft, und findet in ihr und in dem Reichthume der Geistlichen die Ausartung des Christenthums, den Verfall der Kirche, und verwünscht deßwegen die damals noch geglaubte Schenkung von Rom durch den Kaiser Constantin an den Papst; eben so heftig tadelt er schon den Mißbrauch des Ablasses, der den Römern nur Geld einbringen solle, die deßwegen über die Deutschen lachen. Aber der Dichter ist ein begeisterter Herold der Kreuzzüge, durch welche das Christenthum soll verbreitet werden, er ruft allen Christen zu, aus dem langen Schlafe zu erwachen, und er fordert selbst die Engel herbei, gegen die Heidenschaft mitzukämpfen. Den Friedrich mahnt er, Deutschlands innern Frieden zu befestigen, und die ganze Christenheit zu versöhnen, darum habe er zweifache Kaisersstärke, des Aares Tugend und des Leuen Kraft, deßwegen habe er diese beiden als Heerzeichen auf seinem Schilde.

Mit treuem Sinn bleibt Walther seinem kaiserlichen Wohlthäter ergeben, und als dieser wegen des gescheiterten Kreuzzuges von Papst Gregor IX. mit dem furchtbarsten Bannstrahle gezeichnet wurde, wies der Dichter den Fluch der Kirche, der auch die Anhänger des Kaisers treffen sollte, unerschrocken von sich ab, und hielt dem Papste entgegen, wie er dem Kaiser einst den Segen gegeben, und den Völkern geboten, daß sie ihn ihren Herrn hießen, und wie er selbst gesprochen habe: „Wer dich segnet, der sey gesegnet!“ Dann wendet er sich an den Kaiser und räth ihm unbekümmert um des Papstes Irrung dennoch abzufahren.

Aus den Liedern zeigt sich, daß er selbst bei dem Kreuzzuge war, den der Kaiser Friedrich II. im Jahre 1228 endlich unternahm, und trotz der Hindernisse, welche ihm der Papst nun legte, glücklich und rühmlich ausführte. In volltönender Weise läßt Walther den Kriegsgesang erschallen, wie das Kreuzheer am wogenden Meere hinzieht, und er fühlt sich überglücklich, daß in Erfüllung ging, um was er gebeten, und daß er nun an der Stätte angekommen ist, wo Gott in Menschengestalt wandelte. Welche Freude mochte sein Herz empfinden, als sich Friedrich, der heldenmüthige Kaiser, im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jerusalem schmückte!

Hatte der Dichter schon vorher durch die Ungunst des Geschickes bewegt seinen Sinn haüfig auf das Höhere gerichtet, so erscheinen seine Lieder von da an wie von einem milden Hauche der Entsagung irdischer Freuden durchweht: das Irdische schwindet ihm, so wie beim Sinken der Sonne sich die Thäler in Schatten hüllen, und bald nur noch die höchsten Bergesgipfel beleuchtet stehen. In einem Zweigespräch nimmt er Abschied von der Frau Welt, die ihn vergebens länger zu fesseln sucht. „Welt!" ruft er ihr zu, „ich habe deinen Lohn ersehen. Was du mir gibst, das nimmst du mir. Wir scheiden Alle nackt und bloß von dir. Gott gebe dir, Frau, eine gute Nacht; ich will zur Herberge fahren." Sein Leben vergleicht er mit einem kurzen Traum, aus dem er nun erwacht. Wann er starb, ist unbekannt, und nur Dieß gewiß, daß er in Würzburg begraben liegt. Darüber berichtet eine alte Handschrift, Walther sey im Gange des neuen Münsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, unter einem Baume begraben, und habe vor seinem Ende verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe, und deßwegen habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher zum täglichen Füttern der Vögel machen lassen.

Ludwig der Strenge,
Herzog in Bayern.

Die beiden Söhne Otto's des Erlauchten, Ludwig und Heinrich, walteten in Frieden und in gemeinschaftlicher Regierung über das väterliche Erbe, bis die ungleiche Gemüthsart und brüderliche Eifersucht, wie es zu geschehen pflegt, Zwist und endlich Theilung herbeiführten, 1255. Heinrich erhielt Niederbayern, Ludwig das kleinere Oberbayern und dazu die Pfalz am Rhein, an welche die erste Kurwürde und nach dem Tode eines deutschen Königs bis zur nächsten Wahl die Reichsverweserschaft geknüpft war, wodurch das Land erst wichtig wurde. So ward das Landesherzogthum getheilt, und dadurch Veranlassung zur fortdauernden Zersplitterung und Schwäche des ehemals so schön aufblühenden Landes und des kaum seit einem halben Jahrhundert so herrlich wachsenden Geschlechtes der Wittelsbacher gegeben. Was hätte sonst aus Bayern und Wittelsbach werden mögen, deren Hoheit oder Freundschaft ringsumher die kleineren Herren und Fürsten anerkannten oder suchten, da weder in Oesterreich, noch selbst in Böhmen ein Gegner ihnen gewachsen war und die erste günstige Gelegenheit dem alten Stammherzogthume Bayern seine abgerissenen Theile wieder vereinen konnte!

Am Meisten weilte Ludwig in der Pfalz, dem lieben Lande seiner Geburt, denn er hatte auf dem Schlosse Heidelberg im Jahre 1228 das Licht der Welt erblickt, und dort suchte er Macht und Ruhm vorzüglich dadurch zu gründen, daß er sich eng den Städten anschloß, welche von den Edlen umher häufig befehdet und in der Entwicklung ihres bürgerlichen Lebens gehemmt wurden. Ludwig erkannte mit richtigem Gefühle, daß seine Fürstenmacht die größte Stütze an den Bürgern habe, und schloß sich deßwegen den neu entstehenden Städteverbindungen am Rheine an, und wie er sie schirmte, ward er hinwieder von ihnen gehoben. Von Heidelberg aus waltete er über das Land, und als er im Jahre 1256 wieder von München dahin reisete, begleitete ihn seine Gemahlin Maria von Brabant bis Donauwörth, wo er sie mit seiner Schwester Elisabeth, der jungen Wittwe des Königs Konrad IV., in sicherer Obhut zurückließ.

Erst seit zwei Jahren mit ihm vermählt, empfand sie große Sehnsucht nach ihrem Gemahl; und schrieb deßwegen dringend und liebevoll an ihn, daß er bald nach Bayern zurückkehre; einen anderen Brief sollte der Bote dem Ritter Ottlinger übergeben, der mit dem Herzoge gereiset war, und der einst gebeten hatte, sie möge ihn zum Zeichen des Vertrauens gleich den

übrigen Dienern dutzen. Jetzt schrieb sie diesem, wenn er ihren Gemahl bewegen könne, bald zurückzukehren, so wolle sie ihm die erbetene Gunst gewähren. Allein durch die Ungeschicklichkeit des Boten wurden die Briefe verwechselt; der Herzog las den Brief an den Ritter, fand die ihm unverständliche Andeutung; der finstere Geist der Eifersucht und des Argwohns bemächtigte sich seiner Seele, er stieß den Boten nieder, schwang sich auf sein Roß und ritt spornstreichs ohne Aufenthalt nach Donauwörth; hier ermordet er den ihm ehrerbietig entgegentretenden Schloßvogt als feilen Wächter fürstlicher Ehre, dann das Fraülein der Herzogin, Helika von Brennberg, läßt andere Jungfrauen von den Zinnen des Schlosses stürzen, beschuldigt die Herzogin selbst des Treubruches, und befiehlt ihr, sich zum Tode zu bereiten, denn sie müsse sterben. Vergebens waren ihre Bitten und die Betheuerungen ihrer Unschuld, vergebens das verzweifelnde Flehen seiner Schwester; das Haupt der unglücklichen Fürstin fiel am 18. Jänner 1256. Als er von seinem Wahne genas, und die Unschuld der Ermordeten und seine ungeheure That zu fassen vermochte, war sein Schmerz so groß als vorher seine Rachsucht, und die Sage erzählt, sein Haar sey darüber in einer Nacht ganz grau geworden. Er fand nirgends Ruhe; der Papst Alexander sprach ihn auf die Nachricht von der großen Reue von der Blutschuld los, gebot ihm aber zur Sühnung der Schuld ein Kloster zu bauen, und Ludwig gründete das Kloster Fürstenfeld.

Der Aufenthalt in Donauwörth war ihm von nun an verhaßt, und er wählte München zum bleibenden Wohnsitze, das dadurch an Größe, Menschenmenge und Bedeutung für Bayern zunahm, und an dessen nördlicher Seite er seine neue Burg — den jetzigen alten Hof, erbaute. Das Gewühl der Fehden und das Streben nach neuen Erwerbungen milderte allmählig das Andenken an die grausenvolle That; denn er gerieth mit Regensburg und Augsburg in Streit, und ließ, den kühnen Trotz derselben zu brechen, nahe bei Regensburg auf dem Geiersberge eine Burg erbauen, und hielt so die Straße nach Nürnberg in seiner Gewalt; Augsburg gegenüber aber erbaute er Friedberg, das sich trotz aller Anfälle behauptete. Mit den Regensburgern versöhnte ihn sein Bruder Heinrich und die Veste auf dem Geiersberge wurde abgebrochen.

Deutschland war damals ohne gemeinsames Oberhaupt, und jeder der Fürsten waltete bereits selbstherrlich in seinem Gebiete; kein Fürst bemühte sich mehr um die Krone, welche den beiden mächtigen Geschlechtern der Salier und Hohenstaufen den verderblichsten Krieg mit Rom und den Untergang bereitet hatte. Als deßwegen jetzt, nach dem Tode Wilhelms von Holland, Richard von Cornwallis durch Mainz und Köln, Alfons von Kastilien aber durch Trier, Sachsen und Brandenburg zum deutschen Könige gegen große Geldspenden gewählt wurden, erklärten sich die beiden Wittels-

bachischen Brüder für Richard, und erhielten für ihre Zustimmung eine sehr große Summe. Allein die Achtung für den neuen König dauerte nur so lange, als das Geld reichte, und kein Fürst gehorchte demselben länger und weiter, als es Jeder seinem Zwecke angemessen fand.

Indessen wuchs der letzte Sprößling des Hohenstaufischen Geschlechtes, der Sohn des vierten Konrad, Konradin genannt, unter der Vormundschaft seines Oheims Ludwig heran; allein nach dem väterlichen Gute des Waisen streckten Herren und Grafen ungescheut und ungestraft die Hände aus, und als er, ein sechszehnjähriger Jüngling, beschloß, das Reich seiner Ahnen in Italien wieder zu erobern, welches der Papst an Karl von Anjou verschenkt hatte, verpfändete er, um das nöthige Geld zum Zuge zu erhalten, seine noch übrigen Güter in Bayern und im Nordgau an seinen Oheim, und trat, begleitet von diesem und einer trefflichen Schaar Deutscher, den verhängnißvollen Zug über die Alpen an, 1266. In Verona verließ ihn aber Ludwig und kehrte nach Bayern zurück, indessen Konradin siegreich durch Mittel-Italien bis nach Neapel vordrang. Dort wurden seine ermüdeten Schaaren nach der schon gewonnenen Schlacht bei Tagliakozzo überfallen und zerstreut, er selbst mit seinem Freunde Friedrich, dem Herzoge von Oesterreich, treulos gefangen, an Karl von Anjou ausgeliefert und auf dessen Befehl zu Neapel enthauptet, 1268. So sank der letzte Sprosse des Hohenstaufischen Geschlechtes, und Ludwig trat in den Besitz der ihm verpfändeten Güter.

Dagegen erhob sein Bruder Heinrich Erbansprüche, und verlangte eine Theilung des Erbes, die endlich durch die erkornen Schiedsrichter erfolgte und die brüderliche Eintracht wieder für eine Zeit lang befestigte. Allein die Wahl eines neuen deutschen Königs nach dem Tode des Schattenkönigs Richard, 2. April 1272, entzweite sie auf's Neue. Ludwig, der indessen die Reichsverwaltung führte, strebte selbst nach der Krone; der Erzbischof von Mainz aber lenkte die Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg, dem bald die mächtigsten geistlichen und weltlichen Fürsten und endlich auch Ludwig beistimmten. Rudolf verlobte ihm dagegen seine älteste Tochter Mechtilde, feierte die Vermählung zugleich mit seiner Krönung, und bestätigte dem Eidam allen Besitz aus der Erbschaft Konradins gegen jeden fremden Anspruch.

Heinrich aber war unzufrieden, daß sein Bruder zu der Reichsverweserschaft auch die Kurstimme allein führe, und so als erster weltlicher Kurfürst und als Richter über die Handlungen des Kaisers walte; er forderte, daß Ludwig Pfalzgraf, er selbst aber Herzog von Bayern sey und heiße. Statt dem gewählten Könige zu huldigen und die Lehen von ihm zu erbitten, schloß er vielmehr mit seinem ehemaligen Feinde, dem König Ottokar von Böhmen, einen festen Bund, um sich zu behaupten. Ver-

gebens mahnte und drohte Rudolf; da verhängte er die Reichsacht über die beiden ungehorsamen Fürsten, und zog, unterstützt von seinem Schwiegersohne Ludwig, gegen sie; Heinrich in Niederbayern wurde zuerst überfallen und geschlagen 1276; aber Ludwig versöhnte ihn mit dem Könige. Heinrich entsagte dem Bunde mit Ottokar, schoß dem Könige sechsundvierzig tausend Goldgulden vor; dieser gab dagegen an Heinrichs ältesten Sohn Otto seine Tochter Katharina zur Gemahlin und stattete sie mit den altbayerischen Grafschaften am Inn aus, und Heinrich kam nach der Besiegung Ottokars von Böhmen in den Besitz des Landes ob der Enns für sein dem Könige geleistetes Darlehen, in Ludwigs Hand aber wurde einstweilen das Herzogthum Oesterreich übergeben, und allmählig schien sich das alte Herzogthum Bayern in seiner ehemaligen Ausdehnung neu zu gestalten. Doch der unruhige Herzog Heinrich vereitelte, was günstige Verhältnisse ihm boten und Klugheit befestigen konnte. Denn als Ottokar sich zum neuen Kampfe gegen Rudolf rüstete, um Oesterreich wieder zu gewinnen, verband sich Heinrich wieder mit ihm, aus Zorn, weil Rudolf wegen der Kurwürde noch nicht für ihn entschieden hatte. In der Schlacht auf dem Marchfelde verlor Ottokar Krone und Leben, 1278, und das Verderben Heinrichs wurde darauf nur durch die Bitten seiner Gemahlin und seines Bruders abgewendet. Doch verlor er das Land ob der Enns, welches Rudolf wieder mit dem Herzogthum Oesterreich vereinigte.

Ludwig blieb fortwährend dem Könige treu, und war, wie Rudolf selbst sagte, die unerschütterliche Saüle seiner Herrschaft; er half ihm die Ruhe gegen die Raüber am Rhein und in Schwaben aufrecht erhalten und die kühnsten derselben durch Zerstörung ihrer Schlösser bändigen. Für all die treue Dienstleistung mochte er mit seinem Bruder wohl den Heimfall Oesterreichs an Bayern erwarten, und beide begaben sich mit ihren Söhnen auf den Reichstag zu Augsburg. Allein hier, 1282 im December, verlieh Rudolf mit Verwilligung der Kurfürsten seinen beiden Söhnen die Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Krain und Windisch Mark. Mißvergnügt verließ der Herzog Heinrich Augsburg, Ludwig blieb aber auch darnach seinem Schwiegervater noch treu ergeben und machte keine Ansprüche auf Oesterreich mehr. Er hatte nur für die Vergrößerung Habsburg sich bemüht, welches erst damals in die Reihe der fürstlichen Geschlechter in Deutschland eintrat, und fortan stets bemüht war, Bayern zu schwächen, und Stück um Stück an sich zu bringen. Gleich im nächsten Jahre, als Heinrichs Schnur Katharina starb, verlangte ihr Bruder Albrecht das Heirathsgut am Inn zurück; die Herzoge von Niederbayern wollten es zwar mit Waffengewalt behaupten, aber auf das Zureden der Bischöfe von Passau und Regensburg verzichteten sie gegen eine Geldsumme auf die Güter, 1283, und immer mächtiger drängte das neue Geschlecht gegen Bayern heran.

Heinrich starb im Jahre 1290, und mahnte seine drei Söhne dringend, daß sie gemeinschaftlich regieren sollten.

Ludwig, der eifrige Anhänger der Habsburger, erscheint häufig in der Begleitung des Königs Rudolf und gibt seine Willebriefe zu den Verfügungen desselben. Als dieser 1291 in seinen Armen zu Germersheim verschieden war, trug er seine Anhänglichkeit auf dessen Sohn, den Herzog Albrecht, über, welchem er nicht nur seine Stimme bei der neuen Königswahl zusagte, sondern als Reichsverweser auch die anderen Fürsten ihm zu gewinnen suchte. Allein indessen unterhandelte der Graf von Nassau schneller, und erhielt durch große Spenden und Versprechen die meisten Stimmen der Kurfürsten.

Da zu derselben Zeit seine Neffen von Niederbayern an Oesterreich und Oberbayern Streit suchten, kehrte Ludwig vom Rhein nach diesem Lande zurück. Indessen zog der neue König Adolf in großer Begleitung zu Schiff nach Köln, und als er vor Fürstenberg, dem Schlosse des Pfalzgrafen, vorüber fuhr, verlangten die im Schlosse die gebührenden Zölle, da sie nicht wußten, wer im Schiffe wäre, und schoßen, als Jene nicht anhielten, auf das Schiff, und tödteten einen Mann an des Königs Seite. Darüber entstand großer Lärmen; die Kurfürsten aber hetzten den König gegen den Pfalzgrafen, sagend, es wäre auf dessen Befehl geschehen, und sie wollten, daß ihn Adolf seiner Würden entsetze und in des Reiches Acht erkläre. Als Ludwig Dieses hörte, schickte er sogleich den Grafen von Oettingen und den Burggrafen von Nürnberg an den König, sich zu entschuldigen, da weder er solche That befohlen, noch seine Leute wegen ihrer Unwissenheit strafbar wären. Allein die Gesandten wurden nicht gehört, und die drei geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier hatten in ihren Gedanken die Pfalz schon unter sich getheilt. Da eilte Ludwig schnell an den Rhein, besetzte und befestigte seine Flecken, warb Bundesgenossen, und rüstete sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Darauf wurde die Sache verglichen. Ludwig reinigte sich mit einem Eide, daß der Schuß auf das Schiff ohne sein Wissen und Willen geschehen, und wurde von dem Könige in Gnaden aufgenommen, und erhielt sogar für seine gehabten Auslagen dreitausend Mark.

Im Jahre 1294 wurde er von Adolf an den Rhein gerufen, daß er zwischen diesem und dem Herzoge Albrecht von Oesterreich Frieden mache. Da erkrankte er plötzlich, und als er sein Ende fühlte, sandte er seinen Ehering an seine Gemahlin nach München, und starb am 1. Februar zu Heidelberg in demselben Gemache, in welchem er geboren war. Sein Leichnam aber wurde nach Bayern geführt und in Fürstenfeld begraben.

Albert der Große und Berthold Lechs.

Um das Jahr 1200 wurde zu Lauingen geboren Albert, wie man glaubt, aus dem Geschlechte der Grafen von Bollstädt. Seine Eltern wußten anfangs nicht, ob sie ihn dem geistlichen oder weltlichen Stande bestimmen sollten; da fügte es die Vorsehung, daß er zum Besuche der Schulen nach Padua geschickt wurde, und alsobald zeigte er eine große Begierde zur Erlernung der Wissenschaften, und einen eisernen Fleiß, die Schwierigkeiten zu überwinden, denn es schien, er sey von Natur langsamen Geistes, daß er deßwegen oft in glühendem Gebete flehte, es möchte ihm der innere Sinn geöffnet werden, wobei er sich besonders an die Jungfrau Maria wendete. Und als er eines Tages wieder so im Gebete versunken lag, daüchte es ihm, die heilige Jungfrau selbst erscheine ihm in ihrer milden Herrlichkeit, heiße ihn guten Muthes seyn und vertrauen, und befehle ihm, in den Prediger- (Dominikaner-) Orden zu gehen. Gestärkt durch die Erscheinung trachtete er nun nach nichts Anderem, als den Befehl zu erfüllen; allein von diesem Entschlusse suchte ihn der strenge Oheim abzuhalten, dann erhoben sich auch allerlei beängstigende Zweifel in seiner Seele und er schwankte, bis einst die Predigt des Pater Jordan über alle seine Zweifel siegte, worauf er im Jahre 1221 wirklich in den Predigerorden aufgenommen wurde. Aber jetzt noch beunruhigten ihn allerlei Gedanken; er fühlte sich zu schwach, Etwas zu leisten, und wollte doch nicht als ein unnützes Glied in der Gesellschaft leben: da wurde er auf's Neue durch eine Erscheinung in seinem Geiste beruhigt und gestärkt, denn die himmlische Jungfrau trat wieder vor ihn, und verkündete, sein Gebet um Erleuchtung sey erhört, seine Seele fortan zu den tiefsten und höchsten Forschungen geschickt, ja ihm die Wahl der Wissenschaft gewährt, in welcher er sich vor seinen Zeitgenossen auszeichnen wolle. Da wählte er die Philosophie, die in das Wesen der Dinge dringt, und dem geistigen Auge enthüllt, was dem irdischen verborgen bleibt, und beim Erwachen fühlte er seine Natur wie verändert, seinen Geist leicht und frei, gehoben durch wunderbare Kraft, und welcher Untersuchung er sich von da an zuwendete, die gelang ihm, und durch Fleiß und Gebet drang er nicht nur in die Wissenschaften ein, sondern bewahrte sich auch vor der Eitelkeit der Welt und vor Hochmuth, ohngeachtet er bald allgemein der Meister oder der Philosoph genannt wurde. Am Meisten aber forschte er in der heiligen Schrift, und schrieb lange und ausführliche Erlaüterungen über das alte und neue Testament; zugleich suchte er die Erscheinungen der

Natur zu erklären und in ihr Wesen einzudringen, so wie die Krankheit zu enträthseln und dem Gedanken in seinem Fluge zu folgen und die Gesetze des Denkens fest zu begründen.

Wo er lehrte, dahin strömten aus der Nähe und Ferne eine Menge Schüler, die horchend zu seinen Füßen saßen oder auf seinen Wanderungen ihn begleiteten, und sein Leben schien eine beständige Reise. In Köln und Hildesheim, zu Freiburg im Breisgau, Straßburg und Regensburg lehrte er, und der Ruf seines Namens war bis Rom gedrungen. Als dort im Jahre 1237 Jordan, der Vorsteher des Ordens, gestorben war, wurde Albert ohne sein Wissen an dessen Stelle gewählt, aber er schlug die ehrenvolle Würde aus und kehrte nach Köln zurück. Hier widmete sich ihm von allen Schülern am Meisten Thomas von Aquino, der in der Folge seinen Lehrer noch überragte und von allen Philosophen des Mittelalters als der Tiefsinnigste gepriesen wird. Eine Zeit lang lehrte Albert auch in Paris, und der Zudrang, ihn zu hören, war so groß, daß eine Straße nach ihm genannt wurde; seine Stelle vertrat dort nach seiner Rückkehr nach Deutschland Thomas von Aquin. Im Jahre 1254 wurde Albert zum Vorsteher seines Ordens in deutschen Landen (Provinzial) erwählt, und diese Würde nahm er endlich aus Gehorsam an und zeigte sich derselben ganz werth. Um den Zustand seiner Brüder zu erforschen, zu lehren, mahnen und bessern, durchreiste er die Länder seines Bezirkes alle zu Fuß, ohngeachtet seines schon vorgerückten Alters, und ohne einen Heller Geld, sondern wahrhaft den Vorschriften seines Ordens gemäß von der Milde der Menschen lebend. Gegen seine Mitbrüder bewies er sich väterlich ernst und mild, und gab Allen ein schönes Beispiel der Nacheiferung. Die heimlichen Fehler strafte er geheim, die öffentlichen öffentlich, um das verursachte Aergerniß dadurch in Etwas gut zu machen; er hielt aber so streng an den Ordensregeln, daß er einen Laienbruder, bei welchem man nach dem Tode Geld fand, wieder ausgraben und in ungeweihte Erde legen ließ, weil er dem Geize gefröhnt hätte. Albert selbst achtete so gar Nichts für sein Eigenthum, daß er selbst seine Bücher in den Klöstern zurückließ, wo er sie geschrieben hatte.

Seine vielen Schriften umfassen das ganze damalige Gebiet des menschlichen Wissens und zeigen in vielen Gegenständen seinen Scharfsinn, und in den theologischen und philosophischen Abhandlungen offenbart sich eine tiefe religiöse Ansicht; dagegen erging er sich auch in Untersuchungen, die nach unseren Begriffen unnütz und eitel sind, die aber einen Haupttheil der Philosophie ausmachten, und so lesen wir bei ihm Abhandlungen: „Mußte ein himmlischer Bote zu Maria geschickt werden? Von welcher Ordnung mußte er seyn? In welcher Gestalt erschien derselbe? Als Schlange, Taube oder Mensch? In Jünglings- oder Jungfrauengestalt? Was that Maria gerade, als der Bote erschien?“ — Diese und ähnliche

Fragen beschäftigten Alberts Geist ganz ernstlich, und er antwortete eben so scharfsinnig und ausführlich, nach verschiedenen Seiten hin die Sache untersuchend.

Als Glaubensprediger und apostolischer Gesandter wanderte er nach den rauhen und barbarischen russischen Ländern, wo er eine Zeit lang mit christlicher Liebe und Standhaftigkeit wirkte; von dort aus ging er, scheint es, unmittelbar, vom Papste Alexander IV. gerufen, nach Rom, wo gegen den Predigerorden ein heftiger Sturm erregt war, so daß der Papst denselben aufheben wollte. Die geistlichen Orden, kleinere Vereine, gestiftet in der Absicht, daß die Mitglieder ganz nach dem Beispiele Christi und der Apostel der Verkündung der christlichen Lehre in Demuth leben sollten, waren nach und nach durch die erworbenen Güter ausgeartet, und lebten haüfig wie wahre Weltmenschen, weßwegen die Stifter des Dominikaner- und Franziskanerordens befahlen, daß die Glieder ihres Ordens nie weltliche Güter sammeln, sondern bloß von Almosen leben sollten, und deßwegen erhielten diese Orden bei dem Volke so große Theilnahme und Verehrung. Betrachtete man dagegen das Leben der Päpste, die sich Statthalter Christi und Nachfolger des armen, verfolgten Apostels Petrus nannten, und doch über Kaiser und Könige herrschten, und als die ersten Herren der christlichen Welt in orientalischer Pracht in ihrer Residenzstadt Rom lebten: so mußte selbst das einfältige Volk zu allerlei Gedanken kommen, und die armen Prediger und Franziskanermönche, die allein von allen Mönchen keine prächtigen Gebaüde, Kirchen, Güter und Herrschaften besaßen, waren ein stillschweigender Vorwurf für alle übrigen Geistlichen. Deßwegen wollten sie gern diesen Orden aufheben. Aber er hatte bereits bei dem Volke solches Ansehen erlangt, und fand nun an Albert einen so beredten Vertheidiger, daß der Papst Nichts weiter gegen denselben unternahm, und Albert als Retter seines Ordens nach Deutschland zurückkehrte.

Hier wurde er im Jahre 1260 zum Bischofe von Regensburg gewählt, und auch diese Würde bekleidete er zum Frommen der Glaübigen und Nutzen der bischöflichen Güter. Da die vorigen Bischöfe gleich Fürsten mit einem reichen Hofstaate lebten, reichten bald die Einkünfte nicht mehr aus, um die großen Ausgaben zu bestreiten, und es wurden deßwegen Schulden über Schulden aufgehaüft; als nun Albert zur bischöflichen Würde berufen wurde, behielt er seine Ordensregel bei, lebte in der gewöhnlichen Armuth fort, trug unter der bischöflichen Kleidung an Festtagen sein Ordensgewand, in dem er sonst immer erschien, und tilgte so durch weise Sparsamkeit in kurzer Zeit die Schulden des bischöflichen Stiftes, und vermehrte die Einkünfte für die Domherren. Dabei vernachlässigte er die Hauptsache, den geistlichen Beruf, nicht im Geringsten, und sorgte für die ihm anvertrauten Christenbrüder auf väterliche Weise, predigte haüfig,

und schrieb in seiner Zurückgezogenheit auf dem Schlosse Thumstauf die Erlaüterungen über den Evangelisten Lukas. Aber das Volk, welches seit Jahrhunderten schon die Bischöfe nur mehr in weltlicher fürstlicher Pracht gesehen, konnte sich an den Anblick des neuen Bischofes nicht gewöhnen, der als ein armer Pilger mit Bund- oder Bauerschuhen, gleich den ersten Verkündigern des Evangeliums, einherging, und die ganze strenge Mönchsregel in seinem Leben beibehielt.

Deßwegen und vielleicht noch mehr darum, daß er wieder ganz von irdischen Sorgen befreit wäre, legte er die bischöfliche Würde schon nach einem Jahre nieder, und begab sich wieder nach Köln, wo er als Lehrer und Prediger thätig fortwirkte. Die glänzende Gabe der Rede blieb ihm auch im Alter eigen, bis ihn einst, während er predigte, plötzlich das Gedächtniß verließ. Daran merkte er die Annäherung seines Todes, zu dem er sich freudig bereitete, und der ihm im Jahre 1280, den 16. October, in seiner Zelle sanft nahte. Sein Bildniß war lange über dem Imhofischen Thurme in Lauingen, mit einer Inschrift, die seine Geburt in das Jahr 1193 setzte.

Sein Name war so berühmt, daß er selbst in Volksliedern und Sagen gepriesen wurde und man ihn unter die Zauberer zählte. In Regensburg soll er einen Kopf so künstlich verfertigt haben, daß er einige Worte hervorbringen konnte, worüber Thomas von Aquino so sehr erschrack und im frommen Eifer so über das Teufelswerk erzürnt wurde, daß er den Kopf in Stücke schlug. Ein anderes Mal soll Albert in Köln den Kaiser am Dreikönigsfeste bewirthet und den beschneiten Klostergarten plötzlich in einen herrlichen, mit tausend Blüthen duftenden Garten verwandelt haben. Wahrscheinlich verstand er die Kunst, Blumen mitten im Winter in Treibhaüsern zu ziehen.

Mit ihm lebte und wirkte in enger Freundschaft Berthold Lechs, der als Prediger viele Jahre hindurch wie eine Fackel leuchtete, und von ihm wurden noch lange Zeit die Linden genannt, von welchen herab er zu dem zahllos herbeiströmenden Volke predigte.

Wann und wo er geboren, ist nicht aufgezeichnet; aber vom Jahre 1250 an erscheint der berühmte Mönch bald in Schwaben und in der Schweiz, bald in Oesterreich, Ungarn, Böhmen und Thüringen als der berühmteste Prediger, zu dem Tausende auf das freie Feld strömten. Denn seine Vorträge waren nach alt-christlicher Weise Berg- und Wiesenpredigten unter freiem Himmel, da die Kirchen ohnehin die große Menschenmenge nicht hätten fassen können. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war in Regensburg und in jener Gegend, auch in Landshut, wo er Beichtvater beim Herzoge Otto war, und in Augsburg predigte er wohl am Haüfigsten, und seine Rede war eine flammende Leuchte und ein Schwert, die den Geist erhellten

und das Herz durchdrangen, und den wahren christlichen Sinn weckten. In natürlicher kräftiger Einfalt und in lebendigen Bildern sprach er zum Volke, und wenn er von der Anhöhe herab die im Grünen gelagerte Menge überblickte: da floß der Strom der Rede, und wie er Himmel und Erde überschauen konnte, so nahm er auch seine Gleichnisse und Bilder von daher, wie sie Jedermann verständlich waren.

Welch einen Eindruck mußte seine Rede auf dem freien Felde machen, wenn er mit den lebendigsten Farben das Gute und Böse schilderte, und ausrief: „Wie wir sterben würden vor Freude, wenn wir Gott sähen mit leiblichen Augen, also vor Furcht, wenn wir den Teufel sähen. Ginge er jetzt dort her vor dem Walde, und wäre diese Stadt ein glühender Ofen: Alles würde sich in diesen drängen.“ Oder wenn er ein Anderesmal sagte: „Gott hat uns zwei große Bücher gegeben, daraus zu lernen: den Himmel und die Erde. Daran sollt ihr lesen und lernen Alles, was euch noth ist an Leib und Seele: an der Erde bei Tag, an dem Himmel bei Nacht. Wenn du einen Baum mit Obst siehst, sollst du denken: Wäre ich doch so tugendhaft, daß ich dir, o Gott, mit meinen Tugenden so wohl gefiele, als das Obst den Menschen. Und wenn du einen Baum in Blüthe siehst, so denke: Wäre ich auch so guter Gedanken voll, die dann in Thaten sich zeigten, wie die Blüthe zur Frucht reift!“

Dann führt er aus, wie wir an Allem, was Gott geschaffen, seine Liebe und Güte erkennen mögen, besonders an dem Pflanzenreiche, an dem Getreide, an den Baümen mit den süßen Früchten und an dem Weinstocke. Bei der Nacht aber sollen die Menschen lesen und Tugend lernen aus den Gestirnen, denen Gott große Kraft gegeben über die Dinge auf der Erde, daß sie wachsen und gedeihen, oder daß Mißwachs entstehe. Aber über Etwas auf der Erde hat Niemand Kraft und Gewalt: das ist des Menschen freier Wille, den Nichts zwingen mag, als er selber. Als Gott, der freie Herr, den Menschen nach seinem Bilde schuf, da wollte er seinen Willen nicht binden oder zwingen, wie den Esel; der muß den Sack tragen, er thue es gern oder ungern; so muß auch der Ochs den Wagen ziehen und den Pflug. Einen Menschen bindet man wohl, wie man will, aber seinen Willen kann man nicht binden.

Immer kehrte Berthold in seinen Gleichnissen zur Natur zurück, und wählte seine Beispiele so aus ihr, daß ihn seine Zuhörer dann leicht verstanden. Einst sagte er: „Manche hätten gern Wunder und sichtbare Zeichen von dem Herrn, und er thut doch täglich große Zeichen, die man aber aus Gewohnheit nicht mehr achtet. So ist ein großes Zeichen die Sonne, so das Korn, so der Wein. Und täglich thut er das Zeichen, daß die Erde auf Nichts schwebt. Kein Kaiser ist so gewaltig, daß er einen Pfennig mag aufhängen, daß er auf Nichts schwebt in der Luft!“ — Er

nimmt Beispiele zur Ermahnung von den bekanntesten Thieren: „Wie der Hase furchtsam ist, so soll sich der Mensch vor der Sünde scheuen; wie die Heuschrecke unter allen Blumen und in aller Wonne des Sommers doch ihr schwaches Körperlein nicht ganz sättigt, so soll auch der Mensch dem Leibe seine Wollust nicht lassen, und enthaltsam seyn im Essen und Trinken und in der Kleidung.“ Bei jeder Gelegenheit wies er auf die Natur hin, um von ihr zu lernen, wie denn auch der heilige Bernhard auf die Frage, woher er seine Weisheit habe, antwortete: „Ich lerne an den Baümen.“

Immer und immer ermahnt er zum guten Leben, zur innern Heiligung: „Du magst viele gute Dinge thun mit Gebet, Almosen und Gottesfahrten, und kommst doch zur Hölle, wenn du dabei in Sünden bleibst.“ Dem, der Böses gethan, dem, der Andere betrogen und ungerechtes Gut an sich gebracht, redet er väterlich zu, dasselbe zurückzugeben. Du sagst: „Ich bin in der Brüder Rath und beichte ihnen alle Jahre, und sie sind oft in meiner Herberge; ich habe mich in ihre Brüderschaft und in ihr Gebet gekauft, daß sie meine Vigilie begehen sollen mit Singen und Lesen, wenn ich sterbe. Das ist recht gut und Das mag dir Gott vergelten, was du uns zu Gute thust, und wir holen dich gar schön von deiner Pfarre mit unserer Procession, und bestatten dich in unserem Münster und legen dich vor den Altar, aber die Teufel haben deine Seele gleich, wenn sie aus dem Munde fuhr, zum Abgrund der Hölle geführt. Und wären alle Tropfen, die je regneten, graue Mönche und schwarze Prediger, und meine Brüder Patriarchen und Propheten, und läsen und sängen sie immer, und weinten blutige Thränen zu Gott um deine Seele bis zum jüngsten Tage: es hälfe dir nichts. Willst du einen Schilling nicht erstatten, und du weißt, wem du ihn schuldig bist, so gehe in ein Kloster, sey wie ein reines und keusches Turteltaüblein, flieg mit den Brüdern zu den Metten, fast alle Tage: die Teufel nehmen dein wahr, bis die Seele aus dem Leibe fährt, und führen sie dann in den Grund der Hölle. Stifte alle Tage Gott ein Kloster oder gar ein Spital: es hilft dir Nichts, du lassest denn das ungerechte Gut.“ — Barmherzigkeit zu üben, ermahnt er besonders die Großen, denn davon hänge es ab, ob Gott sich auch ihrer erbarme.

Am Meisten eifert er gegen den Mißbrauch des Ablasses und gegen diejenigen Prediger, die denselben anrühmten, daß dann die Menschen glaubten, sie bedürften der Buße und Besserung nicht mehr, wenn sie nur das Geld bezahlt hätten. Einen solchen Prediger nennt Berthold den Mörder der rechten Buße, und sagt von ihm: „Er fährt aus unter die einfältigen Leute, und predigt und ruft, und er sagt, er habe vom Papste die Gewalt, daß er dir alle Sünden abnehme um einen Häller. Und er lügt, daß man damit ledig sey gegen Gott, und bringt dem Teufel alle Tage viele tausend Seelen. Ihr sollt ihnen nichts geben, dann müssen sie abstehen von dem

Betrug.“ Eben so heftig donnert er gegen den Aberglauben, wie gegen die Ketzer, die den wahren Glauben verderben; er preiset den Segen der heiligen Messe, aber er eifert gegen bezahlte Messen; über die Gewalt des Papstes will er Nichts sagen; jedem Alter und Stand hält er seine besonderen Pflichten vor, und immer dringt er auf innere Demuth, Reue und Wiedererstattung des ungerecht erworbenen Gutes. Aber er ist wieder mild in seinem Glauben, und sagt: „Gott hat jeglichem Menschen einen Hüter und Engel gegeben und halt jeglichem Heiden und Ketzer, Juden und Tartaren. Es seyen jene oder diese, die nach Menschen gebildet sind, deren hat Jeglicher seinen Engel, der sein hütet, und es spricht ein Heiliger: Es ist Niemand so arg, er habe etliche Tugenden, die zum Himmelreich gehören.“ Zugleich warnt er vor freventlichem Urtheil und vor unzeitigem Tadel. „Zieh dein Gemüth ab von allem Dem, das dich nicht angeht! Laß einen Jeglichen seine Sitten halten und schaff du mit Gott dein Ding! Wessen aber du Macht hast, daß es gebessert werde, dessen nimm wahr, das Andere lasse gehen! Bekümmere dein Herz nicht mit Urtheilen, denn du kannst nicht wissen, in welchem Sinn Das geschieht, worüber du urtheilest. Was du nicht bessern kannst, darin übe deine Geduld! Wenn aber von deinem Schweigen sollte das Uebel ärger werden, und es könnte durch deine Rede gebessert werden: da sprich sanft und ernstlich ohne Streit!“ — Wie schön mahnt er zur Feindesliebe und zur Verzeihung: „Wenn dir ein anderer Mensch feind ist, was Ungemach hast du davon, das er bei sich in seinem Herzen trägt? Du bist doch nicht in seinem Busen. Und spricht er Böses von dir, das Wort trägt der Wind fort wie ein leerer Schall, wo hat es denn dich getroffen? Am Haupt oder an dem Hals, oder wo sonst? Greift er dich an bei deinem Gut oder an deinem Leibe? Sein Wort beunruhigt dein Herz nicht, wenn du es nur selbst in Ruhe lässest. Vergilt Niemanden Böses! Unser Herr vergalt es nie, wie viel Leides man ihm auch that. Thut dir Jemand Leides, so verzeihe es und kehre es zum Herrn, daß er dich dessen ergötze und trinke seinen Geist in dich. Zu zwei Dingen ist es uns nütze, wenn wir verleumdet werden: daß wir uns desto mehr in allen Dingen hüten, damit die Feinde desto weniger an uns finden, was sie lästern können, und daß wir unser Gemüth desto mehr zu Gott erheben. Lerne auch deinen Feinden nicht feind seyn, denn der Mensch ist des himmlischen Vaters Kind und Jesu Christi und die Wohnung des heiligen Geistes. — Alles Irdische vergeht, alle Weltherrlichkeit ist nur wie der Blick eines schnellen Reiters in einen flimmernden Kramladen.“

Der edle Mann starb gegen das Ende des Jahres 1272, und liegt in Regensburg begraben.

Ludwig der Bayer.

Nur wenige Fürsten zeichneten sich zugleich im Kriege und im Frieden aus, und flochten in den Schlachten-Lorber die schönere Palme der Volksbeglückung, und errangen sich den dauernden Dank der Nachwelt dadurch, daß sie ihrer Nation die Bahn zur Unabhängigkeit durch geistige Erhebung zeigten und ebneten. An diese Wenigen reiht sich Ludwig der Bayer, dessen ruhmvolles Andenken in ganz Deutschland fortleben wird.

Er war der jüngere Sohn Ludwig des Strengen und bei dem Tode des Vaters erst zwölf Jahre alt, weßwegen die Mutter Mechtildis die Vormundschaft und Erziehung dieses ihres Lieblingssohnes um so inniger leitete, als ihr älterer Sohn sie ganz von der Theilnahme an der Regierung zu verdrängen suchte, und sich eng an den neuen König Adolf von Nassau anschloß, mit dessen Tochter er sich vermählte. Mechtildis ging klagend und Hülfe suchend zu ihrem Bruder Albrecht nach Wien, wo Ludwig mit ihren Neffen in ritterlichen Künsten erzogen wurde. Nach wenigen Jahren erhob sich Albrecht von Oesterreich als Kaiser gegen Adolf von Nassau, von mehreren deutschen Fürsten erwählt; in der Schlacht bei Göllheim fällt dieser, und Rudolf von Bayern muß darauf dem mächtigen Oheim huldigen, Mutter und Bruder in ihre Rechte einsetzen, und diesen als Mitregenten anerkennen.

Allein bald erhob sich der Zwist wieder, da Rudolf die Macht Bayerns bloß für sich und zu Gunsten des neuen Königs Heinrich VII., aus dem Hause Luxemburg, benützen wollte. Erst nach langem Widerstreben theilte er mit Ludwig, will ihn jedoch stets bevormunden, daß dieser eine verheerende Fehde gegen den Bruder erhebt. Doch bald versöhnt er sich wieder mit ihm, die Theilung wird aufgehoben und gemeinschaftliche Regierung bestimmt, worauf Rudolf den König Heinrich nach Italien begleitet, Ludwig aber indessen die Verwaltung Bayerns allein führt.

Während dieser Fehden der herzoglichen Brüder in Oberbayern war in Niederbayern der Stamm Heinrichs, ihres Oheims, in manches Ungemach verwickelt, und als Otto, der älteste Sohn desselben, sein Ende nahen sieht, war sein Sohn Heinrich erst wenige Wochen, von seinen Neffen der eine erst acht, der andere fünf Jahre alt. Um ihnen die Erbschaft gegen Habgier zu sichern, ernannte er sterbend den Herzog Ludwig von Oberbayern zum Pfleger und Vormund der minderjährigen Fürsten, legte diese Verordnung vertrauensvoll in die Hände der Städte nieder, und empfahl sie vorzüglich den Bürgern von Straubing und Landshut, worauf

sie ihm Treue gelobten und er getröstet starb 1312. Der Adel Niederbayerns fühlte sich aber dadurch gekränkt, schloß sich an die österreichischen Fürsten an, und wollte mit deren Hülfe die Vormundschaft der Minderjährigen mit Gewalt erzwingen; Ludwig widersprach, und als Friedrich von Oesterreich während einer mündlichen Unterredung zu Landau von seinem Vorhaben nicht lassen wollte, drang er heftig empört über das ungerechte Benehmen mit gezücktem Schwerte auf ihn ein, daß nur die Umstehenden mit Mühe Unglück abwehrten, worauf Friedrich zu seinem Bruder nach Schwaben eilte, und von dorther zum Kriege rüstete, während auch von Oesterreich andere Schaaren droheten, und der niederbayerische Adel ihnen leichten Weg bahnte.

In dieser dringenden Noth zeigte sich Ludwigs Bruder Rudolf ganz unthätig, und blieb in diesem ehrenvollen Kampfe um Wittelsbachs Rechte lauernd ohne Theilnahme. Ludwig aber wirbt mit geringen Hülfsmitteln Schaaren in Bayern, ruft andere aus den Nachbarländern, Schwaben und Franken, herbei, und zieht den Oesterreichern muthig entgegen, überfällt sie bei Gammelsdorf nahe bei Moosburg am 9. November 1313, erringt hier einen schönen Sieg, und wehrt dadurch die Anmaßung Oesterreichs und des niederbayerischen Adels ab. Der Stadt Landshut verlieh er für ihre Tapferkeit in dieser Schlacht drei Helme in das Wappen; durch milde Behandlung gewann er die Gefangenen, bald entließ er die Meisten und behielt nur Wenige zurück; Adel und Bürger erkannten seine Vormundschaft, ganz Bayern blickte auf ihn, und sein Ruhm erscholl bereits durch Deutschland. Sein hoher schlanker Wuchs, seine kräftige Gestalt und ruhige Haltung, die freundliche Miene, die blaülichen Augen und das lebhafte Roth seiner Wangen flößte Vertrauen auf seine Kraft, und sein Betragen Zuversicht auf seine Redlichkeit ein. Rudolf sah mit Neid des Bruders Ruhm und wendete sich nach Heidelberg, während Ludwig in Oberbayern waltete.

In demselben Jahre 1313 war der König Heinrich VII. in Italien, wahrscheinlich vergiftet, gestorben, und sein Tod regte im deutschen Wahlreiche die Parteien auf, diese Würde zu erwerben oder zu vergeben. Der Sohn des Verstorbenen, Johann, der König von Böhmen, hatte zwar an seinem Oheim Balduin von Trier und an Peter Aichspalter, dem mächtigen Kurfürsten von Mainz, wichtige Gönner; da es aber Grundsatz der Fürsten geworden, die deutsche Krone nicht zweimal nacheinander demselben Geschlechte zu übertragen, damit dessen Macht und Ansehen nicht zu groß würde, konnte er nicht hoffen, dieselbe zu erringen, zumal ihm das mächtige Geschlecht der Habsburger entgegenstand, an deren Spitze jetzt Friedrich der Schöne und der kriegerische Leopold waren, welche Alles aufboten, die Krone wieder an ihr Geschlecht zu bringen. Um so

eifriger wirkte ihnen die luxemburgische Partei entgegen, und wendete sich an Ludwig von Bayern, der anfangs dem Ansinnen widerstrebte, dann aber selbst Vieles versprach und gewährte, um die deutsche Krone zu erhalten. Wie zum Kampfe erschienen die Parteien bei Frankfurt, dem alten Wahlfelde, und am 19. October 1314 wählten die Einen eilig Friedrich den Schönen, die Andern aber am folgenden Tage Ludwig von Bayern, und ihm öffnete Frankfurt sogleich die Thore. Acht Tage lang erwartete er seinen Gegner auf der Wahlstatt, und zog dann triumphirend nach Aachen, wo er am 26. November feierlich die Krönung empfing; Friedrich aber, weder offenen Kampf wagend, noch in Aachen eingelassen, wurde in Bonn gekrönt.

So waren denn in Deutschland zwei Gegenkönige, deren jeder durch seine Partei sich über den Andern erheben, und durch die Anerkennung des Papstes als einziger und rechtmäßiger König gelten wollte; die Stimmenmehrheit der wählenden Fürsten aber hatte Ludwig; ihm waren die Städte zugethan, die er sogleich durch die Bestätigung ihrer Rechte und Einrichtungen sich verbündete, und so begann er mit mäßigen Hülfsmitteln, aber voll Muthes und Klugheit den Kampf gegen den bei Weitem mächtigeren Habsburger und Jugendfreund Friedrich. Seine Lage in Bayern, zwischen Oesterreich und Schwaben, den habsburgischen Ländern, war um so gefährlicher, da sein eigener Bruder Rudolf zu seinen heftigsten Gegnern gehörte, und er sah sich selbst in seiner Residenz München nicht immer sicher, und nur der unglückliche Kampf Leopolds und des österreichischen Adels gegen die Schweizer, welche bei Morgarten ihre Freiheit heldenkühn vertheidigten, gewährte ihm für einige Jahre Ruhe. Während derselben suchte er seine königliche Macht und sein Ansehen in Deutschland, und besonders in Bayern zu befestigen, gewann die Treue und Anhänglichkeit Niederbayerns durch Milde und väterliche Sorgfalt, vergrößerte und verschönerte München, dessen Wohlstand er durch die Verleihung einer freien bürgerlichen Verwaltung, durch die Gründung einer Hauptsalzniederlage für Oberbayern und das Ausland, durch gegenseitige Zollfreiheit mit mehreren Reichsstädten und durch ungestörte Sicherheit des Handels für immer hob. In gleicher Weise wirkte er fördernd auf das übrige Deutschland durch Handhabung der Ruhe gegen Raüber und Friedensstörer. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1316 wurde auf die Klage der Schweizer gegen Friedrich und Leopold von Oesterreich die Acht verhängt, dann zog Ludwig an den Rhein, und sicherte sich die Zuneigung Balduins von Trier. Sein Ansehen wuchs mit jedem Tage, aber noch war er nicht Sieger und in seiner Nähe selbst der feindliche Bruder. Der Zwist mit diesem brach wieder offen und dießmal gewaltiger als früher aus; aber nun bietet Ludwig all seine Kraft auf, entreißt dem Bruder Schloß um Schloß, und zwingt ihn zu einem Vergleiche, in welchem Rudolf verspricht, „Gewinn und

Verlust mit seinem lieben, in mannichfaltigen Mühseligkeiten befangenen Bruder Ludwig zu leiden, damit dieser den obschwebenden Krieg desto kräftiger durchzusetzen vermöge. Und weil er selbst aus körperlicher Schwäche nicht Theil nehmen könne, überlasse er an Ludwig bis zur Beendigung des Krieges gegen Oesterreich die Lande zu Bayern und am Rhein, und verspreche, sich nach der Wiederherstellung in seine Rechte und Besitzungen wie ein redlicher Bruder, bei ungetheiltem Gute und wie es einem Fürsten gegen seinen König zieme, zu betragen." 1317. Also wurde gefriedet, aber Rudolf konnte seine Demüthigung und seines Bruders Glück nicht ertragen, verließ Bayern und ging wahrscheinlich nach Oesterreich. Nach zwei Jahren starb er, 1319, doch kennt Niemand seine Grabstätte.

Nun konnte Ludwig über die Kräfte Oberbayerns und der Pfalz zum Kriege verfügen, der bald heftiger begann, da sich die österreichischen Brüder von der Niederlage bei Morgarten erholt hatten, und mit gesammter Macht die Entscheidung in Bayern selbst herbeiführen wollten.

Im langsamen Zuge rückte Friedrich der Schöne mit einem großen Heere heran. Leopold sammelte seine Schaaren am Rhein und in Schwaben. Da entbot Ludwig den König Johann von Böhmen mit dessen Oheim Balduin von Trier und seine Anhänger in Franken und am Rhein zu schleuniger Hülfe; sie sammelten sich bei München in täglich sich mehrenden Heerhaufen, von da rückten sie an den Inn, welchen Fluß Friedrich mit seinem Heere bereits überschritten hatte. Vier Tage standen die Heere einander gegenüber, Friedrich erwartete seinen Bruder Leopold im Rücken seines Gegners Ludwig; dieser aber übertrug, um sich vor Verrath zu sichern und Einheit in die verschiedenen Massen zu bringen, den Oberbefehl dem alten erfahrnen Seyfried Schweppermann. Der entwarf den Plan, legte den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit vierhundert Reitern in Hinterhalt, stellte den König Johann mit den Reitern des Herzogs Heinrich von Niederbayern auf den linken Flügel, auf den rechten aber und in die Mitte die bayerischen Ritter und Reichsvölker. Unerkannt im blauen mit weißen Kreuzen besäeten Wappenrocke hielt sich Ludwig mit zwölf tapfern Begleitern zum Mitteltreffen. Indessen hatte Friedrich der Schöne eilige Boten an seinen Bruder geschickt, der am Lech stand und streitbegierig auf Nachricht über die Stellung seiner Freunde und die Zeit des Angriffes wartete, allein den Boten hatten die Mönche des Klosters Fürstenfeld ihre Rosse abgenommen und so ihre Eile gehemmt. Vergebens harrte nun auch Friedrich auf Kunde von seinem Bruder, und gegen den Rath seiner Feldherren wollte er dessen Ankunft nicht abwarten, sondern rückte in herrlicher Rüstung, Allen kennbar, zur Schlacht, die er am 28. September 1322 bei Ampfing und Mühldorf am frühen Morgen begann.

Mit ungeheurer Anstrengung stritten die Schaaren auf beiden Seiten, hin und her wogte der Kampf, aber Niemand wich, so Viele auch sanken, bis die Böhmen vor den Pfeilen und haüfigen Anfällen der ungarischen Reiterei zurückbebten, dann Unordnung sich ihrer Haufen bemächtigte, fünfhundert gefangen wurden und der König Johann mit Mühe diesem Loose entging. Schon neigte sich der Sieg zu Oesterreich: da führte Schweppermann die Bayern aus dem Hintertreffen vor; die stürzen sich den Oesterreichern entgegen und werfen sie zurück; die flüchtigen Böhmen sammeln sich wieder; jetzt gibt Schweppermann dem Burggrafen Friedrich das verabredete Zeichen, der bricht aus dem Hinterhalte hervor, Oesterreichs Banner schwingend, daß die Schaaren Friedrichs des Schönen ihn jubelnd begrüßen, im Wahne, der ersehnte Leopold nahe zu rechter Zeit. Aber bald erkennen sie ihre Taüschung, Schrecken und Verwirrung ergreift sie, die gefangenen Böhmen befreien sich und stürzen auf ihre Feinde ein; jetzt löset sich ihre Ordnung und in wilder Flucht zerstreuen sich die Schaaren. Um die Vesperzeit hallte der Ruf: Sieg dem Ludwig! Nur einzelne Haufen der Oesterreicher kämpften noch männlich, unter ihnen der Marschall Pilichdorf und der schöne Friedrich mit seinem Bruder Heinrich, der seine Niederlage nicht überleben wollte. Als aber alle Gefährten um ihn her fielen und auch sein Streitroß erlag, konnte er dem andrängenden Anführer der Bayern, Konrad Rindsmaul, nicht länger widerstehen, und ergab sich an den herbeigerufenen Burggrafen. Mit ihm wurde gefangen sein Bruder Heinrich, der Pilichdorfer und eine Menge des österreichischen Adels.

Als der gefangene Friedrich dem Sieger gegenüber stand, begrüßte ihn dieser mit den Worten: „Es freut mich, lieber Vetter, Euch hier zu sehen.“ Dann übergab er ihn für die folgende Nacht der Obhut des Goldeckers auf dem nahen Schlosse Dornberg. Den versammelten Anführern wollte Ludwig von der Hitze des Tages eine Erfrischung reichen, aber man fand Nichts als wenige Eier; diese vertheilte er selbst unter sie mit den Worten: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ So bedeutsam wußte Ludwig das Verdienst zu ehren. Als Leopold den unglücklichen Ausgang der Schlacht erfuhr, zog er nach Schwaben zurück, voll Verwunderung, daß der Sieger den Gefangenen so mild halte. Wirklich hatte Ludwig, wenn er besiegt worden, für sich ein anderes Loos gefürchtet. In Regensburg erfolgte die Vertheilung der Gefangenen; der König Johann nahm den Prinzen Heinrich, der Herzog Heinrich von Niederbayern mehrere Edle aus Oesterreich, andere erhielt der Burggraf von Nürnberg. Ludwig aber behielt seinen Gegner Friedrich, und ließ ihn zuerst in Regensburg durch den reichen Bürger Gumbrecht, dann auf dem Schlosse Trausnitz in der obern Pfalz durch den Ritter Weigel bewachen.

Nun erst war Ludwig wirklicher König, und jetzt erkannten ihn selbst diejenigen Fürsten, welche bisher dem Streite der Parteien theilnahmslos zugeschaut hatten; mit den neuen Hülfsmitteln dachte er aber zuerst seine Treuen zu belohnen, und Edle und Stadtgemeinden, welche ihm Hülfe leisteten, erfreuten sich größerer oder kleinerer Belohnungen. Am Schwersten war der König Johann zu befriedigen, der für seine eigene Erhaltung in Verbindung mit Ludwig stritt, durch die Auslösung des gefangenen Prinzen Heinrich die Anerkennung Oesterreichs auf sein Recht zu Böhmen, eine große Geldsumme und einen Landstrich von Mähren, so wie von Ludwig die Reichsstadt Eger mit ihrem Gebiete und mehrere andere Städte theils als Pfand, theils als Eigenthum erhielt. Allein seine Ansprüche dehnten sich bald auf die Oberlausitz, dann auf die schlesischen Fürstenthümer aus; noch hatte er dem Könige Ludwig nicht gehuldigt, und er blieb unzufrieden, weil er die Mark Brandenburg nicht erhielt.

Dieses Kurfürstenthum war durch den Tod des kinderlosen Waldemar seit dem Jahre 1319 erledigt, jetzt ertheilte es Ludwig als eröffnetes Reichslehen mit Beistimmung der versammelten Fürsten zu Nürnberg 1323 seinem ältesten Sohne Ludwig, der von nun an der Brandenburger hieß. Im folgenden Jahre vermählte sich der König, dessen erste Gemahlin im Jahre 1321 gestorben war, mit Margaretha, der reichen Tochter des Grafen von Holland und Hennegau.

So verstärkte er seine Hausmacht, wobei er nur dem Beispiele seiner Vorgänger folgte, und kräftigte sich dadurch zum fortdauernden Kampfe, welchen Leopold am Rhein und in Schwaben mit aller Kraftanstrengung führte, um so durch Gewalt die Unterhandlungen wegen der Befreiung seines Bruders zu fördern. Als Dieses nicht gelang, versuchte er den herrschenden Aberglauben zur Rettung Friedrichs zu benützen, und ein verwegener Student erschien in einer Nacht vor dem Fenster des Gefangenen, forderte ihn auf, zu folgen und den bereitstehenden Korb zu besteigen, in dem er ihn von der Höhe hinablassen wolle. Allein Friedrich, selbst vom Aberglauben und Wahne der Zeit umstrickt, schlägt das Kreuzzeichen, erhebt ein Geschrei, erweckt die Wächter und zwingt so den fahrenden Schüler zur eiligen Flucht. Zwar lieferte Leopold, um seinen Bruder zu befreien, die Reichsinsignien nach Nürnberg aus; da er aber weder seinen bisherigen Ansprüchen entsagte, noch die Reichsstädte in Schwaben und Elsaß frei ließ, und deutlich zu erkennen gab, er wolle dem Ludwig nicht huldigen, durfte dieser seiner eigenen Sicherheit und der allgemeinen Beruhigung wegen den Gegner nicht frei lassen, damit Deutschland nicht alsobald wieder in Parteiungen zerrissen würde. Der kleine Krieg hörte in Schwaben und am Rhein ohnehin nie auf. Getaüscht in seinen bisherigen Unternehmungen wendet sich Leopold darauf um Hülfe nach Frankreich und an den Papst, und nun erst beginnt der furchtbarste Kampf für Ludwig.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten die römischen Bischöfe als Päpste nicht bloß das höchste Ansehen, sondern auch die höchste Macht in Deutschland erlangt, daß sie es als ihr Recht ansprachen, die Könige zu bestätigen, und wegen Ungehorsames zu entsetzen, und Bonifaz VIII. sprach in einer donnernden Bulle an den König Philipp den Schönen von Frankreich den Grundsatz aus: „Zwei Schwerter sind in der Gewalt der Kirche, das geistliche und das weltliche, das erste muß von ihr selbst, das andere für sie, aber nur nach dem Willen des Priesters geführt werden. Verirrt daher die weltliche Gewalt, so erhält sie ihr Urtheil von der geistlichen; tritt hingegen die geistliche aus der richtigen Bahn, so spricht über sie ihr Oberer, und ist es die höchste Person, so richtet einzig Gott. Alle menschliche Kreatur ist dem römischen Papste unterthan.“ — Aber eben dieser Papst wurde in seinem Streite gegen Philipp von dessen Abgesandten überfallen und mißhandelt, daß er an den Folgen der Mißhandlung und des Grames starb, 1303. Als der Tod seinen Nachfolger Benedict XI. schon im nächsten Jahre dahinraffte, brachte es Philipp der Schöne durch Bestechung bei den wählenden Cardinälen dahin, daß sie den französischen Erzbischof von Bordeaux als Clemens V. wählten, der nach einem geheimen Vertrage mit dem Könige seinen Sitz in Avignon aufschlug, wo auch die nächsten Päpste siebzig Jahre hindurch wohnten. Der König Philipp und seine Nachfolger benützten Dieses, und die ungeheure Macht des Papstes, welche er über die Völker üben durfte, sollte nur dazu dienen, die Könige Frankreichs zu erhöhen und ihre Gewalt zu heiligen; und so hob Clemens V. den Orden der Templer auf unerwiesene Beschuldigungen der größten Laster auf, Philipp ließ die meisten zum qualvollen Feuertode schleppen und nahm ihre reichen Güter. Der grausamen That folgte wie ein Gottesgericht alsobald der Tod des Papstes und des Königs.

Durch die Eifersucht und den Zwist der französischen und italienischen Cardinäle blieb der päpstliche Stuhl über zwei Jahre lang unbesetzt. Endlich wurde 1316, 17. August, gewählt Johann XXII. Alsobald wendeten sich die beiden Gegenkönige in Deutschland an ihn, um nach der bisherigen Sitte die Bestätigung durch ihn zu erlangen; aber mit kluger Umsicht zögerte er mit seiner Erklärung, schrieb freundlich an Ludwig und Friedrich, nannte Jeden erwählten König, wünschte aber insgeheim, daß der Streit so lang als möglich fortdauere, damit er sich selbst indessen in seiner Macht befestigen, seine Plane durchführen und nach seinem Willen die Entscheidung geben könnte. Zuerst und am Meisten war sein Auge auf Italien gerichtet, das er sich erringen wollte, denn er fühlte schwer die Abhängigkeit von Frankreich durch seinen Aufenthalt in Avignon; deßwegen wollte er in Italien das sinkende päpstliche Ansehen herstellen, und sich oder seinen Nachfolgern nach Umständen eine glorreiche Rückkehr nach Rom

bereiten. Dazu bedurfte er thätiger Freunde und Geld, und um sich diese zu verschaffen, bot er alle Hülfsmittel seiner Macht auf.

Durch eine allgemeine Verordnung eignete er sich die Einkünfte des ersten Jahres von allen geistlichen Stellen zu, wodurch ihm ein großer Schatz zufloß, zugleich maßte er sich die Besetzung aller hohen geistlichen Stellen im ganzen oberen und mittleren Italien an, und erhielt so Mittel genug, seine Verwandten und Anhänger zu bereichern und zu belohnen und Kriegsschaaren zu unterhalten. Dabei schien er nach seiner Erklärung ganz in seinem Rechte, da während der Erledigung des Reiches der Papst der allgemeine Reichsverweser nach göttlichem und menschlichem Rechte sey, und er im Namen Gottes ohnehin über alle Reiche verfügen dürfe, besonders über das römische, welches der Papst von dem Kaiser in Konstantinopel auf Karl den Großen übertragen habe; das Reich aber sey während des Streites der Gegenkönige so lange erledigt, als er nicht den Einen von ihnen anerkannt habe, und zu seinem eigenen Vortheile zögerte er mit der Bestätigung. Indessen vermehrte sich sein Schatz, und er, der sich Nachfolger des Apostels Petrus und Knecht der Knechte Gottes nannte, bildete einen mehr als königlichen Hof zu Avignon um sich, denn außer einer unzähligen Menge geistlicher Personen waren mehr als siebzig Grafen in seinem Solde, die häufig als die Anführer seiner Kriegsschaaren in Italien galten. Seine Einkünfte übertrafen die der mächtigsten Könige damals bei Weitem, und mit diesen Mitteln begann er von Avignon aus seine Wirksamkeit in Italien, und brachte es wirklich dahin, daß er als Reichsverweser dort anerkannt wurde.

Allein die ihm feindlich gesinnte Partei der Gibellinen wendete sich nach Deutschland an Ludwig, und dieser sandte den Grafen von Neyffen mit einem mäßigen Gefolge, wodurch alsobald der Muth der Gibellinen gehoben wurde, und des Papstes Ansehen und Macht sank täglich mehr. Mit Zorn vernahm dieser die schnelle Wendung der Dinge, und um Ludwig von weiteren Schritten abzuschrecken, ließ er am 8. October 1323 an die Thüren der Hauptkirche zu Avignon eine Bulle gegen ihn anschlagen, deren Inhalt war: „Der Papst bestätigt den erwählten König, so lange aber Dieses nicht geschehen, soll Jeder nur den Titel führen: Erwählter zum König. Ludwig jedoch nennt sich schon römischer König, maßt sich die Reichsverwaltung an, ertheilte seinem Sohne die Mark Brandenburg, und vertheidigt sogar die wegen ihrer Verbrechen als Ketzer rechtmäßig verdammten Visconti in Italien gegen den heiligen Stuhl; darum wird er unter Androhung des Bannes aufgefordert, innerhalb der nächsten drei Monate den Ketzern ferner keinen Beistand zu leisten, der Reichsverwaltung zu entsagen, bis er vom Papste anerkannt sey, alle bisherigen Verfügungen für ungültig zu erklären und so viel als möglich wieder gut zu machen.“

Diese Forderungen und Ansprüche des Papstes waren bereits seit Jahrhunderten durch den Glauben der Väter geheiligt; aber Ludwigs Geist war über diese Ansichten erhaben, und dachte über Religion und Kirche, und geistliche und weltliche Macht tiefer und heller, als die Meisten seiner Zeitgenossen. Ihn kränkte die Abhängigkeit des deutschen Reiches vom Papste, und um den alten Glanz und die Unabhängigkeit desselben herzustellen, fühlte er Muthes genug in sich, den Kampf zu erneuen, in welchem die beiden mächtigen Geschlechter der salischen und hohenstaufischen Kaiser gegen Rom erlegen waren. Als er von der Schrift des Papstes gehört, schickte er den Ordensmeister der Johanniter, Albert von Straßburg, mit zwei anderen Gesandten nach Avignon, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen und um längere Frist zur Vertheidigung zu erbitten. Auf Dieses ertheilte der Papst in feierlicher Versammlung, Januar 1324, die Antwort, wiederholte die Ansprüche auf das Reichsverweseramt, wunderte sich, wie Ludwig von Bayern, den er jetzt nicht einmal mehr erwählten König hieß, noch von Vertheidigung reden könne; gewährte ihm aber, in der Hoffnung, daß er sein Unrecht einsehe und sich bessere, noch zwei Monate Frist. Diese Antwort wurde sogleich wieder an den Kirchenthüren angeschlagen und dem Bischofe von Freising zur Bekanntmachung übersandt.

Indessen hatte Ludwig, den Gang der Verhandlungen wohl ahnend, die fähigsten, in geistlichen und weltlichen Rechten wohl erfahrenen Männer um sich gesammelt und eine feierliche Verwahrung gegen das Verfahren des Papstes am 15. December 1323 bekannt gemacht, um sich vor aller Welt zu rechtfertigen. Darin betheuert er zuerst seine hohe Achtung gegen seine Mutter, die Kirche, seinen Gehorsam und seine Ehrfurcht gegen den Papst in dem Maße, wie sie von den früheren römischen Königen geleistet worden, bezeugt aber zugleich, daß er seinem Eide gemäß die Rechte des Reiches vertheidigen müsse. Darauf fährt er fort: „Wir angethan mit dem Rocke der Gerechtigkeit, und umhüllt mit dem Mantel der Wahrheit erklären, daß früher nach allgemeiner Kunde ein König der Römer wirklicher König war und als solcher das Recht zu handeln hatte, sobald die Wahlstimmen der Kurfürsten oder des größten Theils derselben sich für ihn vereinigten und er am gehörigen Orte gekrönt war. Der Vorwurf, als hätten Wir Uns ungerecht einen Titel angemaßt und pflichtwidrig die Reichsverwaltung angetreten, ist beleidigend; zehn Jahre führen Wir sie bereits nach dem Beispiele Unserer Vorfahren und ohne Widerspruch des heiligen Vaters mit Zufriedenheit aller Getreuen; so ist es denn auch der Wahrheit entgegen, wenn der Papst das Reich als erledigt erklärt, und die Verwaltung an sich ziehen und Uns ohne Untersuchung wider alle Ordnung zwingen will, die Würde niederzulegen, die Wir nicht durch die Gunst des Papstes, sondern durch die Wahl der deutschen Fürsten erhalten haben. Der Papst maßt

sich die Verwerfung und Bestätigung des erwählten Königs in allzuweiter Vollmacht an; Dieses kann man nur dann zugeben, wenn die Sache als Berufung oder Klage an ihn gebracht wird, oder wenn der Erwählte um die Krönung zum Kaiser in Rom nachsucht, was aber nicht geschehen ist. In Mailand haben sich Unsere Abgesandten nicht der Ketzer, sondern der Treuen des Reiches angenommen. Was aber den Vorwurf der Ketzerei betrifft, so getrauen Wir Uns vor einem Ausschusse der Cardinäle oder vor einer allgemeinen Kirchenversammlung zu erweisen, daß der Papst selbst ein Beförderer der Ketzerei ist, der den Bußfertigen den Weg zur Beicht verschließt. Da der gegen Uns verhängte Proceß nicht bloß auf das Verderben des Reiches, sondern auch der heiligen römischen Kirche abzielt, und die Wichtigkeit des Gegenstandes eine allgemeine Kirchenversammlung nothwendig macht: so fordern Wir als natürlicher Beschützer des katholischen Glaubens, und Alle, die sich der gegenwärtigen Berufung anschließen, den heiligen Vater auf, diese Versammlung sobald als möglich zu berufen, weil Wir derselben persönlich beizuwohnen gedenken."

Johann XXII. sah durch diese Schrift die Grundsaülen seiner weltlichen Macht angegriffen, zumal jeder Unbefangene erkannte, daß das Recht auf Ludwigs Seite war, und man wünschte nur, daß er in seiner Vertheidigung den Vorwurf der Ketzerei gegen den Papst übergangen hätte, wozu ihn seine Geistlichen vermochten. Denn nur auf ihr Drängen erklärte er sich bei jener Gelegenheit offen für den Orden der Minoriten — eines Zweiges der Franziskaner — welche sich als die strengsten Nachfolger Jesu und der Apostel auszuzeichnen und sogar kein Eigenthum zu besitzen vermeinten, daß sie selbst den Bissen, den sie aßen, nicht ihr eigen nannten. Die Dominicaner traten dagegen auf; von beiden Seiten wurde in öffentlichen Schriften und Predigten für und wider gestritten, der Papst und die Cardinäle im Besitze ungeheurer Reichthümer verdammten die Lehre der Minoriten und verfolgten die heftigsten Redner, wodurch aber diese nur in der Gunst des Volkes gewannen. Mehrere flüchteten zu Ludwig, der nun an ihnen auch die kühnsten Vertheidiger seiner Sache fand, sich aber dadurch den Papst noch feindlicher gesinnt machte. Dieser ging indessen den seit Jahrhunderten gewohnten Gang der Päpste, bewilligte nach Verfluß jener zwei Monate noch drei andere zur Besserung (11. Juli 1324), drohte Jedem mit dem Banne, der in Zukunft den Befehlen Ludwigs als eines römischen Königs gehorche, versicherte aber, daß er die Rechte der geistlichen und weltlichen Kurfürsten nicht kränken wolle. An diese sandte er noch besondere Erklärungen. Jenes Schreiben aber ließ er wieder in Avignon anheften und an alle Könige in Europa mittheilen.

Um demselben Nachdruck zu geben und Ludwig um so gewisser zu demüthigen, wendete er sich an den König Johann von Böhmen, der dem glücklichen Kaiser ohnehin schon abgeneigt war, und sich jetzt ganz an den

König Karl von Frankreich anschloß, dem er seine Schwester vermählte, und an dessen Hof zu Paris er seinen Sohn Wenzel, nun Karl genannt, erziehen ließ. Eben so leicht wurde Leopold von Oesterreich gewonnen, der sich aus Rache und gegen große Versprechungen verpflichtete, dem Könige Frankreichs die römische deutsche Krone zu verschaffen. So sicher glaubten sie ihrer Sache zu seyn, nachdem die Könige Karl, Johann und Robert von Neapel in Avignon mit dem Papste sich beredet hatten, daß Karl von Frankreich hoffte, in Bar sur Aube würden sich die eingeladenen Kurfürsten von Deutschland zu seiner Wahl versammeln. Allein als er dort in großer Pracht erschien, fand er keinen deutschen Fürsten als Leopold, und kehrte beschämt nach Frankreich zurück. Die meisten Fürsten, die meisten Städte waren dem Ludwig gewogen, er herrschte ohne Widerspruch fort, und nur in den Ländern der Habsburger wurden des Papstes Bullen gegen ihn verbreitet. Mit weiser Umsicht, Milde und Tapferkeit suchte er während seiner Anwesenheit in Brandenburg die Bewohner dieser Provinz seinem Hause geneigt zu machen; er schloß mit den umliegenden Fürsten Bündnisse, und sicherte so sehr sein Ansehen, daß der Erzbischof von Magdeburg, welcher die Bullen des Papstes in jenen Gegenden verbreiten und so Ludwigs Herrschaft untergraben wollte, in einem Aufstande von den Bürgern seiner Stadt gefangen und später von einigen Verlarvten todtgeschlagen wurde. Die Bürger erhielten auf ihr reuiges Anflehen Verzeihung von dem Papste, als jedoch das Domcapitel einen neuen Erzbischof wählte und dieser um seine Bestätigung nach Avignon reiste, ließ ihn Ludwig gefangen setzen, und er starb im Gefängnisse. Die Städte hinderten die Verkündung der drohenden Bullen; ein Mönch in Basel, der es doch wagte, wurde von den aufgebrachten Bürgern verjagt, und, da er mit seinen Schmähungen fortfuhr, in den Rhein geworfen. Viele Bischöfe hielten mehr zu dem Könige als zu dem Papste; die päpstlichen Legaten mußten Deutschland verlassen, und Ludwig behauptete seine Würde trotz der offenen und heimlichen Umtriebe mit großer Kraft.

Um so mehr zürnte der Papst, und sprach endlich am 1. October 1324 den Bann über Ludwig als einen Ungehorsamen und Begünstiger der Ketzer, und legte das Interdict auf das Land, daß kein öffentlicher Gottesdienst mehr gehalten würde. So hoffte er das Volk gegen ihn aufzuregen und ihn zu demüthigen. Aber jene dunklen Tage, da sich Heinrich IV. vor Gregor VII. schmählich beugen mußte, waren vorüber; das deutsche Volk fühlte seit Jahren mit Schmerz die Abhängigkeit von Rom nicht bloß in geistlicher, sondern noch mehr in weltlicher Beziehung, und nahm innigen Antheil am Geschicke Ludwigs. Dieser erließ gegen die Bannbulle eine feierliche Verwahrung, in welcher er den Papst für einen Feind des Friedens und Säemann der Uneinigkeit unter den rechtglaübigen Christen erklärt, der öffentlich solle gesagt haben, die Uneinigkeit der Fürsten und

Könige mache ihn zum wahren Papste, und die Zwiste in Deutschland bringen ihm und der Kirche Heil und Frieden. Daher hat derselbe bei dem großen Blutvergießen wegen der zwistigen Wahl in Deutschland keinen Brief und keinen Boten des Friedens zur Verhütung des Uebels, wohl aber viele Geldsammler nach Deutschland gesandt. Als Ankläger und Richter zugleich richtet er, ohne die Parteien gehört zu haben, und er sagte öffentlich, er wolle sein Haupt nicht eher sanft legen, bis er die eherne Schlange — das Reich der Deutschen — mit Füßen getreten habe. So hat er listig während des Streites bald Uns, bald dem Herzoge von Oesterreich günstige Worte geschrieben, um Uns zum fortgesetzten Kampfe zu bewegen, und durch die daraus entstehende Schwäche von Beiden desto leichter die Reichsverwaltung zu behaupten; wie ein Ketzer wagt er zu sagen, Christus habe weltliche Güter in Gemeinschaft wie andere Collegien unserer Zeit besessen, und verfolgt deßwegen die Minderbrüder, welche gleich Jesus und den Aposteln in wahrer Armuth leben. Darum verwahren Wir Uns nicht aus Haß gegen den Johannes, der sich Papst nennt, sondern aus wahrem Eifer für die heilige Kirche gegen das bisherige Verfahren."

Der Verfasser dieser Vertheidigung soll der Minorit Nikolaus gewesen seyn; sie wurde von weltlichen und geistlichen Zeugen zu Sachsenhausen unterschrieben und auf dem zu Frankfurt versammelten Reichstage vorgelesen; damals wurde auch eine andere Schrift verbreitet „der Friedenshort," als dessen Verfasser der Leibarzt Ludwigs, Marsilius von Padua und Johannes Jandunus galten, welche die Macht des Papstes in ihren Grundfesten angriffen, indem sie das Wesen des Staates und der Kirche untersuchten und alle Sätze klar anschaulich darlegten, weßwegen die Schrift auch in der Folge noch von der römischen Kirche so viel als möglich unterdrückt wurde. Um so heftiger zürnte der Papst, und er wiederholte seinen Bann und Fluch gegen Ludwig, der nicht minder heftig von den Minoriten vertheidigt wurde. Allein durch die wiederholten dringendsten Schreiben von Avignon wurden doch Manche in ihrer Treue wankend, eine große Beängstigung der Gemüther entstand, zumal selbst die vielen Anhänger Ludwigs seine Einmischung in rein geistliche Angelegenheiten durch die offene Vertheidigung der Lehrsätze der Minoriten mißbilligten. Darüber äußert er sich zwar entschuldigend, er als Krieger und unerfahren in den Spitzfindigkeiten der Wissenschaften glaubte auf die Zusicherung seiner vorzüglichsten Lehrer der Theologie und Ordensgeistlichen Nichts gegen den Glauben zu begehen; doch erkannte er die Gefahr bei der wachsenden Unruhe in Deutschland wohl, und beschloß deßwegen, sich mit seinem gefangenen Gegner zu versöhnen, dadurch die ganze österreichische Partei zu gewinnen und so Deutschland zu beruhigen.

Unvermuthet verläßt er München, reitet nach Trausnitz und tritt in Friedrichs Gemach; hier bietet er dem Erstaunten Befreiung an ohne

alles Lösegeld gegen die bloße Entsagung der deutschen Krone, und Friedrich entsagte allen Ansprüchen auf das Reich, versprach, seinen Bruder Leopold zur Huldigung zu bewegen, die Reichsgüter auszuliefern und sich mit Ludwig gegen alle Reichsfeinde zu verbinden. Sein Versprechen bekräftigte er mit einem Eide vor den gerufenen Zeugen, sollte er es aber nicht erfüllen können, so wolle er sich wieder als Gefangener vor Ludwig stellen. Darüber empfingen beide Fürsten das heilige Abendmahl, und Friedrich kehrte im März nach Wien zurück. Die Aussöhnung war das Werk Gottfrieds, des Priors im Kloster Maurbach, welches Friedrich gegründet hatte. Aber sie gefiel weder dem stolzen Leopold noch dem Papste, der vielmehr sogleich auf die Nachricht von Friedrichs Befreiung einen dringenden Brief an ihn schreibt, ihn aller gemachten Versprechen und des geleisteten Eides entbindet, und ihm die Rückkehr zu Ludwig strenge untersagt. Aber Friedrich wirbt nun edelmüthig für seinen edelsinnigen Freund, sucht ihn selbst mit dem Papste zu versöhnen, und da er weder bei diesem, noch bei seinen Brüdern Etwas vermag, kehrt er nach München zurück. Ludwig umarmt ihn gerührt, hält ihn von nun an als seinen treuesten Freund, und theilt mit ihm Tisch und Bett, worüber der Papst unbekannt mit deutscher Gesinnung, verwundert an den König von Frankreich schrieb.

Durch dieses Betragen wurde auch Leopold gewonnen, und unter seiner Mitwirkung schließen die beiden ehemaligen Gegner einen Vertrag, dem gemäß sie künftig Beide sich römische Könige und Brüder nennen, gemeinschaftlich regieren und gegen jeden Feind mit vereinigten Kräften wirken, nur Ein Hofgericht, Einen Kanzler miteinander haben, und wenn der Eine von ihnen nach Italien geht, der Andere indessen in Deutschland regiert. Das aber war der Plan, daß Ludwig die Kaiserkrone in Italien nehmen, Friedrich aber als römischer König gelten sollte. Der Vertrag sollte geheim bleiben, bis die Fürsten zur Beistimmung gewonnen wären. Der befreite Friedrich bat darauf den Papst um Bestätigung als römischer König, erhielt aber die Antwort, es müsse zuerst seine Wahl untersucht werden. So zeigte sich denn deutlich, daß derselbe weder Ludwig, noch Friedrich anerkennen wollte, und auch Leopold durchschaute endlich das treulose Spiel in Avignon; aber er starb zu früh, 1326, um die Ansprüche seines Hauses weiter zu verfolgen; den sanfteren Friedrich beachtete der Papst wenig, nur zur Demüthigung Ludwigs bot er Alles auf. Dazu scheute er sich nicht, selbst den heidnischen Fürsten der Lithauer, den er vorher vergeblich zur Annahme des Christenthums zu bewegen suchte, zu einem Einfalle in Brandenburg aufzureizen, wo seine Schaaren in wilder Raubgierde alles Heilige und Menschliche verhöhnten und verwüsteten. Schnell eilt Ludwig dem bedrängten Lande zu Hülfe, und überträgt voll Vertrauens die Erhaltung der inneren Ruhe und die Verwaltung seines

eigenen Landes an Friedrich; die Mark Brandenburg wird der heidnischen Feinde erledigt, durch deren Herbeirufung der Papst in ganz Deutschland verhaßt wurde; Ludwigs Ruhm aber wuchs von Tag zu Tag, und nun beschließt er, nachdem er Deutschland besonders durch den Bund der Rheinstädte zur Erhaltung der innern Sicherheit beruhigt sieht, die Krone in Rom zu holen und das kaiserliche Ansehen in Italien herzustellen, zumal ihn die Haüpter der Gibellinen wiederholt einluden.

Mehr als ein Jahr lang rüstete er zum Zuge, den er mit allgemeiner Beistimmung der Fürsten und vorzüglicher Unterstützung von den Städten im Frühjahr 1327 antrat. Begleitet von glänzenden Hoffnungen und aufgenommen von der freudigen Volksmenge zog er in Mailand ein, wo er am Pfingstfeste, 30. Mai, mit der eisernen Krone der Lombarden geschmückt wurde. Dann strebte er unaufhaltsam nach Rom, dessen Bürger ihm Abgeordnete bis Mailand entgegengeschickt hatten, die über den Papst aufgebracht waren, da er auf ihre vielen bittenden Einladungen nicht ihre Stadt zu seinem Sitze wählte, die, einst die Hauptstadt der Welt, nun in Trauer verwaist läge, deren Einwohner sich verminderten und verarmten, deren Tempel in Schutt dahin sänken. Mit einem glänzenden Gefolge deutscher Fürsten zog er in Rom ein, wo er am 16. Januar 1328 die Krönung und Salbung als Kaiser empfing.

Dann lud er den Papst Johann XXII. zur Verantwortung vor, ließ ihn seiner Würde entsetzen, und dafür den berühmten Prediger Peter Rainalucci, aus dem Orden der Minoriten, erwählen, der sich Nikolaus nannte. Von ihm ließ sich Ludwig noch einmal krönen, um in den Augen des Volkes als ein vom Papste Gekrönter zu erscheinen, und eine Bulle für München ertheilen, daß kein Bischof oder Geistlicher die Stadt so leicht mit einem Banne belegen könne; nur den Schuldigen, nicht aber die ganze Gemeinde dürfe der Bann treffen und nur drei Tage verhängt bleiben. Hat der Dechant von München eine Sache für eine bürgerliche erklärt, so darf sie unter keinem Vorwande vor ein geistliches Gericht gezogen, und Niemanden das Begräbniß verweigert, der Arme muß aus dem Kirchenschatze begraben werden. So wohlthätig sorgte Ludwig auch in der Ferne für seine Residenzstadt in Deutschland.

Auf dem Rückwege nach Deutschland starb Marsilius von Padua, des Kaisers geistreicher Freund, der in Pisa den Ordensgeneral Michael von Cäsena mit den beiden Provinzialen Bonagratia von Bergamo und Wilhelm Occam den Engländer traf, die von Avignon entflohen waren.

Wahrscheinlich durch sie veranlaßt, berief Ludwig ein freies Concilium (13. December 1328) aus Geistlichen und Weltlichen, welche die Anklagen gegen den Papst Johann auf's Neue untersuchten und das frühere Urtheil gegen ihn bestätigten, worauf Nikolaus V. erst seinen feierlichen

Einzug in Pisa hielt und seine Bannbullen gegen Johann erließ, der seinen Gegner als Sohn der Hölle bezeichnete und Alles gegen ihn aufbot. So dauerte die Aufregung der Gemüther fort, und wurde in Oberitalien noch gesteigert durch die lange Anwesenheit des Kaisers und die dadurch nothwendigen Lasten, so wie durch manche Zügellosigkeit der Kriegsschaaren, welche nun die Gibellinen nicht länger tragen wollten. Da kam die Nachricht vom Tode Friedrich des Schönen, 1330 im Januar, und Ludwig mußte seine Absicht eines längeren Wirkens in Italien und eines neuen Zuges nach Rom und von dort gegen Neapel aufgeben und nach Deutschland eilen. So verließ er Italien, ohne dessen Abhängigkeit von Deutschland herzustellen.

Vorher hatte er in Pavia 1329, 4. August, den berühmten Familien-Vertrag gegeben, um dadurch das Wittelsbacher Geschlecht für alle Zukunft zu kräftigen. Die Söhne seines ihm feindlichen Bruders hingen treu an ihm, seine beiden jüngern Neffen begleiteten ihn auf dem Zuge nach Italien, und vergebens war des Papstes Johann's Bemühen, den jüngern Rupert zum Abfall von seinem kaiserlichen Oheim zu verleiten. Schon früher hatte Ludwig öffentlich gesagt: „Mein Bruder hat gegen mich gesündigt, aber nicht seine Söhne, und ich will die Thaten des Vaters nicht vergelten.“ Dieß Wort erfüllte er nun, theilte die Länder der oberbayerischen Linie, denn die Fürsten von Niederbayern lebten noch; er behielt Oberbayern, gab seinen Neffen die Pfalz am Rheine und einen Theil vom Nordgau jenseits der Donau, in Zukunft die obere Pfalz genannt, und bestimmte, daß die Kurwürde in den beiden Linien wechseln und je der älteste Prinz sie führen solle; jeder Fürst bleibt völliger Herr seines Landes, darf aber Nichts veraüßern, denn für immer sollten die schon erworbenen Güter, und was dem Einen oder dem Andern zufiele, gemeinschaftliches Familiengut bleiben; der überlebende Zweig erbt Land und Würde des ausgestorbenen. Dieß waren die Grundzüge des wichtigen Vertrages, der Wittelsbachs Kraft und Glanz unter den übrigen deutschen Fürsten sicherte.

Indessen hatte der Papst Johann in Deutschland gegen den Kaiser gewirkt und ihm viele Feinde bereitet. Die Verwirrung ging durch das ganze Land. In einer und derselben Stadt, in einem und demselben Kloster zeigte sich der offene Zwist für oder gegen den Papst Johann, und der Landfriede wurde nicht länger gehalten. Die österreichischen Fürsten fürchteten jetzt nach dem Tode ihres Bruders die Macht Ludwigs, und schloßen sich an den König Johann, der schon nach der römischen Krone strebte.

Unter solchen Verhältnissen kehrte Ludwig nach Deutschland zurück. Als er auf Bayerns Boden in der Waldeinsamkeit des wilden Alpenthales,

wohin sich einst Ethiko, der stolze Welfe, als Klausner zurückgezogen hatte, die überstandenen Gefahren überdachte, beschloß er hier ein Kloster nach seiner Ansicht zu gründen, und so entstand Ettal, welches von dem frommen und klaren Geiste Ludwigs zeugte. Es sollte kein gewöhnliches Kloster seyn, wie es deren Tausende gab, sondern den Uebergang zu einer neuen Gestaltung derselben zeigen. „Zwanzig gelehrte Mönche aus St. Benedicts verdienstreichem Orden sollten der Andacht, den Wissenschaften und der Erziehung der Jugend leben; neben ihnen sollten dreizehn im Kriege wohlverdiente Ritter, Waffengefährten Ludwigs, sammt ihren Frauen ein sorgenfreies Alter finden, und sechs Wittwen tapferer im Streite für Bayern ritterlich gefallener Männer. Den Rittern sollte ein Meister vorstehen, den Frauen eine Meisterin. Ihre Satzung war streng. Den Frauen war keine Farbe gestattet als blau, das Spiel um Geld war Männern und Frauen untersagt, nicht aber Jenen die ritterlichen Uebungen der Jagd und der Waffen. Wittwern war vergönnt, sich im Kloster wieder zu vermählen; die sich wieder vermählende Wittwe trat aus." Zur Ausstattung seiner Stiftung wies Ludwig reichliche Güter an; aber nach seinem Tode wurden mehrere Güter eingezogen; die Anstalt für Ritter erlosch, und nur das Kloster für die Benedictiner blieb und ward was die übrigen.

Nach seiner Rückkehr aus Italien stellte Ludwig alsobald, wo er sich zeigte, die innere Ruhe wieder her, und gewann auch die österreichischen Fürsten, denen er ihre Besitzungen bestätigte. Dagegen wollten sie sich für ihn bei dem Papste Johann verwenden, was jetzt um so leichter schien, da der Gegenpapst Nikolaus seinem Geschicke bald erlegen war. Denn die Einwohner des Kirchenstaates, welche Ludwigs Ankunft so sehnlich gewünscht hatten, vertrieben nach seiner Abreise die wenigen zurückgebliebenen Deutschen, und söhnten sich mit dem Papste Johann aus. Peter, der ehemalige Papst, wurde nach Avignon abgeführt, lag mit dem Strick um den Hals zu den Füßen des Papstes Johann, und that Buße für seinen begangenen Frevel, blieb aber bis zu seinem Tode im Gefängnisse.

Dieser Triumph verhärtete das Herz Johanns gegen die Aussöhnung mit Ludwig, der sich erbot, der Berufung auf eine Kirchenversammlung und aller Handlungen gegen ihn zu entsagen, und als Mensch Buße zu thun, wenn nur die kaiserliche Würde unbefleckt bliebe; Johann aber wollte diesen Gegner eben so demüthigen, wie Jenen, und die Unterhandlungen dauerten vergeblich fort. Den Vorwurf der Ketzerei wollte jedoch der Kaiser vor den versammelten Fürsten des Reiches widerlegen, und begann, als er zu Frankfurt 1331, 2. Februar, in ihre Mitte trat, laut das Vaterunser sammt dem englischen Gruß und das apostolische Glaubensbekenntniß herzusagen, was einen rührenden Eindruck auf die Versammelten machte. So erneuerte er alljährlich seine Gesandtschaft an den

Papst,

Papst, und zeigte seine Bereitwilligkeit, sich mit ihm zu versöhnen unter den härtesten Bedingungen, jedoch so, daß das Reich und er bei Ehren bliebe. Da aber Johann gerade Dieses nicht zu wollen schien, dauerte der unselige Zwist fort, den der König Philipp von Frankreich geflissentlich nährte.

Johann XXII. starb, 4. Dec. 1334, ohne den Bann von Ludwig genommen zu haben; sein hinterlassener Schatz soll achtzehn Millionen Goldgulden in gemünztem Gelde und sieben Millionen an Kostbarkeiten betragen haben. Der neue Papst, Benedict XII., war edleren versöhnlicheren Gemüthes; er vertheilte aus dem Schatze seines Vorgängers große Summen zur Ausbesserung der Paläste und Kirchen in Rom und zur Unterstützung der armen Cardinäle, und erklärte, er wolle den Frieden der Kirche herstellen und sich mit dem Kaiser versöhnen. Gleich anfangs hegte er den Plan, seine Residenz nach Rom zu verlegen, da die Forderungen des Königs Philipp an den Papst sich immer steigerten, und er nicht bloß einen Theil des päpstlichen Schatzes, sondern auch die Reichsverwaltung in Italien für sich und die abermalige Verwilligung des geistlichen Zehenten forderte. Deßwegen suchte Benedict um so aufrichtiger sich mit Ludwig zu verständigen, und dieser schickte eine feierliche Gesandtschaft nach Avignon; allein die Versöhnung wurde durch Philipp und die ihm ergebenen französischen Cardinäle gehindert und hinausgezögert, und zu diesen Feinden gesellte sich dann offen der König Johann von Böhmen.

Mit Neid hatte er bisher das Walten Ludwigs betrachtet und insgeheim seine eigene Macht zu vergrößern gesucht, um bei günstiger Gelegenheit demselben die deutsche Krone zu entreißen, und während er für ihn zu wirken vorgab, sorgte er nur für sich in Frankreich und dehnte seine Macht nach allen Seiten hin aus. Besonders wichtig schien ihm die Erwerbung von Kärnthen und Tyrol, und er vermählte daher seinen minderjährigen Sohn Johann mit der Erbtochter des Herzogs Heinrich, Margaretha Maultasche; als aber der Herzog starb, ertheilte Ludwig die Belehnung über Kärnthen den beiden herzoglichen Brüdern von Oesterreich, und wollte auch über Tyrol verfügen, so daß der eine Theil an Oesterreich, der andere an Bayern fallen sollte, womit aber die Stände des Landes nicht zufrieden waren und fest an ihrer Fürstentochter hingen, daß so dieß Land dem luxemburgischen Geschlechte gerettet schien. Allein höchst aufgebracht über den Verlust Kärnthens schrieb der König Johann, der gerade damals in Paris war, an die Seinen: „Wehrt Euch, ich eile zu Eurer Hülfe!“ Und er bewog die Könige von Frankreich und Neapel, von Ungarn und Polen zum Kriege gegen Oesterreich und Ludwig, und schwur, sich mit diesem nie wieder auszusöhnen, sondern ihn lebendig oder todt in die Hände des Papstes zu bringen. Doch nach kurzer hastiger erfolgloser

Kriegsführung ließ er sich die Vermittlung der Fürsten gefallen, söhnte sich mit dem Kaiser aus, nahm von ihm die Belehnung über alle seine Länder, was er bisher noch nicht gethan, und erhielt dafür den Spruch: „Tyrol solle der Erbtochter Margaretha Maultasche bleiben.“

Das Ansehen Ludwigs wuchs täglich, und um so mehr war der Papst geneigt, ihm die Aussöhnung zu erleichtern, nur Philipp von Frankreich hinderte das Werk fort und fort. Um diesen abzuhalten, auf Deutschland verwirrend einzuwirken, und um seine kaiserlichen Rechte ungehindert zu benützen, schloß der Kaiser einen Bund mit dem Könige von England, der mit Frankreich den Krieg begann, und ließ selbst seinen Sohn Ludwig gegen den Feind Deutschlands von den Niederlanden her kämpfen. Vor Allem aber war er darauf bedacht, durch offene Darlegung seiner Ausgleichungsversuche und seiner friedlichen Gesinnung seine Sache mit dem Papste zur Angelegenheit aller Fürsten und des gesammten Vaterlandes zu machen, und um auch den letzten Vorwurf abzuwenden, bewog er den Kurfürsten Balduin von Trier zur freiwilligen Entsagung des Mainzer Erzbisthumes, das ihm der Papst wohl abgesprochen hatte, aber nicht nehmen konnte. Die Unterhandlungen mit Diesem begannen lebhafter als sonst, und auf das Betreiben Balduins schickten die versammelten Bischöfe, als sie von Ludwig selbst die Versicherung seiner Nachgiebigkeit erhalten, den Bischof von Chur und den Grafen Gerlach von Nassau nach Avignon. Aber diese berichteten: „Der Papst habe ihnen mit Thränen geklagt, daß er den Kaiser nicht vom Banne entbinden könne, denn der König Philipp habe gedroht, ihn noch härter zu behandeln, als einst Bonifaz VIII. von Philipp dem Schönen sey behandelt worden. Diese Antwort, nicht die nachfolgende öffentliche Erklärung, zeigte die wahre Gesinnung des Papstes und seine gänzliche Abhängigkeit von Frankreich; Ludwig aber berief darauf einen Reichstag nach Frankfurt, trug hier mit Kraft und Rührung den versammelten Fürsten die vielen Ungerechtigkeiten der Päpste gegen ihn und das Reich vor, zählte alle Mittel auf, die er bisher, jedoch vergeblich, zur Aussöhnung gethan, und forderte von den Ständen die Erklärung, ob er noch weitere Schritte dafür thun solle, und wie das Ansehen und die Rechte des Reiches können behauptet werden.

Damals nun wurde nach reiflicher Ueberlegung und Prüfung durch rechtsgelehrte Männer der Reichsschluß gemacht: „Alle Prozesse des Papstes gegen den Kaiser sind gesetzwidrig und also nichtig; von diesem Augenblicke höre im ganzen Reiche der Bann auf, und kein Geistlicher soll mehr einem päpstlichen Befehle folgen, als mit Einwilligung seines Erzbischofes oder Bischofes.“ Zu Rense verbanden sich darauf die Kurfürsten (1338, 16. Juli) durch einen feierlichen Eid, daß sie die Rechte des Reiches, ihrer Kur- und fürstlichen Ehre gegen Jedermann vertheidigen wollen, und es

erfolgte dann im Namen des Kaisers der Reichsschluß: „Die Kaiserwürde ist unmittelbar von Gott allein abhängig, und der durch Stimmen-Mehrheit Erwählte ist einzig durch seine Wahl als wahrer römischer König und Kaiser zu betrachten, ihm Gehorsam von allen Untergebenen zu leisten, und er bedarf hiezu der Einwilligung, Bestätigung oder des Ansehens des Papstes durchaus nicht.“

Dieser Schluß wurde durch ganz Deutschland öffentlich verbreitet, und durch eine eigene Schrift des Minoriten Bonagratia, so wie durch andere Aufsätze des Wilhelm Occam und des Bamberger Domherrn Leopold von Bebenburg kräftig eindringend vertheidigt, und dem Spruche folgte sogleich die Vollziehung. Die Dominicaner widerstrebten am Meisten, aber sie und alle widerspenstigen Mönche wurden von den Bürgern gezwungen, den Gottesdienst öffentlich zu halten oder auszuwandern. Diese wendeten sich nach Avignon, fanden aber eine schlechte Aufnahme, kehrten nach Deutschland zurück, und waren von nun an dem Kaiser gehorsam.

Bald nach diesen Ereignissen starb die Linie in Niederbayern aus, und Ludwig empfing ohne Widerspruch die Huldigung der Stände dieses Landes, und vereinigte so ganz Bayern wieder, wie dasselbe Otto der Größere erhalten hatte. Damals versprach Ludwig den Ständen, „daß ganz Bayern in Zukunft Ein Land und ungetheilt bleiben solle für immer. Könne es aber, fügte er hinzu, ohne Unheil zu erzeugen, nicht möglich seyn, so müsse das Land doch zwanzig Jahre lang nach seinem Tode ungetheilt bleiben, und welcher seiner Erben widerspreche, habe sein Erbtheil verloren.“ So suchte er einer neuen Theilung und der dadurch nothwendigen Schwächung Bayerns zu begegnen. Sein Plan, aus den Ueberbleibseln der hohenstaufischen Herrschaft ein neues Herzogthum Schwaben zu gestalten, und es einem seiner Söhne und durch ihn dauernd seinem Geschlechte zuzuwenden, gelang nicht; aber ein desto wichtigerer Erwerb war Tyrol für Bayern, zu dem es Jahrhunderte lang gehört hatte.

Die Fürstin Margaretha Maultasche lebte mit ihrem ohnmächtigen Gemahle Johann, dem Sohne des Königs Johann von Böhmen, in kinderloser Ehe unglücklich, und wünschte, sich mit dem ältesten Sohne des Kaisers, Ludwig dem Brandenburger, dem seine Gemahlin erst vor Kurzem gestorben war, zu vermählen. Die Ehe konnte aber nach den Ansichten jener Zeit nur der Papst lösen; allein hiezu war damals keine Hoffnung, da König Johann an Philipp selbst und in Avignon mächtige Freunde hatte, und Alles aufbot, jenen Plan zu hindern, durch dessen Ausführung Tyrol für sein Geschlecht verloren ging. Er schickte auch deßwegen seinen jüngeren und fähigeren Sohn Karl dem verlassenen Bruder mit einem Heere zu Hülfe, allein die Stände waren jetzt den Wünschen ihrer Fürstin hold, und die beiden Brüder wurden bald aus dem Lande verdrängt.

Zwar hatte der Papst indessen an den Patriarchen von Aquileja geschrieben, daß er die Fürstin ernstlich abmahne, und würde sie doch eine neue Ehe eingehen, so solle sie mit allen ihren Anhängern unter den Bann fallen. Dieß Alles brachte jedoch die Margaretha von ihrem Vorhaben nicht ab, und so setzte denn Ludwig gemäß kaiserlicher Macht ein Ehegericht nieder, die Sache zu untersuchen, und der bisherige Gemahl Margarethens wurde vorgeladen, seine Angelegenheit zu führen. Da er aber nicht erschien, wurde die Ehe als aufgelöst erklärt, und dem neuen Braütigam, der mit seiner Braut im dritten Grade verwandt war, ebenfalls aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dieses Hinderniß erlassen, „denn wir wissen, hieß es in den Entscheidungsgründen, durch Berathung der gelehrtesten Doctoren des göttlichen Gesetzes mit Ueberzeugung, daß eine Heirath unter Anverwandten von Gott nicht verboten ist; der heilige Augustinus versichert dieß ebenfalls. Ja, wenn ein göttliches oder christliches Gesetz eine solche Verbindung untersagte, dann dürfte kein Mensch, kein Engel dieses von der Gottheit selbst gesetzte Hinderniß lösen; da aber der römische Bischof haüfig in solchen Fällen die Erlaubniß zur Vermählung gegeben, und dadurch selbst zugestanden hat, daß das Verbot keine göttliche, sondern eine Verfügung der Obrigkeit ist, und diese wieder aufheben kann, was sie verordnet hat, wenn dadurch kein Anstoß wider die Sittlichkeit gegeben wird: so ertheilen wir zur Ehe die Vollmacht und erklären sie für rechtmäßig.“ Die Hochzeit wurde darauf mit großer Pracht, 1342 im Februar, auf dem Schlosse Tyrol gefeiert; Margarethens Wunsch wurde durch die Geburt eines Sohnes erfüllt, und Tyrol schien dadurch dem wittelsbachischen Hause gerettet.

Aber der Kaiser Ludwig hatte durch die kühne Auflösung der Ehe auf's Neue gegen die Vorrechte des Papstes gehandelt, und dadurch den tiefsten Groll der Römisch-Gesinnten auf sich geladen, zugleich aber den König von Böhmen auf das Schmerzlichste gekränkt, der Tyrol seinem Geschlechte nach großen Opfern entrissen sah. Er selber lag in Paris krank, blind und konnte keine Rache üben, sondern übertrug sie seinem Sohne Karl, und dieser suchte dem Kaiser so viel als möglich zu schaden. Selbst die österreichischen Fürsten wollte man ihm wieder entfremden, und vor Allem wirkte man auf die Meinung des Volkes, dem der Kaiser nun als ein wahrer Ketzer erschien, da er es wagte, selbst das Band der Ehe zu lösen. Von allen Seiten erhoben sich die heimlichen und offenen Feinde. Aber der Kaiser, dessen viel geprüfte Stärke sich schon in seiner äußern Haltung ankündete, erlag auch diesem Sturme nicht; der geistlichen Gewalt wich er nachgebend aus, die Gewalt der Waffen drängte er mit Waffen zurück, erhielt den Landfrieden mit strengem Ernst, daß er selbst einem Ritter, der nach der alten Sitte von Freibeuterei leben wollte, trotz aller Fürbitten mit seinen vier Gehülfen zu München den Kopf abschlagen ließ;

er schützte die Juden gegen die wilden und ungerechten Verfolgungen, und erwarb sich in München weilend oder im Reiche umherwandernd durch seine unbescholtene Sittenreinheit, seine Gerechtigkeitsliebe und Wohlthätigkeit die Herzen aller Biederen. Mehreren Städten, die einer zweckmäßigeren Einrichtung bedurften, ertheilte er neue Stadtrechte, und begünstigte die freie Entwickelung im Innern so viel als möglich. Er wurde der Gesetzgeber für Bayern, und das auf seinem Befehl ausgearbeitete Rechtsbuch, angemessen den Bedürfnissen seiner Zeit, und aus den deutschen und bayerischen Sitten und Herkommen und älteren Vorschriften erwachsen, und leicht der Verbesserung je nach Zeit und Umständen fähig, erhielt sich lange in Bayern.

Um ihn sammelten sich die edelsten und freisinnigsten Männer, die schon genannten Minoriten und Andere, vor Allen ausgezeichnet Ulrich Hangenohr von Augsburg, sein Vertrauter und Minister in inneren und äußeren Angelegenheiten, der gelehrte und freimüthige Vertheidiger der Rechte seines Königs, in Wort und Schrift, auf Gesandtschaften und Reichstagen. Durch ihre gediegenen Werke bildete sich die deutsche Sprache immer kräftiger aus, da sich Ludwig derselben nicht nur bei allen kleineren Verhandlungen, sondern auch in den meisten Verträgen bediente, die er mit weltlichen Fürsten abschloß; nur bei geistlichen wurde die lateinische Hofsprache beibehalten. Auch bei diesen wußte er sein kaiserliches Ansehen und seine Rechte zu behaupten, und da von Avignon die erledigten Bisthümer gegen Geld verliehen und das Wahlrecht der Kapitel nicht mehr geachtet wurde, daß allgemeine Klage darüber entstand, bestätigte er die von den Kapiteln gewählten Geistlichen, und hielt die von Avignon her Eingedrungenen fern. Dadurch lud er den päpstlichen Haß vom Neuen auf sich, der jetzt um so heftiger drohte, als nach dem Tode des milden Benedict XIV. im Jahre 1342, 25. April, Peter Rogier als Clemens VI. gefolgt war, der heftig und prachtliebend, dabei von leichtfertigen Sitten, die alten Rechte der Päpste festhalten wollte. Was den früheren Päpsten nicht gelungen war, versuchte er durchzuführen und den Kaiser zu demüthigen, den Luxemburgern Tyrol, und seinem ehemaligen Zöglinge Karl, dem Sohne des Königs Johann von Böhmen, die Kaiserkrone zu verschaffen. Die Gelegenheit schien jetzt günstiger als je, da Ludwig durch sein Verfahren in Tyrol den Neid der Fürsten und den Unwillen des Volkes gereizt hatte. Auch Balduin von Trier schloß sich nun seinem Hause enger an, und wurde bald die stärkste Triebfeder im Rathe der Fürsten und des Papstes gegen Ludwig, der zwar durch eine ansehnliche Gesandtschaft seine Ehrfurcht dem neuen Papste bezeugte, aber statt der Aussöhnung vielmehr die Aufforderung erhielt, Tyrol zurückzugeben. Darauf wurde am grünen Donnerstage, 1343, vor den versammelten Cardinälen die Bulle gegen ihn verlesen und in alle Welt umher verbreitet, welche zu den früheren Vorwürfen

gegen ihn den neuen fügte, er habe seinen Sohn und die Margaretha Maultasche in einer ehebrecherischen Ehe vereinigt; darum könne ihm nur dann Gnade widerfahren, wenn er die kaiserliche und königliche Regierung niederlege, die vom Papste eingesetzten Bischöfe anerkenne, dem Banne freien Lauf lasse, und sich binnen drei Monaten vor dem Papste stelle, um die weiteren Strafen zu erwarten.

Als Ludwig Dieses vernahm, rief er aus: „Nie, so lang ein Geist meine Glieder beseelt, werde ich Dieses thun!" Da er wußte, daß der Papst von dem Könige von Frankreich abhänge, schrieb er ernstlich mahnend an diesen, daß er die Versöhnung bewirke, und der König Philipp zeigte sich dazu geneigt, weil er den Kaiser dadurch gewinnen und von der Theilnahme am neuen Kriege abhalten wollte, der von England drohte. So begannen denn die Unterhandlungen zu Avignon auf's Neue, und Ludwig war bereit, alle Forderungen des Papstes einzugehen, wenn nur die Ehre des Reiches gerettet würde; die Bedingungen waren aber so hart und streng, daß man in Avignon selbst zweifelte, ob sie Ludwig annehmen würde. Allein er versprach, Alles zu thun, was die Kirche zu ihrer Genugthuung fordere: er wolle sich demüthigen, aber darauf solle ihm der Papst sogleich die Lossprechung vom Banne und die Bestätigung aller vorigen Handlungen ertheilen, damit die Ehre des Reiches gerettet werde; er war bereit, den kaiserlichen Titel abzulegen, bis es dem Papste gefallen würde, ihn zu krönen, aber dem königlichen könne und werde er nicht entsagen. Alle Vergleichungspunkte waren auf das Genaueste bezeichnet und die Erfüllung derselben von Ludwigs Gesandten beschworen. Doch nun zögerte der Papst mit der letzten Erklärung, der Buße und Wiederaufnahme, machte vielmehr auf den Rath der Cardinäle neue Forderungen und hielt die Gesandten hin, während Ludwig in Deutschland durch die Bischöfe öffentliches Fasten und Gebet verkünden läßt, und selbst in feierlicher Procession zu den Kirchen wallfahrtet, um den Segen des Himmels zur Herstellung des Friedens mit dem Papste zu erbitten. Die Gesandten kehren unverrichteter Dinge zurück, und statt der Aussöhnung bietet der Papst Alles zum Sturze Ludwigs auf.

Mit wohlberechneter Schlauheit suchte man selbst im wittelsbachischen Hause Zwist zu erregen, und die päpstlich Gesinnten wenden sich an den Pfalzgrafen Rupert, des Kaisers Neffen, daß er sich um die Krone bewerbe, welche auf diese Weise doch dem wittelsbachischen Geschlechte gerettet würde. Als aber Rupert mit Entschlossenheit dem hinterlistigen Antrage widerstand, bot man die Krone dem Schwager Ludwigs an, dem feurigen und reichen Grafen Wilhelm von Holland, den der Glanz der Anerbietung blendete; doch bald kam auch er zur Besonnenheit, erkannte das Verderbliche des Geschenkes, und ging selbst nach München, um allen Arg-

wohn zu vernichten. Darauf machte der Kaiser den Kurfürsten zu Rense und dem versammelten Reichstage zu Frankfurt 1344 seine vergeblichen Schritte und Bemühungen zur Aussöhnung mit dem Papste bekannt, und fügte hinzu: „Deßungeachtet will ich, um den Frieden der Kirche wiederherzustellen und euch alle weitere Demüthigung zu ersparen, Alles unternehmen, was ihr für gut erachtet. Niemand soll je sagen können, daß ich mein Wohl jemals dem allgemeinen Wohle vorgezogen habe. Ich bin bereit, meine Krone niederzulegen, sie selbst in die Hände des Papstes zu geben, ob es gleich entschieden ist, daß ihm kein Recht über den Kaiser gebührt. Wollt ihr euch aber den Anmaßungen des Papstes widersetzen und Beharrlichkeit zeigen, so wisset, daß ich entschlossen bin, Alles zu versuchen und mich jeder Gefahr preiszugeben, um die Würde und das Ansehen des deutschen Reiches zu behaupten." So sprach er, und darauf erfolgte die Erklärung: „Offenbar strebe der Papst mit seinen Forderungen nach dem Verderben des Reiches, weder der Kaiser noch die übrigen Fürsten seyen befugt, ohne Verletzung des geleisteten Eides, die Forderungen des Papstes zu bewilligen; Ludwig möge darum ausdauern, sie würden die Rechte des Reiches nöthigen Falles mit den Waffen in der Hand behaupten."

Allein als die Wahlfürsten ohne die Abgeordneten der Reichsstädte sich zu Rense versammelten und der blinde König von Böhmen sie mit seinen Klagen über die Schmach seines Hauses durch den Verlust Tyrols und über die wachsende Macht des wittelsbachischen Geschlechtes bestürmte, und jetzt selbst Rupert von der Pfalz über den Kaiser unwillig war, weil er durch dessen Spruch die Stadt Weinheim verlieren sollte: da erhielt die päpstliche Partei die Oberhand, und damals sollen sie ernstlich in den Kaiser gedrungen haben, Karl, den Sohn des Königs von Böhmen, zum römischen Könige anzunehmen. Als ihnen darauf Ludwig seinen eigenen Sohn Ludwig den Brandenburger vorgeschlagen, sollen sie mit Heftigkeit erwidert haben: „Unter dir, Bayer, ist das Reich in großes Verderben gesunken, daß wir Vorsorge treffen müssen, es nie wieder an Bayern kommen zu lassen." Dieses war bei dem so kräftig und offen ausgesprochenen Plane und Wirken Ludwigs und seines Geschlechtes gewiß die Absicht des Papstes und seiner Anhänger in Deutschland; aber trotz des Bannes und aller Umtriebe erhielt sich der Kaiser in seiner Würde, und Niemand wagte es, sich als Gegenkönig offen gegen ihn zu erheben. Als sich das Gerücht verbreitete, der Papst habe fünf Kurfürsten zu einer neuen Wahl gewonnen, die alsobald in Frankfurt geschehen sollte, eilte Ludwig mit seinen Söhnen und einem Heere dahin, fand aber keinen Feind. Da der Papst den Bann über die dem Kaiser getreuen Städte nicht festhalten konnte, so erlaubte er, daß jeder Priester für einen Gulden die päpstliche Nachsicht zur Haltung des öffentlichen Gottesdienstes erkaufen könnte, und Ludwig schaltete furchtlos vor dem Papste und den ihm mißgünstigen

Fürsten in seiner gewohnten Macht fort, schützend die Besitzungen und den Glanz seines Hauses in Süd- und Norddeutschland, indem er dabei tapfer von seinen Söhnen unterstützt wurde.

Die Vorsehung selbst begünstigte offenbar sein Wirken und die Kräftigung seines Hauses, und zu den erworbenen Gütern erhielt es durch den Tod des kinderlosen Wilhelm von Holland 1345 auch die schönen niederländischen Provinzen, da sich die Stände jenes Landes für die Schwester des Verstorbenen, Ludwigs Gemahlin, Margarethe erklärten, und er das Land als eröffnetes Lehen ihr übertrug.

Aber Dieses reizte den Neid und Haß seiner Gegner auf das Heftigste, und am Meisten war dem Papste daran gelegen, Tyrol, den Schlüssel zu Italien, wieder von Bayern abzureißen, oder den Kaiser zu verderben, wozu er kaum des fortwährenden Drängens des blinden Königs von Böhmen bedurfte. Deßwegen erließ er denn am grünen Donnerstag 1346 eine neue Bannbulle gegen Ludwig, die an Heftigkeit alle früheren übertraf, und ein schauderhaftes Denkmal von dem Hasse des Papstes gegen den Kaiser bleibt, der aller seiner Würden und Besitzthümer für verlustig, seine Söhne und Enkel zu keiner kirchlichen Pfründe oder einer öffentlichen Würde für fähig erklärt, und Ludwig in die unterste Hölle verflucht wird.

Zugleich untersagte der Papst allen Glaübigen die Gemeinschaft mit dem Ketzer und Abtrünnigen, und schickte besondere Gesandte und Schreiben an die Kurfürsten von Deutschland, sie durch die heilige römische Kirche beschwörend, denselben zu verstoßen und einen andern Kaiser zu erwählen, aber nicht Ludwig den Brandenburger zur Wahl zu lassen, sonst würde der päpstliche Stuhl, von welchem, wie er sagte, das Wahlrecht auf die Fürsten ausgegangen sey, zu einer zweckmäßigen Reichsverwaltung schreiten. Indessen hatte die luxemburgische Familie, Balduin von Trier an ihrer Spitze, durch Bestechung und noch größere Versprechen die Kurfürsten zu einer neuen Wahl gewonnen, Rupert von der Pfalz wurde wegen seiner treuen Anhänglichkeit an seinen Kaiser und Oheim von dem Geheimnisse ausgeschlossen, und dann versammelten sie sich, 11. Juli 1346, zu Rense, erklärten nach Vorschrift des Papstes das Reich für erledigt, ernannten auf dessen Empfehlung den Sohn des Königs Johann, Karl von Mähren, zum römischen Könige, berichteten die Wahl dem Papste und kehrten ohne Aufenthalt in ihre Länder zurück.

Ludwig weilte damals in Trient, um sich mit dem Könige von Ungarn und einigen Haüptern der Gibellinen zu bereden, und hörte mit Erstaunen, was geschehen. Sogleich kehrt er nach Bayern zurück, sammelt ein Heer, und eilt nach Frankfurt, wo ihn der Gegner nach alter Sitte gerüstet erwarten sollte. Allein Karl zeigte sich nirgends in Deutschland, sondern war ohne Krönung, da ihm Frankfurt und Aachen die Thore

verschlossen hatten, nach Frankreich gegangen, um dem König Philipp gegen Eduard von England beizustehen. In der Schlacht bei Crecy wurde sein blinder Vater von den Engländern erschlagen, er selbst entrann nur durch eilige Flucht, und verlor damit noch mehr an Ansehen in Deutschland, wo Ludwig einen Reichstag nach Speier berief, und die Versammlung einstimmig die neue Wahl für ungültig erklärte, und dem Kaiser von Neuem Treue und Unterstützung gelobte. Ludwigs Plan war nun auf Italien gerichtet, hier des Papstes Macht auf immer zu brechen, wozu er sich mit dem Könige von Ungarn und dem Volkstribunen Rienzi verständigte, der in Rom die alte Republik wieder herstellen wollte. Dieses abzuwehren, erkannte der Papst jetzt den Karl von Mähren als König an, der ihm den vollkommensten Gehorsam und die Anerkennung aller päpstlichen Behauptungen und Verzichtleistung auf Italiens Angelegenheiten gelobt hatte. Unterstützt von dem Könige von Frankreich erschien Karl darauf wieder am Rhein, um jetzt die Krönung zu erzwingen; aber Aachen und Köln verschloßen ihm die Thore, da ließ er sich eilig in Bonn krönen, 1346 25. November, und kehrte nach Böhmen zurück. Eben so mißlang ein anderer Versuch, von Böhmen und Italien her zugleich einen Anfall auf Tyrol und Bayern zu wagen; der Kaiser schlägt die Angriffe überall siegreich zurück, und steht festen Muthes gegen alle Feinde, reisete ruhig im Reiche umher, und nirgends trat ihm sein Feind offen entgegen.

Im Herbste des Jahres 1347 weilte Ludwig wieder in München, da fühlte er sich bei der Mahlzeit am 11. October plötzlich unwohl, sprang auf und nahm ein Brechmittel, da er schon mehrmal Argwohn der Vergiftung hegte. Durch starke Bewegung wollte er das Uebel meistern, und ritt deßwegen auf die Bärenjagd nach Bruck bei Fürstenfeld. Dort aber sank er plötzlich vom Pferde, und mit den Worten: „Allmächtiger Gott, erbarme dich meiner!" verschied er, ob an Gift, ob an einem Schlagflusse, ist ungewiß.

Sein Leben ist seine Lobrede, er bedarf keiner anderen; an ihm zeigte sich recht klar, daß der Kampf für Deutschlands Ruhm und Macht auch dem dafür kämpfenden Geschlechte Ruhm und Macht verleihe. Seine Erwerbungen gingen durch die Uneinigkeit seiner sechs Söhne, die seiner weisen Mahnungen nicht gedachten, und durch die Ränke des Königs Karl größtentheils wieder verloren, und nur Bayern blieb seinem Geschlechte. Aber die geistige Saat, welche er während seines muthigen Kampfes in Wort und Schrift durch Deutschland ausstreuete, die segnete der Himmel; sie gedieh, und brach allmählig die Nacht der Finsterniß und die Bande der fremden Abhängigkeit.

Heinrich Findelkind.

Es ist eine Freude zu sehen, wie Gott den edlen Willen und die schöne That auch des Geringen segnet und das Senfkörnlein zu einem Baume aufzieht, der mit seinen Früchten die spätesten Enkel erquickt.

Heinrich kannte seine Aeltern nicht; das Findelkind wurde von dem Mayr von Kempten, der schon neun Kinder hatte, aufgezogen, aber so hart mit den andern gehalten, daß sie der Vater, welcher Bürgschaft halber um sein Gut gekommen war, halb zu Tod schlug, damit sie so bald als möglich gingen und dienten. Heinrich Findelkind ging, wie er selbst erzählt, und kam auf dem Wege zu zwei Priestern, die nach Rom wollten, begleitete sie über den Arlberg und so kamen sie zu Jacklein über Rhein. Da sprach dieser zu den Priestern, „wo sie mit dem Knaben hin wollten, und ob sie ihm denselben nicht übergeben möchten, daß er die Schweine hüte?“ Und sie antworteten: „Was er thut, das ist uns lieb.“

Heinrich blieb bei Jacklein, erhielt das erste Jahr zwei Gulden und diente zehn Jahre, hütete im Sommer die Schweine und ging mit ihm zur Kirche im Winter und trug ihm das Schwert nach. Da sah er denn, wie man Leute brachte, die auf dem rauhen Arlberg (auf dessen Gipfel die Kirchensprengel von Augsburg, Constanz, Chur und Brixen sich berührten) im Schnee umgekommen waren; einigen hatten die Vögel die Augen ausgehackt und die Kehle angegriffen, und Heinrich's Herz ward innig bewegt. Weil er sich nun während der zehn Jahre fünfzehn Gulden mit dem Hirtenstabe verdient hatte, wollte er dieses all sein Gut aufwenden und rief: „Wer will den Anfang machen auf dem Arlberge zu einer Straße und Rettung, daß die Leute nicht also verderben, der nehme meine fünfzehn Gulden!“ Aber das wollte Niemand thun. Da griff er im Vertrauen auf Gottes Beistand am Tage Johannes des Taüfers im Jahre 1386 das Werk selbst muthig an, ging umher und sammelte, daß er es zu dem edlen Werke verwende, und es verlieh ihm Leopold, der Herzog von Oesterreich, einen offenen Brief, in welchem er Allen kund that, wie der arme Knecht Heinrich von Kempten mit solcher Andacht und Begier vor ihn gekommen sey, bittend, daß er auf dem Arlberg ein Haus bauen, und darauf der armen und elenden Leute den Winter über warten könnte, damit sie Herberge hätten, wenn sie wegen Ungewitter oder Krankheit nicht weiter kommen könnten und nicht umkämen, wie Dieses zuvor oft geschehen. Und der edle Herzog, der bedachte, daß viele gute Dinge von geringen Leuten angefangen worden, gewährte ihm nicht nur seine Bitte, sondern forderte auch Alle auf, die über

jenen Berg reiten oder gehen, ihm in seiner Arbeit förderlich zu seyn, daß er das fromme Werk vollbringen möchte; seinen Hauptleuten und Amtleuten befahl er dringend, ihn zu schützen und zu schirmen.

Heinrich, der schon im ersten Winter mit dem heiligen Almosen, wie er es nannte, sieben Menschen das Leben gerettet hatte, baute nun das Haus und hielt ein eigenes Bruderschaftsbuch, in welches er die Wohlthäter eintrug, und es förderten besonders die deutschen Bischöfe sein Unternehmen, in welchem Heinrich von St. Gallen sein treuester Gehülfe war. Für das Fortbestehen derselben errichtete er die St. Christophs-Bruderschaft und scheint für dieselbe bei öffentlichen Zusammenkünften geworben zu haben mit der Anrede: „Liebe Kinder, ihr sollet mir Almosen geben zu Weg und Steg und zu einer Armenherberge am Arlberg, darin man herbergt Arm und Reich. Alle Abend gehen ich und meine Knechte mit Schnee-Reifen aus und rufen, und Wen wir immer im Schnee finden, Den tragen wir in die Herberge und geben ihm das Almosen, bis er wieder mag von dannen kommen." Die Gesellschaft sollte zwei Brudermeister haben, und diesen lag ob, jährlich viermal, besonders aber vor Winters Anfang, das Gottes- und Gasthaus zu besichtigen, ob es mit aller Nothdurft wohl versehen sey, und dem obersten Brudermeister berichten, wo sich Abgang und Baufälligkeiten zeigten, damit zeitlich gesorgt, und Dach und Gemach im guten Stande erhalten würde. Der Bruderschaftswirth sollte jedem Wanderer über den Arlberg Auskunft des Weges geben, und ihm Speise und Trank um billige Zahlung, den Armen aber umsonst und gutwillig reichen; derselbe sollte, wenn gefährliches Wetter einfiel, besonders zur Winterszeit alle Abends und Morgens sammt einem Knechte und einem Fläschlein Wein und einem Stücklein Brod, jeder mit vier Schnee-Reifen bei dem aufgerichteten Kreuze auf- und abgehen, und viermal mit lauter heller Stimme rufen, ob Jemand Hülfe bedürfe, und wenn sie Etwas hören oder wahrnehmen, zueilen und die Armen in die Herberge bringen und erquicken. Welcher Wirth Etwas versaümte, sollte abgeschafft und nach Erkenntniß der Vorsteher bestraft werden.

Heinrich rettete mit Hülfe Gottes im Ganzen fünfzig Menschen das Leben, durchwanderte bis zum Jahre 1414 ganz Deutschland und die Nachbarländer, um Beiträge zu seinem Werke zu sammeln, seine Stiftung erhielt sich und leistete für die Herstellung einer Straße für das unwegsame Gebirg mehr, als Fürsten damals vermochten, bis endlich bei der Auflösung der edlen Bruderschaft nach der Reformation auch die Straße verfiel, welche erst Joseph II. wieder herstellte.

In jener und früherer Zeit wurden beinahe alle beschwerlichen Gebirgswege angelegt, unterhalten und gesichert durch die frommen Verbrüderungen, Hospitäler, Zellen und Klöster oder Pilgrimshaüser, welche oft eine

Kette über die höchsten Gebirge bildeten, so wie denn schon sehr frühe von Niederalteich in Niederbayern durch den fürstlichen Einsiedler Günther in der Gegend des Schlosses Egg und durch die von seinen Schülern gegründete Zellen und Betkirchlein der Weg über das bayerisch-böhmische Gebirge als goldener Steig gebahnt wurde.

Rupert,

Pfalzgraf bei Rhein und Kaiser in Deutschland.

Der ältere Zweig des erlauchten Geschlechtes der Wittelsbacher in den beiden Pfalzen schien zu erlöschen, während der jüngere in Bayern weit umher erst glanzvoll und mächtig waltete, bald aber in Bruderzwisten des Vaters Erbe und des Hauses Macht schmälerte. Von den drei Söhnen Rudolfs, des älteren, Bruders Ludwigs des Bayern, hatte nur der Eine Adolf einen Sohn, Rupert den Harten, hinterlassen, auch war von dem Wittelsbacher Gute in der oberen Pfalz Vieles abgerissen und durch den Kaiser Karl IV. an Böhmen gekommen, was Rupert zwar vom Kaiser Wenzeslaus wieder zu erringen und diesen selbst zu stürzen suchte; doch er starb schon im achten Jahre seiner Regierung und hinterließ die Herrschaft seinem Sohne Rupert III., welcher wieder der einzige Sprosse des ganzen pfälzischen Hauses, aber bestimmt war, der Stammhalter des wittelsbachischen Hauses zu werden.

An ihm zeigte sich recht, wie mäßiges gerechtes Walten und Klugheit zu Macht und Ansehen führe und Vertrauen erwecke. Denn gerade damals, als Deutschland durch den Kaiser Wenzeslaus selbst so sehr verachtet war, daß er auf die dringenden Mahnungen der geistlichen Kurfürsten Böhmen gar nicht mehr verlassen und das Reich besuchen wollte und er spottend äußerte, „für ihn sey in Deutschland Nichts zu thun; es sey ihm an der Tafel Nichts gelegen, da keine Tafelgelder mehr vorhanden; er hoffe, das Reich noch immer an seiner alten Stelle anzutreffen, wann er komme;“ gerade damals waren die Augen der Deutschen auf Rupert von der Pfalz gerichtet, der als ein wachsamer kluger Fürst bekannt war. Von ihm hofften sie, daß er Mailand, wo Wenzeslaus den kaiserlichen Statthalter Johann Galeaz zum erblichen Herzog gemacht hatte, wieder mit Deutschland vereinigen und dadurch die Würde des Reiches herstellen, vor Allem aber Ordnung in den zerrütteten Kirchenstaat bringen werde. Denn seitdem es Frankreich gelungen war, den Papst nach Avignon und dadurch unter seine Herrschaft zu bringen, dauerten die kirchlichen Wirren fort und

stiegen auf das Höchste, als die römische Partei einen Papst in Rom, die französische aber einen anderen in Avignon erwählte und bei dem Tode des Einen sogleich ein Anderer an seine Stelle kam, daß bereits seit mehreren Jahrzehnden zwei Päpste herrschten und Jeder behauptete, er sey der rechtmäßige, und deßwegen den Andern bannte, daß die Gemüther der Glaübigen mit Kummer und Angst erfüllt wurden.

Dieses zu wenden, versammelten sich die geistlichen Kurfürsten, setzten den Kaiser Wenzeslaus ab und erwählten dafür den Pfalzgrafen und Kurfürsten Rupert, 20. August 1400, nachdem er versprochen, ihre kurfürstlichen Rechte zu wahren und für das Reich zu sorgen. Sie führten ihn nach Rense, Lahnstein gegenüber, und setzten ihn auf den Königsstuhl der Deutschen und machten seine Wahl überall bekannt. Darauf zog er nach Frankfurt, das ihn erst nach mehreren Wochen anerkannte und ging dann nach Köln zur Krönung, weil Aachen es noch mit Wenzel hielt. Von dort aus versprach er den Juden als kaiserlichen Kammerknechten den Schutz des Reiches, that die ungerechten Zölle und andere Vorrechte ab, welche Wenzel aus kaiserlicher Huld Einzelnen wider des heiligen Reiches Herrlichkeit und Nutzen gewährt hatte, da er des Geldes wegen Vielen seiner Freunde unbeschriebenes Pergament mit Siegel und Unterschrift gegeben hatte, die dann hineinsetzten, was ihnen zuträglich war, zeigte dem Papst Bonifaz IX. in Rom seine Wahl an und rüstete sich zum Zuge nach Italien. Der Papst und die Florentiner freuten sich über diese Nachricht, ermunterten ihn zum baldigen Zuge, weil sie die harte Herrschaft des Johann Galeaz, der immer weiter um sich griff, fürchteten, und versprachen ihm dazu ihre Unterstützung; dazu sollten auch die geistlichen Fürsten in Deutschland mit des Papstes Willen steuern und das Reich Hülfe gewähren.

Allein da diese zögerten, warb Rupert mit seinem Gelde und dem Beistande einiger Städte ein Heer, setzte seinen Sohn Ludwig mit dem Barte zum Reichsverweser und begann den Zug, nachdem ihm der Herzog Leopold von Oesterreich gegen eine sehr große Geldsumme den freien Paß durch seine Erbländer und Tyrol geöffnet hatte. Aber Johann Galeaz suchte durch Gift die Gefahr abzuwehren, bestach den Arzt des Königs, der seinen Herrn in Amberg vergiften wollte, was jedoch glücklich vereitelt wurde. Im Herbste 1401 ging Rupert über die Alpen und erwartete zuversichtlich die Hülfe der Florentiner; statt derselben umgab ihn rings der Verrath durch die Hinterlist des Galeaz, der zugleich mit einem trefflich gerüsteten Heere gegen ihn wirkte, daß er mit Mühe dem Verderben entging und nach Deutschland zurückkehrte. Vergebens mahnte ihn der Papst zum neuen Zuge, daß er in Rom als Kaiser gekrönt werde und gewährte ihm den Zehnten von den geistlichen Einkünften in Deutschland; Rupert ließ sich dadurch nicht bewegen. Durch Bündnisse mit den einzelnen Fürsten und Städten schirmte er den Reichsfrieden mit strenger Macht und zerstörte

mehrere Raubschlösser am Rhein, wodurch er selbst in Zwist mit dem mächtigen Erzbischofe von Mainz gerieth, dessen Vasallen jene Raüber gewesen und der sich ihrer unbillig annahm.

So wurde der edle Wille Ruperts haüfig gelähmt und sein kluger Plan auch zur Hebung der unseligen Kirchenspaltung nicht befolgt. Mit reifer Einsicht und Festigkeit mahnte er, den römischen Papst für den wahren anzuerkennen und dadurch den Zwist zu enden, indem man den Papst in Frankreich absetze, woher ohnehin der unselige Streit ausgegangen war; dagegen wirkte aber mit dem Könige von Frankreich die Universität Paris mit anderen Ehrgeizigen, welche eine allgemeine Kirchenversammlung als Heilmittel vorschlugen, auf der sie wohl selbst zu glänzen hofften. Wiederholt warnte Rupert dagegen und sagte vorher, eine öffentliche Kirchenversammlung, seit Jahrhunderten nicht mehr zusammenberufen, werde die Angelegenheiten noch mehr verwirren und aus der Zweifaltigkeit endlich eine Dreifaltigkeit werden. Sein Mahnen und Warnen war vergebens. Die Kirchenversammlung wurde wirklich durch die Cardinäle im Jahre 1409 nach Pisa berufen. Rupert schickte alsobald seine Gesandten dahin, welche zuerst den römischen Papst zu bewegen suchten, daß er zum Trost der Kirche und aller Christglaübigen sich der Einigkeit der Kirche ergebe und Alles thue, daß man merke, an ihm fehle Nichts. Dieser antwortete, „er wolle redlich zur Beendigung des Streites wirken, sich selbst zu den versammelten Cardinälen begeben, nur nicht nach Pisa in die Gewalt der Florentiner, seiner Widersacher, sonst in jede andere Stadt, ja er wolle dann selbst seiner Würde nach Geheiß der Cardinäle entsagen, wenn Dieß die Einigung bewirken könne.“ Die Gesandten gingen darauf nach Pisa, zeigten den guten Willen des Papstes und mahnten die Cardinäle, eine andere Stadt zu ihren Berathungen zu wählen, und diese selbst eine Zeit lang zu verschieben; aber sie merkten bald, daß Frankreich und Florenz mit Geld mehrere Cardinäle bestochen, daß diese bereits mit ihrem geistlichen Hofgesinde die Oberhand haben und eilige und gefährliche Pläne sinnen, und selbst den Wenzeslaus jetzt wieder als Kaiser anerkennen. Darauf widersprachen die Gesandten, als ihre Mahnungen vergebens waren, im Namen ihres Herrn des römischen Königs und Vogts der heiligen Kirche, der ganzen Versammlung der Cardinäle und kehrten nach Deutschland zurück, worauf Rupert die deutschen Bischöfe und Prälaten, Fürsten und Herren mahnte, nach Italien zu gehen und zum Heile der Christenheit den Umtrieben Frankreichs entgegenzuwirken.

Dieß war jedoch zu spät, die Cardinäle setzten zu Pisa eilig die zwei Päpste ab und wählten einen neuen; da jedoch die Abgesetzten sich mit Hülfe ihrer Anhänger in ihrer Würde behaupteten, traf wirklich ein, was Rupert vorhergesagt hatte und die kirchliche Verwirrung, welche durch die

friedliche Verständigung der Könige und Fürsten so leicht zu lösen war, dauerte zum Schaden der Religion fort. Unter diesen Verhältnissen suchte Rupert sein eigenes Haus zu befestigen; er brachte die Güter, welche Karl IV. von der oberen Pfalz abgerissen, wieder an sich, kaufte die Grafschaft Simmern, erhielt durch die Wittwe seines früh verstorbenen Sohnes Pipan einen Theil der Grafschaft Spanheim und brachte noch andere Güter an sein Haus, nachdem sein Vater schon einen Theil des Herzogthums Zweibrücken durch Kauf erworben hatte. Unter diesem Rupert blühete die schon von Rupert I. gestiftete Universität Heidelberg, die älteste in Deutschland, herrlich empor, da Wenzeslaus den deutschen Studenten in Prag die Verbrüderungen nach Nationen wehrte, worauf sie auszogen und sich größtentheils nach Heidelberg wendeten; Rupert und seine Nachfolger wachten eifersüchtig über den Ruhm der hohen Schule wie eines köstlichen Kleinodes und er begann schon die Sammlung der herrlichen Handschriften und Werke, welche er um großes Geld aus Italien und Griechenland erwarb, und welche von seinen Nachfolgern, den pfälzischen Fürsten, immer vergrößert wurde.

Rupert wohnte am liebsten in Heidelberg, wo er auch die heilige Geistkirche erbaute, im Kreise seiner zahlreichen Familie. Von der ersten Gemahlin hatte er nur einen einzigen Sohn, Rupert Pipan, dem er die Herrschaft zu übergeben Willens war, die fünf jüngeren Söhne von seiner zweiten Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Burggrafen Friedrich V. zu Nürnberg, sollten sich dem geistlichen Stande widmen, um so den traurigen Folgen der Zersplitterung vorzubeugen, wie sie bei dem jüngeren Wittelsbacher Zweige in Bayern war. Als aber nach einander die beiden ältesten Söhne ohne Kinder starben, ging er von seinem Plane ab, und wollte, daß sich die vier Uebrigen vermählten, Gott würde schon weiter sorgen. Und so geschah es.

Als Rupert in Oppenheim, 18. Mai 1410, gestorben und zu Heidelberg begraben war, kamen seine vier Söhne zusammen und verglichen sich. Der älteste, Ludwig mit dem Barte, welchen er sich auf seiner Pilgerreise nach Jerusalem hatte wachsen lassen, erhielt die Kurwürde und als Vorzug zur würdigen Ausstattung Schloß und Stadt Heidelberg, mit anderen Städten voraus, dann erst theilte man das Uebrige; Johannes ging nach der oberen Pfalz, Stephan bekam Simmern und Zweibrücken, Otto Mosbach und Sinzenheim, und sie lebten friedlich und brüderlich miteinander und mehrten Gut und Ansehen des pfälzisch-wittelsbachischen Hauses.

Johannes,
Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern.

Kaiser Ruperts Sohn, Johannes, erhielt bei der Theilung der pfälzischen Länder den größten Theil der Oberpfalz und wohnte am Liebsten in Neumarkt oder auf dem Schlosse zu Neunburg vor dem Wald, weßwegen er auch der Neunburger hieß. Er war ein ritterlicher Fürst, dessen Tapferkeit in allen Fehden und bei allen Turnieren glänzte, und ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt von ihm: „Er war ein gar frommer Fürst, betete alle Tagszeiten, wie ein Priester thun sollte, war aber dabei jähzornig und war doch ganz fromm und durch seine Andacht vor Gott gewann er große Siege über seine Feinde.“

Eines Tages saß der Fürst zu Gericht und bei ihm viele Ritter und Knechte, da kamen zwei Jungfrauen und klagten um ihr Recht: von ihren Vätern wäre ihnen ein Erbgut, ein Lehen von dem Herzoge, zugefallen, das hätte er nun Anderen gegeben und sie hofften die Wiedereinsetzung in ihr väterliches Erbe. Darauf sagte der Herzog, er habe das Lehen mit Recht eingezogen, weil kein männlicher Erbe vorhanden, der es mannlich verdienen möchte, und Alle erkannten zu Recht, der Herzog Johannes sey den zwei Jungfrauen nichts schuldig, nur Einer von den Räthen, Zänger von Schneeberg, hieß das Urtheil nicht gut, sondern sagte, „die so gesprochen, seyen des Teufels ewiglich.“ Da sprang der Herzog im jähen Zorn auf und sprach: „Zänger, du hast mich und meine Räthe verletzt und sollst schwer gestraft werden!“

Alle Gegenwärtigen erschracken über diese Rede, und gute Freunde hätten dem Zänger gerne von dannen geholfen, aber er wollte nicht fliehen. Indessen bedachte sich der Herzog und rief den Zänger vor die Räthe zur Verantwortung, damit er nach ihrem Ausspruche gestraft werde. Dieser aber sprach: „Gnädiger Herr! Was ich geredet habe, das ist wahr und den beiden Jungfrauen ist ihr rechtes väterliches Erbe ohne alle Ursache genommen worden; damit wären sie wohl verheirathet und versorgt worden und zu Ehren gekommen; aber nun haben sie Nichts mehr und es muß die Eine nach Regensburg laufen, die Andere nach Nürnberg, und was sie sündliches Werk vollbringen, das ist Ursache Herzog Johannes!“ Darauf entgegnete dieser nach einer Weile: „Fürwahr, die göttliche Gerechtigkeit ist in deinem Munde und die Wahrheit und Milde geht vor der Gerechtigkeit,“ und er gab den Jungfrauen ihr Erbgut wieder.

Zehnfach suchte er immer zu vergüten, wenn ihn sein heftiges Gemüth zu einer raschen ungeziemenden That hingerissen hatte, und so war er überall wegen seiner Tapferkeit und Herzensgüte geehrt und geliebt, dazu ein kluger Haushalter, der das pfälzische Gut durch manche Erwerbung vergrößerte.

Während seines Waltens dauerte die unselige Kirchenspaltung fort, da noch immer drei Päpste zu gleicher Zeit herrschten und sich einander verfolgten. In dieser Verwirrung erhoben sich Männer, welche Lehren vortrugen, die mit den bisherigen Grundsätzen der römischen Kirche nicht mehr übereinstimmten, und so wurde denn die Beunruhigung der Gemüther immer größer. Da berief der Kaiser Sigismund eine Kirchenversammlung nach Constanz, damit dort über die drei Päpste und die Lehren des Johann Huß aus Böhmen entschieden und die Einheit der Kirche wieder hergestellt würde im J. 1414. Dahin zogen dann die Cardinäle, Bischöfe, Fürsten und Rechtslehrer und beriethen viel und lang über Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern; Johann Huß wurde als Ketzer mit seinem Freunde Hieronymus von Prag verbrannt, die drei Päpste verloren ihre Würde, dann wurde der Grundsatz ausgesprochen: die Kirchenversammlung ist über den Papst, und ein neuer Papst, Martin V., gewählt, worauf die Versammelten auseinander gingen, ohne daß für die beabsichtigte Verbesserung der Kirche Etwas geschehen war. Die Folgen der vereitelten Wünsche zeigten sich bald. Denn kaum ward die Nachricht von dem Tode des Johann Huß in Böhmen verbreitet, als seine Anhänger, im Zorne und im Glauben, ihr Meister sey von den Deutschen nur aus Haß und Eifersucht dem Feuertode preisgegeben worden, sich in großen Schaaren sammelten, und mit dem Kelche, als ihrem Feldzeichen, unter den heftigen, wilden Anführern Prokop und Zisca zuerst gegen ihre Feinde in Böhmen zogen, dann in die deutschen Länder eindrangen, Alles vor sich nieder warfen, raubten, brannten, mordeten, und solche Furcht verbreiteten, daß das aufgebotene große Reichsheer im panischen Schrecken floh, ehe es die gefürchteten Feinde noch sah. Vergebens ward das Kreuz gegen sie gepredigt und vergebens zog der Kaiser Sigismund gegen sie; die ehemals furchtbaren Kreuzzüge und die kaiserliche Macht vermochten Nichts gegen sie.

In dieser gefahrvollen Zeit errang Pfalzgraf Johannes zuerst einige Siege über die gefürchteten Feinde und ermuthigte dadurch zum Kampfe. Er saß zu Neunburg, als die Nachricht erscholl, die Hussiten seyen über den Wald herausgefallen, schon bis Walderbach vorgedrungen und vertilgen Alles mit Feuer und Schwert. Da bot er eiligst das Landvolk umher auf, sandte an den benachbarten Adel und zog den Feinden entgegen, die er bei Hiltersried traf.

Es war der 16. September 1433. Um ihn zunächst waren sein Sohn Christoph, Wilhelm Paulstorfer, der siebenzigjährige Hans Zänger,

Ulrich Warberger von Kirnberg, Marquard Stör, Ulrich Fronberger, Albrecht Nothaft von Bodenstein, Friedrich von Wolfstein, Hans Sazenhofer zu Frauenstein, Georg von Misselbach und Ulrich Düringer; den Oberbefehl hatte Heinrich Pflug von Schwarzenberg. Als man die Feinde erblickte, ergriff der Pfalzgraf das Panier, kniete nieder, flehte zu Gott um den Sieg: Hilf mir zu dem Streit, alle Waffen sind dir geweiht! und stürzte mit den Seinen in den Feind. In kurzer Zeit wendete sich dieser zur Flucht und ließ mehr als tausend Erschlagene auf der Wahlstatt. Zum Andenken an diesen Sieg stiftete der Pfalzgraf einen ewigen Jahrtag mit einem feierlichen Umzug zu Neunburg am St. Rupertstag, bei welchem immer ein Nachkomme jener Ritter, die an dem verhängnißvollen Tage mitgestritten, das Banner vortragen sollte, welches in der Pfarrkirche zu Neunburg aufgehängt war. Schon früher, 1426, hatte er auf das Dringen seiner Gemahlin Katharina, der Tochter Königs Erich von Dänemark, Schweden und Norwegen, ohnweit Neumarkt eine Kirche und ein Bethaus gegründet, welche Stiftung er dann auf den Eichelberg bei Altdorf verlegte, die nach der feierlichen Einweihung zum Kloster den Namen Gnadenberg erhielt und wo seine Gemahlin Katharina begraben liegt. Er selbst starb 1443 zu Neunburg. Sein Sohn Christoph wurde König in den drei nordischen Landen, starb aber schon 1448 ohne Kinder.

Johannes Müller,

genannt Regiomontanus.

„Größeres und Erhabeneres ist nicht möglich zu denken, als den gestirnten Himmel über und das Gewissen in uns," sagt Kant, und wer mit frommem Sinne empor oder in sich schaut, findet eine Beruhigung, wie sie die Erde nicht zu geben vermag und wirkt mit heiterem Sinne auf seiner Lebensbahn. Die Beobachtung und Erforschung der Himmelskörper aber, die wir Sterne nennen, erfordert innige Begeisterung, da sie nicht oder nur selten, wie andere Wissenschaften, zu Reichthum und Würden führt und nur gleichgestimmte Gemüther den stillen Forschungen des Meisters folgen und sie ehren mögen.

Zu den ersten Deutschen, welche diese Wissenschaft förderten, gehört Nikolaus von Cusa, Bischof von Brixen, am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in Süd-Deutschland, oder im Gebiete von Trier geboren, der

sich der wirrevollen und verwirrenden Scholastik — Schulphilosophie, die sich mit leeren Untersuchungen und den albernsten Kenntnissen beschäftigte, widersetzte und mit deutschem Ernste nach Wahrheit in der Wissenschaft strebte, deßwegen auf scharfe Beobachtung drang und mit dem erhabensten Gegenstande der Naturwissenschaft, mit der Sternkunde begann. Neben seiner Kirche in Rom hatte er seine Werkstätte errichtet zur Verfertigung der Werkzeuge, deren er zur Beobachtung bedurfte; er berichtigte die Orte mehrerer Fixsterne, die Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten; er zerbrach die astrologischen Ansichten des Alterthums, als sey das Schicksal eines Menschen in der Stellung der Gestirne, die bei seiner Geburt leuchten, schon angedeutet und vorherbestimmt. Zwar lehrte er noch nicht deutlich über die Gesetze der Bewegung der Himmelskörper, erkannte aber schon klar, daß alles Seyn in Bewegung eingesetzt und daß Nichts sey, was sich nicht bewege. Dieß war der Anfang zum Umsturze der alten Ansichten, dadurch bahnte er mit unerhörter Kühnheit einen neuen Weg zur Himmelskunde. Seine Philosophie, sein Streben nach Wahrheit reizte zum Nachdenken und verbreitete sich schnell durch ganz Süd-Deutschland, besonders in den Benedictiner-Abteien in Salzburg und Tegernsee.

In gleicher Begeisterung ergab sich derselben Wissenschaft Johannes Müller, geboren 1436 6. Juni zu Königsberg in Franken und daher Regiomontanus genannt. Schon in frühester Jugend zeigte er außergewöhnliche Anlagen, ging mit zwölf Jahren nach Leipzig, um sich den philosophischen Wissenschaften zu widmen; bald aber wendete er sich ausschließlich der Mathematik und Astronomie zu. Weil jedoch weder fähige Lehrer seine Wißbegierde befriedigen, noch seine Mitschüler darin wetteifern konnten, und er überall nach einem tüchtigen Lehrer forschte, hörte er, in Wien lehre Georg Peurbach, der Erste seiner Zeit in der Sternkunde, und Müller trat die Reise dahin an. Peurbach, an der Grenze von Bayern und Oesterreich geboren, hatte sich früh den mathematischen Wissenschaften gewidmet, wurde von Nikolaus von Cusa wahrhaft für die Astronomie erzogen, und durchreiste Deutschland, Frankreich und Italien der weiteren Ausbildung wegen. Noch als Jüngling vollendete er ein Werk, das ein ganzes Menschenleben zu erfordern schien: Die erste Berechnung vollständiger Sinustafeln; seine trigonometrischen Tafeln waren bis auf Secunden genau. Mit unermüdetem Eifer erdachte und verbesserte er die Werkzeuge zu Beobachtungen am Himmel, las und berichtigte er die alten Schriftsteller nach seinen erprobten Erfahrungen. Erst fünf und zwanzig Jahre alt, wurde er an die Universität Wien durch einstimmige Wahl zum Lehrer der Mathematik ernannt und in den Bürgerrath aufgenommen.

Zu diesem Manne nun kam der forschungsbegierige Müller; bald erschloßen sich die Herzen Beider und sie verbündeten sich, zur Ehre ihres

deutschen Vaterlandes und zur Förderung der edlen Wissenschaft Alles aufzubieten. Da Peurbach seinem jungen Freunde zeigte, daß im Gebiete der Himmelskörper noch Vieles zu entdecken sey, gönnte sich Müller kaum die nöthige Zeit zum Schlafe, um seine Forschungen fortzusetzen, und Lehrer und Schüler dachten und sprachen über die Verbesserung der Werkzeuge zur richtigen Beobachtung der Himmelskörper, zur Messung ihrer Entfernungen von der Erde und unter sich. Denn Peurbach bediente sich bisher nur eines einfachen Senkbleies zur Messung der Winkel am Sternenhimmel, und den Mangel einer künstlichen astronomischen Uhr mußten ihm die eben gemessenen Höhen der Sonne und der Sterne ersetzen. Bald sah er sich ohne Neid von seinem Schüler übertroffen und wollte mit diesem auf die Einladung des Cardinals Bessarion, eines Alterthumskundigen Griechen aus Trebisond, nach Italien reisen, um griechisch zu lernen und sich und Andern den Aegypter Ptolemäus, den letzten Astronomen des Alterthums, verständlich zu machen, als er tödtlich erkrankte und bald darauf, 8. April 1461, in den Armen Müllers starb. Seine letzten Worte an diesen waren: „Wenn das Andenken eines Lehrers Etwas gilt, so vollende das Werk über Ptolemäus, das ich unvollendet zurücklasse. Das ist mein Vermächtniß; deine Treue wird mir gewähren, daß ich nach dem Tode mit dem bessern Theile meines Selbst fortlebe.“

Müller unternahm im Herbste desselben Jahres mit Bessarion die Reise nach Italien, lernte zu Rom in kurzer Zeit griechisch, kam mit den gelehrtesten und edelsten Männern in Verbindung, die sein Streben auf jede Weise förderten, schwelgte in den reichen Bücherschätzen und sammelte viele Handschriften, setzte aber auch seine astronomischen Beobachtungen gewissenhaft fort. In Ferrara genoß er längere Zeit des vertrauten Umganges mit Bianchini, der ihn ebenso liebevoll aufnahm, wie einst den Peurbach, und der ehrwürdige neunzigjährige Greis versicherte dem feurigen Deutschen, daß es bloß die Seligkeit der neu aufblühenden Sternkunde sey, welche seine Seele noch seit zehn Jahren im Leibe gehalten habe. Müller wurde nun ganz in die Sprache und den Geist der Griechen eingeführt und las ihre großen Geschichtschreiber, Redner und Dichter mit wahrer Seelenlust. Darauf ging er nach Padua, wo man ihn ehrenvoll aufnahm und er sich in einer öffentlichen Vorlesung in das Lob Deutschlands ergoß und besonders jene Männer aufzählte, welche sich bleibende Verdienste um die Mathematik erwarben, wobei er vorzüglich der Leistungen seines unvergeßlichen Lehrers dankbar gedachte. Müller konnte sich rühmen, alle griechischen Schriftsteller in ihrer Sprache, die Araber aber in lateinischen Uebersetzungen gelesen zu haben. In Padua entwarf er dann seine fünf Bücher über Trigonometrie, die ebenen und sphärischen Dreiecke umfassend und so vollkommen Alles gedacht und dargestellt, daß sie bis auf unsere Zeit keine wesentliche Verbesserung erhielten. Besonders das erstere Buch wetteifert

an Einfachheit der Lehrsätze, sowie an Festigkeit, Schönheit und Klarheit der Beweise mit den Schriften des Archimedes. Müller war der Erste, der die Algebra auf die Geometrie anwandte; selbst seine geometrischen Versuche, die er als Spiel der Erholung niederschrieb, zeigen den tiefen Denker und gehören zu seinen besten Schriften.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Rom kehrte er nach Wien zurück, wo er eine Zeit lang die ihm ertheilte Lehrstelle versah, dann ging er eingeladen von dem Könige Matthias Corvinus nach Ungarn, wo er seine Forschungen und Sammlungen fortsetzte, sich aber bei den bald hereinbrechenden Kriegsunruhen nach Deutschland zurückzog. Er beschloß in der kunstliebenden und reichen Stadt Nürnberg zu leben, wo er im Frühlinge 1471 einzog, und seine Werke durch die eben aufblühende Buchdruckerei bekannt zu machen. Still, doch immer thätig, lebte er nur den Beobachtungen der Himmelskörper; seine Werke wurden von allen Kennern geschätzt und für die Widmung und Uebersendung der Ephemeriden gab ihm der König von Ungarn achthundert Dukaten. Nürnberg wurde durch ihn geistig aufgeregt und in allen Ständen erweckte er sich Theilnehmer und Gehülfen an seinem Lebenswerk; der Patrizier Bernhard Walther ward sein Schüler und erbaute die erste besser eingerichtete Sternwarte in Europa für sich und seinen Lehrer und setzte ihn durch seine fürstliche Freigebigkeit in den Stand, selbst die kostspieligsten Werkzeuge zur Beobachtung nach eigener Angabe verfertigen zu lassen. Diese Werkzeuge schärften das Nachdenken der Handwerker, und wurden für sie der Sporn zur Erfindung neuer für andere Zwecke, und so kam es, daß Nürnberg wahrhaft die kunstreiche Stadt ward, aus welcher Erfindung an Erfindung hervorging, und Müller weckte den Kunstsinn der Bürger und wurde wieder von ihren Leistungen angeregt. Während er die Werke der Alten und seine eigenen über Astronomie herausgab, entstanden unter seiner Leitung trefflich gearbeitete Compasse und Himmelsgloben, auch verfertigte er selbst einen Brennspiegel. Er schrieb für das Volk einen Kalender, das Vorbild aller nachfolgenden bis auf unsere Zeit, und verbesserte die große Uhr nach der genauen Bestimmung der Tageslänge. Aber seine Seele beschäftigte ein noch größerer Gedanke: Alle Fähigen durch ganz Deutschland zu einem großen Bunde zu vereinen, um die Wissenschaft zu fördern und fortzupflanzen und durch einmüthiges Streben den Aberglauben zu verscheuchen und den Ruhm des Vaterlandes zu erhöhen.

Aus diesem stillthätigen Leben riß ihn der ehrenvolle Ruf des Papstes Sixtus IV. zur Verbesserung des Kalenders. Mit schwerem Herzen reiste er im Juli 1475 von Deutschland ab, und im Juli des nächsten Jahres starb er in Rom. Ganz laut und öffentlich sagte man, er sey an Gift gestorben, welches ihm der Grieche Trapezunt beibrachte, weil Müller

dessen Bearbeitung und Uebersetzung des Ptolomäus gerügt hatte. Er verband mit deutschem Forschergeiste die Milde und die Vollendung griechischer Bildung, die Lehrgabe in hohem Grade, und die Kunst, Andere für die Wissenschaft zu begeistern, und er war der Erste, welcher richtige Gedanken über die Kometen hatte, indem er sagte, ihre Lage, Richtung und Entfernung von der Erde müsse gekannt seyn, ehe man Weiteres über sie behaupten könne; er erkannte und lehrte die Bewegung der Erde um die Sonne, und meinte, es gäbe keine Bewegung, die sich nicht durch die Bewegung der Erde erklären lasse. So war er der wichtigste Vorlaüfer, wenn nicht der Lehrer des Copernicus, der endlich unser Planetensystem feststellte.

Friedrich der Siegreiche,
Pfalzgraf bei Rhein und Kurfürst,

war der jüngere Sohn des Kurfürsten Ludwig mit dem Barte, geboren 1. August 1425, von mittlerer, aber kräftiger Gestalt, blonden Haaren und von der Natur mit einem heiteren Gemüthe und scharfem Verstande begabt. Seine Erziehung war nach damaliger Zeit trefflich, aber sein Lebenselement waren ritterliche Uebungen, in welchen er seine Altersgenossen weit übertraf, und das Streben, sich durch Thaten hervorzuthun, welches durch das Lesen der alten Heldengeschichten in dem feurigen Jünglinge genährt wurde. Denn er war mit dem Leben der griechischen und römischen Helden früh vertraut, ein großer Freund der vaterländischen Geschichte und Dichtkunst, und ließ sich gern von seinem Kaplan Matthias von Kemnat die alten Sagen erzählen, und Dieser schilderte dann auch das Leben Friedrichs.

Als Ludwig der Sanftmüthige, erst fünf und zwanzig Jahre alt, im Jahre 1449 starb, übertrug er noch vorher die Vormundschaft über sein Söhnlein Philipp dem ritterlichen Bruder Friedrich, daß dieser die Erziehung des Waisen und die Regierung der pfälzischen Länder leite zu einer Zeit, da die Gemüther durch ganz Deutschland allgemein aufgeregt waren. Denn durch die großen Kirchenversammlungen war das dringende Bedürfniß einer allgemeinen Kirchen-Verbesserung in Haupt und Gliedern wohl sichtbar, aber nicht erfüllt worden, und Dieses hielt alle redlich Gesinnten in ängstlicher Spannung. Von Außen her drohten die Türken, welchen Deutschland, uneinig in sich und unter dem schwachen Kaiser Friedrich III., nur schwachen Widerstand entgegenstellen konnte; die geistlichen und weltlichen Fürsten am Rhein aber schauten zunächst mit Neid auf das aufblühende wittelsbachische Haus in ihrer Nähe, und warteten nur auf

Gelegenheit, sich von den bisherigen Verträgen und Verpflichtungen gegen dasselbe zu befreien und sich selbst mit pfälzischen Ländern zu bereichern. Zuerst erhoben sich die Lützelsteiner, welche durch muthwillige Gewaltthaten den Zorn des verstorbenen Kurfürsten gereizt, Krieg erregt und dann gezwungen sich zu pfälzischen Lehnsleuten erkannt hatten. Jetzt sandten sie drohende Schreiben an Friedrich, und während hier der nahe Krieg drohte, ward der Pfalzgraf wider seinen Willen in die Fehde zwischen den Herren von Lichtenberg und den Grafen von Leiningen verwickelt, welche ringsum ihre Freunde zur Hülfe mahnten. Das Kriegsfeuer loderte allverderbend am Rheine umher, der Kaiser hatte nicht Macht genug, Frieden zu gebieten und zu erzwingen, und das Volk vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Da die Grafen von Leiningen bisher in guter Nachbarschaft mit dem Pfalzgrafen gelebt hatten, erklärte sich Friedrich für sie; dagegen erhoben sich nun für die Lichtensteiner Alle, welche an dem Pfalzgrafen Händel und Gelegenheit zur Bekämpfung des wittelsbachischen Hauses suchten. Jetzt sandten ihm auch mehrere lützelsteinische Vasallen trotzige Fehdebriefe.

Als Friedrich diese drohenden Gefahren sah, glaubte er sie um so leichter abzuwenden, wenn er ganz in eigener Macht als Herr handeln und statt einer Vormundschaft von siebzehn Jahren die ganze Regierung führen könnte; deßwegen wollte er weniger aus Ehrgeiz als zum Besten seines Mündels und Hauses die Kurwürde erringen, und rief, da in der Rheinpfalz noch keine Landstände sich gebildet hatten, die höchsten Regierungsbeamten und edelsten Vasallen nach Heidelberg, trug ihnen seinen Wunsch vor, dem sie sogleich beistimmten, weil sie bei einer kräftigen Regierung selbst am Meisten gewannen, 6. September 1451. Dagegen gelobte Friedrich, sich nicht zu verheirathen, seinen persönlichen Erbtheil dem pfälzischen Gute zu überlassen und seinen Neffen an Kindesstatt anzunehmen. Das ganze Land freute sich über diese Bestimmung, die Mutter des jungen Kurfürsten willigte ein; aber der Kaiser war weder durch das eigene Gesuch Friedrichs, noch durch die Bitten der pfälzischen Städte zur Bestätigung des Geschehenen zu bewegen. Dessen ungeachtet behauptete der Pfalzgraf die übernommene Würde, zumal auch der Papst und die Kurfürsten allmählig ihre Zustimmung ertheilten. Nur die Oberpfalz und insbesondere die Stadt Amberg widerstrebte, und wollte Friedrich nicht als Kurfürsten anerkennen, sey es, daß sich die Edlen und Bürger gekränkt fühlten, weil man nicht auch ihre Zustimmung eingeholt hatte, oder wirklich aus wahrer Gewissensscheue, weil sie dem Sohne des verstorbenen Kurfürsten schon gehuldigt hatten. Da die freundlichen Mahnungen bei ihnen Nichts bewirkten und ihr Widerstand Friedrichs Thätigkeit zu lähmen schien, kam er plötzlich mit einem Heere vor Amberg an, eroberte die erschreckte Stadt, ließ fünf der schuldigsten Bürger enthaupten, und zwang die Uebrigen ihm zu huldigen und dreitausend Gulden zur Befestigung der Burg zu zahlen,

welche nun eng mit der Stadt verbunden jede neue Empörung sogleich unterdrücken konnte, 1454.

Indessen hatte er auch sein Ansehen in der Rheinpfalz fest begründet; denn nachdem die Lichtensteiner in der Fehde mit den Grafen von Leiningen gesiegt und diese zu einem harten Vergleiche gezwungen hatten, worauf die Lützelsteiner sich um so trotziger gegen Friedrich betrugen, erschien dieser plötzlich vor ihrem Schlosse, und ängstigte es so hart, daß sich die Besatzung, nachdem der Graf Jakob von Lützelstein glücklich entronnen war, ergab. Eine Feste nach der anderen fiel, und die ganze Grafschaft wurde mit dem pfälzischen Lande vereinigt; die Grafen starben als Verbannte. Darauf erfolgte auch mit den anderen Gegnern Versöhnung, und Deutschlands Fürsten schienen sich mit Ernst zu einer großen Unternehmung zu vereinen.

Die Türken hatten Konstantinopel am 29. Mai 1453 erobert. Um sich zu berathen, wie man die weiter drohende Gefahr von der Christenheit abwenden könnte, wurden im erschreckten Deutschland drei Reichstage schnell nacheinander gehalten; man sprach, überlegte, versprach, aber es kam Nichts zur Ausführung, und Aeneas Sylvius Piccolomini, der einen Kreuzzug gegen die Türken am Meisten betrieb, schrieb darüber spottend nach Italien: „Jeder Reichstag in Deutschland gebiert einen anderen, das ist Alles.“ Aber die Schuld der Zersplitterung aller Plane lag vorzüglich an dem Kaiser, der die ausgeschriebenen Reichstage nicht besuchte und sich ganz von Aeneas Sylvius leiten ließ, während die geistlichen und weltlichen Fürsten ihm ihre Rathschläge mittheilten, wie das heilige deutsche Reich wieder aufgerichtet, Friede in den deutschen Landen möge gemacht, und das Reich nach dem Tode des Papstes Nikolaus V. von der Last der ihm aufgebürdeten Concordate erledigt werden. Aber die italienischen Räthe am Hofe des Kaisers, besonders Piccolomini, wußten alle Plane zur Kräftigung Deutschlands zu vereiteln, und den Kaiser im Mißtrauen gegen Fürsten und Volk und in ihrer eigenen Abhängigkeit zu erhalten.

Friedrich III. leistete dem neuen Papste die gewohnte Huldigung durch Aeneas Sylvius, worüber die Fürsten noch mehr aufgebracht wurden. „Nach Rom könne er reisen, um sich eine Krone aufsetzen zu lassen, aber auf die näheren und dringenderen Reichstage könne er nicht kommen, und während er sich von einem Italiener leiten lasse, wolle er von den vielen Gebrechen der deutschen Nation Nichts hören.“ Darauf setzten sie einen neuen Reichstag nach Nürnberg an, wo die meisten Fürsten trotz der Abmahnungen des Kaisers zusammenkamen, 1456; Friedrich ritt mit einem großen prächtigen Gefolge, wohl mit sechshundert Pferden, achtzehn Grafen und zwei Bischöfen dahin, er selbst in einem mit Perlen und Silber durchwirkten Waffenrock prangend. Da vereinten sich die Fürsten zu einem ernstlichen Schreiben an den Kaiser, und ermahnten ihn, daß er im folgen-

den Jahre nach Frankfurt komme, und die Gebrechen und Trübsal der Christenheit niederlegen, dagegen Ordnung und Frieden des heiligen römischen Reiches aufrichten helfe, sonst müßten sie ein anderes Oberhaupt erwählen. Schon sprach man von der Wahl eines römischen Königs, den man dem Kaiser beigeben wolle, und der Kurfürst Friedrich mochte wohl selbst Hoffnung zu dieser Würde haben; aber der Kaiser kannte das Mittel, die Einheit der deutschen Fürsten zu trennen. Er gewann zuerst den Kurfürsten von Brandenburg durch große Zugeständnisse auf Kosten des Reiches, und allmählig erstarben die lange besprochenen Plane zur Erhebung und Kräftigung Deutschlands in sich selbst.

Noch unerfreulicher waren die kirchlichen Verhältnisse, und Aeneas Sylvius bot jetzt um so mehr Alles auf, Deutschland in der alten Abhängigkeit von Rom zu erhalten, da er zum Dank für sein bisheriges Wirken schon zum Cardinal erhoben war. Es war ihm gelungen, den Johann von Lyser, Domherrn und Generalvicar des ersten Bischofs von Deutschland, des Kurfürsten von Mainz, und andere Räthe zu bestechen, daß sie ihre Herren von dem Kurfürstenvereine abbrächten und für den Papst gewännen, und dann mahnte er den Johann Lyser dringend, ja dafür zu sorgen, daß die zusammengeflickten Concordate nicht wieder zerrissen würden; die nachäffenden Deutschen würden doch nicht Franzosen werden wollen, und die Bischöfe sollten ja nicht glauben, daß Jeder in seinem Kirchsprengel Papst werden könne. Zwar hatte ein anderer Mann echt deutscher Gesinnung, der mainzische Kanzler Martin Mayer von Heidelberg, die Rechte der deutschen Nation zu wahren gesucht und an Aeneas Sylvius bei dessen Erhebung zur Cardinalswürde geschrieben: „Die Fürsten sind aus ihrem Traume erwacht, und entschlossen, das Joch abzuschütteln; denn es werden immer neue Wege ersonnen, um die Deutschen wie Barbaren um ihr Geld zu bringen, wodurch die vormals so mächtige Nation zur Magd erniedrigt und in schmutzige Armuth versetzt wird.“ Aber diese Stimme verhallte ungehört; die drei geistlichen Kurfürsten kamen wohl im Jahre 1457 zusammen, beriethen sich vorzüglich wegen der päpstlichen Gelderpressungen, und ließen durch Martin Mayer die Beschwerden der deutschen Nation gegen den heiligen Stuhl zusammentragen und dem Kaiser übergeben, daß er die Abstellung derselben bei dem Papste bewirke; die Beschwerden wurden bald überall verbreitet und mehrten den Haß gegen Rom; jedoch erfolgte keine Abhülfe. Der Kurfürst von Mainz folgte seinen treulosen Räthen, auch Friedrich von der Pfalz horchte den Ueberredungskünsten des päpstlichen Gesandten, der Alles aufbot, die Wittelsbacher zu gewinnen, daß sie Nichts gegen den apostolischen Stuhl unternähmen, indem er ihnen vorzüglich Dieses vorhielt, daß ihre fürstlichen Söhne leichter durch den Papst, als durch die Domcapitel zu geistlichen Stellen gelangen könnten.

Indessen hatte sich zwischen den Fürsten neuer Streit erhoben. Zuerst hatten sich Ludwig von Bayern-Landshut, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und der Pfalzgraf Friedrich gegen die Reichsstadt Donauwörth verbündet und sie mit Gewalt Bayern unterworfen; allein bald ließ sich Albrecht gegen die Wittelsbacher gewinnen, der Kaiser ächtete den Herzog Ludwig, und Albrecht, sein ehemaliger Bundesgenosse, wollte die Reichsacht vollziehen. Nun erhoben sich schnell auch die alten Feinde des Pfalzgrafen wieder, der Krieg begann von allen Seiten mit grausamen Verwüstungen; man dachte aber Friedrichen zu demüthigen, ja zu fangen, so sehr war er bedrängt, und selbst die Grafen von Leiningen hatten sich zu seinen Gegnern gesellt. Ueberall war Mord und Brand, und Friedrich vergalt Gleiches mit Gleichem, denn man suchte einander nur Land und Leute zu verderben. Endlich wendete er sich zuerst von solchem grausamen Spiele ab, und rüstete sich, die Feinde selbst aufzusuchen. Unterstützt von dem Landgrafen Ludwig von Hessen und der Stadt Speier griff er sie bei Pfeddersheim an, stürzte mit seinen Reitern und dem Rufe: „Heute Kurfürst, oder nie mehr!“ mitten unter sie, zerstreute sie im stürmenden Andrang, daß die Flucht bald allgemein, eine Menge Edler erschlagen, Viele gefangen nnd große Beute gemacht wurde. Es war am St. Ulrichstage, 4. Juli 1460. Der Erzbischof Dietrich von Mainz, einer der vorzüglichsten Gegner, versöhnte sich mit dem Pfalzgrafen, und schloß sogar einen engen Bund mit ihm. Im folgenden Jahre brach Friedrich gegen die Grafen von Leiningen und seinen Vetter Ludwig, Pfalzgrafen von Veldenz, auf, der bisher immer gegen ihn gestritten; auch sie mußten sich unterwerfen, aber Friedrich bewies sich in seinem Siege mild. Als die Ueberwundenen vor ihm auf den Knieen lagen, sprach er: „Vetter, Ihr hättet Euch und mir Dieß wohl ersparen können, daß nicht so viele arme Leute darum verdorben wären.“ Darauf begann Ludwig zu seiner Entschuldigung: „Vetter, man hat mich dazu verhetzt; ich will aber nimmermehr gegen Euch handeln!“ Darauf trat er in den pfälzischen Lehenverband zurück, dem er sich hatte entziehen wollen; die Grafen von Leiningen büßten schwerer. So hatte denn Friedrich über alle seine Feinde am Rhein gesiegt und seinen Sieg nicht durch unedle Härte verdunkelt; aber der Friede dauerte nicht lange.

Die kirchlichen Angelegenheiten nährten die Unzufriedenheit gegen Rom und den Kaiser, der Nichts that, die deutschen Fürsten und Völker gegen die päpstlichen Anmaßungen zu schützen, die sich täglich steigerten. Denn als Aeneas Sylvius endlich im Jahre 1458 unter dem Namen Pius II. die dreifache Krone erhalten hatte, wollte er im Vertrauen auf die ihm bekannte Uneinigkeit der Deutschen ganz in der Weise der früheren Päpste walten und Deutschland besteuern. In seinem Eifer ging er so weit, daß er zu Mantua jede Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung, die

er doch nach den Beschlüssen der versammelten Väter zu Konstanz und Basel zu halten verbunden war, unter der Strafe des Bannes verbot, neue Gelegenheit, seine Macht zu erweitern, gab ihm die streitige Wahl des Erzbischofs Dietrich von Mainz, welche er nur unter den drückendsten Bedingungen anerkennen wollte, und alle Vorstellungen Georgs von Heimburg dagegen waren vergebens. Die Kurfürsten versammelten sich zur gemeinsamen Berathung im Jahre 1461 zu Nürnberg, und vielleicht in der geheimen Absicht, den König Georg Podiebrad von Böhmen zum deutschen Könige auszurufen; da klagte Dietrich von Mainz laut über den römischen Hof, und erzählte, wie der Papst gegen die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Basel für die Gewährung des Palliums zwanzigtausend Gulden begehre, mehr als das Doppelte, das bisher gebraüchlich war; wie er mit einem Eide geloben solle, binnen Jahr und Tag selbst nach Rom zu kommen und Vorschrift zu nehmen, wie er sich fortan zu verhalten hätte; wie er weiter den zehnten Pfenning angeblich wegen der Türken Hülfe bewilligen und ohne Gutheißen des Papstes weder eine Versammlung der Kurfürsten noch der Geistlichkeit berufen, noch eine allgemeine Kirchenversammlung in Zukunft gestatten solle, Alles wider die alten Kirchen- und deutschen Rechte, und wie er endlich von dem Papste solle abgesetzt und aus seinem Erzbisthume vertrieben werden, weil er die geforderte Geldsumme nicht bezahlt habe.

Auf solche klare und getreue Schilderung seiner Lage versprach ihm Friedrich von der Pfalz mit dem Kurfürsten von Brandenburg sogleich seinen Schutz gegen Roms ungerechte Anmaßung; Beide wendeten sich darauf in einer nachdrücklichen Schrift an den Papst, und verlangten, daß er die fernere Einsammlung des zehnten, zwanzigsten und dreißigsten Pfennings in Deutschland einstellen, jene mantuanische Bulle über die Anrufung einer allgemeinen Kirchenversammlung aufheben, die Pallien-Gelder nach den Beschlüssen der Basler Versammlung bemessen, eine neue Kirchenversammlung zur Besserung der kirchlichen Angelegenheiten ausschreiben, und den Kurfürsten Dietrich von Mainz beruhigen sollte. Die drei Kurfürsten gelobten sich redlichen Beistand, wenn sie wegen dieser ihrer Vorsorge und Handhabung der Ehre und gemeinen Wohlfahrt den Zorn des Papstes oder Kaisers empfinden sollten; sie luden dann den Kaiser, der schon fünfzehn Jahre nicht mehr aus seinem Oesterreich nach Deutschland gekommen war, auf's Neue zu einem Reichstag ein, und erinnerten ihn an seine Pflichten, die er der Religion und der deutschen Nation schuldig sey. Gegen diese drohende Sprache und Gefahr bedienten sich Papst und Kaiser der gewöhnlichen Abmahnungsschreiben und suchten die Einigkeit der Fürsten zu trennen; als diese darauf zu Mainz zusammentraten und auch die päpstlichen Gesandten erschienen, trug zwar Diether vom Neuen seine Beschwerden vor, und mahnte, die unbillige Herrschaft des Papstes nicht länger zu

ertragen, denn dürfte sich Niemand mehr an eine allgemeine Kirchenversammlung berufen, so möchte der Papst mit einem Jeden nach Willkür handeln, und Niemand könnte sich der Last und Beschwerde mehr erwehren. Allein nach langem Unterhandeln, während dessen die Päpstlichen Zwietracht säeten und mehrere Geistliche des Mainzer Stiftes gewannen, verzichteten Friedrich und Diether auf die Berufung an ein Concil. Der Papst wurde dadurch kühner, verlangte vollkommenen Gehorsam ohne allen Rückhalt, und wußte durch die alten Mittel der Gefahr zu begegnen. Der Graf Adolf von Nassau wurde überredet, daß er als Gegner Diethers auftrat. Darauf sprach Pius II. die Absetzung Diethers aus, ernannte den Grafen von Nassau zum Erzbischofe, und befahl, diesem zu gehorchen.

So begann denn der Krieg, jeder der beiden Erzbischöfe suchte sich zu behaupten und warb Freunde. Dietrich schloß sich jetzt um so fester an den Kurfürsten Friedrich, da er nur durch dessen Beistand gegen den Papst und Adolf zu siegen hoffte, und verpfändete für einhundert Tausend Gulden die zum Erzbisthum Mainz gehörige Bergstraße. Darüber zürnte Pius II. noch mehr, gebot (im Januar 1462) bei Strafe des Bannes, die Bergstraße herauszugeben und die Waffen niederzulegen; als Friedrich nicht gehorchte, wurde der Bann wirklich über ihn verhängt und bekannt gemacht. Der Kaiser aber bot die alten Feinde des Pfalzgrafen auf: Albrecht von Brandenburg, Ulrich von Württemberg und der Markgraf Karl von Baden erhoben sich für Adolf von Nassau, und der Krieg begann mit furchtbaren Verheerungen. Dießmal endlich sollte Friedrich gedemüthigt werden, und so kühn und stolz war die Hoffnung seiner Feinde, daß sie gedachten, die Pfalz plötzlich von allen Seiten anzugreifen, ihn zu überfallen, Heidelberg zu erstürmen, ihn zu verjagen und das pfälzische Land zu theilen. Mit höhnendem Muthwillen verwüstete man das schöne Gebiet, und band den Pferden Aeste an die Schweife, und trieb sie durch die herrlichen Kornfelder, um sie ganz zu verderben und das Land in eine Wüstenei zu verwandeln. Aber den Spuren der Verwüstung folgte der Rächer Friedrich, und traf die Feinde zwischen dem Rhein und Neckar bei Seckenheim in rettungsloser Lage, während sein Heer durch die Schaaren seines ihm ergebenen Adels und die Hülfe des Erzbischofs Diether noch immer anwuchs. Der Kurfürst selbst empfing mit vierzig Edlen vor der Schlacht den Ritterschlag, darauf ordnete er, den 10. Juni 1462, die einzelnen Heerhaufen und mahnte sie zum tapferen Kampfe. Als die Feinde sahen, daß sie zwischen den Flüssen und dem pfälzischen Heere eingekeilt wären und Friedrich schon auf sie einstürmte, suchten sie mitten durch seine Schaaren sich eine Rettungsbahn zu brechen. Da begann der Angriff mit dem Ungestüme der Verzweiflung, der Widerstand mit dem Gefühle heldenmüthiger Rache; dem Pfalzgrafen wurde sein Pferd unter dem Leibe

getödtet, er gerieth in Gefahr, gefangen zu werden. Aber an den festgeschlossenen Reihen der Pfälzer brach sich allmählig der Sturm der Feinde, und da sie nirgends einen Ausweg zur Flucht sahen, ergaben sie sich dem Sieger: der Markgraf von Baden, der Graf von Württemberg, der Bischof von Metz mit vielen andern Edlen. Aber Friedrich wußte sich auch jetzt wieder zu mäßigen, und eine Chronik erzählt: „Als die Niederlage ergangen war, schickte er gen Heidelberg, und ließ verkünden, so die Herrn in die Stadt geführt würden, daß Niemand keinerlei Geschrei, Gelächter oder Jubel mache, darob die Fürsten betrübt werden möchten.“ Eine andere Sage berichtet: „Als er seine Gefangenen auf dem Schlosse zu Heidelberg prächtig bewirthete, sie aber kein Brod erhielten und sich darüber beklagten, führte er sie an das offene Fenster, und zeigte ihnen die verwüsteten Felder, welche sie ohne Noth so muthwillig verderbt hatten.“ Geschichte und Lied verherrlichten den Sieg des Kurfürsten, der zum Gedächtniß desselben auf dem Schlachtfelde ein steinernes Kreuz mit einer Inschrift errichtete und ein alljährlich wiederkehrendes Kirchenfest stiftete.

Zwar boten Papst und Kaiser Alles auf, dem siegreichen Fürsten neue Feinde zu erregen, jedoch vergebens; auch der Bischof von Speier mußte mit ihm einen Vertrag schließen, einiges Gebiet abtreten und sein Bisthum unter den pfälzischen Schutz stellen. Da bald darauf der Kaiser mit seinem eigenen Bruder in Zwist gerieth und von den Wienern in seiner Burg belagert wurde, und sein Ansehen immer mehr sank, auch der Papst wenig thätige Anhänger in Deutschland mehr fand, schien Adolf von Nassau zu einem Vergleiche geneigt, spähete aber eine Gelegenheit aus, und überfiel am 28. October plötzlich die Stadt Mainz durch den Verrath eines reisigen Knechtes und seines Weibes, daß Diether beinahe in seine Gewalt gerieth.

Damals zerstreuten sich die Genossen des Geheimnisses der Buchdruckerkunst, welche der Erfinder Johann Guttenberg mit Faust und Schöffer bisher im Verborgenen betrieben hatte, und verbreiteten sich bald in alle Welt; damals aber kam Mainz auch in die Gewalt der Bischöfe und errang seine Freiheit nicht wieder. Diesen Sieg erachteten Kaiser und Papst für wichtiger, als den Verlust bei Seckenheim, und es schien, als sollte der Krieg gegen Friedrich von Neuem wieder beginnen, als ein unerwartetes Ereigniß die Verhältnisse ganz anders gestaltete.

Ruprecht, Friedrichs Bruder, wurde (Februar 1463) zum Erzbischofe von Köln gewählt, bedurfte der Bestätigung des Papstes und der freundschaftlichen Nachbarschaft des Erzbischofes von Mainz, und schloß deßwegen schon im April einen Vertrag mit Adolf von Nassau, und trachtete diesem auch seinen Bruder zu gewinnen. Indessen hielt Friedrich seine Gefangenen immer härter, um sie desto williger zu machen, ihre Freiheit

wenn auch unter schweren Opfern zu erkaufen. Sie zahlten endlich große Summen oder leisteten Bürgschaft, und erlangten am weißen Sonntag nach Ostern 1463 ihre Freiheit wieder.

Noch in demselben Jahre verglich sich Diether mit Adolf von Nassau, da er, durch einen trugvollen Brief getaüscht, sich von Friedrich verlassen glaubte. Darauf erkannte dieser auch den Adolf von Nassau als Kurfürsten und Erzbischof von Mainz an, in der Folge (1466) schloßen sie sogar ein Bündniß miteinander. Der Papst aber bestätigte den Ruprecht als Erzbischof von Köln, und versöhnte sich 1464 mit Friedrich, den sein Gesandter vom Banne lossprach, worauf dieser zum Danke einen Theil der Lösungssumme der ehemals von ihm gefangenen Fürsten erließ. Nur der Kaiser blieb feindlich gegen den Pfalzgrafen gesinnt; denn als Friedrich jetzt voll Vertrauens um die Bestätigung der Kurwürde ansuchte, und sein nun volljähriger Neffe öffentlich erklärte, er sey mit dem Walten seines Oheims ganz einverstanden, zögerte der Kaiser zuerst, begehrte dann Geld, wußte immer neue Hindernisse vorzuschützen und brach die Unterhandlungen endlich ab.

Friedrich aber waltete fort in großer Herrlichkeit, und half seinem Bruder in Köln die alten Rechte und Einkünfte eines Erzbischofes erringen, welche die Domherren dort größtentheils an sich gerissen hatten; er führte in das Kloster Weißenburg, wo die alte Sitte unter den Mönchen ganz verfallen war, und in andern Klöstern neue Mönche und Ordnung ein, zerstörte die Raubschlösser am Rhein und an den böhmischen Gränzen, und führte während des Kaisers Abwesenheit in Italien die Reichsverwaltung mit entschiedener Kraft. Er hatte die vernachlässigte Kriegszucht bei seinem Heere wieder hergestellt, und unterhielt dieses zum großen Theile beständig, um jeder Gefahr schnell zu begegnen, und gab so den andern Fürsten das Beispiel, Ruhe und Frieden zu erhalten. Er galt als Schirmherr der umwohnenden geistlichen und weltlichen Herren; heimlich in seinen Entschlüssen, rasch im Ausführen, tapfer im Kampfe, besonnen und mild im Glücke und unverzagt im Unglücke, war er von seinen Feinden gefürchtet, seinen Freunden ein treuer Hort, seinen Unterthanen ein milder gerechter Herr, der sie so viel möglich vor Unbild schützte, besonders vor dem Wucher der Juden, die keine Aufnahme in der Pfalz finden durften, was jeder Kurfürst bei dem Antritte seiner Regierung beschwur, und woher auch zum Theil der blühende Wohlstand der Pfalz gesichert blieb. Er selber sollte zu keinen Frieden kommen, so lange er lebte.

Wegen der Weißenburger Mönche war er in eine Fehde mit der Stadt selbst verwickelt worden, die endlich ausgeglichen wurde, ehe der aus Italien zurückkehrende Kaiser sich der Sache annehmen konnte. Allein er

that es jetzt, wollte die Weißenburger rächen, bot ringsum die Feinde gegen den Kurfürsten als Friedensstörer auf, und ernannte den Grafen Ludwig von Veldenz, den ungleichen Gegner und Vetter Friedrichs, zum Reichshauptmann, und dieser ließ sich, nicht gewarnt durch früheres Unglück, vom Neuen zum Kampfe gegen den Kurfürsten aufreizen, 1470. Aber seine Schaaren und Schlösser wurden schnell überfallen und er gedemüthigt, er bat und erhielt den Frieden, und auch die Stadt Weißenburg söhnte sich ganz mit ihm aus. Kein Fürst wagte es mehr, gegen ihn zu stehen; nur der Kaiser blieb ihm unhuldig gesinnt, und vergebens waren alle Schritte, die Anerkennung für Friedrich als Kurfürsten zu erlangen, obgleich der Kurprinz Philipp wiederholt erklärte, er überlasse seinem Oheime die Regierung auf Lebenszeit. Die beiden Charaktere des Kaisers und Friedrichs waren zu verschieden, als daß sich Jener mit Diesem befreunden konnte, und freilich bildet die unermüdete Thätigkeit des Pfalzgrafen mit der Schwerfälligkeit und Gleichgültigkeit des Kaisers, der auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1471 während einer beredten Aufforderung des päpstlichen Gesandten zu einem Kreuzzuge gegen die Türken einschlief, einen schneidenden Gegensatz. Der Kaiser fürchtete sogar des Pfalzgrafen Unternehmungsgeist, nannte ihn nur den bösen Fritz, und bot Alles auf, ihn zu demüthigen, da er sich nicht vor ihm beugen wollte. Zuweilen wurden zwar die Unterhandlungen wieder angeknüpft, und die Reise des Kaisers an den Niederrhein, um dem Herzoge Karl dem Kühnen von Burgund die Königskrone zu verleihen und dessen Erbtochter mit seinem Sohne Maximilian zu vermählen, schien endlich zur Aussöhnung zu führen. Allein die Eifersucht des Kaisers über die Pracht und Macht Karls, dazu die listigen Rathschläge des Königs von Frankreich vereitelten damals Krönung und Hochzeit, und der Kaiser reisete plötzlich ohne Abschied von Trier ab. In Augsburg sprach er dann, vielleicht im Zorne wegen seiner getaüschten Hoffnungen, die Acht und Aberacht wegen beleidigter Majestät über Friedrich aus, ohne diesem die gesetzmäßige Zeit zu gönnen, sich persönlich oder durch Abgesandte zu vertheidigen, 27. Mai 1474.

Allein die Fürsten und Städte des Reiches ließen sich nicht mehr gegen den siegreichen Kurfürsten verlocken, und der Kaiser war zur Vollziehung seines Spruches zu ohnmächtig. Friedrich selbst achtete dieser höchsten Drohung des Kaisers so wenig, daß er bei Heidelberg eine Schanze errichtete und sie Trutz Kaiser nannte, und mannlich behauptete er sich bis zu seinem Tode, 12. December 1476, in der Kurwürde. In seinem letzten Willen empfahl er die hohe Schule zu Heidelberg seinem Neffen und Nachfolger Philipp dem Aufrichtigen, daß von ihr aus Lehre und Bildung über das Land gehen möge. Friedrich selbst hatte nach seinem Schwure während seines Lebens diese Zierde des pfälzisch-wittelsbachischen Hauses

erhalten, geschirmt und verbessert und den reichen Schriften-Schatz von dem gebarteten Ludwig und Otto von Moßbach freisinnig zum öffentlichen Gebrauche bestimmt, und weise verordnet, daß jeglicher Lehrer in seiner Weise lese und lehre, und keiner von ihnen sich unterstehe, des Andern Lehre oder Kunst mit Werken, Geberden oder Worten heimlich oder öffentlich zu verachten, zu schmähen oder zu schänden. Seinem Versprechen getreu vermählte er sich nicht standesgemäß; allein auf einer Reise nach Bayern lernte er am Hofe zu München eine schöne Augsburgerin kennen, Klara Dettin, welche ihn durch Liebreiz und Verstand, so wie durch ihren schönen Gesang so fesselte, daß er sie mit sich an den Rhein führte und sich in der Folge mit ihr vermählte. Aus dieser Verbindung stammen die Fürsten und Grafen von Löwenstein-Werthheim, indem Ludwig, der einzig überlebende Sohn Friedrichs, in den Grafenstand erhoben wurde, dessen Geschlecht noch fortblüht.

In ruhiger wohlgeordneter Regierung der Kurpfalz aber folgte sein Pflegsohn Philipp, liebevoll von Friedrich erzogen und zum Herrscher gebildet, der sich mit Margaretha, der Tochter Ludwigs des Reichen, vermählte.

Rudolf von Scherenberg,
Fürstbischof von Würzburg.

Die Bischöfe von Würzburg waren durch die Gunst der deutschen Kaiser und der Zeiten allmählig so bereichert worden, daß sie bei Weitem als die mächtigsten Herren in Ostfranken galten, und weil sie vom alten Herzogthume das Meiste an sich gebracht hatten, so gewährte ihnen schon der Kaiser Lothar, daß sie Herzoge von Franken heißen und neben dem Hirtenstabe das Schwert führen durften. Daher kam es aber, daß auch in Würzburg, wie in den andern Bisthümern, das fürstliche Amt bei dem Herrscher mehr galt, gesucht und geübt wurde, als das bischöfliche. Die an den Hochstiftern wohnenden Mönche aus dem Benedictiner-Orden verließen allmählig diese Ordensregel und lebten nach den Satzungen des heiligen Hieronymus, Augustinus oder Gregorius, nannten sich Canonici regulares — nach einer bestimmten Regel lebende Chorherren — und trugen noch die Mönchskleidung. Aber auch damit nicht zufrieden, brachten sie es mit Mühe, Bitten und Geld in Rom dahin, daß sie unter dem Bischofe Eyring um das Jahr 1260 das klösterliche Wesen und Leben ablegen und den weltlichen gemeinen Priesterstand annehmen durften, bis sie zuletzt ihre Einkünfte als bloße Pfründen betrachteten, eigene Stellvertreter zum Singen im

im Chor hielten und in weltlicher Lust lebten. Wie anderwärts, wirthschafteten auch die Bischöfe in Würzburg übel mit den Stiftsgütern und drückten die Bürger, worüber mancher Aufruhr entstand; doch waren der frommen und weisen Bischöfe in Würzburg Viele, und als Einer der vorzüglichsten wird Rudolf genannt und von den dankbaren Franken als der zweite Stifter des Hochstiftes und Vater des Vaterlandes geehrt.

Sein zwar altes, aber nicht reich begütertes Geschlecht bewohnte die Stammburg Scherenberg, von welcher jede Spur verloren ist, vor dem Steigerwald zwischen den Dorfschaften Oberschwappach und Eschenau. Seine Aeltern waren Heinrich und Anna, geborne von Moßbach. Im Jahre 1427 wurde er Domherr, 1438 in das Kapitel aufgenommen und im Jahre 1466, 30. April, einstimmig zum Fürstbischofe gewählt. Man sagte von ihm: Er kam wie vom Himmel gefallen, um den von seinen Vorgängern zerrütteten bischöflichen Staat wieder aufzurichten, und Gesetz, Ordnung und den früheren Wohlstand wieder herzustellen. Zuerst bewarb er sich um die Freundschaft der benachbarten Fürsten; um den Landfrieden in seinem Gebiete zu behaupten, versöhnte er sich mit dem edlen Geschlechte der Hutten und gab ihnen das Schloß Stöckelberg als Lehen zurück, welches ihnen der vorige Bischof abgenommen hatte, und wahrte mit großem Muthe die Rechte des Bisthums gegen die Eingriffe des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. So wußte er bald in Güte, bald mit Ernst die drohenden Gefahren abzuwenden und sich freundliche Nachbarschaft zu erhalten, bis plötzlich ein sonderbares Ereigniß eine allgemeine Volksbewegung veranlaßte.

Im Jahre 1476 zog ein Spielmann, Hans Böheim genannt, im Lande umher, spielte in den Wirthshaüsern auf einer kleinen Pauke und nährte sich damit. Als er nun hörte, es sey vor etlichen Jahren ein frommer Vater des Barfüßer-Ordens in das Land gekommen und habe alle Bretspiele verbrannt, kam es dem jungen Manne in den Sinn, auch seine Pauke zu verbrennen. Das that er und von Stund' an begann er dem gemeinen Volke zu predigen und zu sagen, die heilige Jungfrau Maria sey ihm erschienen, habe ihm befohlen, seine Pauke zu verbrennen, und wie er bisher nur zu Tanz und sündlichen Werken geholfen, so solle er jetzt zur Buße ermahnen. Jeder solle von Sünden abstehen, Schmuck, Halsbänder, seidene Schnüre und spitzige Schuhe ablegen, und nach Nicklashausen zum Bildnisse der Jungfrau wallfahrten; wer dieß thue, habe Vergebung der Sünden. Zugleich habe sie ihm befohlen, zu predigen, daß fortan keine Obrigkeit weder weltliche noch geistliche mehr seyn, sondern dieselben und alle Steuern, Zehnten und Zinsen abgethan werden sollen; ein Jeder sey des Andern Bruder, und Keiner habe mehr als der Andere; Wälder, Wasser, Brunnen seyen frei. Mit solchen Worten gewann er zuerst Wenige, dann verbreitete sich der Ruf von ihm immer weiter, und es kam viel Volkes vom Rhein, aus Franken, Schwaben und

Bayern gewallt, brachte reichliche Opfer und hörte den Pauker predigen. Bald verehrte es ihn wegen seiner Lehre, die allen Gehorsam und alle Ordnung lösen sollte, wie einen Propheten und erwartete von ihm Glück und Heil, und die Gefahr wurde immer größer, zumal man mit Recht vermuthete, er sey nur das Werkzeug Anderer, um unter frommem Scheine alle geistliche und weltliche Obrigkeit zu vernichten. In seiner Predigt mahnte er sogar, es sollten am St. Margarethen-Tag alle Männer wieder kommen, ihre Waffen mitbringen, aber die Weiber und Kinder daheim lassen, denn er habe ihnen auf Befehl der Jungfrau Maria drei Worte zu sagen.

Da wollte der Bischof von Würzburg die Gefahr durch schnellen Entschluß hindern. Er schickte vier und dreißig Reiter nach Nicklashausen und ließ den Pauker ergreifen, der von denselben trotz des Widerstandes der Wallfahrer gefangen nach Würzburg gebracht wurde. Als sich die Nachricht davon verbreitete, entstand eine große Bewegung: ein Bauer aber sagte, die heilige Dreifaltigkeit sey ihm erschienen, und habe befohlen, die Brüder sollten mit brennenden Kerzen und Wehren gegen Würzburg ziehen, und alsobald lief das Volk von allen Seiten her zusammen, den Gefangenen zu befreien und die Stadt zu erobern. Der Bischof schickte seinen Marschall Georg von Gebsattel an die Hauptleute der Bauern, sie zur Ruhe und zum Abzuge zu bewegen, aber die Bauern begehrten mit wildem Geschrei ihren heiligen Jüngling, wollten den Marschall steinigen, der mit Mühe entkam. Darauf rüstete Rudolf von Scherenberg und ließ das Geschütz gegen die Empörer ausziehen, ehe er aber Gewalt brauchte, durch Konrad von Hutten sie noch einmal mahnen, friedlich auseinander zu gehen und zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Auf dieses zog Haufe um Haufe ab, Rudolf ließ den letzten nachsetzen, weil unter diesen sich die Hauptanführer befanden. Da kam es zum Kampfe, in welchem zwölf Bauern erschlagen und viele gefangen nach Würzburg gebracht wurden. Rudolf schonte ihrer, und ließ nur zwei Bauern enthaupten, den Hans Böheim aber verbrennen.

War auch dieser Volkstumult gestillt, so dauerten doch die Fehden der Adeligen umher gegen den Bischof und seine Unterthanen fort, und um der geringsten Dinge willen begann ein freventlicher Krieg und die Feinde thaten den Stiftseinwohnern mit Brennen, Schätzen und Fangen großen Schaden. Rudolf suchte Gewalt mit Gewalt abzuwenden, noch öfter aber glich er die Sache friedlich aus und opferte große Geldsummen, daß nur Leben und Gut seiner Unterthanen geschont würden. Allmählig blühte das Stift an Ansehen und Reichthum wieder empor, daß besonders der Herzog Albrecht von Sachsen sich bewarb, damit sein Sohn Friedrich, der eine Domherrn-Pfründe in Würzburg durch Unterhandlung nach dem freiwilligen Zurücktritte eines Anderen erhalten hatte, zum Gehülfen des Fürst-

bischofes angenommen würde, weil dieser schon sehr alt war. Auch der Kaiser Maximilian verwendete sich für den Herzog von Sachsen. Allein da gerade unter dem Bischofe Sigismund aus dem herzoglich sächsischen Geschlechte das Stift in große Schulden gekommen war, gab Rudolf die Erklärung: „Es finde sich in den Geschichten, daß vor etlichen Jahren drei Pfleger nach einander gewesen, ein Fürst und zwei Grafen, durch welcher Handlung und Regierung das Stift in Abnahme, Armuth und Verderben gerathen sey, daß man es dem deutschen Orden übergeben wollte. Er fürchte also, dasselbe durch eine neue Pflege in einen ähnlichen Zustand zu versetzen, nachdem er es mit Mühe und Fleiß wieder emporgebracht. Freilich sey er alt, doch habe er vier und zwanzig erfahrne und verständige Capitelherren, auch sonst aus dem Adel und andere hochgelehrte Räthe, die ihn unterstützen könnten. Zudem hätten des Stiftes Grafen, Herren und Ritterschaft das Capitel ersucht, keinen zum Bisthum anders kommen zu lassen, als durch einträchtige Wahl; daß diese erst nach seinem Tode frei geschehe, bitte er sie mit dem Capitel inständig." — Auf diese Weise ward die Bewerbung abgelehnt.

So lang Rudolf lebte, sorgte er väterlich für sein Stift, nicht bloß daß er die damals ungeheuere Schuldenlast von fünfmalhunderttausend Gulden abbezahlte und mehrere versetzte Güter, wie Karlsburg und das Amt Karlsstadt wieder an das Stift brachte, sondern er wachte auch streng über Lehre und Leben seiner Geistlichen und gebot, daß sie durch Kleidung, Bildung und reines Leben sich vor den übrigen Menschen auszeichnen sollten. Die Heiterkeit seines Gemüths behielt er ohngeachtet der furchtbarsten Steinbeschwerden bis in das höchste Alter. Als er einst wieder sehr schwach war und seine Capitelherren ihn ersuchten, daß er einen von ihnen wählen möchte, der ihm die Bürden der Regierung tragen helfe und er fragte, wer denn derselbe seyn sollte, antworteten sie, er solle nur selbst einen wählen. Darauf nahm er sein Baret, das vor ihm auf dem Tische lag, und sagte, der solle es seyn, dem er dasselbe aufsetze. Er ging im Kreise umher, stand zögernd vor Diesem und Jenem still, und nachdem er zum andern Male hin und wieder gegangen, erhob er das Baret und sprach: „Ist es wahr, was die Leute sagen, so weiß ich, lieber Rudolf! Niemanden, dem das Baret besser stehe und der es redlicher verdient habe, als du." Und mit diesen Worten setzte er sich selbst das Baret wieder auf. — Er starb im Jahre 1495, 29. April, fast hundertjährig, und wurde, weil er der Letzte seines Geschlechtes war, mit Helm und Schwert begraben.

Ludwig der Reiche,

Herzog von Bayern=Landshut.

Während die Wittelsbacher in der Pfalz an Macht und Ansehen wuchsen, war der jüngere Zweig in Bayern in arge Fehden verwickelt. Die sechs Söhne Ludwigs des Bayern hatten, uneingedenk der weisen Mahnung des Vaters nicht zu theilen, schon nach wenigen Jahren getheilt, daß dadurch die Linien von München, Landshut, Ingolstadt und Straubing entstanden, aber auch durch den unseligen Bruderzwist bald verloren ging, was der herrliche Ludwig errungen hatte. Tyrol kam an Oesterreich, Brandenburg zuerst an die Luxemburger, darauf an die Hohenzollern, und zuletzt kamen auch die Niederlande an einen anderen Herrn. In jenen Zeiten der großen Kirchenspaltung trafen in Bayern drei Fürsten zusammen, welche die allgemeine Unruhe noch vergrößerten: Ludwig der Bärtige zu Ingolstadt, der junge Heinrich zu Landshut, Ernst zu München. Ludwig, kraftvoll und ungestüm, war bei seiner Schwester, der Königin Isabella von Frankreich, zu Verschwendung und morgenländischem Prunk angeführt worden, verbrachte dann sein Leben nach seiner Rückkehr in die Heimath zwischen unerhörtem Drucke seines Landes und verwüstenden Kriegen mit seinen Vettern, zuletzt mit dem eigenen Sohne, in dessen Gefangenschaft er gerieth und später an Heinrich, seinen bittersten Feind, ausgeliefert wurde. Er starb als Gefangener, und seiner ungeheueren Schätze und seines Landes bemächtigte sich Heinrich, dessen ungestüme Jugend den Kaiser, die Geistlichkeit, und Bürgerschaft, und den Adel wider ihn aufgebracht hatte. Später wurde er karg und mürrisch, und sein Sohn Ludwig verbrachte seine Jugend in harter Abgeschiedenheit, beinahe in Dürftigkeit auf dem Schlosse zu Burghausen. Die Reichthümer, welche Heinrich früher selbst nach und nach erworben und besonders durch die Schätze Ludwigs von Ingolstadt vermehrt hatte, machten den alternden Fürsten weder froh noch mild, und in selbst darbender Kargheit wurde er die Plage des Volkes und behandelte mit unväterlicher Strenge auch den einzigen Sohn, Geld und Jagd schien seine einzige Freude; deßwegen liebte er vor allen die Juden und das Rothwild, und wehrte den Bauern Hunde und Zaüne, daß das Wild sich überall Nahrung holen könnte. Nur des Geldes wegen verbot er seinen Unterthanen die Wallfahrt nach Rom, als der Papst zum Jubeljahr alle Glaübigen einlud, damit nur das Geld nicht aus dem Lande komme.

Sein Sohn Ludwig reifte in Burghausen zum Jüngling und Manne, in strenger körperlicher Uebung, in Ritterspielen und Jagd, ein kühner Reiter

und bekannt mit dem Mangel aller Art. Mit ihm wurde in der Knabenzeit zugleich sein Vetter, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, erzogen, welcher nachmals wegen seiner Tapferkeit der deutsche Achill genannt wurde. Aber trotz der harten Behandlung bewahrte Ludwig ein heiteres frommes Gemüth und kindliche Ehrfurcht gegen den alten Vater, und als ihm Einige wie aus Mitleid riethen, nach Wien zu seinem mütterlichen Oheim, dem Erzherzoge Albrecht, zu entfliehen, sagte er: Das sey ferne, daß ich meinen Vater je verlasse. Möchte ich ihn doch nicht mit einem Blicke, vielweniger durch eine That kränken! Als er hörte, sein Vater sey todt, 1450, eilte er nach Landshut, ließ ihn prachtvoll in Seligenthal begraben und begann seine Herrschaft mit dem Gebote, alle Armen von Landshut an jenem Tage auf seine Kosten zu speisen.

Darauf widmete er seine Sorgfalt sogleich dem ganzen Lande, vertrieb die Juden aus allen seinen Städten, welche ungeheuere Schätze durch Wucher erpreßt hatten, weßwegen sie auch Vielen ihre Schulden erlassen und die Pfandschaften ausliefern mußten. Eben so strenge strafte er das wucherische Leben der Christen, Spieler und Ehebrecher; er gestattete die Jagd des Hochwildes, that die Verbote seines Vaters ab und erlaubte den Bauern wieder Hunde und Zaüne.

Durch weise Sparsamkeit wuchsen die vom Vater hinterlassenen Schätze noch mehr, aber auch die Liebe des Volkes durch seine Milde und Freundlichkeit. Im Jahre 1451 vermählte er sich mit Ammeley, der Tochter des Kurfürsten von Sachsen, und sein Land blühete als eines der gesegnetsten in den deutschen Gauen. Da unternahm er es, die Stadt Donauwörth wieder an sein Haus zu bringen, welche Ludwig im Bart an das Reich zurückgegeben hatte. Deßwegen schloß er in aller Stille einen Bund mit Grafen und Edlen und mit dreizehn Fürsten des Reichs, die den freien Städten nie gewogen waren. Die vornehmsten waren der Kurfürst Friedrich von der Pfalz und Albrecht Achilles von Brandenburg. Im Jahre 1458 griff er die Stadt unvermuthet an und zwang sie zur Huldigung. Darüber zürnten die Städte, am meisten jedoch der Kaiser, dem jede Vergrößerung des wittelsbachischen Hauses verhaßt war; er sprach die Acht über Ludwig, und zu dessen Feinden gesellte sich auch sein Jugendfreund Albrecht Achilles, mit dem er zu Burghausen in einem Bette geschlafen hatte. Denn Ludwig wollte die dem Burggrafen von Nürnberg einst verliehene Gnade des kaiserlichen Landgerichtes oder der Gerichtsbarkeit, welche Albrecht gleich seinen Vorgängern über Bayern ausdehnte, nicht anerkennen und er duldete nicht, daß seine Leute vor jenem Gerichte sich stellten. Darüber entstand Streit und Feindschaft und der Kaiser wollte mit einem Male die beiden Wittelsbacher, Ludwig in Bayern und den Pfalzgrafen Friedrich am Rhein, demüthigen. Die Unterhandlungen, den Kaiser

zu versöhnen, blieben eitel, und ringsum wurden von ihm alle Fürsten und Feinde Wittelsbachs aufgeboten, und der Krieg begann mit aller Macht in der oberen und unteren Pfalz und in Bayern.

Friedrich errang aber einen herrlichen Sieg bei Seckenheim und bald darauf traf Ludwig seine Gegner, an deren Spitze Albrecht Achilles stand, bei der Reichsstadt Giengen in Schwaben 1462, 18. Juli. Um ihn waren die Edlen des Landes Bayern: Thomann der Preising, Georg der Thoringer, Friedrich von Pienzenau, Theser von Frauenhofen, Wolfgang der Chamer und Andere. Der Herzog empfing den Ritterschlag, dann schlug er selbst an vierzig Herren des Adels zu Rittern, und als man ihn bat, er möge seines Leibes hüten, sprach er: „Heut' lebendig oder todt bleib' ich bei meinem Volk!" und stürzte auf die Feinde ein, ehe noch ihre Wagenburg geschlossen war. Schon der erste Stoß brach den Widerstand der Reichsvölker, Albrecht sah die Seinen in eiliger Flucht sich zerstreuen; vergebens suchten die Schweizer ihm den Sieg zu retten; auch sie wurden in die Flucht mit verwickelt; Albrecht wendete sich gegen Ulm, sein Lager wurde genommen und geplündert; und nur Dieses war Ursache, daß die Niederlage der Besiegten nicht größer war. Doch waren die Reichsvölker zerstreut, die Zuversicht des Achilles gebrochen. Ludwig wendete sich darauf nach Augsburg, die feindliche Stadt zu strafen; aber die Bürger stritten tapfer von den Mauern gegen ihn, füllten ihm jedoch alltäglich jedesmal seine silbernen Flaschen mit Wein, wenn er sie schickte. Als er sah, daß er gegen die feste Stadt Nichts vermöge, zog er ab. Indessen wurde zu Nürnberg durch den König Georg von Böhmen der Friede vermittelt; Sieger und Besiegte waren des Kampfes müde und hatten viel verloren. So kam der Vergleich zu Stande; aber Ludwig mußte Donauwörth dem Reiche zurückstellen, 1463, welche Stadt in der Folge recht eigentlich der verhängnißvolle Zankapfel für Bayern und ganz Deutschland wurde. Ludwig aber hatte durch den Sieg bei Giengen sein Ansehen vermehrt, die Reichsacht ward aufgehoben, das dem Markgrafen gehörige Landgericht durfte sich nicht über bayerische Unterthanen erstrecken.

Fortan pflegte Ludwig des Friedens, geliebt und geehrt von seinen Unterthanen und von seinem einzigen Sohne Georg, den er von Burghausen, wo er die Jahre der Kindheit zubrachte, im feierlichen Zuge in Landshut einführte, 1468, und ihn dann immer um sich hatte. Früh zog er ihn zu allen Berathungen, damit er die Kunst des Regierens lerne, durchwanderte mit ihm das Land und ließ ihm schon huldigen, und nie durfte der Vater dieses freundliche Verfahren gegen den Sohn bereuen, den er von trefflichen Meistern unterrichten ließ, da er den Mangel einer guten Erziehung an sich selbst immer bitterer fühlte. Und um sich selbst ein rühmliches Andenken durch ein herrliches und dem ganzen bayerischen Volke nützliches Werk zu gründen, stiftete er die Universität Ingolstadt, 1472, 17. März,

und wohnte mit seinem Sohne der Einweihung bei. Die Stiftung hatte Pius II. schon 1450 gut geheißen. Die Urkunde über das schöne Werk zeichnet die edle Absicht des Herzogs mit klaren Zügen, da er sagt:

„So wir betrachten, daß unter andern Seligkeiten, welche die Menschen in diesem vergänglichen Leben aus Gnaden des allmächtigen Gottes erreichen mögen, Lehre und Kunst nicht die mindeste, sondern der ersten eine zu achten ist, denn dadurch wird der Weg zu heiligem Leben gezeigt, menschliche Vernunft in rechter Erkenntniß erleuchtet, zu löblichen Wesen und guten Sitten gezogen, christlicher Glaube gemehrt, das Recht und gemeiner Nutzen gepflanzet, auch die von niederer Geburt herkommen, zu hohen Würden und Stand gefördert; so wir auch dabei zu Herzen nehmen, daß die göttliche Barmherzigkeit unsere Vorfahren und uns vor langer Zeit in fürstliche Ehre und Würdigkeit erhöht und seines Volkes und Erdreichs ein merklich Theil befohlen hat: so erkennen wir uns schuldig, seiner Milde Dank zu sagen und unsern getreuen und emsigen Fleiß anzuwenden, damit die Kunst in menschlich Gemüth gebracht, Sinne und Vernunft erleuchtet, der christliche Glaube erweitert, auch das Licht, gute Sitte und Ehrbarkeit gepflanzt werden. Und darum Gott dem Allmächtigen zu Lob, der Christenheit zur Bestärkung, allen glaübigen Menschen zu gut, zu gemeinem Nutzen und dem Rechten zur Förderung, auch unsern Vorvordern, unser, unsern Erben und Nachkommen Seele zu Trost haben wir eine hohe gemeine würdige und gefreite Universität und Schule in unserer Stadt Ingolstadt fürgenommen, geordnet und gestiftet, also daß man fürbaß ewiglich daselbst lesen, lehren und lernen solle all göttlich erlaubte und gewöhnliche Kunst, von natürlichen Dingen und guten Sitten, von christlichen und weltlichen Rechten, von der Arznei und den freien Künsten.“

Er begabte die hohe Schule mit bedeutenden Einkünften, wozu er vorzüglich die von Ludwig im Bart gestifteten Pfründen verwendete, gab ihr nach dem Muster der Universitäten zu Prag und Wien Gesetze und Ordnung und Freiheiten, den Lehrern stattliche Vorzüge und Ehren, bestimmte den jedesmaligen Bischof im nahgelegenen Eichstädt zum Kanzler der hohen Schule, und der Herzog förderte, so viel in jener Zeit möglich war, das Gedeihen seiner neuen Schöpfung. Vergleicht man jene Anstalt mit den unseren, so erstaunt man über die Einfalt und Genügsamkeit jener Zeit; denn reich hieß, was uns jetzt bei solchen wissenschaftlichen Anstalten als die höchste Armuth erscheinen würde: es lehrten an der neu errichteten Universität ein Lehrer Gottesgelehrtheit, einer das weltliche, zwei das geistliche Recht, einer die Heilkunde, sechs die Weltweisheit und freien Künste. Die Studenten der Theologie und Philosophie wohnten des leichteren Unterhaltes wegen in eigenen Haüsern, Bursen genannt, unter einer gemeinsamen Aufsicht.

Zwei Jahre darauf vermählte der Herzog seinen Sohn Georg mit Hedwig, der Tochter des Königs Kasimir III. von Polen, mit ungeheurer Pracht; selbst der Kaiser Friedrich erschien mit seinem Sohne Maximilian, auch Albrecht Achilles nun mit dem Jugendfreunde wieder versöhnt; es kamen die herzoglichen Brüder von München, und der ritterliche Christoph zeigte im Turniere zur Freude Aller seine Kraft und Gewandtheit. Denn als ein riesenhafter Pole tausend Gulden als Wette setzte, wenn Einer es mit ihm wollte im scharfen Rennen aufnehmen, und sich Niemand Kampf und Wette anzunehmen wagte: sprang Herzog Christoph auf und warf den Polen, der sich zuerst mit dicken Riemen an den Sattel seines Rosses angebunden hatte, so unsanft in den Sand, daß er nach drei Tagen starb. Ludwig verdoppelte dem Sieger den Preis des Stechens, und die Kunde von dem Feste und dem Reichthume des Herzogs von Landshut verbreitete sich weit umher. Aber nach wenigen Jahren, 17. Januar 1479, starb er und hinterließ Schätze und Land seinem Sohne Georg, den man auch den Reichen nannte.

Johannes Trithemius.

Wunderbar sind die Wege, welche Gott die Menschen führt und ihren Anlagen die angemessene Wirksamkeit eröffnet, wie wir dieß an Trithemius sehen. Er war der Sohn armer Eltern, der Vater war von Heidelberg, wurde geboren 1462, 15. Februar, im Dorfe Trittenheim im Mosel-Gebiete, woher er nachmals sich Trithemius nannte. Schon als einjähriger Knabe verlor er den Vater, worauf seine Mutter sieben Jahre im Wittwenstande blieb und dann wieder heirathete. Johannes wuchs ohne alle Bildung heran und wurde von dem Stiefvater zum harten Landbaue angehalten, während der Stiefbruder Jakob zum gelehrten Stande bestimmt und besser gehalten wurde. Schon war Johannes vierzehn Jahre alt geworden, ohne daß er lesen lernte, und er fühlte doch den heftigsten Drang, sich wissenschaftlich zu bilden. Er war so in seiner Seele bewegt, daß er einst im brünstigen Gebete Gott um die Erfüllung zweier Wünsche bat, deren einer die Kenntniß der Schriften war; den andern Wunsch hatte er nachmals Niemanden entdeckt. Und siehe, da daüchte ihm, es stehe ein Jüngling in hellem Glanze vor ihm mit zwei Tafeln in den Händen, deren eine beschrieben, die andere mit Bildern bemalt war, der sprach zu ihm: „Wähle eine von den Tafeln!“ Und Johannes wählte aus Liebe zu den Wissenschaften die beschriebene Tafel, worauf der Jüngling sprach: „Gott hat dein Gebet erhört und wird dir Beides gewähren, um was du gefleht hast, und dir noch mehr geben, als du bitten konntest.“

Von diesem Augenblicke an schien der Geist des **Johannes** wie erschlossen und die Vorsehung führte ihn schnell auf die Bahn, auf welcher er vorwärts dringen sollte. Ein freundlicher Nachbar lehrte ihn lesen, zu ihm kam **Johannes** heimlich an Sonn- und Feiertagen, selbst zur Nachtszeit; er faßte leicht und lernte aus Furcht vor den Aeltern insgeheim in kurzer Zeit die deutsche Schriftsprache und die lateinischen Anfangsgründe und Gebete, daß sich seine Freunde und die Priester darüber verwunderten und seinen Oheim bewegten, daß er sich des Neffen annahm und auch für dessen Fortkommen zu sorgen versprach. Aber noch widerstrebte der Stiefvater heftig und es kostete die Lernbegierde dem Jünglinge noch viele Schläge und Thränen, bis er endlich das väterliche Haus verließ und sich des Studirens wegen nach Trier begab. Von dort wendete er sich später nach Heidelberg.

Als er von hier im Jahre 1482 an einem stürmischen Wintertage mit einem Freunde auf dem Wege nach der Heimath war, kehrten sie im Kloster Spanheim ein, nahmen das Mittagsmahl und setzten dann ihre Reise fort und **Johannes** dachte noch nicht im Mindesten daran, Mönch zu werden. Allein bald wurde der Sturm und das Schneegestöber so heftig, daß sie kaum die Augen öffnen konnten und der Begleiter deßwegen zur Rückkehr in das Kloster rieth. **Johannes** widerstrebte: es sey eine Schande umzukehren; allein da der Sturm immer mehr wüthete und der Freund drängte, gab er mit den Worten nach: „Nun wohlan! Wir müssen zurückkehren und du wirst sehen, ich werde dort bleiben.“ Und so geschah es, denn der Prior des Klosters, **Heinrich** von Holzhausen, gewann den frommen und unterrichteten Jüngling lieb und überredete ihn zu bleiben. Am Feste des heiligen **Benedictus** trat **Johannes** die Probezeit an, wurde noch in demselben Jahre in den Orden aufgenommen und lebte von nun an in seiner einsamen Zelle einzig den Wissenschaften. Er hatte aber im Griechischen die zwei damals ausgezeichnetsten Lehrer, den Franken Konrad **Celtes** und den Johann **Reuchlin**, durch welche er mit den griechischen Schriftstellern vertraut wurde; ein getaufter Jude, den er schon in Heidelberg kannte und den er in's Kloster gerufen, gab ihm Unterricht im Hebräischen.

Während er so in tiefer Ruhe seinen Studien und dem Gebete lebte, legte **Johann** von Holzhausen, da er gegen seinen Willen als Abt nach Seligenthal berufen ward, die Abtei Spanheim nieder und bei der neuen Wahl wurde **Johannes**, obgleich der Jüngste im Kloster und trotz seines Widerstrebens, zum Abte erhoben. So war er seinen Brüdern als Leuchte hingestellt und er zeigte sich ganz als der würdige Meister einer Gesellschaft, die zur Uebung der frommen Werke und der Wissenschaften nach der Lehre des Stifters vereinigt leben sollte. Man sah ihn nie müßig im Kloster, nie der Jagd oder der Besuche und Gastmähler wegen außer demselben, wie man es an anderen Aebten gewohnt war; während des Tages wachte und

sorgte er als Vorsteher für das geistliche und leibliche Wohl der Seinen, und die Nacht vorzüglich widmete er den Griechen und Römern, am meisten aber dem Lesen der heiligen Schrift.

So entstanden seine vielen geistlichen Betrachtungen und Erbauungs-Schriften, so seine Chroniken der Klöster Spanheim und Hirschau, in welchen er in biederer Einfalt die Geschicke derselben erzählt, aber doch nicht vermochte, sich über die herrschenden und irrigen Ansichten seiner Zeit zu erheben. Er ordnete den zerrütteten Vermögensstand des Klosters durch weise Sparsamkeit, löste verpfändete Güter ein, tilgte die Schulden, erweiterte und verschönerte das Kloster nach Innen und Außen, und half dem Mangel der Brüder väterlich ab. Dazu verwendete er alle Geschenke, die ihm von Fürsten haüfig zukamen, und achtete Nichts als sein eigen, sondern Alles nur als gemeinsames Gut, und unterschied sich von seinen Brüdern nicht in Kleidung und Speise, sondern nur an Weisheit und Demuth. Durch ihn gewann das Kloster einen reichen Bücherschatz, auf den er während vier und zwanzig Jahren mehr als eintausend fünfhundert Dukaten verwendete, und er erwarb nicht allein die wichtigsten, damals erst gedruckten Bücher, sondern auch viele seltene alte Handschriften, daß er mit Recht sagen konnte, Spanheims Büchersammlung habe in Deutschland nicht ihres Gleichen, da sie über zwei tausend Werke zählte. Durch ihn erhielt das vorher unbekannte Kloster einen glänzenden Ruhm nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch durch Frankreich und Italien. Der lehrreiche Umgang mit Johannes, seine Bescheidenheit und Freundlichkeit waren Ursache, daß ihn haüfig Fürsten und Bischöfe, besonders der Pfalzgraf und Kurfürst Philipp und Christoph der Markgraf von Baden, so wie die ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit besuchten, und durch ihn galt Spanheim als wahre Musterschule und von den fernsten Gegenden strömten die Schüler dahin.

Aber auch dieser Ruhm hatte seine Dornen, und Johannes mußte im Laufe der Jahre mit Schmerz sehen, daß Wissenschaft und Frömmigkeit nur aus dem Innern sprossen; sein Beispiel, sein Mahnen und Lehren wirkte wenig, so klagt er selbst. Seine Erbauungsreden und Schriften erregten statt Theilnahme Gelächter und seine Werke gefielen Niemanden weniger, als seinen geistlichen Söhnen. Mit Mühe erhielt er die klösterliche Ordnung aufrecht, aber er vermochte es nicht, den Geist des demüthigen Gehorsams, des Fleißes und der Genügsamkeit und Enthaltsamkeit wieder zu erwecken, und mit Wehmuth schildert er den Verfall des Benedictiner-Ordens, da in der Kleidung allein noch die Mönchsordnung bestehen soll.

Unter solchen Verhältnissen war es, daß er im Jahre 1505, 1. April, gerufen von Philipp, dem Kurfürsten von der Pfalz, wegen der Wiedererbauung des abgebrannten Klosters Limburg von einem einzigen Diener begleitet nach Heidelberg zog, obgleich er am Fieber litt. Als er

jedoch dort ankam, erkrankte er schwerer, so daß er nicht so bald in sein Kloster zurückkehren konnte, wie er gewünscht. Dieß benützten die unruhigen und unzufriedenen Mönche alsobald, aller Zucht zu entsagen und ihren Abt selbst zu verleumden. Er aber stellte die ganze Sache Gott anheim, blieb zu seiner Pflege in Heidelberg und folgte dann dem Markgrafen von Brandenburg nach Mainz und Köln, endlich nach Brandenburg, da er nicht nach Spanheim zurückkehren wollte, bis sich die Gemüther seiner Mitbrüder besänftigt hätten, und er übertrug indessen dem Prior die Verwaltung des Klosters. Da er nach einem Jahre noch keine aufrichtige Versöhnung von den Abgefallenen erwarten konnte, hielt er es für besser, fern zu bleiben, als im ewigen Zwiste mit seinen Brüdern zu leben und von diesem Vorsatze konnte ihn Nichts mehr abbringen. Als nicht geringen Grund seines Scheidens aus der Abtei, die er beinahe drei und zwanzig Jahre lang unter Mühseligkeiten und Drangsalen aller Art geleitet hatte, gab er an, daß nicht der Geringste seiner Mönche, den er wie seinen eigenen Sohn geliebt und wie einen Augapfel gegen alle Beleidigungen geschützt, und auf den er ganz vertraut hatte, daß dieser aller Wohlthaten und Liebe uneingedenk am heftigsten gegen ihn geeifert und ihn selbst bei dem Erzbischofe von Mainz verleumdet habe. Wenn dieser so handeln konnte, was solle er erst von den übrigen erwarten! Ueberdieß aber sehe er es als den Willen und die Wohlthat der Vorsehung an, die ihn von solchen weltlichen Sorgen entferne, daß er wieder ganz allein der Wissenschaft leben könne.

Als viele deutsche Fürsten von seinem ernsten Entschlusse hörten, daß er nicht mehr nach Spanheim zurückkehren wolle, luden sie ihn zu sich und boten ihm glänzende Aemter und Würden an; aber er trachtete nicht an weltlichen Höfen zu leben, sondern suchte nur seinem Ordensgelübde treu einen ruhigen Ort für seine Studien. Diesem schönen Wunsche zu begegnen, entsagte Kilian, der Abt von St. Jakob in Würzburg, mit Billigung des Bischofes seiner Abtei und an seine Stelle wurde sogleich Johannes gewählt, der sich denn im October 1506 nach Würzburg begab.

Darüber schreibt er selbst einem Freunde: „Das Unrecht, das ich erfuhr, hatte mir die Würde eines Abtes zur Dornenkrone gemacht, ich schüttelte sie ab und ging. Niemand zwang mich dazu, Niemand konnte mich zwingen. Ich bin zwar jetzt wieder Abt geworden, aber der Vorsteher machte mir den ernsten Antrag und die Brüder waren Eines Sinnes mit ihm und wir leben wie Kinder in Einem Hause, und Trithemius forscht ruhig wieder in der heiligen Schrift. Ich finde noch keine Ursache, den Fleiß, den ich auf die Wissenschaften gewandt habe, zu bereuen, ob ich gleich der Eifersucht, die bei Kunst und Wissenschaft so einheimisch ist, viele bittere Stunden verdanken muß. Es ist mir jetzt so wohl, recht wohl, besser als in Spanheim. Zwar kann ich hier der Lästerung von dort kein Stillschwei-

gen gebieten. Aber ich soll es auch nicht. Ich habe dem Herrn meinen ganzen Handel anheimgestellt und diesem nur das Zeugniß meines Gewissens mit Zuversicht angehängt. Mögen die Anderen dichten und richten, so lang sie wollen, ich vertraue auf den, der zu seiner Zeit Alles an das Licht bringen wird."

Seine vielen Briefe zeigen ganz seine edle Gesinnung, die nur Freude am Guten hat und gegen Heuchelei und Wollust, Habsucht und Stolz eifert, und ich führe hier nur Weniges an:

„Der Christ kennt schlechterdings kein anderes Tagwerk, als den Geist von dem Bösen reinigen, und mit allen Blüthen des Guten schmücken. Auf diese Weise nützt der Christenlehrer sich und Andern; sich durch gute Thaten, die vor Gott einen entscheidenden Werth haben; Anderen durch das Wort, das sie zur Liebe Gottes ermuntert. Das ist auch die eigentliche Seligkeit des Menschen, wie der Prophet sagt: „Im Gesetze des Herrn forschen Tag und Nacht, das macht selig." „Das ist das ewige Leben," spricht Christus, „dich den Einen Gott, und den du gesandt hast, kennen." — Das ist die Ordnung des christlichen Philosophen. Den ersten Fleiß wendet er auf die Herzensbesserung, den zweiten auf die Schriftforschung. So schreibt er an den Magister Heinrich Kässe zu Bingen und an den Prior Mathias Kampis: „Unser Reichthum ist Forschen im Gesetze des Herrn Tag und Nacht, Klopfen an der Thür, und nach dem Beispiele unseres Vorgängers Christus die Eitelkeit der Welt unter die Füße treten." — Strafend schreibt er an einen Canonicus: „Ich habe gehört, daß du zwei Präbenden besitzest, da du doch nur Ein Mensch bist, und dir Eine Präbende mehr als genug für Kost und Decke einbrächte. Und was das Schlimmste ist, du trägst den Namen Hirt ohne Hirtensinn, überlässest die Herde sich selbst und weidest dich, nicht die Schafe. Aber, sprichst du, Andere machen es auch so. Leider machen es Viele dir vor, Viele dir nach. Allein kann die Vielheit der Sünder die Sünde verkleinern? Wer die Schafe nicht weidet, soll weder Milch noch Wolle von der Herde nehmen. Die Kirchenpfründen sind gestiftet, um die fleißigen Kirchendiener zu nähren, nicht die Müßiggänger zu mästen. Die Schafe sind nicht um des Hirten, die Hirten sind um der Schafe willen, diese Ordnung stößest du eigenmächtig um, willst Hirt in der Kirche Gottes seyn, um Schätze aufzuhaüfen, da du doch aus Liebe zu Christus seine Schafe mit seiner Lehre weiden solltest. O du Götzenbild eines Hirten, wie jämmerlich ist dein Selbstbetrug! Aber, sagst du, die Dispensation von Rom stellt mich sicher. Wider Rom will ich Nichts sagen, denn es steht geschrieben: „Die Vorsteher des Volkes lästere nicht!" Aber siehe zu, ob deine Gründe Grund haben. Beruht die Dispensation auf Vernunft, so magst du dich beruhigen; wenn nicht, so dient sie gerade dazu, dich in Harmonie mit deinem Gewissen zu verdammen.

Wie kannst du wohl deine Dispensation rechtfertigen? Du hast genug zum Leben; wozu der Ueberfluß? Die Begierde hat nie genug. Sie ist die Wurzel aller Sünde, die Mutter aller Uebertretungen, die Lehrmeisterin aller Zerrüttungen, die Quelle alles Aufruhrs und aller Aergernisse, die Königin im Reiche des Bösen. Sie heißt mit Recht Götzendienst, ist wirklich Abgötterei; denn Niemand kann Gott und dem Weltreichthum dienen. Seelensorge und Weltreichthum sind unvereinbar."

Haüfig beschäftigte er sich mit allerlei chemischen Versuchen, und er mochte wohl den Einfluß der Scheidekunst auf das bürgerliche Leben schon dunkel erkennen; auch schrieb er neben seinen vielen geschichtlichen und erbaulichen Schriften eine Steganographie — Geheimschreibekunst — über die Art und Weise, seine Gedanken den Entfernten auf eine nicht Allen verständliche Weise mitzutheilen, woraus in der Folge die Chiffern-Schrift entstand. Merkwürdiger Weise wurde das unschuldige Buch von Rom aus verboten, und der Cardinal Bellarmin suchte das Verdammungs-Urtheil des Buches dadurch zu rechtfertigen, daß er sagte: „Es ist voll gefährlicher, zur Zauberkunst gehöriger Sätze!"

Geehrt und thätig wirkte Trithemius bis zu seinem Tode, 16. December 1516.

Albrecht der Weise,

Herzog in Bayern.

Unter den Herzogen Bayerns, die in München wohnten, ist bekannt Albrecht III. zuerst durch seine unglückliche Gemahlin, dann durch seine Gerechtigkeit. Er hatte sich insgeheim mit der schönen Baderstochter Agnes Bernauer von Augsburg vermählt und mit ihr eine Zeit lang in Vohburg gelebt, und sie dann nach Straubing in Sicherheit gebracht. Allein während seiner Abwesenheit ließ sie sein Vater Ernst ergreifen und als Hexe vor Gericht stellen, die seinem Sohne mit unerlaubten Mitteln Liebe eingeflößt habe und ihn verzaubert festhalte. Darauf wurde sie verurtheilt und über die Donaubrücke gestürzt. Albrecht ehrte ihr Andenken durch fromme Stiftungen, und vermählte sich in der Folge mit Anna von Braunschweig, und begann seine Herrschaft im Jahre 1438 nach dem Tode seines Vaters Ernst mild und friedlich, und sein Edelsinn zeigte sich besonders, als im Jahre 1439 eine feierliche böhmische Gesandtschaft in München erschien, ihm die Krone ihres Landes anzubieten. Denn als nach dem frühen Tode des Herzogs Albrecht V. von Oesterreich, welcher auch König in Böhmen gewesen, erst sein Sohn Ladislaus geboren wurde, erkannten

nur Wenige den Prinzen als ihren Erbherrn an, die ganze Nation dagegen, welcher die lange Zwischenregierung gefährlich schien, wollte das alte Wahlrecht behaupten, und wendete sich deßwegen an Albrecht von Bayern, den sie von früheren Zeiten her kannten und achteten, da er längere Zeit am Hofe des Königs Wenzel zu Prag lebte, weil dessen Gemahlin Sophie seine Tante war. Allein der Herzog lehnte die Krone ab, und erwiderte den Abgesandten: „Billig soll man die Waisen beschützen, aber nicht berauben.“

Mit gleicher Mäßigung benahm er sich in dem unseligen Zwiste seines Vetters Heinrich von Landshut gegen den unglücklichen Ludwig von Ingolstadt, und wollte den verderblichen Bruderkrieg nicht erneuern, als Heinrich das Erbe von Ingolstadt allein behielt. Seine ganze Aufmerksamkeit und Sorge war der Wohlfahrt seines Landes gewidmet, Ruhe und Ordnung zu erhalten, und vor seinem Tode sorgte er noch, daß dieselben in Bayern fortdauern möchten, um so mehr, da er fünf Söhne hatte. Sollte er theilen nach der bisherigen Weise, und so Bayern und Wittelsbach ganz zerreißen und schwächen? An die Einführung des Erstgeburtsrechtes konnte er nicht denken, da alle Söhne mit dem Rechte zur Herrschaft geboren waren, aber er wollte darauf hinleiten und die verderblichen Theilungen wenigstens jetzt schon verbannen. Darum verfügte er, daß immer die beiden ältesten regieren sollten. Und so übernahmen nach seinem Tode, 1460, die Herzoge Johann und Sigmund die Herrschaft, und erhielten, da sie wenig regierten, sondern nur für die Fortdauer der Ruhe sorgten, auch die friedliche Ordnung im Lande. Als Johann schon im Jahre 1463 gestorben war, begehrte nach wenigen Jahren der dritte Bruder, Albrecht IV., geboren 1447, Antheil an der Regierung. Er hatte zwar erst ein Alter von achtzehn Jahren, aber durch Weltkenntniß und geistige Ausbildung ein stolzes Selbstgefühl, da er schon die Universitäten in Italien besucht und viele Kenntnisse erlangt hatte; gewandt mit dem Schwert und der Feder zeigte sich der ritterliche Herzog bei jeder Veranlassung, und so überließ ihm denn Sigmund nicht nur seinen Antheil an der Regierung, sondern trat sie ihm 1467 ganz ab, da er selbst Mühe und Beschwerden scheuend in angenehmer Muße meistens zu Dachau den Freuden der Musik, der Liebe mit schönen Frauen und der Jagd lebte, Gelehrte und Künstler, so wie die Armen freigebig unterstützte, und deßwegen überall beliebt war. Die Fortdauer seines Andenkens sicherte er am Meisten durch den Bau der Frauenkirche in München.

So herrschte denn der umsichtige Albrecht allein, obgleich dem Scheine nach Sigmund als mitregierender Herzog galt, damit Keiner der jüngeren Brüder Ansprüche erhebe. Dieß geschah jedoch schon im Jahre 1468, und der vierte Bruder, der in allen Körpersübungen gewandte ritter-

liche Herzog Christoph, verlangte Theilnahme an der Regierung, und wurde von seinem jüngsten Bruder Wolfgang und einem Theile des Adels unterstützt. Denn diesen war die Theilung der Herrschaft und getrennte Hofhaltungen um ihrer selbst willen erwünscht, und so schloßen sie den sogenannten Böcklerbund, und schwuren, Christophs Rechte mit dem Schwerte zu schirmen. Vergebens mahnten Albrecht und Sigmund zum Frieden; da die Rüstungen immer drohender wurden, überfiel Albrecht die Haüpter und Stifter des Bundes und demüthigte sie; dann wurde die Sache zu Landshut untersucht, und der Herzog Ludwig mit den wittelsbachischen Vettern, den Pfalzgrafen Philipp und Otto, und dem Bischofe von Speier sprachen: „Ein Jahr lang bleibe Albrecht noch einziger Gebieter, zu Lichtmeß 1469 trete Christoph in die Mitregierung auf ein Jahr ein, auch Sigmund, wenn er wolle; das Weitere werde die Zeit geben.“ Christoph erhielt Kelheim zur Residenz, der Bund der Böckler aber mußte sich trennen, jene Schiedsrichter zerschnitten selbst den Bundesbrief, und gaben jedem Theilnehmer sein Siegel zurück.

Allein ohngeachtet des Spruches erkannte Christoph wohl, daß er gegen den festen Sinn seines Bruders nicht durchdringen könne, und da Wolfgang gegen den Genuß des Schlosses Greifenberg und ohngefähr dreitausend Gulden Jahrgeld auf zwölf Jahre allen Ansprüchen an die Mitregierung entsagte, übergab auch Christoph unter noch günstigerern Bedingungen seinem Bruder Albrecht auf fünf Jahre seinen Antheil an der Mitregierung, und so schien sich für alle Zukunft eine friedliche feste Regierung zu gestalten.

Albrecht waltete mit Kraft und Einsicht fort, reisete mit seinen beiden jüngsten Brüdern nach Italien und Rom, und man vermuthet, daß er für Christoph um ein Fürstbisthum geworben habe, damit dieser auf solche Weise regierender Herr würde, ob er gleich in seinem ganzen Wesen wenig Anlage zum Geistlichen zeigte. So unscheinbar und hager auch seine Gestalt erschien, kam ihm doch kein Ritter seiner Zeit an Kraft und Behendigkeit gleich: im Sprung schlug er einen Nagel zwölf Schuh über dem Boden aus der Wand, schleuderte Steine drei Centner schwer, wie man davon die Wahrzeichen noch heute in der Burg zu München sieht, und zeigte sich als Meister im Wettlauf, Ringen und Tanz. Insgeheim vielleicht von seinen Freunden gereizt, vielleicht in natürlicher Lebhaftigkeit nach einen größeren Wirkungskreise strebend, zeigte er sich bald nach seiner Rückkehr aus Italien mit seinem Loose unzufrieden. Als er in der Fastnacht 1471 mit vielen andern Edlen zu einem großen Stechen und Rennen nach München kam, verbreiteten sich alsobald beunruhigende Gerüchte über seine Plane, und es ergingen Warnungen an den Herzog Albrecht, daß er auf seine Sicherheit solle bedacht seyn.

Als nun eines Tages Christoph im Bade saß, trat der Graf Niklas von Abensberg mit andern Rittern zu ihm: die nahmen ihn auf Befehl des Herzogs, ihres Herrn, in Verhaft; seinem Bruder Wolfgang war dasselbe Loos bestimmt, aber er entfloh glücklich, gewarnt, und klagte dann bei Kaiser und Reich über das Geschick seines Bruders Christoph. Der Herzog Albrecht aber vertheidigte sein Verfahren mit solcher überzeugenden Kraft, daß Christoph gefangen blieb. Dieß schmerzte seine Freunde, besonders seinen Vetter, den Pfalzgrafen Otto von Neumarkt, und sie entschloßen sich, ihn mit List zu befreien. Unvermuthet erschienen in einer dunklen Nacht hundert Ritter vor München, um den gefangenen Fürsten aus dem halb von Wasser umgebenen Thurme zu erlösen. Allein während sie Pfähle einschlugen, um einen Steg zu legen, wurden die Schwäne aufgeschreckt, dadurch die Wachen aufmerksam und so das Vorhaben vereitelt.

Von nun an wurde Christoph noch strenger bewacht, Albrecht hielt fest an seinem Entschlusse, zumal die Entlassung des unternehmenden erbitterten Bruders jetzt gefährlich schien; allein endlich wich er den Bitten der gesammten Wittelsbacher, und entließ den Gefangenen auf die Bürgschaft von sechs und dreißig Edlen und Christophs eigenem Schwur, daß er und seine mitgefangenen Anhänger sich nie wegen des Vergangenen rächen wollen. Aber nach Verfluß jener fünf Jahre erneut er 1475 seine alten Ansprüche, und Albrecht überläßt die Entscheidung dem ältesten Bruder Sigmund und sechszehn Mitgliedern der Landschaft. Diese erkennen indeß die Wohlthat einer Allein-Regierung, und sprechen: „Albrecht bleibt noch ferner allein wirkender Landesfürst auf zehn Jahre, Christoph erhält den Genuß der Städte Landsberg und Weilheim mit dem Schlosse Päl, dazu von Albrecht jährlich 1400 Gulden.

So abermals in seinen Erwartungen getaüscht, begab sich Christoph in die Dienste des Königs Matthias von Ungarn, führte ihm die königliche Braut unter manchen Schwierigkeiten glücklich von Neapel nach Ofen, zeigte sich als ritterlichen Helden gegen die Türken, als gewandten Geschäftsträger bei verschiedenen Sendungen, und kehrt erst bereichert nach Bayern zurück, als Matthias den Kaiser bekriegte. Hier aber fühlt er sich überall beengt, gedrückt, alle seine Thätigkeit gelähmt; bald wachsen wegen seines großen Hofstaates und seiner Verschwendung die Schulden und seine Forderungen an seine Unterthanen; diese klagen bei dem Herzoge Albrecht, welcher sie zu schützen sucht und sich schon auf die neuen Forderungen Christophs bereit hält. Denn das war in seiner Seele beschlossen, die Allein-Regierung nie mehr hinzugeben; er warb um die Beistimmung des Kaisers und um die Treue der Landschaft, und als die zehn Jahre des Vertrages um waren und Christoph seine alten Ansprüche erneute,

neute, kündeten ihm gegen sechzig Edle des Landes von München aus Fehde an, Niklas von Abensberg, Georg von Eisenhofen und der Reichsmarschall Alexander von Pappenheim an ihrer Spitze.

Da wich Christoph der Uebermacht, und zog sich aus seinen Ortschaften zurück; aber als er hörte, die Versammelten zögen einzeln auf ihre Güter, eilte er gegen Freising, um an dem Abensberger Rache zu nehmen. Dort lauerte er auf seinen Feind, stürzte mit Uebermacht und unvermuthet auf den sorglos Heranziehenden, trennte dessen Gefolge, und Niklas von Abensberg, der Letzte seines Stammes, fiel mit zwei Anderen, sieben wurden gefangen, 28. Februar 1485. Darauf eilte Christoph nach Landshut, und suchte seine That zu rechtfertigen, die nach damaliger Sitte leicht entschuldigt war, da er seinen Gegner nach öffentlich angekündigter Fehde überfiel. Um so eifriger betrieb er dann seine Ansprüche und forderte Theilung des Landes. Aber Albrecht entgegnete: „Solches sey durch geistlich und weltlich Recht und die goldene Bulle verboten, jede Theilung durch des Kaisers eigenen Ausspruch als strafbar erklärt.“ Da aber Christoph noch Manche fand, die seine Sache vertheidigten, so überließ sie Albrecht dem schiedsrichterlichen Spruche von vier und sechzig Mitgliedern der Landschaft, und als diese für ihn sprachen, verzichtete Christoph endlich am 17. Juni 1485 zu Gunsten seines Bruders auf Lebenszeit der Regierung, und erhielt die Städte Weilheim und Schongau mit den Schlössern Päl und Rauchenlechsberg. So war denn der lange Streit endlich glücklich geendet, und es konnte das zerrüttete Ansehen und der Wohlstand Bayerns wieder erblühen.

Bisher lebte Albrecht wie seine Brüder unvermählt, die Münchener Linie der Wittelsbacher drohte zu erlöschen, und Albrecht hatte für diesen Fall schon durch eine geheime Verhandlung mit seinem Bruder Sigmund den Herzog Georg von Landshut zum Erben nach seinem Tode erklärt, „da wir,“ wie er selbst sagt, „nichts Besseres und Nützlicheres erfinden mögen, denn daß das Fürstenthum zu Bayern in eines einzigen Fürsten von Bayern Hand, Gewalt und Regierung käme.“ Offenbar leitete ihn dabei die Liebe zu seinem Vaterlande, auch wollte er durch eine Vermählung nicht neue Streitigkeiten mit seinen Brüdern erwecken. Jetzt aber, da ihm die Allein-Herrschaft gesichert schien, und er am Hofe des Erzherzogs Sigismund zu Innsbruck die Tochter des Kaisers Friedrich III., Kunigunde, kennen lernte, dachte er sie als seine Gemahlin heimzuführen, und der Kaiser ertheilte seine Zustimmung, als plötzlich ein neues Hinderniß eintrat.

Regensburg, früher die Residenz der Herzoge Bayerns und deßwegen vor allen übrigen Städten geehrt, wegen seiner Lage der Mittelpunkt des süddeutschen Handels, wohl bevölkert und reich, hatte, seitdem sie eine Reichsstadt war, viel von ihrer ehemaligen Größe und Wohlhabenheit verloren, besonders da der Handel auf der Donau auf- und abwärts gesunken war,

und der Zug von Italien her über Augsburg und Nürnberg ging. Das Gemeindewesen schleppte sich mühsam fort, die Schulden lasteten schwer, der Verkehr mit Bayern war durch die Eifersucht der Herzoge geflissentlich gehemmt, welche dagegen in Regensburgs unmittelbarer Nähe das Aufblühen von Stadt am Hof begünstigten, während München als Residenzstadt immer mehr sich erhob. Das Volk zu Regensburg sah, wie der Herzog Albrecht in Kraft und Ehre walte, und sein Land schirme und zu bessern suche, und rief im ungestümen Aufruhr gegen die schwache Obrigkeit: „Laßt uns Bayerisch werden!“ Dann übergab sich die Stadt sammt der Feste Donaustauf freiwillig und feierlich dem Herzoge Albrecht zu eigen.

Unter dem Frohlocken des Volkes zog er ein, und gedachte alsobald die Stadt durch fürstliche Anstalten zu schmücken und emporzubringen, und wollte darin eine hohe Schule gründen. Schon hatte der Papst eingewilligt, als der Zorn des Kaisers dem Herzog schwere Rache drohte und seinen Plan hemmte. Denn als er von der Uebergabe Regensburgs hörte, wollte er selbst die Vermählung seiner Tochter mit Albrecht nicht mehr gestatten, und da dieser dessenungeachtet mit Billigung ihres Bruders Maximilian, des römischen Königs, und des Erzherzogs Sigismund die Hochzeit zu Innsbruck feierte und seine Gemahlin nach München führte, wurde der Kaiser noch mehr erbittert, zumal er auch hörte, der Erzherzog Sigismund habe insgeheim den Herzog von Bayern zum Erben von Tyrol eingesetzt. Da erklärte der Kaiser die Besitznahme von Regensburg für ungültig, und gebot, sie dem Reiche wieder zurückzustellen. Als Albrecht zauderte, bot er die Schaaren des Reiches, vor Allen den schwäbischen Bund gegen ihn auf, nährte Christophs Hoffnungen auf die Herrschaft, an den sich nun auch Wolfgang wieder schloß, und von allen Seiten erwachten die alten Feinde Albrechts und erhoben sich neue. Viele Edle des Landes weigerten sich, die von der Landschaft bewilligte Steuer zu zahlen, schützten ihre Freiheiten vor, und vereinten sich in den Löwlerbund zur Wahrung ihrer Rechte gegen den Herzog, und Christoph und Wolfgang schloßen sich dem Bunde an. Offenbar hielten sie zu dem Kaiser, und hofften jetzt um so sicherer den unternehmenden Herzog zu demüthigen, wozu auch der König Wladislaus von Böhmen seine Hülfe versprach.

Aber Albrecht erschrack dessen nicht, er vertraute den treuen Bürgern, sammelte still seine Macht, und überfiel mitten im Winter die Hauptanführer des Löwlerbundes, nahm sie gefangen, zerstörte ihre Schlösser, züchtigte binnen dreißig Tagen die Schuldigsten und brach den Muth der Empörten. Indessen klagten Einige bei dem Kaiser, Albrecht habe sie überfallen, weil sie die gegen Regensburg ausgesprochene Acht vollzogen; darauf verhängte Friedrich die Acht auch über den kühnen Herzog von Bayern, und dessen eigener Bruder Wolfgang war der Erste, der gegen

ihn aufbrach und verheerend in Bayerns Gauen schaltete. Allein Albrecht begegnete ihm schnell und schlug ihn zurück. Bestürzt rief Wolfgang die Löwler zu Hülfe, diese den König von Böhmen. Aber Wladislaus suchte jetzt den Streit friedlich zu schlichten, zumal auch Albrechts Schwager, der König Maximilian, nach Augsburg kam, zum Frieden zu reden, da der schwäbische Bund schon am Lech mit zwanzigtausend Erlesenen zum Kampfe gegen Bayern erschienen war, und es gelang seiner Beredtsamkeit, was weder der Drohung des Kaisers, noch dem Trotze der Löwler und der Macht des schwäbischen Bundes gelungen war: Albrecht gab Regensburg dem Reiche zurück, 1492, verzieh den Löwlern und versöhnte sich mit dem Kaiser, der seinen Eidam in Linz nun zum ersten Mal herzlich begrüßte.

Von nun an lebte der weise Albrecht einzig der Sorge seines Landes, das er durch zweckmäßige Anstalten zu erheben suchte, und weil er wohl erkannte, daß des Fürsten eigenes Beispiel mehr als alle Vorschriften wirke zum einfachen sittlichen Leben, so zeigte er sich einfach in Kleidung und Lebensweise, und verbot dagegen auch seinen Unterthanen alle unnütze Pracht und Verschwendung; sparsam in der Hofhaltung und Verwaltung, ohne karg gegen verdiente geschickte Diener zu seyn. Mit Billigung des Papstes erwählte er sich aus jedem bayerischen Hochstifte zwei brauchbare Domherren als Räthe, wußte selbst die Fähigsten auszulesen, förderte die schönen Künste, vorzüglich die Musik an seinem Hofe, und Konrad Ritter bildete damals eine eigene musikalische Schule. Mit wachsamem Auge schaute er auf das Leben der Geistlichen, und weil die Sittenreinheit aus den meisten Klöstern bei dem zunehmenden Reichthume und Wohlleben verbannt war, wirkte er mit Zustimmung des Papstes Sixtus IV. eifrig für die Wiederherstellung der alten klösterlichen Zucht und Ordnung, reisete selbst überall umher, drängte, mahnte und strafte. Aber so tief war das Uebel gewurzelt, daß die Augustiner in München, die sich der strengen Regel nicht mehr fügen wollten, binnen drei Tagen sämmtlich aus dem Kloster entliefen, und sich damals schon zeigte, wie diese einst segensreichen Anstalten sich überlebt hatten.

Deßwegen schonte denn auch Albrecht ihrer angemaßten Rechte nicht, sondern besteuerte die reichen Klöster, erzwang Anlehen, löste nach und nach die Verpfändungen seiner Vorgänger ein, und machte das Land so viel möglich von Schulden frei. Zur Sicherung des inneren Friedens und zur Abwehr jeder Gewalt hielt er schon ein kleines stehendes Heer, die Landsknechte, deren Zahl nur zur Zeit der Gefahr vermehrt wurde, und wodurch es ihm gelang, schnell jede Empörung zu unterdrücken. Die Ruhe wurde um so weniger gestört, da der ehrgeizige Herzog Christoph eine Wallfahrt in's gelobte Land machte. Auf der Rückreise erkrankte er, und starb trotz

der sorgsamen Pflege der Ritter auf Rhodus, 1493, erst fünf und vierzig Jahre alt; schon vor seiner Abreise aus Bayern hatte er seinen Landesantheil an Albrecht vermacht, und dieser führte nun, nicht weiter beunruhigt, die Allein-Herrschaft, ja es schien, als sollte er endlich ganz Bayern unter sich vereinen. Denn der reiche Georg von Landshut, dem er früher selbst die Erbschaft seines Münchener Antheiles zudachte, hatte nur zwei Töchter; das Erbe von Landshut mußte den alten Hausverträgen gemäß an die nähere Münchner Linie fallen, und schon hatte der freundliche Schwager und König Maximilian schriftlich die Erbschaft an Albrecht zugesichert.

Aber der Herzog Georg wünschte das Erbe seiner ältesten Tochter Elisabeth zu sichern, nachdem die jüngere Margaretha in das Kloster Hohenaltenau gegangen war, und wählte deßwegen zu ihrem Gemahle Ruprecht, den dritten Sohn seines Schwagers, des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, den er von allen wittelsbachischen Vettern am Meisten liebte. Weil das Erbe in der Familie bliebe und bisher ohnehin schon einzelne Abweichungen in der Erbfolge sich geltend gemacht hätten, hoffte er um so mehr seinen Willen durchzusetzen und der geliebten Tochter durch zweckmäßige Anstalten das Land zu sichern. Vergebens warnten die treuen Räthe vor den traurigen Folgen, wenn ein neuer Krieg das wittelsbachische Geschlecht entzweie; er hörte nicht, vermachte in seinem letzten Willen das Erbe seiner Tochter und ihren Söhnen, und wenn diese fehlten, dem Kurfürsten Philipp und dessen Nachkommen, so daß Albrecht auf jeden Fall ausgeschlossen blieb.

Das junge fürstliche Ehepaar wohnte in Landshut, suchte sich durch freundliches Betragen die Gemüther der Hohen und Niederen zu gewinnen, insgeheim wurden die festen Plätze mit fremden Truppen besetzt, und Alles vorbereitet, den Plan durchzusetzen. Allein ehe noch die Landschaft gewonnen war, stirbt Georg der Reiche, 1. December 1503, in den Armen seines Schwiegersohnes Ruprecht, der den Tod des Herzogs einige Tage geschickt zu verheimlichen weiß, und indessen die nöthigen Maßregeln ergreift, sich das Erbe zu sichern. Wirklich zeigten sich dem drei und zwanzigjährigen Prinzen mit dem heiteren freundlichen Betragen und seiner männlich gesinnten Gemahlin Elisabeth Volk, Adel und Beamte mehr zugethan, als dem alternden verschlossenen Herzog Albrecht, und die Meisten in Niederbayern wünschten in den bisherigen Verhältnissen zu bleiben. Mit den unermeßlichen Schätzen Georgs, die in Burghausen aufgehaüft waren, dem baaren Gelde und den Gold- und Silberbarren, goldenen und silbernen Gefäßen, den zwölf silbernen Aposteln in Lebensgröße und vielen anderen Kleinodien aus der Verlassenschaft Ludwigs von Ingolstadt hatte Ruprecht Hülfsmittel genug, selbst einen langwierigen Krieg zur Behauptung

des Erbes zu führen; dazu kam noch die Unterstützung seines Vaters, des Kurfürsten von der Pfalz, die Zuneigung des Bischofs von Würzburg und des rheinischen und fränkischen Adels.

Albrecht dagegen rüstete sich, sein Recht zu erringen, er vertraute auf die Freundschaft des Kaisers Maximilian, der ihm das Erbe von Niederbayern wiederholt zugesichert hatte; er trat in den ihm ehemals so verhaßten schwäbischen Bund auf zwölf Jahre, und verlobte seine Tochter Sabina mit dem Herzoge Ulrich von Württemberg, um sich dieser mächtigen Freunde zu versichern. Zugleich gewann er den Landgrafen von Hessen, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg und die Stadt Nürnberg zum Beistande. Während die Parteien sich zum Kampfe rüsteten, trat plötzlich ein neuer Bewerber um einen Theil der Erbschaft auf: Maximilian, der Kaiser selbst. Statt sich rücksichtslos, wie früher, für Albrecht und das Recht zu erklären, und seinem Ausspruch sogleich mit aller Macht Nachdruck zu geben, knüpfte er mit den beiden Gegnern Unterhandlungen an, und verlangte die an Tyrol grenzenden Gerichte Kufstein, Ratenberg und Kitzbühl, die Grafschaft Kirchberg sammt der Herrschaft Weißenhorn in Schwaben, dazu Neuburg am Inn und einiges Andere.

Eine solche Forderung fand Widerspruch auf allen Seiten, selbst bei der Landschaft Niederbayerns, die durch einen Ausschuß die Regierung bis zur Entscheidung des rechtlichen Besitzstandes führen ließ, und offen erklärte, sie habe kein Recht, Etwas von Bayern zu verkümmern; williger zeigte sich der Herzog Albrecht mit seinen Brüdern, da er der Unterstützung und der Freundschaft des Kaisers zu sehr bedurfte; aber hartnäckig widerstanden Ruprecht und Elisabeth solchen Ansprüchen von Oesterreich. Da sie wohl sahen, daß sie durch Unterhandlungen nicht zum Ziele kämen, entschloß sich Ruprecht, mit Waffengewalt die Erbschaft zu nehmen und zu behaupten, ließ plötzlich Landshut, Neuburg und Burghausen besetzen, und so begann denn der Kampf um das Erbe Georgs des Reichen, genannt der Landshuter Erbfolge-Krieg.

Wittelsbach stand gegen Wittelsbach, die Pfalz gegen Bayern, und von allen Seiten erhoben sich die Feinde des einst mächtigen Geschlechtes, scheinbar für den einen oder den anderen Zweig, im Grund aber, um seine Kraft noch mehr zu schwächen, als es in den bisherigen Bruderfehden schon geschehen war; welche Linie immer siegen mochte, es verlor das Gesammthaus. Der Kaiser sprach die Acht über Ruprecht aus wegen Landfriedenbruches. Die graulichste Verwüstung ging durch das Land, Hungersnoth und Seuchen wütheten, und bang seufzten die von Niederbayern: „Gleichviel, wer unser Herr sey, wenn es nur erst Einer wäre!“ Der plötzliche Tod Ruprechts, 1504 im August, endete den Krieg nicht, brachte nur

größere Hoffnung für Albrecht, zumal Jenem schon nach wenigen Wochen seine Gemahlin Elisabeth, 15. September, folgte.

Aber die Rechte der unmündigen Waisen Otto, Heinrich und Philipp wahrte der Großvater, der Kurfürst Philipp von der Pfalz, gegen seine übermächtigen Feinde, doch auch ihn traf die Acht, weil er seinen Sohn unterstützte; die von Frankreich gehoffte Hülfe erschien nicht, weil der Kaiser durch schlaue Unterhandlungen den König Ludwig XII. von der thätigen Theilnahme an Deutschlands Angelegenheiten abzuhalten wußte; und so von allen Seiten bedrängt, an dem Siege verzweifelnd, zeigte er sich zum Frieden selbst unter harten Bedingungen geneigt. Der Spruch geschah zu Köln 1505 30. Juli; da entschied Maximilian als Kaiser und Richter über das Landshuter Besitzthum, so zwar, daß er die minderjährigen Söhne Ruprechts mit einem Theile des Erbes begabte, welches Gebiet die junge Pfalz hieß, und sich bald in die beiden Fürstenthümer Neuburg an der Donau und Sulzbach bleibend trennte; sich selbst und den übrigen Fürsten, die für ihn am Kriege Theil genommen, eignete der Kaiser bedeutende bayerische Besitzungen gleichsam als Entschädigung für den gemachten Aufwand zu, und nahm jene schon vorher angesprochenen Herrschaften; der Kurfürst von der Pfalz mußte gleiche Entschädigungen vom Pfälzer Gebiete an seine Gegner abtreten, wobei besonders die Reichsstadt Nürnberg gewann. So hatte der Kaiser zu seinem Nutzen als Herr von Oesterreich glücklich wieder die günstige Gelegenheit benutzt, das nach dem seinigen mächtigste Haus in Deutschland in seinen beiden Linien mit einem Male zu schwächen. Zwar widerstrebten Beide dieser Entscheidung, und nur der drohende Ernst des Kaisers vermochte dem Ausbruche eines neuen Krieges um das Landshuter Erbe zu begegnen, und erst nach mehreren Jahren erfolgte eine friedliche und dauernde Ausgleichung zwischen der bayerischen und der pfälzischen Linie.

Nur Eines war gewonnen, daß Bayern nun größtentheils unter einem seiner Fürsten vereinigt wurde, da Albrechts Klugheit und freundliches Benehmen seine Brüder von der Regierung fern zu halten wußte. Sigmund war im Jahre 1501 gestorben, und nun nach der Beendigung des Krieges entschloß sich auch der allein übrige Herzog Wolfgang freiwillig für immer aller Theilnahme an der Landesregierung zu entsagen. Feierlich übergab er, 8. Juli 1506, vor der vereinigten Landschaft von ganz Bayern seine Ansprüche an den Herzog Albrecht, an dessen ältesten Sohn Wilhelm und die männlichen Nachkommen weltlichen Standes von diesem in gerade absteigender Linie, so daß Bayern für alle Zukunft ein ungetheiltes Herzogthum bleiben und nie mehr als Ein regierender Landesfürst seyn soll. Die nachgebornen Söhne sollen nach ihrer Volljährigkeit als Grafen eine Grafschaft von 4000 Gulden Erträgnissen bekommen. In diese Abtre-

tungsurkunde war zugleich das Recht der Erstgeburt eingewebt und festgesetzt, und so hatte denn die Beharrlichkeit Albrechts das Ziel erreicht, das er anstrebte: Bayerns Einheit war gerettet und gesichert vor den unseligen Zwisten der Erbfolge und Theilungen, und Albrecht IV. starb 1508, 18. März mit dem Bewußtseyn, für Bayerns Bestes redlich gewirkt zu haben. Die Nachwelt gab ihm ehrend den Beinamen des Weisen.

Ulrich von Hutten.

Dieser ritterliche Sänger, Vorkämpfer und Wecker der geistigen Freiheit stammt aus einem der ältesten und edelsten fränkischen Geschlechter und ist geboren auf der Burg Stöckelberg den 20. April 1488, der vierte Sohn des Ritters Ulrich von Hutten und der Ottilia von Eberstein. Auch er sollte sich, wie die meisten jüngeren Söhne der Adeligen, dem geistlichen Stande widmen und seine Aeltern schickten ihn deßwegen nach Fulda, daß er einst in dieses reiche und berühmte Stift als Mönch aufgenommen würde. Hier lernte er die alten Sprachen, erkannte aber bald, daß er keinen Beruf für den geistlichen Stand habe und der nachmalige kurmainzische Kanzler Eitel Wolf von Stein, welcher mit dem Stolze ächten Ritterthums den höheren Adel der Wissenschaft verband, bemerkte zuerst die herrlichen Geistesgaben des Jünglings und mahnte den Abt und die Aeltern, sie möchten dieses schöne Talent nicht im Kloster verkümmern lassen. Als diese Mahnungen vergebens waren, verließ Hutten im Jahre 1504 Fulda heimlich und blieb deßwegen viele Jahre ohne Unterstützung von seinem Vater, der über seine Flucht heftig zürnte. Zuerst wendete sich Hutten mit Crotus Rubinianus nach Köln, dem Tummelplatze der damaligen eitlen Schulgelehrsamkeit, fand aber an dieser Afterweisheit, welche in Ketten- und Trugschlüssen ihre höchste Kraft und Kunst zeigte, wenig Gefallen, sondern hörte bei Johannes Rhagius Aesticampianus die Erklärung der Alten, und als dieser von den Finsterlingen vertrieben wurde, ging Hutten mit ihm auf den Rath ihres gemeinschaftlichen Gönners Eitel Wolf von Stein im Jahre 1506 an die neuerrichtete Universität Frankfurt an der Oder, wo er die Magisterwürde empfing und zum Andenken an die Gründung dieser Hochschule ein lateinisches Gedicht verfaßte. Wahrscheinlich wurde er während dieser Jahre von seinen Verwandten Frowin und Ludwig von Hutten unterstützt. Die Begierde, die Welt zu sehen und sein Glück zu versuchen, trieb den feurigen Jüngling mehrere Jahre im Norden von Europa umher. Nach großen Gefahren zu Wasser und Land, besonders auf der

Ostsee, kam er nach Pommern, wurde von dem Bürgermeister Lossius in Greifswalde anfangs gastfreundlich aufgenommen, dann aber schmählich behandelt, von dessen Diener auf seiner Flucht eingeholt und ohngeachtet der harten Winterkälte ganz ausgezogen und so mißhandelt, daß er die Narben der damals empfangenen Wunden nach zwei Jahren noch seinen Freunden zeigen konnte. Beinahe von Allem entblößt kam er im November 1509 in Rostock an, wo er den Studenten mit Beifall die alten Schriftsteller erklärte und aus Rachsucht gegen Lossius ein beißendes lateinisches Spottgedicht machte, worin er schon zeigte, daß er die Feder scharf wie das Schwert handhaben könne.

Kaum wußten die Aeltern indessen, wo der Wildfang sich umhertrieb, der oft von Noth gedrückt doch leicht das Leben trug und genoß, und damals auch im jugendlichen Leichtsinne seine Gesundheit für sein ganzes Leben zerstörte. Gegen das Ende des Jahres 1510 kam er nach Wittenberg, verfaßte dort das Gedicht über die lateinische Versekunst, und durchzog dann in schmutziger und zerrissener Kleidung wie ein Schiffbrüchiger Böhmen und Mähren, wurde in Olmütz von dem Bischofe Stanislaus von Turzo reich beschenkt und langte endlich in Wien an, wo er bei Vadian und dessen Freunden als Dichter bewillkommt und freundlich bewirthet wurde. Seine Anmuth im Umgange, sein glänzender Witz gewannen ihm überall Freunde und Gönner, besonders sein Gedicht zum Preise des Kaisers Maximilian. Man wünschte dem ritterlichen Sänger Glück, bewunderte seine Sinngedichte, schrieb sie ab, und wider seinen Willen wurden sie auch in seiner Abwesenheit gedruckt. Denn sein unruhiger Geist vertrieb ihn auch von Wien, er ging nach Italien, und kam im April 1512 in Pavia an, wo er jedoch kaum drei Monate nachher in die größte Lebensgefahr gerieth. Denn während der Belagerung der Stadt durch die Schweizer wurde er selbst drei Tage lang von mehreren Franzosen, mit welchen er in Streit gerathen war, in seinem Kämmerlein belagert, daß er in der größten Todesgefahr schon seine Grabschrift machte. Aus dieser Noth wurde er zwar durch die Schweizer befreit, welche die Stadt eroberten, aber nun mißhandelten ihn die Sieger, weil sie glaubten, er habe unter den Franzosen gedient, und mit Mühe entkam er nach Bologna. Hier baten ihn die studirenden Deutschen, den kaiserlichen Gesandten Cardinal von Gurk in ihrem Namen mit einem Gedicht zu begrüßen, was Hutten that, aber weder einer Unterstützung noch eines gnädigen Blickes gewürdigt wurde, weßwegen er es in der Folge abschlug, dem Cardinale eines seiner Gedichte zu widmen, noch weniger selbst unter den vortheilhaftesten Bedingungen in das Gefolge desselben zu treten.

Von aller Hülfe verlassen ging Hutten unter das kaiserliche Heer, mit welchem er im Jahre 1514 wieder nach Deutschland gelangte. Während der verflossenen drei Jahre hatte er am meisten in seinem Leben mit Hunger

und Durst, Hitze und Kälte, Krankheit und allen Arten von Unwürdigkeiten zu kämpfen, und die Schmerzen der Krankheit und die gänzliche Verlassenheit von allen Hülfsmitteln und Freunden brachte ihn bisweilen der Verzweiflung nahe, und nur die Dichtkunst tröstete und erheiterte seine Seele in jener Zeit.

Nach seiner Zurückkunft aus Italien widmete er auf den Rath seiner Freunde am kaiserlichen Hofe seine gesammelten Gedichte dem Kaiser Maximilian mit ritterlich schriftstellerischer Zuversicht; ehe er aber davon noch eine Frucht erntete, schrieb er auf das Dringen seines Gönners Eitel Wolf von Stein das schöne Gedicht auf den Einzug des Erzbischofs von Mainz Albrecht von Brandenburg in seine Residenzstadt voll ungeheuchelter Bewunderung und Dankbarkeit aus überströmendem Herzen. Indessen hatte er sich auch seinem Vater wieder genähert, die völlige Aussöhnung aber wurde gewiß durch das folgende furchtbare Ereigniß herbeigeführt, welches nicht bloß alle Hutten, sondern den ganzen fränkischen Adel vereinigte.

Ludwig von Hutten, der Oheim und Wohlthäter Ulrichs, hatte seinen geliebtesten Sohn Johann an den Hof des Herzogs Ulrich von Württemberg gegeben, und der edle junge Mann war wegen der Schönheit seiner Gestalt und der Anmuth und Ritterlichkeit seiner Sitten der Liebling des Volkes, des Adels und Hofes und besonders von dem Herzoge wohl gelitten, der mit Sabina, der Tochter des Herzogs Albrecht IV. von Bayern, verheirathet war, insgeheim aber auch der schönen Tochter des Erb-Marschalls von Thumb huldigte. Mit dieser vermählte sich Hans von Hutten, der von der Neigung seines Herrn Nichts wußte oder sie nicht für ernstlich hielt. Zu spät erkannte er die unüberwindliche Leidenschaft des Herzogs und war schon entschlossen, den Hof zu verlassen, da er dem gottlosen Ansinnen des Herzogs nicht entsprechen, nicht seine eigene Gemahlin preisgeben und dafür sich an die Herzogin wenden wollte: als er 1515, 8. Mai, meuchlerisch von dem Herzoge in einem Walde überfallen, mit vielen Wunden ermordet und mit seinem Gürtel an einem Baum aufgehängt wurde, worauf der Herzog den Mord als Schöffe des heimlichen westphälischen Gerichtes und als Strafe für die Treulosigkeit des Hans von Hutten selbst offen machte und vertheidigen wollte. Das Gerücht dieser That durchdrang in wenigen Tagen ganz Deutschland und erregte solchen Unwillen, daß sogleich achtzehn Grafen und Herren die Dienste des Herzogs verließen und das Volk in Liedern die grausame That besang und den Mörder verwünschte; nicht nur der ganze fränkische Adel, sondern auch andere Grafen und Herren versprachen dem Vater ihren Beistand zur Rache.

Ulrich von Hutten war gerade im Bade Ems, als er die schreckliche Nachricht erhielt und wurde darüber im Innersten erschüttert. Als sich darauf der Adel zum Kampfe gegen den Herzog von Württemberg verbündete,

gewann Ulrich von Hutten auf der väterlichen Burg Stöckelberg die Zuneigung der Versammelten, obgleich er ihnen weniger mit dem Schwerte als mit der Feder beistehen wollte. Bald darauf erschien das rührende Klagelied über seinen unglücklichen Vetter voll der tiefsten Wehmuth; dann schrieb er ohne Hülfsmittel und Muße, mitten unter den Beschwerden und Zerstreuungen einer Reise in den Angelegenheiten seines Vaters und auf der geraüschvollen väterlichen Burg jene berühmten Reden gegen den Mörder mit solcher Kraft des Unwillens, mit solch' überzeugender Klarheit in Auseinandersetzung der Thatsachen, und mit solchem Schmerzgefühle, daß ihre Wirkung auf alle gebildeten Zeitgenossen außerordentlich war, obgleich sie lateinisch geschrieben waren. Die zweite Rede vollendete er, als des Herzogs Gemahlin Sabina zu ihrem herzoglichen Bruder nach Bayern entfloh (24. Nov.), weil sie vor Mord und Entehrung am Hofe ihres Gemahls nicht mehr sicher war. Doch mitten durch die Gluth des Unwillens, mitten durch den Donner seines Grolles strahlt noch die friedliche Gesinnung des Redners, da er sagt: „Obgleich mehr deutsche Ritter, als sich vielleicht sonst jemals verbündeten; obgleich viele Grafen und selbst einige Fürsten sich erboten, uns Genugthuung zu verschaffen: so müssen wir doch wünschen, daß es nicht zum Kriege komme, damit unser gemeinsames Vaterland nicht durch unsere Waffen beunruhiget werde.“ Aber alle Bemühungen zu einem Vergleiche waren vergeblich, der Herzog hielt nicht, was er versprochen, und so schrieb Ulrich von Hutten noch zwei Reden gegen ihn, die er jedoch noch nicht dem Drucke übergab, aus Furcht, der gereizte Herzog möchte auch gegen ihn einen Meuchler senden, weßwegen ihn auch Pirkheimer warnte. Die Reden erschienen erst gedruckt, als der Herzog vom Kaiser Maximilian wegen vieler Gewaltthaten in des Reiches Acht erklärt wurde, und vom schwäbischen Bunde und dem fränkischen Adel bekriegt, von Land und Leuten vertrieben, mit der Wittwe des ermordeten Hutten in der Schweiz lebte.

Mit gleicher Ritterlichkeit nahm sich Ulrich von Hutten bald darauf der Sache Reuchlins an, welcher von den Mönchen in Köln verfolgt war. Hutten war es, der mit Crotus Rubianus (Johann Jäger von Dornheim in Thüringen) und vielleicht noch einem anderen die Briefe der Dunkelmänner schrieb, in welchen er das Leben der unwissenden Mönche und Römerfreunde so lebendig schilderte, daß diese anfangs den beißenden Spott gar nicht einmal merkten und erst zu spät ein Werk zu unterdrücken strebten, das ihre ausschweifenden Sitten und ihre Unwissenheit, ihren Aberglauben und ihre Streitsucht, ihre Herrschbegierde und ihren Verfolgungsgeist so offen zur Schau stellte.

Zur Ehre des verfolgten und gekrönten Reuchlin schrieb Hutten „der Triumph des Capnio.“ Wie ein zürnender Rächer schwingt er in diesem Gedichte seine Geißel über die Kölner Finsterlinge und ihre Gefährten;

in dem Vor- und Nachworte zu diesem Gedichte trat er bereits als offener Kämpfer gegen alles Mönchthum auf und ermunterte alle Deutschen, sich des Sieges Reuchlins über die Mönche zu freuen, welche bisher die Religion, die Wissenschaften und Sitten der europäischen Völker verderbt hätten; dann erst nach dem Umsturze der mönchischen Tyrannei würden Künste und Wissenschaften aufblühen, und Deutschland vom Lichte der Wahrheit erleuchtet werden. Er fordere hiemit seine Freunde auf, das große Werk der Aufklärung mit Eifer zu betreiben; der Kerker sey zerbrochen, das Loos geworfen, man könne nicht mehr zurück. Er beginne den Kampf, nicht weil er der Stärkste und Geübteste, sondern weil er der Ungeduldigste sey, und weil, wie er in der Folge zur Entschuldigung sagte, Gott ihn mit einem Gemüth beschwert habe, dem gemeiner Schmerz mehr zu Herzen gehe als Anderen. „Der Würfel ist geworfen" war nun sein bedeutungsvolles Wort, er wollte nicht mehr zurück, der Kampf war begonnen und endete nicht einmal mit dem Tode seines Urhebers.

Seit Jahrhunderten hatte man gegen die Mönche und ihre Entartung gesprochen und geschrieben, seit Jahrhunderten hatten fromme Männer durch die Gründung neuer Orden und neuer Gesetze die verfallene Zucht der alten zu bessern gesucht; aber Alles schien vergeblich und so trug man das Uebel als unabänderlich fort. Nun erschien plötzlich ein Ritter in Süd-Deutschland, der mit seinen Freunden mit bisher ungebraüchlichen Waffen, mit bitterem Spott, mit flammenheller Wahrheit das Leben und Treiben der bisher Gefürchteten und Unantastbaren beleuchtete und geißelte, die in Reuchlin offen alle besseren Kenntnisse und alle Versuche zur Verbesserung der entwürdigten Religion und Wissenschaften und Sprache verfolgten, und zum ersten Male erkannten sie die Gefahr, die ihrem bisherigen Walten drohte. Sie wollten fortbestehen wie bisher und riefen gegen die neuen Feinde den Schutz des Papstes an. Ein Befehl desselben vom 15. März 1517 verbot den Verkauf der Briefe der Dunkelmänner und befahl das Verbrennen des Buches bei Bannesstrafe, aber zu spät: sie waren bereits durch ganz Deutschland, über England, Frankreich und Italien verbreitet und nun erst erfüllte Hutten mit seinen Freunden alle Buchläden in Deutschland mit Sinngedichten, Gesprächen und anderen Schriften in deutscher und lateinischer Sprache gegen Papst, Bischöfe und Mönche, und ein förmlicher geistiger Krieg begann, der ganz Deutschland umzugestalten schien. Durch die kühnen Briefe wurden unzählige Spötter erweckt, die nun mit und ohne Namen für Hutten und seine Sache in die Schranken traten.

Für Hutten aber war es Ehrensache geworden, die Ehre der deutschen Nation, der von Rom so lange unterdrückten und mißhandelten, zu retten, sie wieder zum Bewußtseyn ihres Werthes und ihrer herrlichen Anlagen zu bringen. Mit Stolz sprach er von dem Ruhme „ein Deutscher

geboren zu seyn" und dem deutschen Völkerstamme der Franken anzugehören, der sich von jeher durch Tugenden des Geistes und Körpers ausgezeichnet und den die Natur gleichsam selbst zum Herrscher über die Erde bestimmt habe. Aber es war ihm nicht genug, mit dem Ruhme und den Verdiensten seiner Vorfahren zu glänzen. „Ich verachte, schrieb er, den Adel, welchen bloß das Glück der Geburt ertheilt, und der nicht durch persönliche Verdienste erworben oder unterstützt ist. Nicht bloß meine Familie verlangt von mir, daß ich ihren Ruhm erhalten und vermehren soll; nein! der ganze deutsche Adel hat seine Augen auf mich gerichtet und hegt von mir Erwartungen, die meinem gelehrten Namen entsprechend sind."

Zu dem öffentlichen Kampfe gegen das römische Unwesen in Deutschland wurde er durch seinen Aufenthalt in Rom am meisten bewogen, wohin er mit mehreren adeligen Jünglingen im October 1516 gegangen war, um endlich mit Ernst die Rechtswissenschaft zu studiren, welche damals zu Ehren und Reichthum bringen konnte, obgleich er diese römischen Gesetze, die sich in Deutschland eingeschlichen hatten und die römische Herrschaft befestigen halfen, vom Herzen verachtete. „Diese Bartholdisten, sagt er, hängen wie Schwämme in den Ohren der Fürsten, deren Rathgeber sie sind. Sie hält man an den Höfen allein für die Gelehrten und belohnt sie allein als solche. Die Thoren! als wenn Deutschland nicht viel glücklicher gewesen wäre, ehe die Bartholdisten es mit ihren großen und zahlreichen Bänden überzogen, und fremde geschriebene Gesetze mehr galten als gute Sitten. Als wenn nicht bis auf den heutigen Tag diejenigen Staaten besser verwaltet würden, zu welchen die Glossatoren noch keinen Zutritt gefunden haben! Wie kann ich an die Rechtsgelehrtheit dieser Menschen glauben, da sie in so vielen Jahren und in so vielen Büchern nicht finden können, was Rechtens ist!"

Dort in Rom sah er den prachtvollen üppigen Hof des kunstliebenden Papstes Leo X., und Hutten war so tief von diesem Anblicke ergriffen, daß er in bitteren Gedichten jene Stadt schilderte, in der alles Heilige und Unheilige zu kaufen war, und in einem anderen Gedichte an den Papst zum Jahre 1516 die Weissagung aussprach, daß sich der Zorn der Völker nun bald gegen Italien wenden und daß die Deutschen endlich die lange Schmach rächen werden. Schon früher hatte er in einem kleinen Heldengedichte gezeigt, daß die deutsche Nation noch nicht entartet, sondern daß sie noch von dem alten Muth und der alten Kraft und Biederkeit beseelt sey. Stets und überall vertheidigte er die Ehre Deutschlands, und als auf einem Lustritte, den er mit einem Freunde nach Viterbo machte, fünf durch Größe und Stärke furchtbare Franzosen aus dem Gefolge des französischen Gesandten Schmähungen gegen den Kaiser Maximilian ausstießen, duldete Hutten es nicht, und als sie über seinen Widerspruch erbittert über ihn herfielen und ihn mißhandelten, und endlich, da er sich losriß, mit bloßem Degen

verfolgten, um ihn zu tödten: vertheidigte er sich, ohngeachtet sein Freund schon entflohen war, mit dem größtem Muthe, erlegte den Stärksten und vermochte dadurch die Uebrigen zur Flucht. Seinen Sieg, mit dem er jedoch eine Wunde im Gesicht davon trug, besang er, verließ aber Rom, um sich der Rache der Flüchtigen und der Freunde des getödteten Franzosen zu entziehen, und ging nach Bologna, von wo er seinen Freund Reuchlin aufmunterte, getrost zu seyn. „Wir haben einen großen Theil der Last schon auf unsere Schultern genommen und ein Feuer angelegt, das bald in helle Flammen ausbrechen wird.“ Allein auch jene Stadt mußte er 1517 im Juni verlassen; denn als zwischen den dort studirenden Italienern und Deutschen ein heftiger Streit entstanden war, ernannte die deutsche Nation den Ulrich von Hutten zu ihrem Fürsprecher bei der Stadt-Obrigkeit, und er vollzog den Auftrag, wie er glaubte, vorsichtig und mäßig, beleidigte aber doch das Haupt der Stadt so sehr, daß er sich nicht sicher sah und deßwegen über Venedig nach Deutschland zurückkehrte.

In Augsburg wurde er durch Peutinger, der Huttens ritterliche That in Italien erwähnte, dem Kaiser Maximilian vorgestellt und dieser umwand an einem feierlichen Hoftage, 15. Juli, die Stirne Huttens mit einem Lorbeerkranze und ertheilte ihm den Ehren-Namen und die Vorrechte eines gekrönten kaiserlichen Dichters, und Hutten ließ sich von dieser Zeit gewöhnlich bekränzt und in ritterlicher Rüstung malen und in Kupfer stechen.

Von Augsburg ging er über Bamberg nach seiner väterlichen Burg, wo er die Schrift des geistreichen Laurentius Valla über die erlogene Schenkung Konstantins, wodurch der Papst zum weltlichen Herrn über Rom, Italien und die abendländischen Provinzen sollte gemacht worden seyn, zum Drucke vorbereitete, sie dann wirklich herausgab, und so den förmlichen Krieg mit Rom begann, da er das verbotene Buch durch ganz Europa verbreitete.

Dieß Buch hinderte nicht, daß er im Frühlinge 1518 in die Dienste des Erzbischofs von Mainz trat, an dessen Hofe er an dem Leibarzte Stromer den eifrigsten Gönner hatte. — Gerade um jene Zeit hatte Luther seinen Kampf mit den Dominikanern wegen des unwürdigen Ablaßkrames begonnen, der anfangs nur eine gewöhnliche gelehrte Zänkerei zwischen Mönchen schien, und deßwegen auch von dem Papste wenig beachtet wurde. Durch Huttens Schrift wurde Luther in Verwunderung und Angst gesetzt, denn solche Kühnheit war bis dahin unerhört und er selbst dachte noch nicht vom Papste abzufallen, sondern glaubte noch an eine friedliche Verbesserung der Kirche. Durch Hutten wurde sein Muth gestärkt und der Glaube geweckt, daß die Deutschen siegreich aus dem Kampfe gehen könnten. Hutten hielt anfangs den Streit Luthers mit den Dominikanern nur deßwegen für Deutschland erspießlich, weil diese Zänkereien, worin die Widersacher der ächten Tugend und Frömmigkeit unter einander

verfallen, ihren Untergang befördern würden. Deßwegen schrieb er: „Der Himmel gebe, daß unsere Feinde so heftig als möglich gegeneinander kämpfen, und sich dadurch ein gemeinschaftliches Verderben bereiten.“ Selbst auf dem merkwürdigen Reichstage zu Augsburg 1518, wohin Hutten den Erzbischof von Mainz begleitete, scheint er weder mit Luther gesprochen, noch dessen Gesinnung gewürdigt zu haben. Er warb indessen auch dort für die Sache der Aufklärung und geistigen Freiheit Deutschlands, und freute sich, daß Pirkheimer, Peutinger, Cuspinianus, Jakob de Bannisiis, Jakob Spiegel und Johannes Stabius, lauter Räthe und Vertraute des Kaisers, und Heinrich Stromer in Mainz zum schönen Bunde gehörten. In Augsburg wahrscheinlich schrieb Hutten jene schöne Mahnungsrede an die Fürsten Deutschlands zum Kriege gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit, gegen die Türken. Darin ermahnt er sie bald mit strafendem Ernste, bald mit rührender Innigkeit, daß sie eine Zeit lang, um der gemeinsamen Noth des Vaterlandes willen, ihre wilden Schmausereien, ihre prächtigen Turniere und Jagden, ihre üppigen Tänze und andere Ergötzlichkeiten unterbrechen, ihren erbärmlichen Rang- und Gränzstreitigkeiten entsagen, Habsucht, Ehrgeiz und Eroberungssucht bezähmen und ihre beständigen Fehden endigen, und sich mit patriotischem Eifer untereinander, und mit dem Kaiser gegen den gemeinsamen Feind verbinden möchten. Bald darauf erschien aber eine Rede, welche die Deutschen ermuthigte, den päpstlichen Legaten die neue geforderte Türkensteuer nicht zu bewilligen, da er Rom mit dem Papste für gefährlicher hielt, als die Türken, und deßwegen schrieb er auch: „Wenn mich Deutschland hören will, so müssen wir diesem Uebel eher abhelfen, als die Türken bekriegen. Denn was suchen wir so sehr das Haus der Ottomanen, mit welchem wir bloß um die Herrschaft streiten, umzustürzen, während wir die Verderber der Wissenschaften, der Religion und guten Sitte in unserer Mitte dulden?“

Diese Gedanken erfüllten seine Seele, und er bot Alles auf, sie durch ganz Deutschland zu verbreiten; diese Gedanken quälten ihn am Hofe des ersten geistlichen Kurfürsten, und er entsagte deßwegen dem Zwange des Hoflebens im Anfange des Jahres 1519, und der edle Erzbischof Albrecht, welcher Hutten ohnehin bloß als eine Zierde seines Hofes betrachtet hatte, entließ ihn gnädig, und versprach ihm, das bisherige Jahrgeld auszahlen zu lassen, Hutten möge sich aufhalten, wo er wolle.

Dieser hatte indessen Franz von Sickingen, den deutschen Ritter, kennen gelernt, dem er sich mit ganzer Seele hingab, und ihn zuerst zum Schutze Reuchlins, dann zum Beistand in seiner Sache gegen die Mönche und Rom gewann, so wie er hingegen von allen Seiten, und von Hohen und Niederen, von Gelehrten und Ungelehrten dringend aufgefordert wurde, den angefangenen Krieg gegen die Römlinge muthig fortzusetzen, und dabei

auf den Beistand aller aufgeklärten, tugendhaften und frommen Männer zu rechnen. War es zu verwundern, wenn Hutten in solchen Mahnungen die Stimme des ganzen Volkes zu vernehmen meinte, und deßwegen den Entschluß faßte, die lang gefürchteten Feinde geradezu anzugreifen, besonders da er hörte, daß auch Ferdinand, der Bruder des neuen Kaisers Karl V., seine Schriften schätze? In seinem Eifer glaubte Hutten sogar, der Erzbischof von Mainz werde sich in dieser Sache mit dem Kurfürsten von Sachsen verbinden, von welchem Luther geschützt wurde, zumal Jener nicht duldete, daß in seinem Kirchensprengel gegen Luther gepredigt würde, vielmehr wollte, daß das Evangelium ohne Geraüsch lauter und rein vorgetragen werde, weil alsdann die Schlacken sich allmählig von dem unverfälschten Golde der göttlichen Wahrheit absondern würden.

So bot denn Hutten alle seine geistige Kraft gegen Rom auf, und warb überall um Freunde, hielt aber stets seine Eltern und Brüder zurück, damit sie nicht, wenn ihm etwas Widriges zustieße, in sein Unglück verwickelt würden. Aus der Druckerei seines väterlichen Schlosses Stöckelberg und aus jenen in Mainz gingen seine Schriften wie zündende Flammen und furchtbare Schwerter gegen Rom, er entriß eine kräftig und schon geschriebene Schrift, die Vertheidigung Heinrichs IV. gegen den Papst Hildebrand, dem Moder der Büchersammlung in Fulda, und widmete sie dem Erzherzoge Ferdinand mit der Bitte, sie seinem Bruder, dem Kaiser, mitzutheilen, seine Absicht sey dabei im Geringsten nicht, die Päpste in Verachtung zu bringen, sondern sie in Väter des Volkes und wahre Hirten umzuschaffen, und der Papst Leo X. selbst werde die Schrift gewiß mit Dank annehmen; sollte sie dieser aber auch mit seinen Bannstrahlen verfolgen, so werde er doch nicht aufhören, die Wahrheit zu verkündigen, damit er nicht einst mit den reuigen Propheten ausrufen müßte: „Wehe mir, daß ich geschwiegen habe!“

Hutten eiferte aber bei allem Ungestüme nur gegen die weltliche ungerechte Herrschsucht des Papstes, während Luther die Glaubenslehre angriff. Hutten meinte, die Kirche könne ohne Papst, ohne Oberhaupt nicht bestehen, und es sey nicht nöthig, das kranke Haupt der Kirche ganz abzuschneiden, sondern nur zu heilen, was freilich nicht ohne große Schmerzen werde geschehen können. Luther aber glaubte, nur das Papstthum sey am ganzen Verderben der christlichen Kirche Schuld und kein Heil zu erwarten, als nach dem Sturze desselben; erst nach der Reinigung der verdorbenen Glaubenslehre würden auch die weltlichen Mißbraüche weichen.

Nach solchen kühnen und wiederholten Ausfällen Huttens schrieb Leo X. im Juli 1520 an den Erzbischof von Mainz, „er habe mit Verwunderung erfahren, Hutten gehöre zum erzbischöflichen Hofe, und die verderblichen Bücher desselben werden in Mainz gedruckt. Das könne nur

ohne Wissen des Erzbischofes geschehen seyn, und dieser werde alle Diejenigen zur Bescheidenheit zurückzuführen wissen, welche dem heiligen Stuhle feindlich gesinnt seyen." Darauf bat der Erzbischof, Hutten möchte alles Schreiben gegen den römischen Hof aufgeben, denn er wollte und konnte mit dem Papste nicht öffentlich brechen, und da Hutten sich von seinem Hofe zurückzog, erschien der erzbischöfliche Befehl, daß bei Strafe des Bannes Niemand weder die Huttenschen noch andere ähnliche Schriften gegen den römischen Hof kaufen und lesen solle. Jetzt erst, da Hutten sah, daß der Erzbischof von Mainz als Mitstreiter im Kampfe gegen Rom für ihn verloren sey, verband er sich öffentlich mit Luther, und rieth diesem, zu Sickingen zu fliehen, wo er gewiß Sicherheit gegen alle Widersacher finden würde, und ermuthigte ihn, auszudauern.

Mit großen Gesinnungen und Entwürfen begab er sich darauf an den kaiserlichen Hof nach Brüssel, denn er glaubte, Karl V. müsse nothwendig auf den Papst erzürnt seyn, der seine Wahl zum Kaiser zu hintertreiben gesucht habe. Allein bald sah er, daß der junge Karl des Papstes zum Kampfe gegen Frankreich bedürfe. An Hutten aber erging die Warnung treuer Freunde, sich vor Gift und Dolch der Römer zu hüten, so dringend, daß er eilig den Hof verließ. Auf der Rückreise begegnete er dem Inquisitor Hogstraten, der bei Hutten's Anblicke erstarrte. „Du bist des Todes!" rief ihm Hutten zu, „jetzt sollst du, Ruchloser! für deine Thaten büßen." Mit diesen Worten ergriff er das Schwert, faßte sich aber und entließ den Zitternden mit den Worten: „Fürchte dich nicht, ich will mein Schwert jetzt nicht mit so schlechtem Blute beflecken, wie deines ist; aber wisse, daß viele Schwerter gezückt sind und daß diese dich unfehlbar treffen werden." Auf dem Wege erfuhr Hutten, daß die Warnungen gegründet gewesen, daß der Papst an mehrere deutsche Fürsten geschrieben, und sie gebeten habe, den Hutten gefesselt nach Rom zu schicken; an den Erzbischof in Mainz war die Drohung hinzugefügt, daß ihm der Papst seine ganze Gnade entziehen wolle, wenn er sich nicht in der Gefangennehmung Hutten's als einen treuen und eifrigen Diener des römischen Stuhles beweise; den Kaiser aber habe der Papst gebeten, daß er den Ulrich von Hutten für vogelfrei erkläre, und den Gesandten erlaube, daß sie sich ihres Feindes allenthalben, wo sie ihn fänden, bemächtigen und ihn in Fesseln legen dürfen.

Auf diese bestimmte Nachrichten beschloß Hutten, der Gewalt seiner Feinde zu weichen und Städte und Höfe zu meiden, aber selbst während dieser freiwilligen Abgeschiedenheit von der Welt weder die Vertheidigung der Wahrheit noch der deutschen Freiheit aufzugeben, für welche er sein Leben aufzuopfern verpflichtet sey. Er begab sich auf die Feste Ebernburg seines Freundes Sickingen, und schrieb dort seine Klageschriften an den

Kaiser,

Kaiser, an den Kurfürsten von Mainz und von Sachsen, so wie an alle deutsche Fürsten und Gemeinen mit der siegreichen Kraft der Begeisterung und Unschuld. In dem Schreiben an Karl V. stellt er diesem vor, wie sehr sich der Papst gegen die Majestät des Kaisers und gegen die Rechte freier und edler deutscher Männer, selbst gegen Recht und Billigkeit vergangen habe, daß er einen deutschen Ritter, der sich zu Recht erbiete, unverhört und unvertheidigt wolle fesseln, wegführen, foltern und hinrichten lassen. „Es ist wahr," fährt er fort, „ich habe durch meine Schriften zu bewirken gesucht, daß der bisherige Zustand der Dinge verändert und verbessert werde. Weil ich meinen Schmerz über die Plünderungen und andern Unwürdigkeiten, welche die Römlinge an uns Deutschen ausübten, nicht länger zurückhalten konnte, habe ich gerufen, geschrieen, geschrieben, um meine Mitbürger zum Gefühl ihrer Uebel zu erwecken, und es ist mir gelungen, viele Edle und Mächtige gegen die Bedrücker unseres Vaterlandes in Harnisch zu bringen. Soll ich aber deßwegen, weil ich mein Vaterland habe retten wollen, zu Grunde gerichtet, weil ich Andere von ihren Banden zu befreien gesucht, gefesselt; weil ich die Ehre meines Kaisers und Volkes vertheidigt, als ein Bösewicht geschändet; weil ich die Wahrheit geredet und die Menschen zu einem wahrhaft christlichen Leben ermahnt habe, für einen Verleumder erklärt und als ein Mörder mit dem Tode bestraft werden?" In einem Briefe an den Ritter Sebastian von Rotenhan fragt er diesen, ob er noch fränkischen Muth und echte Freiheitsliebe besitze, ihn zu vertheidigen, selbst nachdem ihn der Blitz des Papstes getroffen? Aber wenn mich auch Alles verläßt, so werde ich mich doch mit dem Bewußtseyn meiner guten Sache und der Dankbarkeit der Nachwelt trösten. In dem Sendschreiben an den Kurfürsten von Sachsen ruft er diesem zu, die deutsche Freiheit zu rächen. „Die deutsche Nation, diese Königin der Völker, erwartet es vorzüglich von dir und deinen Sachsen, daß ihr die Freiheit des Vaterlandes retten werdet. Denkt an die glorreichen Beispiele des Armin, der Heinriche und Ottonen. Die Sachsen waren das einzige deutsche Volk, welches kein fremder Feind je unter das Joch beugen konnte. Freilich ließet auch ihr euch von den listigen Päpsten eine Zeit lang Schlingen anlegen; allein diese Schmach könnt ihr dadurch mehr als austilgen, wenn ihr die Freiheit der deutschen Nation wieder erkämpfet und Deutschland sich selbst wiedergibt." Jetzt setzte er aber schon weissagend hinzu: „Wahrscheinlich wird dieser Freiheitskampf nicht ohne Blutvergießen unternommen werden können; Das mögen dann Diejenigen verantworten, welche ihre ungerechte Gewalt über uns nicht wollen fahren lassen. Wenn wir uns aber recht zusammennehmen, so ist weder Blutvergießen, noch offenbare Gewalt, sondern nur standhafter Ernst nöthig."

So schrieb und mahnte er; Franz von Sickingen überbrachte die Klageschrift an Karl V. und führte zugleich die Vertheidigung seines

Freundes, daß der Kaiser versprach, den Hutten weder ungehört zu verdammen, noch zuzugeben, daß der verfolgte Ritter von Anderen unterdrückt werde. Bisher hatte Hutten Lateinisch geschrieben, „weil er immer ein Feind von Unruhen gewesen sey, und nie gesucht habe, das Haupt einer Empörung zu werden, und um gleichsam nur heimlich zu warnen und den gemeinen Mann nicht zum Hörer seiner Klagen und Beschwerden zu machen.“ Aber schon im September 1520 übersetzte er selbst zwei seiner Reden in's Deutsche, „weil seine lateinisch geschriebenen Werke von Ungelehrten auf eine falsche und ihm nachtheilige Weise ausgelegt würden; damit nun selbst der gemeine Mann erkennen könne, daß er stets ehrbarlich und ehrlich und als einem Frommen vom Adel nicht ungebührlich geschrieben habe, so wolle er allen Ständen deutscher Nation seine Werke in der Muttersprache vorlegen.“ In rascher Folge nacheinander schrieb er über die Bulle des Papstes gegen Luther, ein lateinisches und deutsches Gedicht über das Verbrennen von Luthers Schriften, eine deutsche Klage und Vermahnung wider die unmäßige und unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom; eine scharfe und wahre Auseinandersetzung, wie die Päpste gegen die deutschen Kaiser gewesen, aus Chroniken und Historien gezogen, und endlich eine bittere Vergleichung der päpstlichen Satzungen gegen die Lehre Jesu Christi; nebst noch mehreren anderen Schriften besonders während des berühmten Reichstages zu Worms.

Endlich kam Hutten in seinem Ungestüm so weit, daß er seines ersten Planes vergaß und die geistige Freiheit mit weltlichen Waffen zu erkämpfen mahnte, „wenn die Geistlichkeit weder Warnungen noch brüderlichen Züchtigungen nachgeben will, so muß sie zuletzt gezwungen werden.“ Es war ein Glück, daß der edle Sickingen den Groll seines Freundes noch bezähmte, der im maßlosen Zorne nun schon gegen die Bischöfe und Stiftsherren wüthete, welchen die Fürsten und der Adel ihre Güter entreißen sollten, ja er rieth in seinem blinden Hasse und mit unanständigen Drohungen den Krieg gegen die Priester getrost zu beginnen. Dabei hoffte er auf die Unterstützung des gesammten deutschen Adels, denn drei Dinge waren es, durch welche sich die Edlen in ihren bisherigen Rechten gekränkt fühlten: durch den Reichsfrieden, da sie ihre Zwiste nicht mehr mit dem Schwert, mit Mord und Brand entscheiden sollten, wodurch ihnen zugleich Gelegenheit und Vorwand entrissen wurde, von den Kaufleuten Geld zu erpressen; durch das kaiserliche Kammergericht und die fürstlichen Gerichte, an welche sie ihre Streitigkeiten zum Urtheilsspruche bringen sollten, und durch die vielen Umlagen der gemeinen Pfennige, da der Landesherr nicht nur von ihren Bauern, sondern auch von ihrem eigenen Vermögen Beisteuern forderte. Es sollte der ganze deutsche Adel gegen die wachsende Fürstenmacht ankämpfen, zuerst gegen die Geistlichen.

Damit gab aber Hutten seine Sache, die er bisher als die Sache der deutschen Freiheit gegen Rom zu verfechten schien, dem Spotte der Gegner und der Gerechtigkeit preis, und mit bitteren Worten zeigte man ihm nun, daß er selbst den inneren Krieg entzünden wolle. Vergebens mahnte ihn Luther von aller Gewaltthat ab, und schrieb: „Die Welt ist durch das Wort überwunden, die Kirche dadurch gerettet worden, und sie wird also auch durch das Wort wieder hergestellt werden!“ Die Wege der Beiden schieden sich, und Hutten selbst mußte gestehen, seine Rathschläge seyen menschlich oder auf menschliche Klugheit gegründet, Luthers Rathschläge hingegen hängen von den Fügungen der Vorsehung ab.

Nach dem Jahre 1521 ruhte Huttens schriftstellerische Thätigkeit, Karl V. hatte ihn und Sickingen in seine Dienste genommen, sie im Kriege gegen Frankreich zu benutzen; der Name Sickingens war so gefeiert, daß er ein Heer von 3000 Mann zu Roß und 12,000 Mann zu Fuß zusammenbrachte; allein an den Mauern von Metz scheiterte die kaiserliche Macht, weil Sickingens Plan nicht befolgt wurde, der gerathen hatte, tief in Frankreich einzudringen; er selbst gerieth dadurch in großen Schaden, da ihm die ausgelegten Summen nicht ganz vergütet wurden, auch fand er nun keine Gelegenheit, sich die Gunst Karls V. für seine weiteren Plane zu erwerben. Indessen reifte durch Huttens Drängen auch bei ihm der Plan zum Kriege gegen die geistlichen Fürsten in Deutschland, wozu er sich mit mehreren Adeligen verbündete und wobei ihn selbst der Erzbischof von Mainz unterstützte. Auch die Städte wurden, wiewohl vergeblich, eingeladen. Allein bald zeigte sich, daß es ein Krieg des ganzen Adels gegen die Fürsten werden sollte, und nun eiferte und schmähte Hutten gegen diese, wie er es vorher gegen die Römlinge gethan. Jetzt ließ er vergebens eine Schrift ergehen, in welcher er zeigen wollte, daß seine Meinung nie gewesen, unschuldige Menschen, am Wenigsten fromme Geistliche zu beleidigen, vielmehr strebe er, die würdige Priesterschaft vor Schaden zu wahren. Durch die Kriegsrüstung gegen die Fürsten gab er seine Sache schmählichen und gerechten Vorwürfen preis, da er Deutschland in eine furchtbare Verwirrung stürzte: ein allgemeiner Vernichtungskrieg drohte, und mit dem Siege des Adels mußte nothwendig die Zersplitterung Deutschlands und die drückendste Herrschaft erstehen. Der Krieg, gegen welchen Luther immer eiferte, begann gegen den Erzbischof von Trier; aber die Vorsehung waltete, rettete die Fürsten und durch sie die deutschen Völker vor der Herrschaft des Papstes. Durch die Verbündeten Triers, den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und den Landgrafen Philipp von Hessen, wurden die Ritter von Schloß zu Schloß gedrängt, Sickingen auf seiner Burg Landstuhl tödtlich verwundet, und nach seinem Tode, 7. Mai 1523, war der kriegerische Adel ohne Haupt und die Verbindung lösete sich auf; die Fürsten aber kräftigten und erhöhten ihre Macht.

Hutten irrte damals in der Schweiz, von den Gelehrten und den Freunden der Reformation mit Auszeichnung begrüßt, von dem Priesterstand aber verfolgt, von Stadt zu Stadt, und mußte noch die Kränkung erdulden, daß ihn sein hochgefeierter Freund Erasmus von Rotterdam in Basel nicht sehen wollte, damit er nicht den Zorn der päpstlichen Partei auf sich lade. Diese Feigheit des ehemaligen Freundes entflammte Huttens ganzen Groll, den er aus tiefgekränktem Herzen in einer heftigen öffentlichen Rede gegen Erasmus lossprudelte, worauf dieser nicht minder schonungslos antwortete. Ob Hutten diese Antwort noch sah, ist ungewiß. Ueberall vom Mißgeschicke verfolgt, von Krankheit verzehrt, bewahrte er einen Muth, der seinem Unglücke gleich kam, und starb am Ende Augusts 1523 auf der Insel Ufnau im Zürcher See.

Wilhelm der Beständige,
Herzog in Bayern.

Albrechts des Weisen ältester Sohn war Wilheln IV., geboren den 23. November 1493, auf welchen nun nach des Vaters Willen und Gesetz über das Recht der Erstgeburt die Alleinherrschaft in Bayern übergehen sollte, wenn er volljährig geworden. Indessen führte der Herzog Wolfgang als Vormund mit sechs beigeordneten Räthen aus den Ständen Bayerns die Verwaltung und Regierung im Frieden und mit weiser Mäßigung, daß sich Land und Volk von den verderblichen Kriegen erholte, auch das freundliche Verhältniß mit dem pfälzischen Hause wieder hergestellt, und Sibylla, Wilhelms Schwester, mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz vermählt wurde. Mit achtzehn Jahren übernahm Wilhelm die Regierung, im Jahre 1511, anfangs noch unter dem Beistande tüchtiger Räthe aus den Zeiten seines Vaters, und es schien für Bayern endlich eine glückliche Zeit zu kommen, als sich unvermuthet im herzoglichen Hause selbst ein gefahrdrohender Zwist erhob.

Die beiden jüngeren Brüder, Ludwig und Ernst, waren nach des Vaters Willen für den geistlichen Stand bestimmt, damit die Alleinherrschaft fortan um so weniger gefährdet würde. Als aber Ludwig heranwuchs, ein schöner ritterlicher Jüngling, von der Mutter den beiden anderen Brüdern vorgezogen, von dem Adel und den Höflingen mit Schmeicheleien betaübt und ohne Neigung zum geistlichen Stande, forderte er Antheil an der Herrschaft nach dem alten Herkommen, da des Vaters Gesetz ihm nicht

gelten könne, der mit den alten Rechten geborner Herzog in Bayern sey. Die Mutter unterstützte seine Ansprüche lebhaft, obgleich sie früher die väterliche Verordnung selbst gutgeheißen hatte, und bestürmte ihren Bruder, den Kaiser Maximilian, daß dieser endlich den Ausspruch that, Ludwig solle nach dem Tode des Herzogs Wolfgang dessen gesonderten Landtheil und bis dahin ein anständiges Jahrgeld erhalten. Diese Entscheidung schien der Kaiser zwar nur aus Liebe zu seiner Schwester zu thun, weil er Albrechts Anordnung wegen der Erbfolge gebilligt hatte; im Herzen aber war ihm der fortdauernde Zwist im nahen wittelsbachischen Hause erwünscht und die Zersplitterung Bayerns willkommen. Allein der Herzog Wilhelm behauptete, ermuntert von seinem Hofmeister Hieronymus von Stauf, standhaft die Alleinherrschaft, ohngeachtet sich viele von den Ständen dem Begehren Ludwigs geneigt zeigten, weil gar Manche bei getrennten Hofhaltungen in Bayern um so leichter Gunst, Macht, Glanz oder Vergnügen zu erjagen hofften. Schon bildeten sich die Parteien, gefaßt auf Krieg oder Frieden, bis der Kaiser den Bitten seiner Schwester und Ludwigs, der mit der ersten Entscheidung nicht zufrieden war, so weit nachgab, daß er bestimmte: „Ludwig solle statt des begehrten Dritttheils den vierten Theil des Landes erhalten, Ernst aber standesmäßigen Unterhalt von den herzoglichen Brüdern empfangen." Auch damit begnügten sich Ludwig und seine Mutter nicht, die Spannung zwischen den Brüdern wurde immer heftiger, und schon glaubte man, nur das Schwert könne die Entscheidung herbeiführen, zumal Hieronymus von Stauf den Herzog Wilhelm mahnte, auszuharren und des Vaters Willen und sein Recht durchzusetzen.

Da beschloß Ludwig, in persönlicher Unterredung mit seinem Bruder zu unterhandeln, dessen Gutmüthigkeit er kannte, und es öffneten sich die Herzen Beider ohne Zeugen, und sie redeten, wie Oesterreich stets den Zwist der Wittelsbacher benützt und noch vor Kurzem im Landshuter Erbfolgekriege ungerecht wichtige Gränzgebiete abgerissen habe, wie Zwischenträger und Stände zum eigenen Vortheile die Brüder entzweien; aber sie wollen sich versöhnen, gemeine Herrschaft und Hofhaltung führen, einer dem andern gleich an Hoheit, Macht, Gewinn und Schaden zehn Jahre lang. Und so führten sie es aus, 1516, und von diesem Augenblicke an blieben sie brüderlich durch ihr ganzes Leben vereinigt. Jetzt bedachten sie, was ihr Geschlecht bisher während des langdauernden Bruderzwistes seit dem Tode Ludwigs des Bayern verloren, und wie besonders Oesterreich mit dem Gute der Wittelsbacher sich bereichert habe, und mit einem Eide gelobten sich die Brüder, Vermögen, Leib und Gut daranzusetzen, um nach dem Tode des Kaisers Maximilian alles ehemalige Wittelsbacher Gut wieder zu erobern. Drei vom Adel wurden in das Geheimniß gezogen und besiegelten den Vertrag der Brüder.

Die Aussöhnung veränderte die Lage der Dinge, und wer zuerst der Freund nur des einen oder des anderen Bruders gewesen, erschien nun Beiden als gemeinsamer Feind, der das gegenseitige Verständniß früher nur gehindert habe. Schlau nährten Einige diesen Glauben, und vor Allem wendete sich Groll und Haß gegen den bisher mächtigen Staufer von Ehrenfels, der die Rechte Wilhelms kühn vertheidigt, und in harten Reden mit dem jüngeren Herzoge die Entzweiung genährt und den Argwohn fortwährend lebendig erhalten hatte. Jetzt wurde Klage um Klage gegen ihn laut, am Meisten drängte die herzogliche Mutter, daß ihm das Hofmeisteramt genommen werde. Die Anklagen mehrten sich von Tag zu Tag, worauf Hieronymus von Stauf zu Ingolstadt verhaftet, von parteiischen Richtern peinlich befragt und des Todes schuldig befunden wurde. Vergebens flehten seine Vettern, den Namen des edlen Geschlechtes durch solche Schmach nicht zu schänden. Sein Haupt fiel noch im Jahre 1516. Doch ist der Schleier über sein Verbrechen noch nicht gelüftet: er soll den Bund der Brüder zur Wiedereroberung des wittelsbachischen Gutes dem Kaiser verrathen haben. Durch seinen Tod schien die Versöhnung der Brüder erst bekräftigt, Wilhelm wohnte in der Burg zu München, Ludwig zu Landshut auf der festen und schönen Trausnitz; der jüngere Bruder lag indessen den Wissenschaften ob, und bestieg im Jahre 1517 als siebzehnjähriger Jüngling den bischöflichen Stuhl zu Passau.

Mit allen Nachbarn umher lebten sie im Frieden; der Kaiser selbst, der die Absicht der herzoglichen Brüder merkte und ihren gerechten Groll gegen das Haus Oesterreich beschwichtigen wollte, that ihnen verschiedene Heirathsvorschläge und zeigte sich überaus freundlich. Die Herzoge suchten sich indeß vor Allem mit ihren Vettern, den Wittelsbachern am Rhein, zu verständigen und sie für den Bund zu gewinnen. Allein diese fürchteten, von Oesterreich fern, dieses Haus nicht, hofften vielmehr, aus dessen Freundschaft für sich Gewinn, und so schied die Theilung des wittelsbachischen Geschlechtes nicht bloß die Länder, sondern auch die Ansichten und Gesinnungen. Da die herzoglichen Brüder bei ihren Vettern keine Theilnahme fanden, wagten sie es auch nach dem Tode des Kaisers Maximilian nicht, ihre gerechten Ansprüche auf die entrissenen Güter geltend zu machen. Sie trachteten nur, ihr Erbtheil gegen das mächtige Habsburg zu retten, welches sein Emporkommen und seine Reichslande einzig der deutschen Königskrone verdankte, welche auch damals wieder auf den Enkel Maximilians, auf Karl V., vorzüglich durch die Bemühungen der Pfalzgrafen am Rhein überging.

Der Herzog Wilhelm war indessen bemüht, sein Bayern zu erheben, und er hatte sich vorgenommen, die tüchtigsten Lehrer nach Ingolstadt zu rufen, und wies ihnen mit der größten Freigebigkeit Besoldungen an, damit

alle schönen Künste aufblühen möchten. Die bayerische Nation, keineswegs hinter den anderen deutschen Völkern zurück, begrüßte mit Freuden die geistige Bewegung, welche durch ganz Deutschland ging, und die alte einfache christliche Lehre und damit zugleich die Unabhängigkeit von Rom wieder herzustellen schien. In München und Landshut wurden nicht bloß mehrere Schriften Luthers nachgedruckt und schnell durch das Land verbreitet, sondern es erschienen auch andere von gebornen Bayern, welche die kirchlichen Mißbraüche rügten. Dieß that besonders das lateinisch geschriebene Buch: „Die Belastung durch die Kirche," in welchem das damalige Leben der Geistlichen so bitter wahr geschildert wurde, daß es von Rom aus verboten wurde. Der Ablaßhandel hatte auch in Bayern schon seit langer Zeit gerechten Unwillen erregt, da unwissende Priester die göttliche Gnade um Geld verkauften, und das Schicksal Luthers erregte hier große Theilnahme, ja die Sage erzählt sogar, daß derselbe auf seiner Flucht von Augsburg auf eines der freibergischen Schlösser im bayerischen Gebirge und erst von da nach Sachsen gerettet wurde. Selbst als durch Johann Eck die Bannbulle gegen Luther bewirkt und in Sachsen verbreitet wurde, zögerte man in Bayern noch, dieselbe bekannt zu machen, da Luther hier manche gute Freunde hatte, und mit dem Hofmusiker Ludwig Senftel in München noch später über Musik verkehrte, und sonst gar freundlich über die Gastlichkeit in Schwaben und Bayern schrieb. Die beiden Herzoge Wilhelm und Ludwig aber geboten, selbst nachdem derselbe mit dem Banne belegt war, daß man ihn weder auf den Kanzeln noch im Beichtstuhle verdamme, desselben vielmehr schone, bis noch ein Versuch gemacht sey, die Sache gütlich auszugleichen. Wilhelm ersuchte auch die benachbarten Bischöfe, sie möchten den Predigern und Beichtvätern auftragen, Luthers Schriften weder zu verdammen noch gut zu heißen, sondern davon zu schweigen, so lange die Unterhandlung mit ihm auf dem Reichstage dauere.

Diese Gesinnungen des Herzogs konnten nicht verborgen bleiben, und weil die Reformation anfangs nur die Vertilgung der herrschenden Mißbraüche und die Verjüngung der alten Kirche zu beabsichtigen schien, so fand sie in Bayern immer mehr Anhänger, und selbst die Herzoge zeigten sich ihr nicht abgeneigt. Allein plötzlich änderte sich ihre bisherige Milde und Schonung, und bald wurden sie die heftigsten Gegner der neuen Lehre, die ihnen den Umsturz aller Staaten zu drohen schien. Daran war am Meisten Schuld Arsatius Seehofer, eines Bürgers Sohn aus München. Dieser hatte in Wittenberg studirt, die Lehre Luthers angenommen und suchte sie auch in Bayern zu verbreiten, indem er von Wittenberg an seine Freunde schrieb. In seinem Eifer prüfte er aber weder die neuen Lehren, noch bedachte er sorgsam, was er schrieb, da er einen Freund mit Aufhaüfung von Schriftstellen zu der Ueberzeugung bringen wollte, der Glaube allein ohne die guten Werke reiche zur Seligkeit hin und der Mensch besitze

keinen freien Willen. Der erste Satz wurde anfangs wirklich von Luthers Schülern und Anhängern angenommen, jedoch in der Folge selbst von Melanchthon als Irrthum erklärt; der Herzog Wilhelm aber erschrack über eine Lehre, welche Solches behauptete und dadurch nothwendig alle Laster und Verbrechen zu fördern schien. Deßwegen erließ er denn sogleich, ohne abzuwarten, bis die Reformation ihre Irrthümer selbst ausscheide und sich allmählig laütere, einen strengen Verfolgungsbefehl gegen Luthers Schriften und Anhänger. Dazu hatte die hohe Schule in Ingolstadt offenbar das Meiste beigetragen, und der Herzog folgte darin nur seinem Rathe Leonhard von Eck, dessen Meinung selbst durch die Professoren Johann Eck, Franz Burckhard und Georg Hauer bestimmt wurde. Denn nachdem auf das heftige Drängen dieser Männer die ganze Universität sich offen gegen Luthers Neuerung erklärt und den Herzog dagegen eingenommen hatte, erließ dieser die strengsten Befehle: „Die Lehren Luthers und dessen Anhänger nicht anzunehmen, sondern im Glauben der Voreltern und im Gehorsam gegen den Kaiser und Landesfürsten zu bleiben; denn es könne durch die vielen und großen Abweichungen von den heiligen Gebraüchen der Kirche, als Messe, Beicht, Verehrung und Anrufung Mariens und der Heiligen, und durch die Aufhebung der Ordensgelübde u. a. nichts Gewisseres als Zerrüttung aller göttlichen und menschlichen Satzungen und des Regiments entstehen, und zuletzt in dem heiligen christlichen Glauben ein unwiederbringlich beschwerlicher Mißverstand einreißen."

Darauf erging an alle Obrigkeiten der Befehl, Jedermann, der dagegen handle, sogleich in's Gefängniß zu werfen und dann an den Herzog zu berichten. Der Befehl ward gegeben am Aschermittwoch 1522, und alsobald begann die Verfolgung der Lutherisch Gesinnten durch das ganze Land. Anfangs bewies sich der Herzog milder, als die heftigen Ankläger wollten; die ersten überwiesenen Ketzer wurden ermahnt, und mußten den neuen Glauben abschwören, Andere wurden aus Bayern verwiesen. Zugleich suchte er durch die Bischöfe die Besserung der Geistlichen zu veranlassen, weil ihr tadelnswürdiges Leben als vorzügliche Ursache galt, warum das Volk der Reformation gewogen war. Die in Mühldorf versammelten geistlichen Väter beschloßen darauf, es solle die Messe nach der alten Weise gehalten, in den Predigten das Wort Gottes gelehrt, dagegen unterschobene Geschichten, Irrthümer und Schimpfen vermieden werden; die Geistlichen sollen sich eines ehrbaren Wandels befleißen; die Mönche sollen von der Seelsorge entfernt und ihnen der Aufenthalt außer dem Kloster untersagt werden; es dürfe keinem Ablaßhändler und Sammler milder Beiträge die Befugniß, zu predigen und Gelder einzutreiben, gestattet werden, wenn er nicht die Erlaubniß des Bischofes nachweise, in dessen Sprengel er sich befinde.

Indessen war Arsatius Seehofer, welcher die erste Veranlassung zur Verfolgung der Lutherisch Gesinnten gewesen, nach Bayern zurückgekehrt,

und erhielt sogleich eine nachdrückliche Erinnerung, daß er nach der Religionsvorschrift leben solle. Allein bald zeigte sich aus seinen Vorträgen, die er auf der Universität Ingolstadt hielt, daß er den Ansichten Melanchthons huldige, wurde deßhalb zur Verantwortung gezogen und der Herzog befahl dann nach dem Gutachten der hohen Schule, daß Seehofer seine lutherischen Lehren widerrufe, einen Eid schwöre, denselben in Zukunft nicht mehr anzuhängen und in einem Kloster bleibe, bis ihm der Herzog erlaube, dasselbe zu verlassen. Leonhard von Eck hatte es so gerathen, damit durch ein solches Beispiel in Ingolstadt, wie er sich ausdrückte, nicht eine Synagoge lutherischer Bosheiten entstehe. Seehofer mußte widerrufen und wurde nach dem Kloster Ettal gebracht, aus dem er jedoch bald nach Sachsen zu Luther entfloh, der ihn als Prediger an den Hoch- und Deutschmeister empfahl. Er starb als evangelischer Pfarrer zu Winnenden im Ramsthale in Württemberg.

Auf diese Weise suchten die beiden Herzoge die Lehren Luthers in Bayern zu unterdrücken, fanden aber bei den Bischöfen selbst wenig Unterstützung in ihrem Vorhaben. Deßwegen schickten sie im Jahre 1523 den glaubenseifrigen Johann von Eck an den Papst Hadrian VI. nach Rom, brachten durch denselben ihre Klagen über die Bischöfe vor, daß durch diese die verführerischen Priester nicht mit Ernst bestraft würden, und baten um seinen Beistand. Der Papst erließ darauf eine Bulle, in welcher er den Eifer der christlichen Herzoge rühmt, die ihm anboten, selbst das Schwert gegen die Ketzer zu ergreifen; weil sie aber allein zur Unterdrückung der Ketzerei nicht genug Mittel hätten, so gewähre er ihnen auf ihre Bitten den fünften Theil der jährlichen Einkünfte aller geistlichen Güter in Bayern. Zugleich gab er den Aebten mehrerer Klöster den Auftrag, sie sollten den Bischöfen zur Untersuchung und Ausrottung der Ketzerei eine gewisse Zeit geben, und dann selbst jede der Ketzerei verdächtige Person vorrufen und der weltlichen Obrigkeit zur Strafe übergeben. Durch dieses Schreiben und den Eifer der Herzoge fanden sich die Bischöfe in ihren Rechten gekränkt und beleidigt, und selbst Ernst, der Fürstbischof von Passau, klagte darüber bei seinem Bruder Wilhelm, der ihm aber am 24. Januar 1524 antwortete: „Jedermann wisse, daß die Bischöfe anfangs leicht hätten den lutherischen Neuerungen wehren können, aber es sey auch bekannt, wie mild und sorglos sie dabei verfuhren; darum habe er selbst in seinem Lande der Ketzerei zuvorkommen wollen und die seinem Gericht Unterworfenen an ihren Gütern, Leibern und Leben strafen lassen.“

Solche Strenge hatte der Herzog in der That schon angeordnet, und im Juli 1523 wurde in München ein Bäcker als lutherischer Ketzer auf das Gutachten des Professors der Rechte in Ingolstadt Franz Burckhard enthauptet, als wollte man durch ein so grausames Verfahren alles Volk vor

Neuerungen abschrecken. Von dieser Zeit an zeigt sich in Bayern die heftigste Verfolgung der Reformation, und viele Menschen wurden als Ketzer verurtheilt und hingerichtet, und die Universität Ingolstadt erwarb sich den unbeneideten Ruhm, auf solche Weise die strenge Vertheidigerin des katholischen Glaubens zu seyn, und die Herzoge galten mit Recht als Stützen der römischen Kirche. Sie schloßen im Jahre 1524 auch den katholischen Bund zu Regensburg mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich und zwölf Bischöfen von Süd-Deutschland zur Erhaltung der katholischen Religion.

Das war der Anfang der Entzweiung der deutschen Fürsten und der nachfolgenden langdauernden gegenseitigen Erbitterung zum unendlichen Schaden für Deutschland, da die Mehrzahl der Fürsten nicht eingeladen war und jene wenigen sich anmaßten, Gesetze zu geben, welche nur das Werk gemeinsamer Verständigung seyn konnten und sollten. Diese Gesetze aber, welche der päpstliche Legat mit den Versammelten zu Regensburg machte, bezweckten wohl den Schein einer Besserung, aber nicht die wirkliche Abhülfe der seit Jahrhunderten von den Deutschen wiederholten Klagen, und so erst entstand die große Trennung in Deutschland und in der Kirche. Die Einen gaben sich zufrieden, die Anderen sahen sich verachtet und verspottet.

Die Herzoge von Bayern erließen aber nach der Regensburger Vereinigung neue geschärfte Befehle zur gänzlichen Unterdrückung der lutherischen Lehre. Nun wurden eigene Ketzerrichter aufgestellt, ein förmliches Inquisitionsgericht gebildet, bald sogar die Gespräche belauscht und es wuchs die Zahl derer, die plötzlich dem Schoße ihrer Familien entrissen und eingekerkert wurden, und glücklich, wer nach dem Widerrufe die Freiheit wieder erhielt; Andere blieben im Gefängnisse oder mußten schwören, innerhalb zehn Meilen Wegs sich dem väterlichen Boden nicht zu nähern, und ihre Güter ihren Feinden überlassen.

Eine große Genugthuung für das bisherige Walten der Herzoge schien es, daß sich der furchtbare Bauernkrieg nicht über Bayern ausbreitete. Hier waren die Landleute seit Jahrhunderten von den weltlichen Fürsten im Ganzen wohl milder behandelt worden, als in den benachbarten geistlichen Ländern, und die Herzoge leisteten jetzt dem Erzbischofe von Salzburg sowie dem Bischofe von Eichstädt bereitwillig Hülfe zur Unterdrückung des Aufstandes. Aber das Haus Habsburg hatte indessen seine Macht bei jeder Gelegenheit vergrößert und nun war es bereits dahin gekommen, daß Bayern vom österreichischen Gebiete beinahe ganz umschlossen war. Die Schwester der Herzoge, Sabine, war an den Herzog Ulrich von Württemberg vermählt, der durch sein freveles Betragen bald alle Unterthanen und auch seine Gemahlin sich entfremdete, da er im vertrauten Umgange mit der Frau des Edeln von Hutten lebte, deren Mann er ermordet hatte. Da entfloh die

Herzogin zu ihren Brüdern, der schwäbische Bund überzog den Herzog Ulrich mit Krieg, wozu die Herzoge in Bayern Hülfe leisteten, und vertrieben den harten Mann von Land und Leuten. Allein das Land gab der Kaiser seinem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand, und auch im Bauernkriege suchte dieser nur für sich zu erobern; denn wo immer die Bauern sich empörten und Ferdinands Schaaren den Aufstand unterdrückten, da wurde schnell das österreichische Wappen aufgesteckt, als sollten nicht die alten Herren, sondern Oesterreich fortan gebieten. Deßwegen hatte denn der Herzog Ludwig dem Erzbischofe von Salzburg so eilig Hülfe geleistet und zum Frieden mit den Bauern gerathen, nur damit sich Oesterreich nicht auch in jenem Lande festsetze. Als im Jahre 1526 Ludwig, der König von Böhmen und Ungarn, in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken ohne Erben gefallen war und mehrere der Großen Böhmens die Herzoge von Bayern aufforderten, sich um die erledigte böhmische Krone zu bewerben, schickten diese wirklich den Rath Weißenfelder nach Prag, und die Unterhandlung begann mit so glücklichen Aussichten, daß Jedermann glaubte, der Herzog Wilhelm werde König in Böhmen werden: als die Gesandten des Erzherzogs Ferdinand durch List und Bestechung des obersten Burggrafen in Böhmen es dahin brachten, daß Ferdinand Böhmens Krone erhielt, welches Reich bei dem Hause Habsburg fortan blieb und nachmals gewaltsam zu einem Erbreiche umgewandelt wurde. Bei diesem Streben des österreichischen Hauses nach steter Vergrößerung schloßen die Herzoge Bayerns einen Bund mit dem Könige Johann Zapolya von Ungarn; Frankreich, der Papst mit Florenz und Venedig bildeten eine große Verbindung gegen den Kaiser Karl, und so gewiß schien damals der Sturz des mächtigen Hauses, daß der Kanzler Eck an den Herzog Wilhelm schrieb: „Gedenken Eure fürstliche Gnaden mein; ist Sach, daß die Kaiserlichen geschlagen werden, wollen wir den Erzherzog von der Krone auch bringen, davon soll ihm Nichts als Gott allein helfen.“ Allein der Kaiser siegte in Italien, der Erzherzog Ferdinand vertrieb den König Johann aus Ungarn, und der Herzoge Trost war es nur, daß der Krieg des Kaisers mit Frankreich fortdauerte. Dagegen suchte Ferdinand den Bruderzwist im Wittelsbacher Hause auf's Neue zu entflammen, und Ernst, der jüngste Bruder und Bischof von Passau, der keine Neigung zum geistlichen Stande hatte, begehrte auf Anstiften Ferdinands seinen Antheil an der Herrschaft in Bayern und folgte dem Hofe des Kaisers mit seinen Bitten, um seinen Wunsch zu erreichen. Um so fester vereinigten sich die beiden anderen Brüder, und Wilhelm wurde von Frankreich und dem Papste ermuthigt, sich um die deutsche Königskrone zu bewerben, daß, wenn er auch nicht als Gegenkaiser sich gegen Karl erheben, doch während dessen Abwesenheit in Deutschland walten und das habsburgische Haus aus dem beinahe schon erblichen Besitze der deutschen Krone verdrängen möchte.

Sobald Oesterreich dieses merkte, warb es schnell und eifrig bei allen Kurfürsten, und da Ferdinand Geld und Versprechen in Fülle spendete, und die reichen Fugger in Augsburg als des Kaisers Wechsler überall thätig, auch Kurpfalz für Oesterreich war: wurde Ferdinand zum römischen Könige gewählt und nur Kursachsen widersprach, worauf sich die bayerischen Herzoge mit diesem Kurfürsten, mit Hessen und anderen Reichsständen gegen Ferdinands Anerkennung verbanden. So wurden Wilhelm und Ludwig Bundesgenossen derjenigen Fürsten, welche den schmalkaldischen Bund geschlossen hatten, dessen Hauptzweck Vertheidigung der lutherischen Lehre war. Die verschiedenen Elemente, aus denen dieser Bund bestand, trugen schon den Keim der Auflösung in sich; der Kaiser und sein Bruder kannten den Eifer der bayerischen Fürsten für die katholische Religion und mahnten deßwegen, die Herzoge möchten den Bund mit den Gegnern lösen. Allein noch hielten diese fest, aus Furcht vor Oesterreichs Uebermacht, und erklärten offen, die geschehene Wahl gereiche zur Unterdrückung deutscher Nation. Sie schloßen auf's Neue ein Bündniß mit Johann Zapolya, der mit Hülfe des türkischen Kaisers wieder in Ungarn eingesetzt war; auch mit Frankreich wurde eine engere Verbindung angeknüpft und vergebens suchte der Kaiser, die Herzoge mit seinem Bruder Ferdinand auszusöhnen. Dieß gelang jedoch nicht, die Herzoge zürnten, daß Ferdinand Württemberg noch immer behalte, das doch Christoph, dem Sohne ihrer Schwester, gebühre, wenn auch Ulrich nicht mehr eingesetzt würde; der Bund der protestantischen Fürsten und der bayerischen Herzoge mit Frankreich kam wirklich zu Stande, 1534, Ferdinand nahm sich dagegen des Herzogs Ernst an und begünstigte dessen Forderungen auf einen Theil Bayerns, und der Zwist dauerte fort.

Während die Herzoge mit ihren Vettern in der Pfalz einen allgemeinen Familienbund eingehen wollten, was jedoch nicht gelang, unterhandelte der Landgraf Philipp von Hessen mit dem Kanzler Eck eifrig wegen der Wiedereroberung Württembergs für den vertriebenen Herzog Ulrich, dessen Sohn Christoph bereits aus der Haft Ferdinands entflohen war, und im raschen Angriffe wurde Württemberg dem Erzherzoge Ferdinand entrissen und an Ulrich übergeben; die bayerischen Herzoge hatten sich dabei unthätig verhalten und ernteten darum von Ulrich keinen Dank, Eck aber erhielt von dem Landgrafen Philipp eine große Geldsumme. Im Vertrage zu Kadan, 1534, erkannten der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf den Erzherzog als römischen König an; nun blieb auch den bayerischen Herzogen nichts Anderes übrig, und so hatte ihr Kanzler Eck trotz aller Umtriebe nichts für seine Herren und Bayern gewonnen. Diese schloßen sich vielmehr jetzt enger an Oesterreich an und wendeten ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf die Unterdrückung der lutherischen Lehre, und bloß damit beschäftigt, mißkannten sie den Vortheil ihres Hauses und Landes.

Die Furcht, durch Frankreich wieder mit den lutherischen Fürsten in Verbindung zu kommen, veranlaßte sie, ihre natürlichen Bundesgenossen aufzugeben und sich ohngeachtet des bleibenden Mißtrauens gegen das Haus Oesterreich an den Kaiser und dessen Bruder, den römischen König, anzuschließen, von denen sie nur als Werkzeuge zur Vergrößerung der Macht Oesterreichs gebraucht und nicht wie Bundesgenossen, sondern wie gehorsame Vasallen behandelt wurden. Sie blieben Oesterreich und der katholischen Religion ergeben, und immer heftiger zeigte sich ihr Verfahren gegen die Anhänger Luthers in Bayern, welche nun mit Feuer und Schwert verfolgt wurden.

Unter den strengsten Strafen ließ Wilhelm verbieten, daß keiner seiner Unterthanen zu Augsburg oder anderswo die Vorträge der lutherischen Prediger besuche, und die Beamten erhielten die schärfesten Befehle, die Uebertreter nach München zu liefern. Dieß geschah und Einige wurden verbrannt, Andere enthauptet, wieder Andere um einzelne Glieder oder um Geld gestraft, und als sich dann das Gerücht verbreitete, der Herzog strafe nur aus Geiz, nicht aber aus Eifer für die Religion, befahl er, daß alle Uebertreter fortan mit dem Tode bestraft würden. Und es sollen darauf in Landsberg neun Männer verbrannt, in München neun und zwanzig ertränkt und drei andere mit ihren Frauen verbrannt worden seyn. Ohne Zweifel widerfuhr dieses Schicksal auch drei Priestern in Wasserburg. So waren es die Fürsten Bayerns, welche die katholische Religion in ihren Landen erhielten, denn während die Päpste und ihre Gesandten Bullen über Bullen und der Kaiser im Namen des Reiches auf den Reichstagen Befehle über Befehle erließen, die ohne Wirkung blieben, handhabten die Herzoge Wilhelm und Ludwig Feuer und Schwert zum Verderben der sogenannten Ketzer, und ruhten nicht eher, als bis sie die Neuernng in ihrem Lande gänzlich vertilgt hatten, dann aber suchten sie voll Eifers dieselbe auch aus ganz Deutschland auszurotten und die katholische Kirche wieder herzustellen.

Sie begannen mit den beiden Reichsstädten Augsburg und Regensburg. In dieser Stadt, die rings vom bayerischen Gebiete umschlossen und deßwegen in ihrem Handel und Verkehr von den Herzogen abhängig war, hatten sich die Bürger allmählig für Luthers Lehre erklärt und der Magistrat deßwegen zwei Prediger angenommen, und es forderten die evangelischen Bürger nichts Anderes, als daß ihnen die freie Religionsübung nach ihrer Weise gestattet würde, und es konnte sich auf diese Weise ganz friedlich die evangelische Kirchengemeinde neben der katholischen bewegen. Aber das hinderten die Herzoge von Bayern, welche auch in Regensburg nur die katholische Religion dulden wollten, damit ihre eigenen Unterthanen nicht verführt würden, und sie brachten es durch ihr heftiges Drängen bei dem Könige Ferdinand, sowie durch Drohungen und Hemmung alles Verkehrs ihrer Unterthanen mit der Stadt dahin, daß die evangelischen Prediger auswandern mußten.

Allein anders gestalteten sich die Verhältnisse in Augsburg. Denn als hier der Magistrat die entschiedene Neigung der Bürger für die lutherische Lehre erkannte, und sie die heftige Verfolgung ihrer Glaubensgenossen im benachbarten Bayern sahen, wollte der Magistrat den verderblichen Zwiespalt in der Lehre und im Gottesdienste nicht in der Stadt dulden, sondern überall Gleichheit herstellen. Das bedrängte Domcapitel wendete sich schnell um Hülfe an die Herzoge; diese drohten der Stadt und wirkten auch bei dem Kaiser und dessen Bruder für die Erhaltung der katholischen Religion; aber der Magistrat Augsburgs hielt mit Ernst und Klugheit die eingeführte evangelische Lehre aufrecht und antwortete stolz, man sey nicht Bayern, sondern dem Kaiser verantwortlich. Darauf wurde mit Anfang des Jahres 1537 die katholische Geistlichkeit gemahnt, die Messe abzuschaffen, die Bilder aus den Kirchen zu entfernen und entweder die Stadt zu raümen oder das Bürgerrecht anzunehmen. Da wanderte das Domcapitel mit dem Bischofe nach Dillingen, die Mönche und Nonnen nach Bayern oder in das noch katholische Schwaben; der Magistrat von Augsburg aber behauptete mit selbstherrlicher Strenge das Recht der Reformation in der Stadt, wie die Herzoge in ihrem Lande, und immer bedrohlicher beobachteten sich die Parteien.

Schon hatte sich in Nord-Deutschland der schmalkaldische Bund zwischen mehreren protestantischen Fürsten und Städten zu ihrer eigenen Sicherung und zur Behauptung der evangelischen Lehre gebildet und wuchs mit jedem Jahre; die katholischen Fürsten schloßen dagegen den heiligen Bund zu Nürnberg, 1538, zur Erhaltung der katholischen Religion und zur wechselseitigen Vertheidigung, wenn einer von ihnen durch die Protestanten wegen der Religion, der Kirchengüter oder auch wegen der weltlichen Angelegenheiten angegriffen würde. Den Oberbefehl über die Bundesvölker erhielten der Herzog Wilhelm von Bayern und Heinrich von Braunschweig. Damit noch nicht zufrieden, gründete Wilhelm die Festung Ingolstadt nach dem Plane des Kriegsbaumeisters Daniel Speckle, um sich im Falle der Noth vor den Lutherischen zu schirmen und eine feste Stellung zu haben. Die Kosten zu dem ungeheueren Aufwande zog er aus dem Fortgenusse der Einkünfte der geistlichen Güter, die ihm vom Papste weiter verliehen wurden und wogegen die Geistlichen vergebens klagten. Doch war er oft in Geldverlegenheit, obgleich auch die Landschaft haüfig beisteuern mußte, daß er endlich selbst kostbare Kleinodien an den Papst verkaufen wollte. Aber Alles schien dem Herzoge gering gegen die guten Früchte, die ihm aus der Erhaltung der katholischen Kirche mit allen ihren aüßeren Einrichtungen reiften; denn er hielt jede Annäherung an die Evangelischen für unmöglich und für die katholische Religion gefährlich. Deßwegen mißbilligte er auch die Religionsgespräche, durch welche Andere eine Vereinigung zu bezwecken hofften, weil dadurch nur Zweifel und Abfall bei den Katholiken selbst ver-

anlaßt würde. Deßwegen wollte und erlaubte er keine Prüfung, kein freies Forschen; das Alte galt ihm als das Beste. Für die Versorgung der nachgebornen Prinzen hatte Rom in der That durch die vielen fürstbischöflichen Stellen Mittel genug, und Bayern bedurfte dieser jetzt um so mehr, da seit der Einführung des Erstgeburtsrechtes die übrigen Prinzen nur auf diese Weise regierende Fürsten werden konnten; zudem war ja gerade bei dem Beginne der Reformation Ernst, der Bruder Wilhelms, Bischof in Passau, später in Salzburg; von den beiden Söhnen seines Vetters, des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, war Johann Bischof in Regensburg und Georg Bischof in Speyer. Wer möchte behaupten, daß diese weltlichen Beweggründe nicht auch das Ihrige beitrugen, den Herzog Wilhelm in der Anhänglichkeit an die katholische Kirche zu erhalten, zumal die Macht und das Ansehen des Papstes durch ihn und Bayern gerettet wurde und wechselseitiges Bedürfniß und Dank die Bande immer fester knüpfen mußte? Die Folge zeigte Dieses offen. Wohl suchte Wilhelm der katholischen Religion durch würdigere Priester Achtung zu verschaffen; aber jede neue Untersuchung der Pfarreien zeigte, daß zwar viele Priester, jedoch wenige Volkslehrer seyen, daß stets dieselben Gebrechen an den Geistlichen gerügt wurden, Unmäßigkeit und Unlauterkeit des Wandels bei großer Unwissenheit.

Bei allen fortgesetzten Besserungsversuchen fanden die Herzoge bei den Bischöfen wenig Unterstützung. Desto freudiger wendete sich Wilhelm dem neuen Orden der Jesuiten zu, der eigens berufen schien, die katholische Religion und den Papst zu erhalten und die Reformation in ihrem Beginne zu hemmen, und Wilhelm, der Herzog von Bayern, war der erste deutsche Fürst, der sie in sein Land rief. Er verlangte von dem Stifter des Ordens, Ignatius Loyola, daß er zwei geschickte und thätige Männer sende, welche das eingewurzelte Unkraut aus seinem Lande ausrotten und der Ketzerei überall starken Damm entgegensetzen möchten; dazu begehrte er den Peter Faber, welcher mit Claudius Jaius ankam und sogleich in Ingolstadt mit der Reinigung begann, daß fortan selbst kein Gedanke mehr an die Reformation aufkeimen konnte. Der Geschichtschreiber des Ordens der Jesuiten in Deutschland sagt: „Leonhard von Eck, Wiguleus von Hund, Augustin Lesch und Franz Burckhard, Männer vom ersten Range am bayerischen Hofe, waren die vier Räder an dem Wagen, auf welchem die Jesuiten in Bayern einfuhren!“

Dessen ohngeachtet konnte Wilhelm nicht hindern, daß Regensburg sich endlich öffentlich zur lutherischen Lehre bekannte, und alle Drohungen, selbst das Verbot des Verkehrs der bayerischen Unterthanen mit der Stadt, vermochten nicht, sie zur katholischen Kirche zurückzuführen. Vergebens war auch der schlau angelegte Plan, einzelne protestantische Fürsten mit Bayern zum Bunde zu vereinigen und sie unter sich selbst dann zu trennen, was

der Kanzler Johann von Eck eifrig betrieb; bald merkten Jene die schlecht verhehlte Absicht, und trauten von nun an Bayern um so weniger. Wohl hatte der umsichtige Landgraf Philipp von Hessen den Herzogen durch einen eigenen Gesandten die gefährliche Lage Deutschlands enthüllt, und ihnen gesagt: „Er halte sie für zu witzig, um in dem Punkte der Religion hart zu seyn, glaube vielmehr, sie würden bedenken, was Demosthenes zu den Atheniensern sagte: Ihr Männer! sehet zu, daß ihr nicht das Land verlieret, indem ihr den Himmel bewahret!“ Damals schien auch der Kanzler Eck ganz die nahe Gefahr Bayerns durch die fortwährende Vergrößerung Oesterreichs zu erkennen und zum Bunde mit den protestantischen Fürsten geneigt, aber bald änderte sich wieder Alles. Wilhelm schloß sich immer inniger an das habsburgische Geschlecht, und drängte den Kaiser und dessen Bruder zum offenen Kriege gegen die Protestanten. Nach dem Tode des Herzogs Ludwig, 1545, zeigte sich, daß Wilhelm stets die Seele der Regierung gewesen, da er ganz in demselben Geiste, wie bisher, die Reformation zu verfolgen fortfuhr.

Endlich sah er seinen sehnlichen Wunsch erfüllt, der Kaiser rüstete zum Kriege gegen die Protestanten, da er auf dem Reichstage zu Regensburg war, suchte sich durch Bündnisse zu stärken, gewann den Herzog Moriz von Sachsen, daß dieser die protestantischen Fürsten in Norddeutschland beschäftigte, während in Süddeutschland der Krieg schon begann. Anfangs gerieth der Kaiser in große Noth, da das Bundesheer der Protestanten von Schärtling trefflich geführt ward. Sonderbar erschien es, daß Wilhelm gerade jetzt sich parteilos erklärte, doch eine bedeutende Heerschaar unter der Anführung seines unehelichen Sohnes Georg zu dem Kaiser sandte, den die Uneinigkeit seiner Gegner nicht bloß rettete, sondern zum Sieger machte, wovon die Frucht auch der Herzog Wilhelm genoß. Die gedemüthigten Reichsstädte mußten ihm große Geldsummen zahlen, nach Augsburg kehrte die katholische Geistlichkeit zurück, das berühmte „Interim“ erlaubte nur die Priesterehe und das Abendmahl unter beiden Gestalten für das Volk, bis die religiösen Sachen auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient entschieden würden, deren Gesetze dann allgemein gelten sollten. Der Sieg der katholischen Kirche schien durch Wilhelms standhaften Eifer und durch die Uneinigkeit der Gegner für immer errungen. Doch war er selbst mit dem Wenigen, was den Protestanten indessen gewährt wurde, nicht zufrieden, und in seinem Lande durfte selbst diese Neuerung nicht eingeführt werden, ja er nahm es dem Cardinal-Bischofe Otto in Augsburg übel, daß dieser es in jener Reichsstadt verkündet und sogar mit einer Predigt unterstützt hatte. Aber der Bischof, versöhnlicheren Gemüthes, antwortete: „Er folge dem Befehle des Kaisers, und es kümmere ihn das Schreiben und Schreien der Gegner wenig.“ Da man glaubte, der Jesuit Bobadilla rege den Herzog am Meisten gegen das Interim und gegen jede Vereinigung

zwischen

zwischen den christlichen Religions-Verwandten auf, mußte derselbe auf den Antrag der kaiserlichen Minister Bayern und Deutschland verlassen.

Indessen fuhr der Herzog fort, die katholische Religion auf alle Weise zu schützen, und dazu wollte er in Ingolstadt eine Pflanzschule für junge Geistliche und gute Prediger gründen; denn er sah sein Volk durch blinde Führer blind geführt, und gerade darin eine Hauptursache, daß die lutherische Lehre so großen Beifall und so viele Anhänger fand, weil sich die evangelischen Prediger, wie selbst ihre Gegner gestehen mußten, durch tüchtige Kenntnisse in der heiligen Schrift und meistens auch durch einen strengen Lebenswandel auszeichneten. Allein auch darin fand er nicht einmal bei seinem Bruder Ernst die nöthige Unterstützung, da diese Angelegenheit ohnehin auf der Kirchenversammlung berathen würde. Die Provincialsynode zu Salzburg im Jahre 1549 zeigte recht offenbar, wie tief die Geistlichen gesunken waren. Laut klagten die versammelten Väter über deren Sittenlosigkeit, über die große Zahl der Feiertage, und sie waren entschlossen, durch strenge Gesetze die Zucht der Geistlichen zu handhaben. Da baten diese, man möchte die Entscheidung der allgemeinen Kirchenversammlung abwarten. Ueberall fand Wilhelm Hindernisse, wo er ernstlich auf Besserung drang, und seine Gesandten klagten in Trient: „Er hätte gesehen, daß man auch von der letzten Synode eben so wenig eine ernstliche Reformation zu hoffen habe, wie bisher. Er könne es bei dem allmächtigen Gott und bei der deutschen Nation bezeugen, daß, wenn die Geistlichen so viel zur Erhaltung der wahren Religion gethan hätten, wie er, der erschreckliche Abfall vom heiligen Glauben und die verderbliche Empörung sicher unterblieben wäre. Aber die Geistlichen hätten durch ihr ärgerliches Leben, ihr verführerisches Predigen und ihre Unwissenheit dazu Anlaß gegeben. Er habe, damit im Fürstenthume Bayern ein einiger christlicher Glaube gelehrt würde, durch Johann Eck ein ehrlich christliches Predigtbuch für dieses Land verfertigen lassen; doch auch darin finde er bei den Bischöfen keine Unterstützung.“

So klagte der Herzog, und er sah mit Schmerzen, daß die Neigung für die lutherische Lehre weder bei Geistlichen noch Weltlichen trotz der strengsten Verfolgung erloschen sey; darum sandte er seinen Kanzler Eck an den Papst und an den Stifter des Jesuiten-Ordens nach Rom, und bat, daß sie ihm wieder einige Jesuiten schicken möchten, um durch sie die jungen Geistlichen in Ingolstadt heranzubilden. Aber zugleich schilderte er die traurige Lage Bayerns, wie die Kassen durch Kriegsrüstung, Reisen und Anstalten zur Abwehr der lutherischen Lehre ganz erschöpft seyen. Wirklich war auch Handel und Wandel, Gewerbfleiß und freudige Thatkraft im Lande durch die feindliche Stellung gegen beinahe alle anderen deutschen Völker gelähmt oder erstickt. Während die Reformation in ihrem Fort-

gange sich allmählig selbst reinigte, und durch die zahllosen Verfolgungen und Leiden wie im Feuer sich laüterte und erstarkte, schien die alte Kirche in Bayern allen Aufschwung zu hemmen, und der Herzog fühlte am Ende wohl selbst, welches Opfer er dem Papste gebracht. Den gesunkenen Wohlstand und die gelähmte Geisteskraft konnte dieser in Bayern nicht wieder erwecken, weder er noch seine Nachfolger; aber er willfahrte dem Herzoge in seiner Bitte um neue Jesuiten. Sie kamen und begannen in Ingolstadt ihre Vorlesungen, zeigten aber bald, daß die Umbildung der Theologie nur durch die Aufnahme der Philosophie geschehen könne, und so erhielten die Jesuiten auch einen Lehrstuhl der Philosophie, sie, die alles freie gründliche Forschen und Denken wie Ketzerei flohen und verdammten! Schon dachte Wilhelm mit seinem Kanzler Eck, von dem er ganz geleitet wurde, an die Erbauung eines Jesuiten-Collegiums in Ingolstadt, daß von hier aus der neue Same der römisch-katholischen Religion über ganz Deutschland gesäet würde, als Beide im Jahre 1550 starben. Wilhelm wurde von den Katholiken wegen seines Festhaltens an der katholischen Kirche als der Standhafte gepriesen.

Vergebens hatte er getrachtet, vom Kaiser die Belehnung des Herzogthums Neuburg zu erhalten, da der Herzog Otto Heinrich als Anhänger des schmalkaldischen Bundes vertrieben war; aber der Kaiser belehnte mit Recht den Bruder des Vertriebenen, und der Kanzler Eck zeigte sich sehr kurzsichtig, da er glaubte, Oesterreich werde je zur Stärkung und Erhebung Bayerns beitragen, zumal man die Umtriebe des Kanzlers am kaiserlichen Hof kannte.

Nürnberg und Albrecht Dürer.

Vor allen deutschen Städten glänzt Nürnberg als die kunstreiche, berühmt in der ganzen Welt durch die Erfindungen ihrer Bürger, und sie gleicht einem Manne, dessen Geschlecht und Jugend unbekannt blieb, der sich aber plötzlich durch seine Thaten ruhmvoll vor seinen Mitbürgern auszeichnet.

Ueber den Ursprung der Stadt ist nichts Gewisses bekannt, wahrscheinlich aber ist es, daß hier die Römer schon ein Bollwerk — ein Vorwerk ihres Pfahlgrabens gegen die östlich wohnenden deutschen Völker errichteten, und daß diese Burg selbst früh schon von den Deutschen genommen und besetzt wurde. Der Name scheint aus Nordenberg entstanden, und Karl der Große hier eine Anstalt errichtet zu haben, um die wichtigste Heerstraße von Franken nach Regensburg durch die ungeheuern Wälder zu sichern. Der auf der Burg wohnende Graf ertheilte das sichere Geleit und unter seinem Schutze blühte auch allmählig die Stadt empor. Aber erst im eilften Jahrhunderte wird ihrer namentlich erwähnt, da der Klausner Sebald, welcher in der nahen Waldeinsamkeit ein beschauliches Leben führte (1062—1076) und als Heiliger verehrt wurde, weit und breit umher berühmt war, daß fortwährend eine große Menschenmenge zu ihm strömte, um Trost, Rath und Heilung mancher Gebrechen von ihm zu erlangen.

Damals galt aber Nürnberg noch als eine Landstadt der schwäbischen Herzoge, welche in den umliegenden Wäldern öfters jagten, und die Gegend wurde selbst das Schwabenfeld genannt. Allmählig errang sie die Reichsfreiheit, löste manche ihrer Pflichten von dem Geschlechte der Hohenzollern um theures Geld, und waltete von nun an in selbstherrlicher Macht mäßig und klug, und Macht und Ansehen wuchs mit dem Fleiße und dem Reichthume der Bürger.

In Nürnberg bildete sich das deutsche Bürgerthum auf die edelste Weise und in der richtigsten Kraft; die Quellen des Wohlstandes aber waren der ringsum treffliche gartenmäßige Landbau, im Innern ein zahlreicher Adel und ein thätiger Handelsstand, dessen Verbindung sich bis nach Südfrankreich und Italien und in der Folge noch weiter erstreckte, dazu eine Gewerbthätigkeit ohne Gleichen, daß durch den immer regen Fleiß und die wundersamen Erfindungen der Ausfall des Fremdhandels reichlich gedeckt wurde und immer zahlreichere Bestellungen eingingen. Mit dem Reichthum blühte die Kunst empor, sowohl die bildende Kunst in ihren Zweigen, Baukunst, Malerei und Bildnerei, als auch die Dichtkunst entfalteten ihre herrlichen Gebilde. Wie die ganze Regierung und das Walten der Gemeinde

gemäßigt und umsichtig war, so wuchs auch die Macht, und die Stadt behauptete ihre Freiheit gegen die Fürsten, und hielt den fehde- und raublustigen Adel im Gebirge nieder, aber sie wußte sich auch in kirchlichen Dingen in einer gewissen Unabhängigkeit zu erhalten.

Seitdem besonders durch Johannes Müller von Königsberg der Eifer der wissenschaftlichen Forschung erwacht war, durchdrang die ganze Gemeinde ein lebendiger Drang nach Auszeichnung und das Streben, selbst das Handwerk zur Kunst zu erheben, und dieses gab den Nürnberger Arbeiten ihre Gediegenheit und äußere Schönheit, von den schönsten Kirchen mit den glühenden Glasgemälden und Heiligengestalten aus Stein oder Holz bis herab zu den kleinsten haüslichen Geräthschaften. Eine beinahe ununterbrochene Reihe von Künstlern der verschiedensten Arten machte Nürnberg seit dem fünfzehnten Jahrhunderte berühmt, und überlieferte vom Vater auf die Söhne und Enkel die errungene Meisterschaft.

Adam Krafft, Sebastian Lindenast und Peter Vischer waren kunstreiche Bildner, Hans Heus, der Schlossermeister, erfand den Wagbalken mit Gewichten, die sich selbst heben, Rudolf das Drahtziehen, Hans Stengel und Sebald Beck waren als Kunstschreiner, Burkard als Orgelbauer berühmt; Hans Bullmann verfertigte männliche und weibliche Figuren so künstlich, daß sie sich in mannichfaltiger Weise durch ein inneres Triebwerk bewegten, und Kaspar Werner ein Schiff beinahe eine Elle lang, das sich auf dem Tische fortbewegte, dabei schlug eine darin sitzende Figur das Cymbal, ein Kind ruderte, und Amor zielte mit seinem Bogen, und schoß den Pfeil auf eine der zuschauenden Personen ab, auf welche man das Schiff unvermerkt hinrichten wollte; Peter Hele erfand die Taschenuhren mit stählernen Rädern.

Martin Behaim, aus einem adeligen Geschlechte, wurde um das Jahr 1430 in Nürnberg geboren, kam im Jahr 1480 nach Portugal, machte mehrere Seereisen, und hatte als ein ausgezeichneter Erdkundiger großen Antheil an der glücklichen Erfindung, das Astrolabium (Winkel- und Höhenmesser) bei der Schifffahrt zu gebrauchen. Im Jahre 1485 wurde er zum Ritter des Christus-Ordens ernannt, ließ sich in Fayal haüslich nieder, kam im Jahr 1490 wieder nach Nürnberg, seine Anverwandten zu besuchen, und zeichnete damals den merkwürdigen Erdglobus, der jetzt noch in Nürnberg aufbewahrt wird, und Zeugniß gibt, daß er der Erste war, der die Erde rund darstellte.

Bei dem Anfange der Reformation benahm sich der Magistrat mit großer Mäßigung; er verbot den Predigern streng, irgend eine Streitlehre auf die Kanzel zu bringen, oder das Abendmahl unter beiden Gestalten auszutheilen. Dagegen wurde auch die Verkündigung eines allgemeinen

Ablasses nicht gestattet, das Weihen des Weines und am Charfreitag das Passionsspiel als ungeziemend abgeschafft, da es die Andacht vielmehr störe als wecke. Die Frohnleichnamsprocession aber wurde noch beibehalten. Die Mönche, welche Weiber nahmen, vertrieb der Magistrat aus der Stadt.

Allein allmählig fand die Reformation trotz des Widerstandes des Magistrates Eingang, immer heftiger wurde das Verlangen der Bürgerschaft nach dem Worte Gottes, wie es Luther lehrte, und so ward denn zuerst erlaubt, die Messe in deutscher Sprache zu lesen, und als so der Anfang des Ueberganges zur Reformation gemacht war, huldigte bald die ganze Bürgerschaft der lutherischen Lehre, und seitdem die neue gelehrte Schule durch Melanchthon eingerichtet war, nahm die Zahl der Katholiken immer mehr ab. Doch zeigten auch hier die neuen Prediger nicht immer die Mäßigung, die man von christlichen Lehrern erwartete, und Manches geschah, was redliche Gemüther von der Reformation abzuwenden geeignet war, da die Herolde derselben nicht vom Geiste der Liebe beseelt waren.

In und nach dem Bauernkriege bewahrte Nürnberg vor allen Städten Billigkeit, und seine Gesandten erklärten bei dem schwäbischen Bunde: „Obgleich die Bauern sehr unrecht handelten, so seyen sie doch durch die Tyrannei der Prälaten und anderer Herren aufgereizt worden. Noch bedenklicher aber sey es, wenn diese Herren ihre eigenen Unterthanen erwürgen, Wittwen und Waisen machen und ihre Güter verbrennen würden.“ Diese Erklärung machte bei dem Bunde keinen Eindruck; Nürnberg aber ging selbst mit dem Beispiele der Milde voran, und es wurde von den Kanzeln verkündet, daß aller lebendige Zehent abgethan sey, deßgleichen der sogenannte todte Zehent, und es solle nur bleiben der Zehent, den man die fünf Band nennt, nämlich vom Kern, Dinkel, Waizen, Gerste und Haber.

Auch mahnte der Magistrat den Bischof von Bamberg, der den abgeschafften Zehent doch begehrte: „Es sey klüger, das Mindere fahren zu lassen, damit das Mehrere gegeben werde.“ In der Stadt selbst wurden dem Volke viele Erleichterungen gewährt, den aufgestandenen Bauern aber bedeutet, sie sollen fleißig das Ende ihrer Handlungen bedenken und erwägen, daß es sich mit keinem christlichen Scheine bedecken lasse, wenn sie gegen ihre Obrigkeit mit Gewalt handeln, und Aufruhr und Zerrüttung einführen. Obgleich sie Gott jetzt als eine Geißel seines Zornes gebrauche, so werde er sie doch am Ende nicht ungestraft lassen. Sie sollten nicht ihren, sondern den Nutzen von ganz Deutschland suchen.

Wegen dieser Mäßigung litt denn die Stadt auch weniger, als die umliegenden Güter der geistlichen und weltlichen Herren, und Kunst und Gewerbe blühten immer schöner empor. Gerade um jene Zeit lebte hier

Albrecht Dürer.

Der Vater dieses ersten und größten deutschen Künstlers, Albrecht, stammte aus Ungarn, wo die Vorältern Viehzucht und Ackerbau trieben, und war geboren 1427; er begab sich als Goldschmiedsgeselle auf Reisen, durchwanderte einen Theil von Deutschland und der Niederlande, und kam im J. 1455 am St. Lorenztage nach Nürnberg, wo er in der Werkstätte des Goldschmiedes Hieronymus Haller so treu und fleißig arbeitete, daß ihm derselbe im Jahre 1467 seine Tochter Barbara, ein Mädchen von 15 Jahren, zur Ehe gab. Von den achtzehn Kindern aus dieser Ehe war das dritte ein Knabe, geboren 20. Mai 1471, und nach seinem Vater Albrecht genannt. Dieser wuchs freudig empor, zeigte schon früh große Anlagen, und er selbst schildert seine Erziehung so: „Mein Vater hat sein Leben mit großer Mühe und schwerer harter Arbeit zugebracht, und von nichts anders Nahrung gehabt, denn was er für sich, sein Weib und Kind gewonnen hat. Darum hatte er gar wenig, er hat auch mancherlei Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt, erhielt aber von Allen, die ihn kannten, ein gutes Lob, denn er führte ein ehrbares christliches Leben, war ein geduldiger Mann und sanftmüthig, gegen Jedermann friedsam, er hat sich auch nicht viel Gesellschaft und weltlicher Freude bedient, war auch weniger Wort und ein gottesfürchtiger Mann. Dieser mein lieber Vater hat großen Fleiß auf seine Kinder gewandt, sie zur Ehre Gottes zu erziehen; denn sein höchstes Begehren war, daß er seine Kinder mit Zucht wohl aufbrächte, damit sie vor Gott und den Menschen genehm würden. Darum war seine tägliche Sprache zu uns, daß wir sollten Gott lieb haben und treulich gegen unsern Nächsten handeln. Sonderlich hatte mein Vater an mir einen Gefallen, da er sah, daß ich fleißig in der Uebung zu lernen war; darum ließ er mich in die Schule gehen, und da ich schreiben und lesen gelernt, nahm er mich wieder aus der Schule und lernte mich das Goldschmiedshandwerk. Da ich nun saüberlich arbeiten konnte, trug mich meine Lust mehr zur Malerei, denn zu dem Goldschmiedshandwerk. Dieß hielt ich meinem Vater vor, aber er war nicht wohl zufrieden, denn es reute ihn die verlorne Zeit, die ich mit der Goldschmiedslehre zugebracht hatte. Doch ließ er mir's nach, und als man zählt nach Christi Geburt 1486 am St. Andreastag versprach mich mein Vater in die Lehrjahre zu Michael Wohlgemuth, ihm drei Jahre zu dienen. In der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, ob ich schon viel von seinen Knechten (Gehülfen) leiden mußte.“ Von seiner Mutter rühmte Albrecht Dürer: „Ihr meister Gebrauch war, in die Kirchen zu gehen, und sie bestrafte mich oft, wenn ich ihr nicht folgen wollte. Sie trug immer für mich und meine Brüder große Sorge, daß wir uns vor bösen Menschen hüteten. Ich mochte aus- oder eingehen, so war

immer ihr Sprichwort: gehe im Namen Jesu! Sie gab uns mit hohem Fleiß beständig heilige Vermahnung, und hatte stets große Sorge für unsere Seele. Ihre guten Werke und ihre Barmherzigkeit, die sie gegen Jedermann erzeigt hat, kann ich nicht genug anzeigen und ihr genug Lob beilegen. Diese meine fromme Mutter hat achtzehn Kinder gehabt und erzogen, hat schwere und heftige Krankheiten, große Armuth, Verspottung und andere große Widerwärtigkeiten erlitten, und ist doch nie rachsüchtig gewesen." Bei Michael Wohlgemuth übte sich Albrecht Dürer im Zeichnen und Malen, wozu er seit seiner frühesten Jugend eine besondere Liebe gezeigt hatte, daß er als Knabe im Spiele einzelne Theile des menschlichen Körpers und ganze Figuren mit bewunderungswürdiger Richtigkeit zeichnete, und mit freier Hand einen so sichern Strich führte, als wenn er mit dem Zirkel oder der Regel gemacht wäre. Auch übte er sich damals schon im Kupferstechen und Holzschneiden. Im Jahre 1490 zu Ostern schickte ihn sein Vater auf Reisen, und er zog durch Deutschland nach den Niederlanden und dann nach Venedig, nach vier Jahren, 1494 nach Pfingsten, kehrte er auf den Wunsch seines Vaters zurück. „Und als ich anheim kommen war," schreibt er, „handelt Frey (der berühmte Mechanikus, Harfenist und Sänger) mit meinem Vater, und gab mir seine Tochter Agnes, gab mir zu ihr 200 fl., und hielt Hochzeit am Sonntag vor Margarethen 1494."

Diese Ehe, die bloß von den Vätern gestiftet scheint, war nicht glücklich, und Agnes wird allgemein als mürrisch, zänkisch, geizig und herrschsüchtig, unverständig und doch hochmüthig geschildert, die den ohnehin schon fleißigen Mann zu der angestrengtesten Arbeit antrieb, und sein Leben wahrhaft verbitterte. Im Jahre 1505 reisete er, wahrscheinlich auf das Drängen seiner Freunde zur Erheiterung und Belehrung nach Venedig, wo er sich fleißig übte, große Ehre erntete, aber bei den welschen Malern manchen Verdruß hatte, die ihm seine Kunst beneideten. „Wißt," schreibt er in einem Briefe, „daß mir die Maler sehr abhold hier sind. Sie haben mich dreimal vor die Obrigkeit zu gehen genöthigt, und mußte in ihre Schule vier Gulden Strafe erlegen." In Bologna nahm er Unterricht in der Perspective, und nach seiner Zurückkunft nach Nürnberg setzte er sein thätiges Künstlerleben in steter Ausbildung und Vervollkommnung fort, und zeichnete sich als Maler, Zeichner, Kupferstecher und Formenschneider, so wie als Bilderschnitzer in der Art aus, daß er als geistreicher Erfinder und wahrhaft als Vater der deutschen Maler darf gerühmt werden, der den Römern nicht nur gleich kam, sondern sie in manchen Stücken übertraf. In seiner Jugend liebte er die bunte Darstellung, jenes Wechselspiel der Farben, welches das Auge leicht besticht, aber je älter er wurde, desto mehr richtete er sein Augenmerk auf Kraft, Würde und Einfachheit der Darstellung, und zeigte als Bildnißmaler in dem Ausdrucke der Köpfe und in

größeren geschichtlichen Entwürfen durch treue Naturauffassung und eine, bis in das Einzelnste gehende Ausarbeitung seine vollendete Meisterschaft. Sein Pinsel war keusch, seine Werke der wahre Ausdruck seiner reinen Seele. Die richtige, nach allen Seiten verhältnißmäßige Zeichnung sah er bald als die Seele des Kunstwerkes an. Er schrieb eine Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern, gab darin zugleich eine Anweisung zur Optik, und zeigte, wie ein Maler mit Hülfe einer Maschine, die er selbst erfand, perspectivisch abzeichnen und malen solle. Sein Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken ist so gründlich gedacht und geschrieben, daß er beinahe allen nachfolgenden ähnlichen Werken zum Muster diente. Als besonders wichtig erschien seine Schrift: „Vier Bücher von menschlicher Proportion,“ worin er als Grundverhältniß angab, daß der menschliche Körper sieben Kopflängen habe. Als er seinen Freund Wilibald Pirkheimer anging, er möchte dazu die Vorrede schreiben, wie derselbe diese auch bei anderen Werken Dürers verfaßte, und ihm sonst in der schriftlichen Ausarbeitung beistand, so bat er ihn, er möge die Vorrede ja so machen, daß weder Ruhm noch Hoffart darin verspürt, keines Neides gedacht werde, denn er fürchte, mehr verlacht als beneidet zu werden, und daß von nichts Anderem geredet werde, als was im Buche stehe, welches er für die deutschen Jünglinge geschrieben habe, da der Mangel an Lehrmeistern groß sey; er lobe die Welschen in ihren nackten Bildern und der Perspective.

So bescheiden war der Mann, der Anderen ein Muster nicht nur seiner Kunst, sondern auch in seiner Lebensweise mit seinem frommen Gemüthe war. Er war so gebildet, daß man im Umgange seinen durchdringenden Verstand und seine übrigen Kenntnisse noch mehr bewunderte als seine Kunst, und er konnte selbst dem tief gelehrt gebildeten Pirkheimer scharfsinnig widersprechen. Von den Arbeiten anderer Künstler sprach er nie mit Verachtung, und wußte immer die Vorzüge ihrer Werke herauszufinden und zu loben. Er war ein Freund Luthers und Melanchthons, nahm aber nicht offen Partei für sie, denn er war mit dem ärgerlichen Leben Mancher, die sich Evangelische nannten, und mit der Verwendung der eingezogenen Klostergüter unzufrieden. Dürer lebte still seiner Kunst, unermüdet fleißig, daß man über die Menge seiner Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte um so mehr erstaunt, als er Alles sorgfältig ausarbeitete und in seinen Briefen selbst sagt: „Ich fange nicht gern zuviel miteinander an, auf daß ich nicht verdrossen werde. Ich habe im Willen, vier oder fünf, oder sechs Mal zu untermalen um der Reinigkeit und Beständigkeit wegen. Doch glaube ich, es möchte vielleicht etlichen Kunstreichen nicht gefallen, die eine Bauerntafel dafür nehmen. Danach frag' ich nicht. Mein Lob begehr' ich allein unter den Verständigen zu haben. Der ge-

meinen Gemälde will ich in einem Jahre einen Haufen machen, aber das fleißig Kleiblen geht nicht von Statten.“ Seine herrlichen Gemälde wurden verhältnißmäßig nicht theuer bezahlt; ein schönes Marienbild bot er selbst einem Freunde um fünfzig Gulden an, ja er wolle es um fünfundzwanzig Gulden geben, ehe er es unverkauft lasse, weil es schon gemacht sey. Als ihm der Bischof von Breslau dafür fünfundsiebenzig Gulden gab, war er ganz erfreut.

Sein Ruhm wuchs immer mehr, und er war bei seinen Bürgern, wie bei Auswärtigen, bei Fürsten und Kaisern wohl gelitten.

Im Jahre 1520 machte er mit seiner Gattin eine Reise nach den Niederlanden, und es wurde ihm schon auf dem Wege und dort große Ehre erwiesen. Der Kaiser Karl V. ernannte ihn auch zu seinem Hofmaler, wie Dieses schon Maximilian gethan hatte, und er bekam von diesen Kaisern jährlich einhundert Gulden Gnadengehalt. Nach seiner Rückkehr von den Niederlanden schrieb er in sein Tagebuch: „Ich machte viel Sachen den Leuten zu Gefallen, aber das Wenigste wurde mir bezahlt. Ich habe in all’ meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen und anderer Handlung Nachtheil gehabt im Niederland, in allen meinen Sachen gegen große und niedere Stände, und sonderlich hat mir Frau Margareth — die Statthalterin und des Kaisers Karl Schwester — für das ich ihr geschenkt und gemacht habe, Nichts gegeben.“ Dafür rühmte er aber die Freigebigkeit der nürnbergischen Krongesandten Groland, Ebner und Haller, durch welche er in Brüssel, Aachen und Köln freigehalten wurde. Indessen wuchs seine Krankheit von Jahr zu Jahr, die ihn endlich ganz auszehrte. Er starb 6. April 1528. Pirkheimer schrieb darüber: „Ich habe wahrlich an Albrecht den besten Freund verloren, den ich auf Erden hatte, und es bedauert mich Nichts mehr, als daß er so eines hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach der Verhängniß Gottes Niemanden als seiner Hausfrau zuschreiben kann, die ihn dermaßen gepeinigt hat, daß er sich schneller von hinnen gemacht hat; denn er war ganz ausgedorrt, durfte nirgends keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehen; sie drängte ihn Tag und Nacht zur Arbeit allein darum, daß er Geld verdiente und ihr das hinterließe. Sie hat allweg verderben (verhungern) wollen, da ihr doch Albrecht an sechstausend Gulden hinterlassen hat.“ Dürer hatte keine Kinder, aber er bildete tüchtige Schüler, unter welchen sich Jakob Binck, Sebald Beham, Georg Pentz von Nürnberg, Adam Altdorfer von Regensburg, Hans Birkenmayr von Augsburg, Matthäus Grünewald von Aschaffenburg, Hans von Kulmbach, Johann Schorel aus Holland und Hans Schaüfelein von Nördlingen auszeichneten.

Sandrat behauptet, Albrecht Dürer sey der Erfinder der Aetzkunst oder des Radirens, welche sowohl wegen der Möglichkeit, die verschiedensten

Gegenstände charakterisch darzustellen, als auch wegen der leichten Verbreitung der Kunstwerke für eben so wichtig, ja beinahe für wichtiger gehalten wird, als die Kunst mit dem Grabstichel zu stechen. Auch erfand Dürer das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken, so wie er auch als der Erfinder der gläsernen Copirscheibe gilt. Mit Hülfe der Geometrie gab er in Deutschland auch die erste Anweisung, wie man die Schreibekunst und besonders die lateinischen Buchstaben nach den Regeln der Verhältnisse entwerfen solle.

Von seiner Geschicklichkeit, die feinsten Linien und Haare mit dem Pinsel hervorzubringen, erzählt man: Als er in Venedig war, begehrte der geschätzte Maler Bellino von ihm einen Pinsel, mit dem er die Haare und zwar viele auf ein Mal auf das Feinste mache, zum Geschenke statt eines Andenkens. Darauf reichte ihm Dürer alle seine Pinsel hin mit den Worten: „Er dürfe nicht einen, sondern alle nehmen, weil er mit jedem dasselbe leisten könne.“ Zugleich nahm er einen Pinsel und zeigte die Kunst, worauf Bellino sagte: „Ich würde Dieses nie geglaubt haben, hätte ich es nicht mit meinen Augen gesehen, denn kein Künstler ist außer Euch auf der Welt, der so Herrliches leisten kann.“ Einst soll der Kaiser Maximilian den Künstler besucht haben, und da ihm Dürer etwas Großes auf die Wand zeichnen sollte, habe der Kaiser einem anwesenden Edelmanne befohlen, demselben die Leiter zu halten, daß er die angefangene Zeichnung vollenden könnte. Als der Edelmann über solchen Dienst ungehalten schien und zögerte, soll Maximilian gesagt haben: „Albrecht ist durch seine Kunst mehr als ein Edelmann; ich kann wohl aus jedem Bauern einen Edelmann, aber nicht sogleich aus einem Edelmann einen Künstler machen.“ Darauf habe er dem Künstler ein Wappen verliehen. — Raphael von Urbino, vielleicht der größte aller Maler, achtete den Albrecht Dürer, und Beide schickten sich gegenseitig ihre Bildnisse.

Wilibald Pirkheimer.

Er stammt von einem altedlen und reichen Nürnberger Geschlechte und wurde geboren 5. December 1470 zu Eichstädt, wo sein Vater Johannes als bischöflicher Rath lebte. Als Freund der Musen und tüchtiger Rechtsgelehrter wurde er bald dem Herzoge Albrecht in Bayern bekannt, der ihn von Eichstädt in seine Dienste rief. Auch gewann er das Vertrauen des Erzherzogs Sigismund in Oesterreich, und wurde von Beiden in allen wichtigen Dingen zu Rathe gezogen und von ihnen so geehrt, daß er abwechselnd zu München und Innsbruck weilen mußte.

Der so reich gebildete Vater ließ auch seinen Sohn nicht nur in den ritterlichen Künsten, sondern auch in den Wissenschaften unterrichten, nahm ihn frühzeitig mit sich auf Reisen bei seinen Gesandtschaften, daß er unter seiner Anleitung die Höfe und Staaten kennen lerne und gab ihm selbst das beste Beispiel eines umsichtigen, freien und biederen Betragens. Der junge Pirkheimer gewann denn auch früh die Wissenschaften lieb, diese Zierde des Adels, übte sich selbst in der Musik mit Erfolg und liebte besonders den Gesang. Als er heran wuchs, sandte ihn sein Vater an den bischöflichen Hof nach Eichstädt, wo er seine ritterliche Tapferkeit zeigen konnte, weil das Gebiet des Bischofs gerade damals von fehdesüchtigen Adeligen und anderen beutegierigen Abenteurern angegriffen wurde, und bald ward Pirkheimer eben so sehr von diesen gefürchtet, als von dem Bischofe und seiner Umgebung geliebt, da er den Befehlen seiner Oberen willig gehorchte, sie rasch ausführte, sich nicht vordrängte, Niemanden beneidete und verleumdete und sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, und freiwillig die gefährlichsten Unternehmungen wagte, um die Unterthanen zu schützen und die Feinde abzuwehren, wobei er Klugheit mit rascher Gewandtheit verband. Diese kriegerischen Uebungen, Anfangs im Scherz, später im Ernst getrieben, machten ihn stark und behende, daß er über die größten Pferde mit Leichtigkeit sprang, und schon hatte er dieses Leben liebgewonnen und wollte selbst in die Kriegsdienste des Kaisers Maximilian gegen Frankreich treten. Aber sein Vater hielt ihn davon ab, führte ihn zu den Studien zurück, indem er ihm zeigte, wie sehr diese den Vorzug vor den Waffen und einem bloß unruhigen Leben verdienten, und der edle Sohn folgte dem Vater und begab sich nach Italien.

In Padua verlegte er sich drei Jahre lang auf die Rechtswissenschaft, vernachlässigte aber dabei die alten Dichter und Redner nicht, zu welchen er ohnehin von Natur eine große Neigung zeigte, und lernte dort auch in

kurzer Zeit Griechisch, auf welches er bald solchen Eifer wendete, daß ihn sein Vater zu mäßigen suchte, weil er wenig von den Griechen, um so mehr aber von den Römern wegen der Rechtsgelehrsamkeit Nutzen ziehen könnte. Dann begab er sich nach Ticinum, wo damals die tüchtigsten Rechtsgelehrten waren, und er lebte auch hier so ganz den Studien, daß er bei seinen deutschen Landsleuten, welche Zeit und Vermögen und haüfig auch die Gesundheit in Schmaus und Trinkgelagen und Schlägereien opferten, in Verruf kam, was er jedoch wenig achtete, und sich immer mehr an die gebildeten Italiener anschloß, die ihn besonders wegen seines angenehmen Gesanges und Spieles gern in ihrer Gesellschaft sahen, so daß er denn das Italienische meisterhaft sprechen lernte und seiner anmuthigen Sitten wegen allgemein beliebt war. Sieben Jahre weilte er in Italien, und hatte nicht bloß in der Rechtswissenschaft, sondern auch in der Mathematik und Geschichte, selbst in der Arzneikunde und Theologie Kenntnisse erlangt, als ihn sein Vater zurückrief, der damals in Nürnberg sich aufhielt, nachdem er seine Aemter aufgegeben hatte. Mit diesem überlegte er, was nun zu beginnen? Sein jugendlicher Muth und Ehrgeiz trieb ihn, Doctor der Rechte zu werden und dem Hofe des Kaisers zu folgen, Ehre und Würden zu erlangen; allein der greise Vater warnte ihn aus eigener Erfahrung vor dem Hofleben, wo Gunst und Ungunst nach Laune, oder nach Neid und Verleumdung gar haüfig wechseln, und morgen falle, wer heute gestiegen sey. Zudem hatte Pirkheimer nicht nöthig, um Sold zu dienen, und so entschloß er sich, in stiller Zurückgezogenheit dem Vaterlande, seinen Freunden und den Wissenschaften zu leben, er vermählte sich bald nach seiner Rückkehr aus Italien mit Crescentia Rieter, eines reichen Patriciers Tochter, und wurde darauf in den Senat gewählt, in welchen zu Nürnberg kein Unverheiratheter aufgenommen wurde. Da zeigten sich denn seine erworbenen Kenntnisse und seine Klugheit bald so glänzend, daß er noch in demselben Jahre als Gesandter der Stadt in den wichtigsten Angelegenheiten an verschiedene Fürsten geschickt wurde und die Aufträge nicht nur zur vollen Zufriedenheit seiner Mitbürger ausführte, sondern auch bei den Fürsten hohe Achtung wegen seiner Bildung und Rechtlichkeit errang. So viel ihm aber Zeit von seinen Geschäften daheim oder auswärts blieb, die verwendete er auf die Wissenschaften, anstatt auf eitles Vergnügen, und achtete es nicht, daß er auch jetzt darüber von den Einen verspottet, von seinen Freunden aber selbst getadelt wurde: die Wissenschaft schien ihm der Schmuck des Adels, das Studiren die Erholung und Nahrung des Geistes, und am liebsten las er jetzt die Schriften der alten Griechen.

Nachdem er so drei Jahre in glücklichen haüslichen Verhältnissen, ehrenvollen Geschäften und einer schönen Muße hingebracht hatte, brach der Krieg zwischen dem Kaiser Maximilian und den Schweizern aus, zu dem auch die Reichsstadt Nürnberg nach der Aufforderung des Kaisers ihre

Hülfsmannschaft stellte. Zum Anführer derselben wurde Pirkheimer gegen seine Erwartung gewählt; zwar mißriethen ihm seine Freunde die Uebernahme der gefahrvollen Würde, er aber glaubte, sich dem Rufe seiner Vaterstadt nicht entziehen zu dürfen, zumal er sich dem Auftrage gewachsen fühlte und jetzt nur mit männlicher Kraft und Umsicht das früher in Eichstädt geübte Kriegshandwerk fortsetzen durfte. So stellte er sich an die Spitze der vierhundert wohl ausgerüsteten Fußgänger und sechzig Reiter, welche Zahl später verdoppelt wurde, und führte sie mit sechs Feldschlangen und einem großen Mörser, so wie den nöthigen Gepäckwagen dem Kaiser zu. Die Soldaten waren, was damals noch selten war, alle gleich gekleidet, lauter altgediente Leute und gewährten in ihren rothen Röcken einen schönen Anblick, daß der Kaiser, den sie am Bodensee trafen, darüber und über den umsichtigen edelgebildeten Anführer freudig erstaunt war und denjenigen, welche über die geringe Anzahl der Nürnberger Streiter spotteten, entgegnete: ihm seyen diese alten Krieger lieber als eine doppelte Anzahl von Neulingen. Bald kamen jedoch von Nürnberg frische Hülfsvölker nach, daß dann das ganze Fußvolk achthundert Mann stark war.

Während des Krieges zeigte sich an Pirkheimer recht augenscheinlich, welch' Gewinn aus dem Lesen der Alten fließe: denn er erprobte sich nicht nur als tapferen Soldaten, sondern auch als väterlich ernsten und vorsichtigen Feldherrn, der für die Seinen sorgte, Gefahren abwendete, im Kampfe ermuthigte und zum Siege führte. Doch entging er auch hier dem Neide nicht und bald legte man Pirkheimer und seinen Nürnbergern zur Last, was immer gefehlt wurde, gegen welche Anschuldigungen er sich jedoch vor dem Kaiser und den Fürsten glänzend rechtfertigte. Maximilian schenkte ihm Gunst und Vertrauen, da der hochgebildete Kaiser wahre Bildung überall ehrte, wo er sie fand. Als er einst von Lindau nach Constanz fuhr und seinem Geheimschreiber in lateinischer Sprache die wichtigen Thaten eines Jahres in die Feder sagte und Pirkheimer sich entfernen wollte in der Meinung, es handle sich um Geheimnisse, hieß ihn der Kaiser bleiben, gab ihm dann die Schrift zum Durchlesen und forderte sein Urtheil über das Reiterlatein. Er selbst schilderte die Begebenheiten des Zuges, die Greuel des kleinen, Land und Menschen verderbenden Krieges mit den lebhaftesten Farben in schönem lateinischen Ausdrucke und mit edler Wahrheitsliebe, da er die Tugenden seiner Feinde, der Schweizer, nicht verhehlt, sondern vielmehr sie in treuherziger Einfalt erzählend preist.

Nach geendetem Kriege kehrte er mit dem Danke des Kaisers, der ihn zu seinem Rath ernannt hatte, nach Nürnberg zurück, wo er seine alte Stelle wieder einnahm und der Stadt nach bestem Vermögen diente, besonders dadurch, daß er noch mehrere Gesandtschaften an den kaiserlichen Hof zu Maximilian und dessen Enkel Karl V. übernahm. Für seine großen

Dienste ertheilte ihm der Staat öffentliches Lob und ein Ehrengeschenk; aber bald mußte auch er, wie alle ausgezeichnete Männer erfahren, daß der Tugend wohl der Ruhm, aber auch der Neid wie der Schatten folge. Sein haüsliches Glück, sein öffentliches ehrenvolles Wirken, sowie seine Gunst bei dem Kaiser und seine Freundschaft mit den Edelsten Deutschlands jener Zeit konnten die kleinen Seelen nicht ertragen und sie suchten ihm durch Verleumdung zu schaden. Schon dachte er daran, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, von welchem Entschlusse ihn die redlich Gesinnten und ihre Vaterstadt wahrhaft Liebenden abzuhalten suchten, als sein Vater starb, welcher sich in der letzten Zeit selbst in die Einsamkeit eines Klosters begeben hatte; und dieses traurige Ereigniß gab ihm die gewünschte Gelegenheit, seinen lang gehegten Vorsatz auszuführen, um sich ganz der Leitung seines Hauswesens und den Studien zu widmen; aber erst nach wiederholtem Drängen erhielt er die Entlassung aus dem Senate.

Von nun an lebte er bloß seiner Familie und den Musen; mit großen Kosten erwarb er seltene Handschriften und gedruckte Bücher, übersetzte griechische Schriftsteller in's Lateinische, bereitete Mehreres für den öffentlichen Druck vor, schrieb eine scherzhafte Vertheidigung des Podagra, welcher damals mächtigen Königin auch er mehrere Jahre dienen mußte, welche Krankheit er sich aber mehr durch Reisen als durch schwelgerisches Leben zugezogen zu haben scheint, da er sehr mäßig lebte, und sich sogar sieben Jahre ganz vom Weine enthielt. Er war aber nicht bloß ein Freund der redenden, sondern auch der bildenden Künste. Seine innige Freundschaft mit Albrecht Dürer führte ihn zu solch' reinen Kunstansichten, daß er bald als ausgezeichneter Kenner der alten und neuen Kunst galt, so wie er hingegen mit der reichen Fülle seiner Kenntnisse und Anschauungen den berühmten Künstler unterstützte, weckte und förderte. Auch beschäftigte er sich mit der alten Münzkunde und stellte eine Vergleichung der alten Münzen mit den Nürnbergischen her und hatte so drei Jahre in angenehmer Muße hingebracht, als der Tod ihm seine Gattin entriß, 1504, von der er sagte, daß sie ihn nie als durch ihren Tod betrübte. Seinen Schmerz zu vergrößern starb bald darauf sein einziger Sohn und nur mehrere Töchter überlebten ihn. Wie sehr er seine Gattin geliebt, zeigte er auch dadurch, daß er sich nicht wieder vermählte, ohngeachtet ihn seine Freunde zu einer zweiten Heirath drängten, sondern treu das liebende Andenken an sie bewahrte.

Die Wissenschaften gewährten ihm auch in dieser Lage Trost; dazu kam, daß er nach drei Jahren, trotz seines Widerstrebens, wieder in den Rath gewählt wurde und er dem neuen ehrenvollen Rufe endlich folgte. Sogleich ward er an den Kaiser und an verschiedene Reichstage gesandt, und überall führte er die Sache seiner Vaterstadt mit glänzender Beredtsamkeit und gutem Erfolge; seine Vorträge waren klar durchdacht, in gro-

ßer Ordnung und in schöner Sprache ausgearbeitet, dazu unterstützte ihn ein vortreffliches Gedächtniß, so daß er auf sechzig verschiedene Punkte nacheinander aus dem Stegreife ausführlich überzeugend antworten konnte und dabei Anderen eben so viel Punkte zur Verantwortung vorlegte; dazu sprach er mit tonvoller, ergreifender Stimme. Durch diese herrlichen Leistungen für seine Vaterstadt war er denn mit Recht von allen Edeln geliebt, von vielen Andern aber insgeheim gehaßt und verleumdet, die seine geistige Ueberlegenheit mit Groll erkannten. Wenn ihn darüber zuweilen der Unmuth ergriff, so suchte er sich bald wieder durch Sprüche aus der heiligen Schrift und Stellen der edlen Alten aufzurichten und zu trösten, da ihn seine Freunde hinderten, seine Aemter niederzulegen. Erst nach mehreren Jahren, da sowohl das Alter als die öftere Störung seiner Gesundheit ihn an den Tod zu mahnen schienen, erhielt er auf sein wiederholtes Drängen die Entlassung aus dem Senate unter der ehrenvollen Bedingung, daß er noch ferner bei Gelegenheit seinen Rath ertheile, wogegen er aber seinen jährlichen Gehalt fortbeziehen sollte. Aber diesen nahm er nicht mehr an, da ihn Gott ohnehin mit Gütern gesegnet habe und jeder in seinem Gewissen verpflichtet sey, seinen Mitbürgern mit Rath und That zu nützen. Von nun an widmete er sich wieder frei den Wissenschaften, seinen Freunden und den Armen, von welchen sein Haus oft umlagert war. Auch der Senat fragte ihn gerade in den wichtigsten Angelegenheiten um seine Meinung und brachte ihm einst für die so glückliche Beendigung einer Sache ein ehrenvolles Geschenk, welches Pirkheimer nicht ausschlug, um nicht stolz zu erscheinen.

Mit innigem Eifer wendete er seinen Geist in den späteren Jahren auf die beginnende Kirchenverbesserung, und damit er in dieser wichtigen Sache nicht bloß der Ansicht eines Fremden traue, las er Tag und Nacht in der heiligen Schrift und in den Kirchenvätern, um den ursprünglichen Zustand der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten kennen zu lernen.

Wegen seiner Freundschaft mit Hutten, Melanchthon, Erasmus von Rotterdam und allen Pflegern der humanen Wissenschaften jener Zeit war er von Johann Eck als Anhänger Luthers beschuldigt und sein Name von den heftigen Eiferern an mehreren Kirchthüren öffentlich angeschlagen, als sey er zugleich mit Luther in jener berühmten Bannbulle genannt. Darüber beschwerte sich Pirkheimer öffentlich und berief sich auf das Zeugniß seines Bischofes von Bamberg und wendete sich selbst an den Papst, daß dieser ihn gegen die ungerechte Verfolgung des Eck sichere, welcher Alles in Deutschland durch seinen ungestümen Eifer aufrege. Obwohl Pirkheimer die Nothwendigkeit einer umfassenden und durchdringenden Kirchenverbesserung erkannte und mit manchen Ansichten Luthers übereinstimmen mochte, so erklärte er sich doch nicht offen für dessen Sache, bezeugte vielmehr in jener Berufung (1520), daß er in der katholischen Kirche bleibe.

Aber was er sonst über die kirchlichen Angelegenheiten, zumal über die weltliche Macht der Bischöfe dachte, sprach er offen in seinen Briefen aus; zeigte, daß viele deutsche Reichsstädte durch die Herrschsucht der Bischöfe unterdrückt worden und sich deßwegen in Oberdeutschland nur Ulm, Augsburg, Frankfurt und Nürnberg bei einiger Macht behaupten konnten. Je eifriger er in der Kirchengeschichte forschte, um so mehr sah er die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung ein und er neigte sich mit seinem Freunde Albrecht Dürer zur Lehre Luthers hin; als er aber von den Graüeln vernahm, welche die Bilderstürmer in Sachsen und anderwärts erregten, ward ihm bange für den Frieden und er schrieb einem Freunde: „Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht (Dürer) seliger, denn wir hofften, die römischen Mißbraüche sollten gebessert werden; aber so man zusieht, hat sich die Sache verschlimmert.“ — Er wollte nur eine Verbesserung, aber keinen Umsturz der Kirche und mißbilligte die gänzliche Verwerfung der bisherigen Gebraüche.

Seine letzten Wünsche, als er am 22. December 1530 sanft entschlummerte, waren: Möchte es nach meinem Tode meinem Vaterlande wohl ergehen! Möchte die Kirche ruhig seyn!

Johannes Thurnmayer,
genannt Aventin.

Von jeher und bei allen gebildeten Völkern wurde Beides für rühmlich gehalten: sowohl große Thaten für das Vaterland thun, als auch sie wie in einem reinen Spiegel wiedergeben und mit treuem Sinne den Nachkommen zur Lehre, zur Ermunterung und Nacheiferung in anmuthiger Rede aufzeichnen, was geschah.

Und wer immer Dieses mit Wahrheitsliebe und mit der frommen Gesinnung gethan, damit der Menschheit zu nützen, wird mit Recht gelobt und sein Andenken mit den Namen der Männer selbst geehrt, deren Thaten er beschrieben hat. Aber weil Liebe zur Wahrheit, Kenntnisse und Kunst der Darstellung nur bei Wenigen vereinigt sind, so hat es auch von jeher weniger große Geschichtschreiber, als Dichter gegeben, und Bayern rühmt sich deßwegen mit Recht Aventins, von dem Göthe sagt: „Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang des Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede seyn, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tschudi's schweizerische oder Aventins bayerische Chronik.“

Johannes

Johannes Thurnmayer ist geboren zu Abensberg in Oberbayern, von welcher Stadt er sich nachmals Aventinus nannte, im Jahre 1477 am St. Ulrichstage. Sein Vater, ein Wirth, hielt ihn fleißig zur Schule an, schickte ihn selbst auf die Universität Ingolstadt, wo Konrad Celtes, der gekrönte Dichter, wahrscheinlich am meisten auf ihn wirkte, und später selbst nach Paris, damit er sich in der Philosophie und in den freien Künsten ganz ausbilde. Lernend und lehrend weilte er mehrere Jahre in jener Stadt, wurde zum Meister der freien Künste erhoben, und ging im Jahre 1503, als er nach seiner Rückkehr hörte, Wien sey durch den Kaiser Maximilian der Sammelplatz großer Gelehrter und Dichter geworden, dahin, traf dort seinen ehemaligen Lehrer Konrad Celtes und lernte die damals berühmten Männer Joachim Vadius, Johannes Cuspinianus, den Geschichtschreiber, und Andere kennen, deren Freundschaft er sich erwarb, erklärte die griechischen und römischen Redner und Dichter vor einem ausgesuchten kleinen Kreise, was vor ihm noch selten geschehen war, und zeigte sich überall als eifrigen und beliebten Förderer der klassischen Studien, der die Jugend in den Geist des griechischen und römischen Alterthums einführte, statt sie mit unverständlichen sogenannten philosophischen Formeln und Unsinn zu betaüben. Von Wien begab er sich nach Regensburg. Auf dem Wege dahin erkrankte er, gelangte aber noch in jene Stadt, wo er im Hause des Andreas Brims sorglich gepflegt wurde und dann zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Gesundheit ein Jahr lang in Abensberg weilte. Darauf ging er mit seinem Zögling Brims über Wien nach Krakau in Polen, lehrte dort die griechische Sprache und widmete sich selbst eifrig der Mathematik. Von dort kehrte er wieder nach Bayern und, wie es scheint, in seine Vaterstadt zurück, begab sich im Jahre 1509 nach Ingolstadt, wo er einige Schriften des Cicero erklärte und hielt sich in seinem Leben und Wandel so, daß er als Erzieher der jungen Fürsten, der herzoglichen Brüder, Ludwig und Ernst, gerufen wurde. Nachdem er sie in guten Sitten und Künsten einige Jahre zu Burghausen fleißig unterwiesen hatte, durchreiste er mit dem Herzoge Ernst Italien, 1415, wo er seine vielen Kenntnisse noch mehr bereicherte, und in dem Fürsten eine dauernde Liebe für die Wissenschaften weckte. Wahrscheinlich waren Beide die Begründer der gelehrten Gesellschaft, die um jene Zeit in Ingolstadt entstand.

Als die Herzoge erwachsen waren, und er zu seinem Unterhalt von ihnen jährlich Einhundert Gulden erhielt und sie ihn auch von Zeit zu Zeit mit anderen reichen Geschenken bedachten, wollte er die übrige Zeit seines Lebens nicht im Müßiggange hinbringen, sondern begann als ein eifriger Freund der deutschen Geschichte und insbesondere seiner Landsleute, das Herzogthum Bayern, dessen Fürsten und Veränderungen zu beschreiben. Die Herzoge förderten sein schönes Unternehmen, er wurde von ihnen unterstützt und mit Empfehlungsbriefen und Schreiben versehen, daß man ihm die alten

Bücher, Urkunden und Schriften einsehen und abschreiben und für seinen Zweck benützen lasse. Darauf durchzog er zu Fuß und zu Roß das ganze Bayerland, durchsuchte Klöster und Stifter, Bücherkammern und Kästen, besichtigte Saülen, Bildnisse, alte Münzen und Steine, Gräber und Kirchen, und verfaßte dann, abwechselnd in Abensberg und Regensburg weilend, die Jahresgeschichten Bayerns, in welchen er beschrieb des alten Hauses Bayern Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen Stamm und Thaten, wie es bis dahin noch in keinem deutschen Lande geschehen war. Dieses Werk war jedoch nach der Sitte der damaligen Zeit in lateinischer Sprache verfaßt, da die Gelehrten weder deutsch zu schreiben verstanden, noch sich die Mühe gaben, das Volk zu belehren. Weil aber gerade Dieses die Absicht der bayerischen Fürsten war, übersetzte er dasselbe nicht so fast, als daß er es vielmehr ganz umarbeitete, und schrieb es in einer solchen klaren, kräftigen Sprache nieder, daß es nachmals vom Volke und allen Gebildeten mit Vergnügen gelesen wurde.

In der Einleitung und in den Vorreden zu den einzelnen Büchern dieser Chronik zeigt er ganz seine edle Denkungsart und seine Ansicht der Geschichte und sagt: „Ich habe die Chronik, wie mir Euere fürstliche Gnaden befohlen haben, wieder zur Hand genommen, und bediene mich in dieser Verdeutschung des alten, lauteren, gewöhnlichen, Jedermann verständlichen Deutschen; denn unsere Redner und Schreiber, besonders die lateinisch können, biegen und krümmen unsere Sprache, vermengen und fälschen sie mit zerbrochenen lateinischen Wörtern und machen sie durch große Umschweife unverständlich, und es hat doch jede Sprache ihren eigenen Brauch und ihre besondere Eigenschaft.“ — Dann erzählt er, welchen Fleiß und welche Mühe er auf sein Werk gewendet, wie er dasselbe nur mit fürstlicher Hülfe zu vollenden vermochte, und obgleich er sich Zeit gelassen, doch nach seinem ganzen Vermögen gearbeitet und Tag und Nacht keine Ruhe gehabt habe. „Aber ich kann es, fährt er fort, nicht einem Jeden nach seinem Sinne machen, wie er es gern hätte, ist aber auch darum nicht angefangen, daß es Jedermann gefallen soll, denn Niemand auf Herr Gottes Boden kann's Jedermann recht thun. Die Wahrheit ist nicht Jedermanns Kauf, sie macht mehr Haß und Neid, als Gunst und Freunde. Es sind aber die Chroniken vom Anfang der Welt nicht darum angefangen, daß sie Jedermann gefallen sollen, sondern daß man die Wahrheit abmale und an das Licht bringe, daß man als wie in einem Spiegel der Welt Lauf anzeige, wie und warum Land und Leute, Bürger und Bauern, Weltlich und Geistlich, Fürsten und Herren in gutem Wesen, Frieden und Einigkeit erhalten, reich und selig mit einander werden mögen, und wie es nicht vergebens seyn wird, wenn Jemand Recht oder Unrecht thut, denn aus der Natur wird bezahlt der Lohn dem Guten und Bösen.“ Weiter sagt er: „Die Erkenntniß der alten Geschichten ist allen Menschen lustig und kurzweilig und nützlich. Wegen die-

ser Erfahrung sind die Alten vernünftiger als die Jungen, und der ist nichts Anderes, als ein Kind, der nicht weiß, was vor ihm ist gehandelt worden. Aber der Teufel mag die Wahrheit nicht leiden, fürchtet, sie komme an den Tag und läßt die alten wahren Geschichten nicht herfür kommen, fürchtet den Abbruch seines Reiches und verblendet der Menschen Augen. Dagegen aber hat der allmächtige, gütige, himmlische Vater die alten Geschichten zu beschreiben als eine besondere Gnade und Gabe Niemanden anders als seinen heiligen Weissagern mit höchstem Fleiß befohlen."

Er zeigt, daß überall, wo man die Thaten der Ahnen fleißig aufschrieb, Gut, Ehre und Land gewachsen seyen; dagegen haben diese abgenommen, wo man die Geschichte verachtete. In diesem Sinne schrieb er seine Geschichte, in diesem Geiste, wollte er, daß sie gelesen und beherziget würde. Deutsch in seinem ganzen Wesen kannte er den hohlen Grundsatz mancher der Neuerer nicht, welche sagen, der Geschichtschreiber solle kein Vaterland und keine Religion haben, damit er Alles unparteiisch beschreiben möge. Er zeigte überall seine christliche, seine deutsche Gesinnung und eiferte gegen das römische in Deutschland eingeführte Wesen, gegen den Uebermuth, den Stolz und die Habsucht der Päpste und Priester und Mönche, wie überhaupt gegen die Gebrechen seiner Zeit, wodurch er natürlich ihren heftigen Groll auf sich zog. Aber er ist nie von der Wahrheit abgegangen, als da, wo er selbst belogen ward, und sein tiefer, religiöser Geist zeigt sich in der Entwicklung der Begebenheiten und in der Beurtheilung der großen Männer. Alle wahrhaft Edlen waren ihm gewogen, und beinahe alle die berühmten Männer seines Zeitalters in Deutschland standen mit ihm persönlich oder durch schriftliche Mittheilung in freundlicher Beziehung.

Die Herzoge in Bayern, denen er sein Werk widmete, schätzten ihn besonders; der Kurfürst Friedrich von Sachsen, jener Gönner aller Gebildeten und Förderer der Reformation, schrieb öfter an ihn und verlangte in gelehrten Dingen seinen Rath; der Pfalzgraf Friedrich lud ihn zu sich ein und hielt ihn so freundlich, daß Aventin von ihm rühmte, er sey von keinem Fürsten so gnädig behandelt worden. Matthäus Lang, der Cardinal-Erzbischof von Salzburg, besuchte ihn in Abensberg und begabte ihn mehrmal fürstlich, ließ auch sein Werk abschreiben. Denn Aventin erlebte es nicht, daß seine beiden ausgezeichnetsten Werke gedruckt wurden. Das geschah erst nach seinem Tode durch den Herzog Albrecht V.

Aber selbst die Gunst dieser Männer schützte ihn nicht vor Verfolgung. Da er in seinen Schriften so offen gegen die Mißbraüche auf den Schulen und in der Kirche redete, wie man dort meistens nur Unsinn statt ächte Weisheit lehre, wie die Lehrer einander selbst nicht, viel weniger den Aristoteles oder die Schrift verstehen; da er vielleicht selbst manche Gebote der Kirche nicht mehr hielt; man sagte, er esse Fleisch am Freitage: wurde er im Jahre 1529 bei einem Besuche seiner Schwester in Abensberg, wohin er

von Regensburg gereist war, unvermuthet als der Ketzerei verdächtig in's Gefängniß geführt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man den freimüthigen Mann, der so offen die päpstlichen Gewaltthaten und Umtriebe gegen die Deutschen rügte, gleich so vielen Anderen durch Einkerkerung oder gar durch den Scheiterhaufen verderben wollte. Aventin ahnete die Gefahr schon früher und wollte sich deßwegen nach Sachsen begeben, sowohl um Deutschland in Verbindung mit anderen tüchtigen und redlichen Männern aufzuklären, als auch um Luthers Lehre offen und frei zu bekennen. Aber dieser Plan, so wie ein anderer, in die Dienste des Erzbischofes Lang von Salzburg zu treten, scheiterte. Darauf traf ihn denn die Verfolgung, und der Herzog Wilhelm von Bayern wurde gewonnen, ihn verhaften zu lassen, und nur auf die dringende Verwendung des Herzogs Ernst, seines fürstlichen Zöglings, erhielt Aventin seine Freiheit wieder.

Aber Kummer und Gram zehrten nun an seinem Leben, und kaum vermochten ihn seine Freunde in Regensburg zu beruhigen. Dem Alter nahe und der Pflege bedürftig verheirathete er sich im Jahre 1530 mit seiner Magd aus Schwaben, was er bald bereute. Mit Nahrungssorgen kämpfend folgte er freudig dem Rufe des Kanzlers Leonhard von Eck nach Ingolstadt, 1533, der ihm die Leitung seines Sohnes übertrug, und genoß in jenem Hause und im Umgange mit dem Mathematiker Appian noch glückliche Tage. Gegen das Ende desselben Jahres wollte er seine Familie von Regensburg abholen, als ihn eine Krankheit überfiel und er am 9. Januar 1534 starb. Er wurde im Kloster St. Emmeram begraben, wo er während seines Lebens edle Freunde seines schönen Unternehmens gefunden hatte, denn jenes Kloster zeichnete sich unter frommen und gelehrten Aebten als Muster beinahe vor allen übrigen jener Zeit aus.

Von seinen vielen Schriften ist die Chronik von Bayern das Gediegenste, wegen welcher er mit Recht der Vater der bayerischen Geschichte heißt. Er war von mittlerer Größe, kräftigem Bau, trug seinen rothen Bart oben geschoren, vom Kinne an lang herabhängend. Mit seiner geschichtlichen Ausarbeitung, die er mit religiöser Erhebung begann, beschäftigte er sich am liebsten in der Stille der Nacht, weßwegen er am Abend wenig oder gar Nichts aß und stets in philosophischer Einfachheit lebte.

Johann Teylenk, Syndicus der Stadt Straubing, ließ ihm einen Denkstein mit seinem Bildniß errichten, der noch an dem Eingange zur Kirchenhalle bei St. Emmeram zu sehen ist.

Georg von Frundsberg.

Am 24. September 1475 wurde auf dem Schlosse oberhalb des schönen Städtleins Mindelheim geboren Georg aus dem altedlen Geschlechte der Herren von Frundsberg, welches vom tirolischen Inn und der Ziller nach dem heiteren Schwaben übergesiedelt war. Georgs Vater hieß Ulrich, seine Mutter war Barbara Rechberg. Da Ulrich mit seiner Sippschaft von dem schwäbischen Städtebunde den Auftrag hatte, den Landfrieden und die Sicherheit der Straßen vom Gebirge bis an die Iller zu schützen, während anderwärts in Deutschland das Faustrecht noch waltete, so wurde denn auch Georg früh in allen ritterlichen Tugenden geübt, dabei aber seine geistige Bildung nicht vernachlässigt; denn mit einem riesenmäßigen Leibe und einer Stärke, daß er ein laufendes Roß beim Zügel hielt, die schwerste Karthaune von der Stelle rückte und mit dem Mittelfinger der rechten Hand einen feststehenden Mann fortstieß, verband er ein hohes, menschenfreundliches Gemüth, war ein Freund der Musik und machte wohl selbst Spruchreime. Seinen ersten Dienst im Harnisch that er unter dem Banner des Reiches und des schwäbischen Bundes im Jahre 1492 gegen den Herzog Albrecht von Bayern, daß dieser Regensburg wieder freigeben mußte. Im Jahre 1504, als Frundsberg im niederbayerischen Erbfolgekrieg gegen die Böhmen tapfer gestritten hatte, welche dem Pfalzgrafen beistanden, wurde er vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen und dieser unternahm es darauf nach dem Rathe Frundsbergs, den Krieg in einen ordentlichen Staat zu verfassen, eine ganz neue Art des Kampfes einzuführen, und so wurde Frundsberg der eigentliche Ordner und Vater der Landsknechte.

Denn da weder der Adel seiner Erblande noch die Reichs-Ritterschaft den Kaiser mehr in seinen Kriegen unterstützten, die Schweizer aber, die Gebirgsleute, gegen Habsburg und selbst schon gegen Deutschland waren, mußte er andere Streiter werben, und weil denn besonders Oberdeutschland von jeher eine Menge streitgeübter Gesellen hatte, die gerne Jedem um Sold dienten; so brachte ein tüchtiger Anführer, dem der Kaiser vertraute, diese Schaaren vom Lande in ein eigenes oder in mehrere Regimenter unter verschiedenen Hauptleuten und einem Obersten zusammen, und darin wurde Frundsberg kaum von einem Anderen übertroffen, und sein Name glänzt unter allen den tapfern Hauptleuten, welche jene kriegerische Zeit nach einander hervorbrachte. Während Andere nach Art der fahrenden abenteuernden Ritter des Mittelalters ihre Kraft in kleinen Fehden zeigten und Ruhm suchten, welches Leben selbst Götz von Berlichingen trieb, und auf weiten

nächtlichen Ritten um das Lob eines tüchtigen Reiters buhlte, und mit toller Keckheit Fürsten, Edle und Städte bekriegte und brandschatzte: fand Frundsberg an dieser unwürdigen Heckenreiterei keinen Gefallen, sondern trachtete im Dienste des Kaisers, zum Ruhme seines deutschen Vaterlandes gegen dessen Feinde Ehre zu gewinnen. Als ein wahrer Kriegsfürst erhob er sich immer auf den Ruf seines Kaisers, ließ die Trommel rühren und sein Name lockte überall her die tapfersten Männer, daß in kurzer Zeit Tausende wohlbewehrt um ihn herstanden, wie um ihren Vater; er hatte erkannt, daß die Stärke der Deutschen immer, wie schon in den ältesten Zeiten, im Fußvolk liege, und so stellte er sich denn selbst als Obrister zu Fuß mit dem gewaltigen Spieß und Schwert an die Spitze seiner Schaaren und dadurch überwand er selbst die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Schweizer.

Seine rühmlichsten Thaten aber vollbrachte er in den Kriegen des Kaisers gegen den Papst und dessen Verbündete, Venedig und Frankreich. Denn als Papst Julius II. von den Venetern mehrere Städte begehrte, welche Alexander VI. für die Kirche erobert hatte, und jene antworteten, sie hätten die Städte nach der Tyrannei Borgias mit dem Schwerte gewonnen, seyen aber bereit, dem Papste den schuldigen Gehorsam zu leisten und ihm Tribut aus denselben zu geben, sprach dieser den Bann über die mächtige Stadt und erregte den Kaiser und die Könige von Frankreich und Spanien zum Kriege gegen sie im Jahre 1509. Der Kaiser und der König von Frankreich kamen selbst nach Italien und die Veneter wurden geschlagen und ihre Macht sank; als aber jene im Herbste heimzogen, indeß ihre Heere den Krieg fortführten und Georg von Frundsberg den Oberbefehl über ein Regiment Landsknechte hatte: da versöhnten sich die Veneter mit dem Papste und begannen darauf desto muthiger den Krieg. Vergebens bat der Kaiser den Papst, bei dem aufrichtigen Bündnisse zu bleiben. Da aber Julius nicht hörte, rückten die Verbündeten gegen sein und der Veneter Heer und schlugen es am 20. Mai bei Bononia, wobei Georg von Frundsberg sich vor Allen auszeichnete, daß der Papst eilig nach Rom floh, aber dort in solcher Ungunst ankam, daß die vornehmsten Cardinäle ihn absetzen wollten und deßwegen eine Kirchenversammlung nach Pisa ansagten. Der Krieg dauerte fort; Frundsberg überfiel einst die Veneter und schlug deren neuntausend mit nicht achtzehnhundert Landsknechten in die Flucht; bald darauf verließ er Italien, weil sich der Papst mit dem Kaiser aussöhnte, dagegen kam ein Bund gegen Frankreich zu Stande, der aber ohne Folgen blieb. Nach dem Tode des Julius wurde Leo X. aus dem Geschlechte der Medicis gewählt, indessen sich Ludwig von Frankreich mit den Venetern verbündete. Allein der Papst, welcher die Franzosen nicht in Italien dulden wollte, unterstützte den Herzog Maximilian Sforza zu Mailand und schloß auch mit dem Kaiser Maximilian ein Bündniß.

Dessen Heer führten Georg von Lichtenstein und Georg von Frundsberg, und als des Kaisers Legat, Matthäus Lang, Cardinal-Erzbischof von Salzburg, die deutschen Hauptleute bei Verona ermahnte, sie sollten nun den Feind angreifen, geschah dieses mit solchem Ungestüm, daß die venetischen Heerhaufen sich zertheilten und der Feind bis an's Meer hin verfolgt wurde, daß die Kugeln der Deutschen selbst Venedig erreichten.

Darüber erzürnt boten die Veneter Alles zur Rache auf und Frundsberg kam bei Vicenza in große Gefahr. Schon meinte der Anführer der Veneter, er habe die Deutschen im Sack und that daher den Antrag: Wolle Frundsberg mit seinen nackten Landsknechten die Waffen übergeben, so könnten sie mit weißen Stäben aus dem Lande ziehen; da antwortete aber Frundsberg: Er führe nackte Knaben, wenn aber einer einen Becher Weins im Busen habe, so seyen sie ihm lieber als die italienischen bis auf die Füße geharnischten Leute. Noch hänge Alles vom Glück ab; viel Feind', viel Ehr'! Er wolle lieber ehrlich umkommen, als schändlich abziehen. — Mit einer raschen wohlberechneten Wendung entzog er sich glücklich der Gefahr, schlug dann das feindliche, übermüthige Heer, 7. October 1515 bei dem Dorfe Cevatio bei Vicenza, und der Veneter Pracht, Gewalt und Volk lag darnieder, was ihnen der Papst wohl gönnte. Da es ihm aber nicht gefiel, daß die Fremden in Italien herrschen sollten, schickte er einen Gesandten nach Venedig, tröstete sie und versprach, sie aus der Gefahr zu befreien; denn er gedachte die Fremden unter einander zu verderben. Der Streit war immer um Mailand, welches der junge König Franz von Frankreich als sein Eigenthum und Erbe, der Kaiser aber als ein Land des kaiserlichen Reiches begehrte, der Papst jedoch gönnte es keinem Fremden. Der König von Frankreich fiel unvermuthet mit seinem Heere ein, eroberte Mailand, und nahm den Herzog Maximilian Sforza gefangen. Dagegen rüstete der Kaiser in Verbindung mit den Deutschen zum Zuge nach Italien, von welchem ihn der Papst vergebens abzuhalten suchte, und kam mit Georg von Frundsberg und anderen Hauptleuten über die Alpen, vermochte aber Mailand nicht zu nehmen und kehrte geschreckt durch das unübersehbare Gewebe von Listen und Ränken zurück, worauf Frundsberg die ganze Last des Krieges trug und in Verona gegen Sturm und Verrath die Macht des Kaisers behauptete, bis nach dem Tode Maximilians dessen Enkel, der nachherige Kaiser Karl V., Frieden machte und die Stadt übergab, worauf Frundsberg nach Deutschland zog und im Heere des schwäbischen Bundes gegen den Herzog von Württemberg kämpfte, bis dieser vertrieben war.

Karl V. bestätigte auf seinem ersten Reichstage zu Worms dem Frundsberg die oberste Feldhauptmannschaft in Tirol und ernannte ihn zu seinem Rathe.

Auf jenem Reichstage erschien auch Martin Luther, sich vor dem Kaiser und den Fürsten des Reiches wegen seiner Schriften gegen den Papst zu verantworten. Als er in den großen Saal eintreten wollte, klopfte ihm Frundsberg auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nie gethan habe; bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, Gott wird dich nicht verlassen.“ Luther wurde durch diese Worte sehr getröstet und sagte in der Folge von Frundsberg, er gehöre zu den Wunderhelden, um welcher willen Gott ein ganzes Land segne. Nach dem Reichstage zog Frundsberg auf des Kaisers Begehren nach den Niederlanden zum Kriege gegen Frankreich. Allein die französische Macht war weit überlegen, und als das kaiserliche Volk über die Maas gezogen war und des Feindes Macht inne wurde, sprach Frundsberg zu seinem Obersten: Wir sind zu schwach; greifen wir sie an, so verschlagen wir dem Kaiser Land und Leute und Keiner von uns kommt davon. Darauf ward der Rückzug beschlossen, Frundsberg aber ließ sich Nichts merken, sprach den Hauptleuten und seinem Kriegsvolke freundlich zu, sie wollen ein wenig zurückweichen, um den Feind aus seinem Vortheil zu bringen, dann wollen sie in Gottes Namen angreifen. So that er den Rückzug in guter Ordnung und erst, als er in Sicherheit war, hieß er Alle niederknien und Gott für die Rettung danken.

Indessen hatte sich Leo X. mit dem Kaiser auf's Neue verbunden, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben; es gelang auch durch die List des Cardinal-Legaten Julius Medicis, der unter seinem Vetter Leo listig und betrüglich alle Kriege und Händel führte, Mailand den Franzosen zu entreißen, worin ein neuer heftiger Krieg entstand, da Franz zur Wiedereroberung jener Stadt Alles aufbot, ein Hülfsheer aus der Schweiz gewann, der Kaiser aber den Frundsberg mit den Deutschen abschickte, um den Herzog Franz Sforza in Mailand zu erhalten. Bei Bicocha kam es zur Schlacht, im Jahre 1522, 27. April. Die Schweizer im Heere Frankreichs rückten von den Höhen auf Frundsberg an, der in den vordersten Reihen stand. Da sprach er seinem Volke tapfer zu, fiel mit ihnen, wie es sein frommer Brauch war, auf die Knie und rief Gott um Sieg an, und erhob sich gestärkt mit den Worten: Wohl auf zur guten Stund' in Gottes Namen! Indessen drangen die Feinde so nahe heran, daß beide Haufen die Spieße nicht brauchen konnten, da erblickte Winkelried vom Heere der Schweizer den Frundsberg, mit dem er einst in Verona gelegen und für den Kaiser gestritten, und rief ihn an: „Du alter Gesell', find' ich dich da? Du mußt von meiner Hand sterben!“ Aber Frundsberg antwortete unerschrocken: „Es soll dir widerfahren, will's Gott!“ Darauf drangen sie mit langen Spießen auf einander ein, Frundsberg wurde in den Schenkel verwundet, aber der Gegner sank todt nieder und die Schweizer flohen,

nachdem die ersten Glieder alle erschlagen waren. Frundsberg verfolgte die Fliehenden nicht, um nur nicht den Sieg im Nacheilen zu verlieren und seine Schaaren zu trennen. Nach der Schlacht stürzte ein französischer Cürassier bis mitten in Frundsbergs Reihen, und als ihn die Landsknechte umringten und ermorden wollten, ließ es Frundsberg nicht geschehen, und als er von ihm erfahren, „er sey einer vom Adel, und ihrer siebenzig hätten zusammen geschworen, einzufallen, um die erlittene Schmach zu rächen, und er habe gemeint, die Anderen seyen hinter ihm,“ entließ er ihn reich beschenkt.

Die Franzosen konnten sich in Italien nicht länger halten; nach ihrem Abzuge wurde auch Genua erobert, wobei Frundsberg die Seinen so viel möglich von der Plünderung und Zerstörung abhielt. Ihm aber, dem siegreichen Ueberwinder, wurden das silberne Scepter, die silbernen Schlüssel des Meeres, die Hauptfahne und andere Kleinodien als Ehrenpreise übergeben, die er nach Mindelheim brachte. Sein Kriegsvolk ward damals reich, da trotz alles Mahnens und Wehrens die Plünderung nicht konnte verhindert werden.

In Mindelheim hatte er aber nicht lange Ruhe, denn Franz, der König von Frankreich, warb mit großer Macht, und zog endlich mit starken Haufen von Franzosen, Schweizern und Deutschen selbst nach Italien, um Mailand wieder zu erobern. Ihm entgegen warben der Kaiser und sein Bruder, der König Ferdinand, und Georg von Frundsberg sollte die alten Landsknechte um sich sammeln, dazu neue werben und sie als ihr oberster Hauptmann nach Italien führen, wo indessen der neue Papst, jener Julius Medicis, der nach dem Tode seines Vetters Leo X. und dem baldigen Tode Hadrians als Clemens VII. war gewählt worden, mit Venedig und dem Könige von Frankreich ein Bündniß geschlossen hatte, um diesem Mailand und Neapel zu verschaffen und den Kaiser aus Italien zu verdrängen. Schon ward Pavia belagert, worin eine kleine, aber tapfere deutsche Besatzung lag, welche der Papst vergebens zur Untreue gegen ihren Herrn reizte; sie hielt standhaft aus, wobei sich Kaspar, der Sohn Georgs von Frundsberg, so auszeichnete, daß er in seinem dreiundzwanzigsten Jahre als Hauptmann über ein Fähnlein Landsknechte gesetzt wurde. Die Nachricht von der baldigen Ankunft der Deutschen hatte sie Alle gestärkt. Als aber Georg von Frundsberg ankam, suchte der Papst auch ihn durch Versprechungen und Drohungen zu gewinnen, der biedere Ritter trieb jedoch den päpstlichen Abgesandten mit bloßem Schwerte aus dem Lager; dann versuchte es Clemens VII., die Kaiserlichen und die Spanier mit List von den Deutschen zu trennen, zugleich rieth er dem Könige von Frankreich, zu zaudern und keine Schlacht zu wagen, denn die Kaiserlichen hätten weder Geld noch Lebensmittel und würden bald auseinander laufen. Aber Frundsberg beschloß, den König Franz, der in einer

trefflichen Stellung im großen Thiergarten bei Pavia gelagert war, in seinem Vortheile anzugreifen und die Sache Gott zu befehlen, und er rief seine neunundzwanzig Fähnlein zusammen, ließ sie einen Kreis bilden, trat unter sie, und sprach: „Liebe Brüder und Söhne! Weil alles Kriegsvolk willig ist, dem Kaiser Mailand zu erhalten, so versehe ich mich, ihr werdet thun, wie bisher und wie es frommen Deutschen ansteht. Wir haben einen prächtigen Feind, aber wir haben sein Volk und seine Hauptleute immer geschlagen und verhoffen auch jetzt den Sieg mit Gottes Hülfe. Darum wollen wir unsere Brüder in Pavia erledigen, und die Das wollen, heben eine Hand auf." Da hoben Alle die Hände auf und schrien, „er sey ihr Vater, sie wollen Leib und Leben zu ihm setzen." Darauf ordnete Frundsberg Alles, die Franzosen in ihrem festen Lager zu überfallen, er beunruhigte sie durch einzelne Abtheilungen mehrere Nächte hintereinander, um sie müde und irre zu machen, daß sie nicht wüßten, auf welcher Seite er angreifen wolle; zugleich meldete er denen in der Stadt Pavia durch geheime Boten, auf ein Zeichen gegen die Feinde auszufallen. Am Matthiastage wagten es dann die Kaiserlichen, im Ganzen nicht über sechzehntausend stark, die Franzosen, deren Schaaren gegen sechzigtausend betrugen, nach Frundsbergs wohl überlegtem Plane anzugreifen. Anfangs schien der Sieg den Franzosen zu winken, da die unter ihnen dienende deutsche schwarze Schaar und die Schweizer tapfer kämpften; als aber Frundsberg mit den Seinen gerade gegen Diese mit aller Macht heranrückte und in furchtbarem Sturme die Gegner niederschlug, indeß sein Sohn aus Pavia hervorbrach: da war Alles gethan, denn die übrigen französischen Schaaren warfen sich, als sie die Niederlage ihrer Tapfersten sahen, in zügellose Flucht, nur ihr König wehrte sich ritterlich, Willens, mit der Ehre das Leben auf dem Schlachtfelde zu verlieren, bis er sich endlich erst nach mehreren Wunden dem Vicekönig von Neapel als Gefangenen ergab. Sein Schwert wurde dem Frundsberg zur Ehre übergeben, dem nächst Gott der Kaiser diesen herrlichen Sieg dankte.

Von Italien eilte Frundsberg nach Deutschland, daß er auf das Begehren des Königs Ferdinand den Bauernkrieg ende. Schon war der Aufstand derselben am Rhein und in Franken blutig und grausam unterdrückt; nur im Allgaü, wo der Aufstand begonnen hatte, standen die Bauern noch unbezwungen, und als diese das Unglück ihrer Brüder vernahmen, wollten die Hauptleute das Land der Regierung zu Innsbruck übergeben, doch der große Haufen war nicht damit zufrieden, und so dauerten die Hin- und Herzüge fort, indessen der Truchseß von Waldburg schon zu ihrer Vertilgung herbeirückte. Damit der Krieg desto eher geendet würde, nahm der schwäbische Städtebund den Frundsberg mit dreitausend Knechten in Sold; nach Unterdrückung des Aufstandes sollte er gegen die aufrührerischen Unterthanen des Erzbischofs von Salzburg ziehen. Und

Frundsberg, menschlicher gesinnt als der Truchseß, wollte, obgleich seine eigenen Bauern sich früher zu den Empörern geschlagen hatten, unnöthiges Blutvergießen verhüten, knüpfte Unterhandlungen mit den Hauptleuten der Bauern an, und gewann sie durch Wort und Geld, daß sie das Heer auseinander gehen hießen, da es ohnehin an Pulver Mangel hatte. Der Truchseß setzte ihnen aber nach, mordete Viele, und verheerte das Land mit Feuer und Schwert; Frundsberg zog dann nach Salzburg, und stillte auch dort den Aufstand durch Unterhandlung.

Während dessen hatte der Papst Alles aufgeboten, dem Kaiser Italien zu entreißen und ihm neue Feinde zu erregen, da er dessen große Macht nach der Schlacht bei Pavia fürchtete; Karl V. aber gab den gefangenen König von Frankreich, der nach Spanien gebracht war, frei, schloß Frieden mit ihm, und Franz stellte seine zwei Söhne als Bürgen, daß er sein Versprechen erfüllen wolle. Als er jedoch frei war, wollte er dasselbe als erzwungen nicht halten, der Papst sprach ihn seines Eides ledig, und verband sich mit ihm gegen den Kaiser, 1526, regte auch England gegen diesen auf, 1527, und war Willens, Neapel und Florenz wieder ganz dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Dazu versah er sich jetzt keines Widerstandes, weder von Karl V., noch vor dessen Bruder Ferdinand, da dieser nach dem Untergange seines Schwagers Ludwig, Königs von Ungarn, gegen die Türken wachsam seyn müsse, in Deutschland selbst großer Zwiespalt und gefährliche Kriege seyen, und der Kaiser aus Spanien und Neapel weder ein Heer, noch Geld senden könne. Die deutsche Besatzung in Mailand, worin auch Kaspar von Frundsberg als Oberster des deutschen Fußvolkes war, mußte bald gegen die vom Papste aufgereizten Bürger kämpfen und gerieth in große Gefahr, aus welcher sie nur der Muth Kaspars befreite und auszuharren ermuthigte. Indessen waren die Engpässe über die Alpen alle von den Verbündeten des Papstes besetzt, der dann dem Kaiser offenen Krieg ankündete, worauf Karl V. ihm entgegnete, „daß er bisher Alles dem Papste zu Gefallen gethan, daß aus seinen Königreichen und Ländern dem römischen Stuhl jährlich mehr Geld eingehe, als von allen andern Völkern, wie Dieses aus den Klagen der deutschen Fürsten deutlich sey, welche schon lange die Abstellung ihrer Beschwerden begehrten, da Deutschland von Rom unterdrückt sey; dessen ohngeachtet habe er aus Neigung zum römischen Stuhle den Klagen nicht Gehör gegeben, und bitte jetzt noch den Papst, weil sie Beide als zwei große Lichter der Welt gesetzt seyen, Frieden zu halten, damit das Heil der Christenheit berathen, die Türken vertrieben und die Ketzereien möchten ausgereutet werden; zudem könne er nicht glauben, daß der Papst, welcher Christi Statthalter seyn wolle, durch Vergießung vielen Menschenblutes weltliche Herrschaft an Land und Leuten begehre.“ Dann schrieb er auch den Cardinälen, bezeugte seine friedliche Gesinnung gegen den Papst, um deßwillen er sich selbst mit den deutschen Fürsten überworfen

habe, und mahnte sie, den Papst an sein Amt zum Frieden zu erinnern. Allein Alles war vergebens; der Krieg hatte in Italien bereits begonnen, und der Papst mit seinen Verbündeten glaubte, die Handvoll deutscher Knechte in den lombardischen Städten schnell durch List und Gewalt zu morden und zu vertreiben, und war ganz erzürnt, als Dieses nicht gelingen wollte. Da jedoch die Gefahr für die Kaiserlichen immer größer wurde, wendete sich der kaiserliche Statthalter zu Mailand, Herzog von Bourbon, durch Kaspar an dessen Vater Georg Frundsberg, bat ihn, dem Kaiser Land und Leute zu erhalten und die Pläne des römischen Bischofes zu vereiteln; zugleich berichtete er ihm über die Unbilligkeit und alle Handlungen des Papstes in Italien. Auch der Kaiser ließ ihn durch seinen Bruder mahnen, er möge Alles aufbieten, die Sache in Italien zu seinem Vortheile zu wenden, es würden ihm alle Auslagen ersetzt werden. Karl V. hatte auch dem Hauptmanne seines Heeres in Neapel Befehl ertheilt, so schnell als möglich nach Rom zu ziehen, den Papst zu überfallen, und durch ein Concil einen anderen erwählen zu lassen. Da brach Jener heimlich auf, kam auf Seitenwegen mit seinen Schaaren nach Rom, daß sich der Papst nur mit Mühe in die Engelsburg flüchten konnte. Allein seine List errettete ihn wieder; denn er that, als reue ihn das Geschehene; er versprach eidlich, Freundschaft mit dem Kaiser zu halten, und sein Heer aus Oberitalien abzurufen. Dadurch und durch Bestechung befreite er sich, und warb sogleich noch heftiger gegen den Kaiser.

Als Dieses Georg von Frundsberg erfuhr, zürnte er sehr über solche Treulosigkeit, und aus Furcht, das Ansehen der Deutschen in Italien möchte ganz darniederliegen und sich das Kriegsfeuer auch über die Alpen verbreiten, warb er von seinem eigenen Gute, weil ihn weder der Kaiser noch dessen Bruder unterstützen konnte, verschrieb seine Herrschaft und Güter, versetzte selbst das Geschmeide seiner Gemahlin Anna, einer Gräfin von Lodron, um die Landsknechte und Hauptleute zu gewinnen, und Viele von diesen streckten ihr eigenes Geld vor. Dann brach er wohlgerüstet mit fünfunddreißig Fähnlein, zusammen zwölftausend Mann, gegen Italien auf, frohen Muthes, obgleich er wußte, daß alle Pässe verschlagen seyen, und dießmal selbst auf die Unglück deutenden Traüme nicht achtend. „Viel Feind', viel Ehr'!" antwortete er den Besorgten. „Wir wollen mit Gottes Hülfe durchdringen, dem Kaiser Land und Volk retten, da es offenbar vom Papst unterdrückt wird. Ich zweifle nicht, daß ich von Gott berufen bin, das Unwesen der Welschen abzustellen, und ich halte dafür, es sey vor Gott und der Welt löblich, daß der Papst, der Anfänger dieses Krieges und des Kaisers größter Feind, gestraft und gehenkt werde, und sollt ich's mit eigener Hand thun!"

Auf den beschwerlichsten, steilsten Wegen überstieg er mit den Seinigen im November die Alpen, denn er mußte auf den unwegsamsten Steigen

vordringen, da die gewöhnlichen Pässe alle stark vom Feinde besetzt waren, und als er endlich in das ebene Land kam, sah er sich bald von den Venetern und den Schaaren des Papstes rings umgeben; doch muthig zog er mitten durch die feindlichen Haufen, und wendete sich in das Land des Markgrafen Gonzaga von Mantua, der ihn scheinbar freundlich aufnahm, aber insgeheim allen Deutschen den Untergang bereiten wollte, da er des Papstes oberster Hauptmann war. Frundsberg merkte noch zu rechter Zeit die Gefahr, und ohngeachtet er so umgarnt war, daß die Feinde schon höhnend ihm das letzte Nachtmahl zu bereiten glaubten, zog er sich mit einer schnellen Wendung aus der Schlinge, obgleich seinen letzten Schaaren vom Feinde hart zugesetzt wurde, und Johann Medicis, des Papstes Hauptmann, der mit seinen leichten Reitern nachsetzte, hatte noch den eitlen Plan, keinen Deutschen entrinnen zu lassen.

Allein kaum war Frundsberg im Gebiete des dem Kaiser treuen Herzog Alphons von Ferrara angekommen, machte er Halt, ordnete seine Schaaren, pflanzte die Stücke auf, richtete und schoß sie selbst ab, und die zweite Kugel traf den Johann Medicis, davon er am dritten Tage starb. Dadurch war die Seele des päpstlichen Bündnisses in Ober-Italien geschieden; Clemens VII. war auf die Nachricht, daß sein Vetter gefallen, ganz bekümmert, forderte schnell sein Kriegsvolk ab, um die Städte in seinem Lande zu besetzen, worüber auch die Veneter aus dem Felde wichen, und so war der große Bund in der That schon gelöst, und seine Pläne durch Gottes Schickung und Frundsbergs Tapferkeit vereitelt, aber der Krieg noch nicht geendet. Er hatte bisher mit seinem und seines Sohnes Gelde und mit guten Worten sein Heer bei gutem Willen erhalten; allein da noch immer vom Kaiser keine Unterstützung kam, und der Sold schon mehrere Monate nicht bezahlt war, beschloß der kaiserliche Statthalter Karl, Herzog von Bourbon, mit Frundsberg eilig nach Rom aufzubrechen, und bei dem Papste, dem Urheber dieses Krieges, die Bezahlung für das Heer zu suchen. Es war ein wunderbarer Rath, das Heer ohne Geld, ohne Geschütz und Lebensmittel mitten durch feindliche Länder einen weiten Weg nach Rom zu führen, doch machte sie Frundsberg, der bei Allen des größten Ansehens genoß, willig, und es schien, Gott wolle durch die Deutschen endlich das übermüthige Rom strafen.

Als der Papst aber von dem Zuge vernahm, erschrack er; suchte denselben zu hindern, und erbot sich des Kaisers Freund zu seyn, und Alles zu thun, was dieser wolle; er gab das Bündniß mit Frankreich auf, und rief den Vicekönig von Neapel, daß er einen neuen Vertrag mit ihm schließe, denn jetzt wolle er Alles halten. Und dieser, nicht mehr gedenkend, daß der Papst keinen der früheren Verträge gehalten, friedete doch mit ihm, 15. März 1527, ohngeachtet seine Spanier übel damit zufrieden waren, und der Papst entließ dann seine Schaaren. Allein der Herzog von Bourbon und Frunds-

berg, welche auf dem Wege nach Rom zu St. Giovanni waren, konnten und wollten den Frieden nicht annehmen, da die vom Papste versprochene Geldsumme bei Weitem nicht hinreichte, den rückständigen Sold zu zahlen; als aber die Spanier und Italiener in dem Heere von dem schlimmen Vertrage hörten, empörten sie sich und schrieen, sie wollen sich nicht ohne Bezahlung aus dem Lande treiben lassen. Der Herzog von Bourbon war seines Lebens nicht sicher, und lief in der Nacht in die Herberge zu Frundsberg, den er immer seinen Vater nannte, und bat ihn um Rettung. Indessen hatte sich durch die Spanier der Aufruhr auch unter den deutschen Landsknechten verbreitet, jedoch wurden diese durch das Zureden ihrer Hauptleute wieder beschwichtigt, bis am folgenden Morgen die Spanier sich zusammenrotteten und schrieen, sie wollen einen anderen Herrn suchen und sich zu den päpstlichen Verbündeten begeben, woraus klar, daß der Aufruhr durch geheime Unterhändler angestiftet war. Frundsberg ließ darauf die Deutschen in einen Ring versammeln, und redete ihnen freundlich zu, „sie möchten ihn und sich vor Schande und Schaden bewahren, und gedenken, wie sie vor wenig Tagen einhellig beschloßen, Keiner vom Anderen zu weichen, sondern auszuharren, bis sie Alle zufrieden gestellt seyen. Nur kurze Zeit noch möchten sie sich gedulden, und sich von Niemanden verhetzen und in's Unglück führen lassen, da der gewisse Sieg von Gott zu hoffen, wenn sie brüderlich zusammenhalten.“ Also sprach er, aber dieses Mal vermochte er wider die unbändigen Haufen Nichts, sie schrieen nur immer: „Geld! Geld!“ und als sie sogar die Spieße gegen die Obersten wendeten, übermannten ihn Schmerz und Zorn so, daß er weder reden noch stehen konnte, und man ihn auf eine Trommel niedersetzte. Bei diesem Anblick und dem Zureden der Obersten wurde das Volk ruhiger, der Ring lösete sich, die Diener aber hoben den Frundsberg auf seinen Esel, den er zu reiten pflegte, und brachten ihn zu seiner Herberge. Er setzte sich noch zu Tische, aber bald ergriff ihn ein heftiges Fieber, daß alle Obersten an seinem und ihrem Leben verzweifelten, denn sie waren mitten in Feindes Land, ohne Geld und Lebensmittel, und Klaus Seidensticker, ein alter, kühner Kriegsmann, sagte damals mit Thränen bei diesem Anblicke: „Hilft mir Gott aus diesem Krieg, so will ich mein Leben lang in keinen mehr, weil man mit solcher List handelt. Die großen Herren spielen unter dem Hütlein, machen Frieden und Unfrieden, wie sie wollen, und uns, die wir dem Kaiser treulich dienten, will man auf der Schlachtbank opfern. Sie sehen auf ihren Vortheil und lassen uns zu Grunde gehen!“ So ward Georg von Frundsberg hier mitten in seiner Siegesbahn gehemmt, aber als er am vierten Tage wieder Etwas reden konnte, mahnte er den Herzog von Bourbon, er solle vom Kriegszuge nicht ablassen, sondern die Sache ausführen; seine Leute empfahl er dem Konrad Bemmelberg, und während sich das Heer gegen Rom bewegte, ward Frundsberg am 22. März nach

Ferrara geführt, wo er über ein Jahr lang, unterstützt von seinem Sohne Kaspar, dem Obersten der Deutschen zu Mailand, bleiben mußte, da er von den Venetern kein sicheres Geleit hoffen durfte. Indessen zogen die deutschen Landsknechte, um das Schicksal ihres Vaters ganz bekümmert, willig unter Bourbons Anführung nach Rom, vor dessen Thoren sie nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten am 5. Mai ankamen. Clemens VII. war über den Unfall des Frundsberg sehr erfreut, und fürchtete nun Nichts mehr, schon glaubte er sich so sicher, daß er öffentlich das Bündniß mit Frankreich und Venedig wieder erneuerte, selbst als er von der Annäherung der Deutschen hörte, verachtete er alle Warnungen, flüchtete weder selbst, noch ließ er zu, daß die Römer ihre Schätze in Sicherheit bringen durften, und war so sehr von seinem Hochmuth verblendet, daß er noch am 4. Mai ein offenes Schreiben umherschickte, in welchem er alle seine Unterthanen zum heiligen Kampfe gegen die Deutschen, die lutherischen Ketzer, und gegen die Spanier, die treulosen Juden, aufrief, und die Seelen Aller, die in diesem Streite männlich sterben, in die Gesellschaft der heiligen Engel setzte. Der Aufforderung des Herzogs von Bourbon, die Stadt zu öffnen, folgte eine trotzige Antwort; dieser ließ seine Schaaren nur etwas ruhen, und begann am 6. Mai 1527 nach Mitternacht den Sturm. Er stieg der Erste auf einer Leiter empor, ward zwar von einer Kugel tödtlich getroffen, aber um so wüthender drangen darauf die Spanier und Deutschen empor; dazu fiel ein dicker Nebel, der die Römer verwirrte und die verschiedenen Angriffspunkte verbarg; die Stadt wurde erobert, der Papst flüchtete sich mit Mühe in die feste Engelsburg, von wo aus er das Geschütz noch unter die Sieger spielen ließ, die Stadt aber der graülichsten Plünderung preisgeben mußte, daß das geraubte Gut an Gold und Silber und Edelsteinen an zehn Millionen und das auferlegte Strafgeld eine noch größere Summe betrug. Die Landsknechte und Spanier trieben darauf ein furchtbares Spiel, schmückten sich mit den Gewanden der Cardinäle, Einer mit der dreifachen Krone als Papst, den ließen sie hoch leben und riefen, sie wollen nur fromme Päpste und Cardinäle machen, die dem Kaiser gehorsam und nicht, wie die vorigen, kriegs- und blutdürstig wären. Ja, sie zogen höhnend vor die Engelsburg und schrieen: „Doctor Luther soll Papst werden!“ Clemens aber harrte aus, suchte durch allerlei List zu entfliehen, doch Dieses war bei der Wachsamkeit der Deutschen und ihrem Mißtrauen nicht möglich, er hatte kaum mehr auf drei Tage Lebensmittel, und in der Stadt selbst wüthete eine furchtbare Pest wegen der lange Zeit unbegrabenen Leichname; erst da begann die ernstliche Unterhandlung. Aber auch jetzt wurden die Deutschen betrogen; der Papst entwich heimlich trotz des aufgerichteten Vertrages, und das versprochene Geld ward nicht bezahlt. Zu Tausenden starben die Deutschen dahin, auch Melchior, der jüngere Sohn des Georg von Frundsberg, starb am

12. Januar 1528, zwanzig Jahre alt; die päpstlichen Verbündeten regten sich überall wieder voll neuen Muthes; der Herzog Heinrich von Braunschweig konnte selbst in Oberitalien die Sache des Kaisers nicht wieder aufrichten und mit ihm zog Georg von Frundsberg mit seinem Sohne Kaspar über die Alpen nach Mindelheim; von seinem ausgelegten Gelde erhielt er vom Kaiser Nichts zurück, daß er vor seinen Glaübigen nicht ruhig seyn konnte. Zuletzt pflegte er zu sagen: „Drei Dinge sollen einen Jeden vom Kriege abschrecken — das Verderben und die Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, das lose Leben der Kriegsleute und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch und reich werden, die Wohlverdienten aber unbelohnt bleiben.“ Am achten Tage nach seiner Heimkehr starb er, 20. August 1529.

Sein Sohn Kaspar, der in des Kaisers Kriegen tapfer fortkämpfte, bis er auf dem Wege nach Italien erkrankte und nach Mindelheim zurückgebracht wurde, starb 1536; das altedle Geschlecht der Frundsberge erlosch mit Georg dem Jüngern, 1. November 1586.

Konrad Peutinger.

Unter den Wenigen, welche die Liebe zur Kunst und Wissenschaft auch im vielbewegten Geschäftsleben noch bewahrten und sie als die Ruhe nach ihrer Arbeit und den höchsten Schmuck ihres Wirkens achteten, die ihren Mitbürgern nicht bloß mit Rath und That nützten, sondern auch das Beispiel einer edlen Thätigkeit selbst in der Muße gaben, zeichnet sich aus Konrad Peutinger, geboren den 15. October 1465 zu Augsburg.

Da er der einzige Sohn eines angesehenen Mannes aus der Zunft der Kaufleute war, dessen edles Geschlecht sich früher von Peuting nannte und im Jahre 1288 aus Bayern in Augsburg sich angesiedelt hatte, verwendeten die Aeltern, Konrad und Barbara aus dem Geschlechte der Fricinger, alle Sorgfalt auf seine Erziehung.

Er wurde sehr frühe nach Italien geschickt, da dieses Land damals vor allen anderen die Pflegerin der Künste und Wissenschaften war, und besuchte nicht bloß die Schulen der Rechtslehrer, sondern hörte auch die Vorträge über die Classiker der Alten, die das Herz und den Verstand jedes fähigen Jünglings zu fesseln und zu erheben vermögen. — So weilte er längere Zeit in Padua, Bononia, Florenz und Rom, und er scheint durch Geist und Kenntnisse sich damals schon ausgezeichnet zu haben, da Päpste

und

und Cardinäle mit ihm sprachen und er die Würde eines Doctors der Rechte erhielt, welche damals selten war und eben deßwegen große Ehren und selbst Rechte gewährte, und weil es damals nur wenige weltliche Männer gab, die sich durch ihre Leistungen in den Wissenschaften hervorthaten, so waren diese um so mehr bewundert und selbst von Königen geehrt und gesucht. Denn die Fürsten und Edlen lagen allein dem Kriegshandwerke und der Jagd ob, die Bürger trieben Kaufmannschaft und Gewerbe, und kaum in den Klöstern dachte hie und da ein Mönch im Schooße der Muße, daß der Geist einer unendlichen Bildung und Erhebung und daraus hervorgehenden Beseligung fähig sey; wer aber dieses einmal erkannt hatte, fühlte sich über das gemeine Treiben der Welt erhaben und suchte auch Andere emporzuheben.

Peutinger verließ Italien mit dem Vorsatze, seinem Vaterlande zu dienen und fand bald volle Gelegenheit, seine reichen Kenntnisse als Stadtschreiber zu zeigen. Diese Stelle in der großen altberühmten Reichsstadt war damals beinahe die erste, gewiß die wichtigste, denn der Stadtschreiber war der Kanzler der Stadt, besorgte die Ausfertigung aller Kauf- und Schuldbriefe, bereitete die Gegenstände für die Rathssitzung vor, trug dieselben mit seinem Gutachten vor, ordnete und bewahrte die Protokolle und die Kanzlei, war der Rechtsanwalt der Stadt und ihr öffentlicher Redner vor Kaisern und Fürsten und auf den Reichstagen, zu welchen er häufig geschickt wurde, um das Beste der Stadt zu wahren. Alle diese mannichfaltigen Geschäfte besorgte Peutinger mit größter Redlichkeit und unermüdetem Eifer und er war es, der die alten zerstreuten Urkunden, Verträge und Briefschaften nach einem klaren Plane sammelte und ordnete, und so für seine Mitbürger und die Nachkommen zur Behauptung alter Rechte und Freiheiten, so wie zur Belehrung und Befriedigung einer edlen Wißbegierde zugänglich machte.

Anfangs wurde er bloß für einige Jahre aufgenommen, seit dem Jahre 1496 aber war er für beständig mit dem wichtigen Amte betraut, und es wäre zu lang, alle seine Sendungen, die er mit Anderen oder allein übernahm, aufzuzählen und was er dabei leistete; nur dieses will ich erwähnen, daß er mit Georg Langenmantel den neuerwählten Kaiser Karl V. im Jahre 1520 zu Brügge im Namen der Stadt Augsburg in einer musterhaften lateinischen Rede begrüßte und bei demselben im Jahre 1521 auf dem Reichstage zu Worms die Erneuerung und Bestätigung der Stadtrechte und Freiheiten mit dem Münzrechte bewirkte.

Er war vermählt mit Margaretha, der Tochter des Anton Welser von Memmingen, einer eben so gebildeten als tugendhaften, trefflichen Hausfrau, und erzog seine vielen Kinder mit einer seltenen Liebe und Sorgfalt; selbst die Töchter erlernten außer der nothwendigsten Haushaltungs-

kunst die lateinische Sprache schon in zartester Jugend, da sie von allen Gebildeten eben so gesprochen wurde, wie jetzt die französische, und seine älteste Tochter Juliane begrüßte als Kind von vier Jahren den Kaiser Maximilian im Jahre 1504 mit einer kleinen lateinischen Anrede im Namen der Stadt. Der Kaiser liebkoste darauf die Kleine und sagte, sie solle Etwas von ihm begehren und sie erwiderte: Schenk' mir eine hübsche Docke. Sie starb sehr früh; ihre Schwester Constantia aber blühte bewundert wegen ihrer Schönheit und Bildung heran, und wurde in Gedichten von Ulrich Hutten gefeiert; sie flocht den Lorbeerkranz, mit dem ihn der Kaiser Maximilian schmückte, und vermählte sich mit dem Ritter Melcher Soiter von Windach.

Das Haus Peutingers war der Sammelplatz aller Edlen und Gebildeten, und er stand mit den Ausgezeichnetsten seiner Zeit in wissenschaftlicher oder freundschaftlicher Verbindung. Als Luther vor dem Cardinal Cajetan in Augsburg erschien, lud ihn Peutinger zu Gast, vertheidigte ihn vor dem Cardinal und gab in der Folge dem Kurfürsten von Sachsen den dringenden Rath, darauf zu bestehen, daß in dem kaiserlichen Geleitsbriefe ausdrücklich dem geheimen Vorbehalt entsagt werde, als dürfe man Ketzern nicht Treu' und Glauben halten. Luther selbst erkannte dankbar, wie sehr seine Sache durch Peutinger gefördert wurde; dieser dagegen war aller gewaltsamen Neuerung abhold und wollte, daß die evangelische Lehre sich allmählig durch eigene Kraft verbreite und gleich dem Sonnenlichte die Finsterniß des Aberglaubens und der Abhängigkeit zerstreue. Deßwegen rieth er, den heftigen Barfüßer-Mönch Schilling aus der Stadt zu entfernen, da dieser im blinden Eifer gegen die bisherigen Lehren und Bräuche der Kirche und der Geistlichkeit predigte und das gemeine Volk aufregte. Die Folgen dieses fanatischen Treibens zeigten sich bald in offener Empörung des Pöbels. Schilling wurde zurückgerufen und nur durch die standhafte Klugheit Peutingers unterstützt vermochte der Stadtrath die gestörte Ruhe wieder herzustellen. Ohne seinen Rath und seine Theilnahme wurde damals nichts Wichtiges in Kirchensachen verhandelt, da nicht nur Augsburg, sondern auch die übrigen Reichsstädte meistens seinem Beispiele folgten; er war es, der die berühmte Protestation auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1529 gegen die Beschlüsse in Kirchensachen veranlaßte, woher die Theilnehmer den Namen Protestanten erhielten, und er vertheidigte seine Vaterstadt in der Einführung der Reformation muthig und standhaft.

Für seine vielen und großen Verdienste wurde er in die Zahl der (edlen) Geschlechter aufgenommen, unter denen sich seine Nachkommen mit Ehren bis zu ihrem Erlöschen erhielten.

Ein älterer Schriftsteller sagt von ihm: „Konrad Peutinger war nicht nur zu seinem eigenen Ruhme und Nutzen Augsburgs acht und zwanzig

Jahre lang geschworner Stadtkanzler, sondern es bedienten sich seiner auch alle Kurfürsten, wenn sie Etwas besonders vertraut und geheim handeln wollten; wenn der Kaiser Maximilian in Augsburg war, that er wenig ohne Wissen und Rath Peutingers; auch war er ein zierlicher, fertiger Dichter und in allen alten Geschichten wohl erfahren und deßwegen hochberühmt. Vor Allen ist bekannt, wie er bewies, daß ein in der St. Ulrichskirche aufbewahrtes Denkmal nicht das eines Heiligen, sondern eines Heiden sey, worauf man den Stein aus der Kirche entfernte. Peutinger sammelte mit großer Lust und vielen Kosten solche und andere Denkmale und veranlaßte dazu auch reiche Männer, wie die Fugger, wodurch der Sinn für die schönen Gebilde des Alterthums erwachte, die Kunst erweckt und die Neigung von unedlen Dingen auf Edles geleitet wurde. Am meisten berühmt war seine Büchersammlung mit kostbaren Handschriften und darunter die römische Reisetafel aus den Zeiten des Kaisers Theodosius, nachmals die Peutingersche Tafel genannt.

Er selbst schrieb manches Denkwürdige aus der Geschichte seiner Vaterstadt und Deutschlands, und legte in sogenannten Tischreden die Fülle seiner Kentnisse und Anschauungen nieder. Geehrt von seinen Mitbürgern und beglückt durch seine Familie starb er, zwei und achtzig Jahre alt, 24. November 1547, nachdem er seine Söhne noch mit den höchsten Ehren der Stadt geschmückt gesehen.

Friedrich der Weise
und
Ludwig der Friedfertige,
Pfalzgrafen bei Rhein und Kurfürsten.

Zu derselben Zeit, da in Bayern zwei Brüder herrschten, walteten zwei andere Wittelsbacher über das kurfürstlich pfälzische Gebiet, Ludwig, genannt der Friedfertige, und sein Bruder Friedrich II., die Brüder jenes Ruprecht, der sich mit der herzoglichen Fürstentochter Elisabeth von Landshut vermählt und jenen unseligen Erbfolgekrieg veranlaßt hatte, welcher die Macht des wittelsbachischen Hauses, besonders in den Pfalzen, hart bedrängte, schwächte und das Leben des Kurfürsten Philipp verkümmerte. Selbst bei seinem Tode, 1508, waren die Ansprüche der Gegner noch nicht alle befriedigt, und durch seine Verfügung über die Nachfolge in der Kurwürde schien er den Zwist im eigenen Geschlechte fortzupflanzen, da er wollte, daß nach dem kinderlosen Tode seines ältesten Sohnes Ludwig nicht die

Söhne seines nächsten Sohnes, des verstorbenen Ruprecht, sondern sein vierter Sohn, Friedrich II., die Regierung führen solle. Allein die jungen Pfalzgrafen konnten ihre Ansprüche noch nicht geltend machen und in der Folge waltete das Glück zur friedlichen Ausgleichung.

Ludwig, geboren am 2. Juli 1478, weilte nach dem Willen seines Vaters Anfangs am kaiserlichen, dann am französischen Hofe, um fürstliche Sitte und das Leben kennen zu lernen, bewahrte aber sein redliches deutsches Gemüth in dem prunkvollen Treiben nach Vergnügen und lebte in einfacher, stiller Weise, nach der Uebernahme der Regierung bedacht, die Wunden des Landes zu heilen und das geschmälerte Gut durch Sparsamkeit und kluges Walten allmählig wieder zu mehren. Er stellte das freundliche Verhältniß mit den Fürsten in Bayern wieder her, vermählte sich 1511 mit der Herzogin Sibylla, der Schwester der regierenden Herzoge, und verglich sich mit den umliegenden Fürsten über die noch waltenden Zwiste und wahrte mit festem Sinne den Frieden.

Da nicht bloß das pfälzische, sondern das ganze wittelsbachische Geschlecht durch die schlaue Staatskunst des habsburgischen Hauses besonders in der letzten Zeit so arg gelitten hatte, horchte Ludwig um so williger den Anträgen Frankreichs, dem Könige Franz I. die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, statt dem Enkel des Kaisers Maximilian, Karl von Spanien. Allein dieser hatte am eigenen Bruder des Kurfürsten einen mächtigen Fürsprecher. Friedrich II. war mit dem Sohne Maximilians, Philipp, am österreichischen Hofe erzogen und diesem Prinzen innig zugethan. Ein Meister in allen ritterlichen Künsten, lebendigen Geistes und geschmückt mit angenehmen Sitten, war Friedrich an allen Fürstenhöfen willkommen, und deßwegen dem abenteuerlichen Leben hold, ließ er freudig sein Erbtheil in des Bruders Händen und suchte und fand leicht fremder Herren Dienst. Er begab sich an den niederländischen Hof zu dem Könige Philipp, der den heiteren, lebensfrohen Fürsten gerne um sich hatte und ihn zum Begleiter auf der Reise nach Spanien nahm. Das freundliche Verhältniß wurde selbst während des Landshuter Erbfolgekrieges nicht unterbrochen.

Auch nach dem Tode des jungen Königs im Jahre 1506 blieb Friedrich bei dem Kaiser Maximilian, begleitete ihn im venetianischen Kriege und leistete ihm überall die treuesten Dienste, wofür er wohl große Versprechen, aber in der That wenig Dank erhielt, doch erkannte er es als hohe Gnade, daß sein Bruder Georg durch Maximilians Empfehlung Bischof von Speyer wurde 1513.

Zwar als Friedrich am niederländischen Hofe weilte und bei dem jungen Könige Karl und noch mehr bei dessen Schwester Eleonora durch seine ritterlichen Tugenden in großer Gunst stand, schmeichelte er sich selbst eine Zeit lang, die reiche Fürstin heimzuführen und sich ein glänzendes Loos

zu sichern. Aber diese Traüme verschwanden bald und noch in guter Weise entlassen eilte er in seine Heimath zurück, blieb eine Zeit lang in Heidelberg und ging dann in die obere Pfalz, wo er im Namen seines unmündigen Neffen Otto Heinrich Regierung und Hofhaltung leitete. Als aber der Kaiser Maximilian die Nachfolge in Deutschland für seinen Enkel Karl suchte, wandte er sich wieder an den Pfalzgrafen Friedrich, und dieser ließ sich durch kaiserliche Gunst und neue Versprechungen leicht gewinnen, die Pläne des habsburgischen Hauses zu fördern, und wußte endlich seinen eigenen Bruder Ludwig, der dem österreichischen Hause mit Recht wegen dessen Benehmen gegen die Wittelsbacher abgeneigt war, allmählig mit dem Kaiser zu versöhnen, besonders da Maximilian aüßerte, im Landshuter Kriege sey dem Kurfürsten zu viel geschehen, er wolle es wieder gut machen. Ludwig, der früher offen aüßerte, die Kaiser aus dem übermächtigen Hause seyen der deutschen Freiheit gefährlich, wurde allmählig durch die Vorstellungen des Bruders und die Versprechungen Maximilians den Habsburger wieder geneigter, zumal Friedrich einen Gnadengehalt, Ludwig aber die Bewilligung eines Zolles erhielt.

Zwar starb Maximilian am 12. Januar 1519, ehe die Wahlsache glücklich für sein Geschlecht geendet war, aber Friedrichs Eifer für dessen Enkel Karl dauerte fort und vorzüglich durch seine und seines Bruders Bemühung, die damals mit Geschenken und noch größeren Verheißungen belohnt wurde, sank der französische Einfluß und wurde endlich Karl V. zum deutschen Kaiser gewählt, 28. Juni 1519. Friedrich überbrachte ihm selbst die freudige Nachricht nach Spanien, und Karl erließ ein eigenes Dankschreiben an den Kurfürsten von der Pfalz und ernannte in der Folge seinen Bruder Ferdinand und den Pfalzgrafen Friedrich zu Reichsstatthaltern, was für jenen sehr wichtig war, für diesen aber nur Gelegenheit zu ungemessenem Aufwande bot. So war das pfälzisch-wittelsbachische und habsburgische Haus wieder mit einander ausgesöhnt.

Friedich schlug als Statthalter seine Hofhaltung in Nürnberg, dem damaligen Sitze des Reichsregimentes, auf, und lebte in fröhlicher Weise, die Lust aus vollen Bechern schlürfend; auch sein Bruder, der Kurfürst, wurde eine Zeit lang vom gleichen Taumel fortgerissen und die Räthe der beiden Fürsten redeten jeder Lust und Leichtfertigkeit das Wort und halfen den Schatz mit vollen Händen vergeuden. Dann borgte man bei den reichen Nürnbergern, welche diesem Treiben mit Vergnügen zusahen und auf die günstige Gelegenheit lauerten, noch mehr pfälzisches Gut an sich zu bringen. Vom bayerischen Kriege her waren noch die Städte Lauf, Altdorf und Hersbruck in ihrer Gewalt, und konnten um mäßige Summen ausgelöst werden, aber damals gaben die beiden Fürsten diese Städte und noch anderes Gut, um das fröhliche Leben noch eine kurze Zeit fortzusetzen, für zwei und dreißig tausend Gulden hin, und Nürnbergs Macht und Gebiet wuchs

durch diesen schmählichen Kauf, wozu die fürstlichen Räthe gerathen und dafür von Nürnberg stattliche Verehrungen erhalten hatten! Dann kehrte Ludwig nach Heidelberg zurück und waltete weise, sparsam und gerecht, Friedrich aber eilte nach Spanien zu dem Kaiser Karl, in der Hoffnung, nun dessen Schwester Eleonore, die verwittwete Königin von Portugal, heimzuführen; allein auch dieses Mal kehrte er, in jeder Hinsicht getaüscht, in das stille Amberg zurück.

Das friedliche Walten Ludwigs wurde nach wenigen Jahren durch kriegerische Ereignisse unterbrochen, welche ganz Deutschland neu zu gestalten oder zu verderben drohten. Schon vor der Reformation ging eine große Gährung durch ganz Deutschland und man erkannte überall die Vorboten großer Veränderung, und als sie endlich selbst eintraf, kündete sie sich Anfangs bloß als eine geistige Erneuerung des Menschengeschlechtes an. Allein bald wurde sie von der Leidenschaft, Habsucht und Gewalt zur Erreichung anderer Zwecke mißbraucht, und es bedienten sich ihrer zuerst die Ritter und Edlen, um sich der Herrschaft der Fürsten zu entziehen. Denn mit Unwillen ertrugen sie es, daß durch die wachsende Macht des Kaisers und der Fürsten der Landfriede gegen die beständigen Raubzüge und Fehden kräftig erhalten und so die bisherige zügellose Freiheit zu allen Abenteuern beschränkt wurde. Um diese alte Freiheit wieder herzustellen, verbündeten sie sich gegen die Fürsten und hofften, in Verbindung mit den Bauern ihr Ziel zu erringen. An der Spitze des Bundes aber stand Franz von Sickingen, einer der Edelsten und Kräftigsten, dessen Ahnen dem pfälzischen Hause treu gedient hatten.

Wie ein gefürchteter Haüptling des Mittelalters sammelte er, jetzt im Dienste Frankreichs, jetzt in dem des Kaisers, seine Schaaren um sich und trug den Krieg da und dort hin durch Deutschland, jedoch bisher immerdar dem Kurfürsten Ludwig treu gesinnt und Verderben von ihm abwehrend. Als aber sein Plan gegen alle deutschen Fürsten sich deutlich zeigte und er die Fehde gegen den Kurfürsten von Trier und gegen Hessen begann, nahm sich Ludwig dieser an und vereinigte seine Heerschaaren mit den ihrigen. Vergebens hoffte Sickingen, der ganze Ritterstand werde sich für ihn erheben, die Bauern sich ihm anschließen; bald sah er sich von allen Anhängern verlassen, von Schloß zu Schloß gedrängt, und endlich seinen letzten Zufluchtsort, Landstuhl, angegriffen. Hier dachte er seine Gegner zu ermüden und auf dem unüberwindlichen Schlosse ihrer zu spotten, denn er kannte die Gewalt des neuen Geschützes nicht. Bald wurden die Mauern von den Kanonenkugeln zersplittert, und er selbst tödtlich verwundet. Das Schloß ergab sich, 6. Mai 1523, die siegenden Fürsten zogen ein und fanden den gefürchteten Ritter mit dem Tode ringen; am folgenden Tage starb er und mit ihm wurde wahrhaft das alte Ritterthum begraben.

Drei Jahre darauf ging der Bauernkrieg mit seinen furchtbaren Graüeln durch Deutschland; auch in der Pfalz lösten sich die Bande des alten Gehorsams und der Kurfürst sah, wie der wachsende Sturm immer näher kam. Im Gebiete von Speyer erhob sich der Aufstand in hellen Flammen und vergebens hatte der Bischof Georg, Ludwigs Bruder, die Bauern gemahnt, sie möchten ihm Treue halten, dann werde er ihre Beschwerden gütlich abstellen. Die aufgeregten Gemüther merkten nicht auf diese Friedensworte, und voll Bestürzung verließ darauf der Bischof sein festes Schloß Udenheim und floh zu seinem Bruder nach Heidelberg. Dahin kamen auch der Erzbischof von Trier, der Bischof von Würzburg und der Deutschmeister. Noch schwankte Ludwig über das Verfahren, welches er gegen die Empörer anwenden sollte, und war nach seiner natürlichen Milde zu gütlichen Unterhandlungen geneigt, obgleich ihn der schwäbische Bund und die Nachbarfürsten zur Strenge drängten. Er lud die Hauptleute der aufrührerischen Bauern zu einer Unterredung ein, und schon schien es, als sollte durch seine ernstliche Mahnung der Aufstand in der Pfalz ohne großes Blutvergießen enden; denn man kam überein, daß die Bauerschaft auseinander gehen und alle eroberten Städte und Schlösser den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgeben sollte. Dagegen versprach der Kurfürst einen allgemeinen Landtag auszuschreiben und auf demselben die Beschwerden der gemeinen Landschaft prüfen und abstellen zu lassen. Zugleich erließ er an seine Amtsleute die Weisung, bis auf Weiteres nichts Gewaltsames gegen die Bauern vorzunehmen. Allein solche friedliche Ausgleichung sollte damals nicht zur Vollendung gedeihen. Denn weder hielten die Bauern ihr Versprechen, sondern einzelne Haufen fuhren fort zu rauben und zu verwüsten, noch ließ der schwäbische Bund, dessen Mitglied Ludwig war, ihn seiner friedlichen Gesinnung folgen, sondern forderte immer dringender seinen thätigen Beistand zur schnellen Unterdrückung des Aufruhrs. Am meisten aber wirkte auf ihn das Gutachten Melanchthons.

Während der ganzen Bewegung benahmen sich Luther und Melanchthon unsicher und wußten wenig Rath, wie dem Unwesen zu steuern. Beide kannten die Geschichte und die früheren Zustände ihres eigenen Vaterlandes beinahe gar nicht, denn weder vermochte sie Luther im Kloster, noch Melanchthon auf den Universitäten und aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Von den ehemaligen Rechten der Gemeinfreien in den verschiedenen deutschen Stämmen, welche eben sowohl begründet waren, als die Herren-Rechte und welche nur im Laufe der Zeiten allmählig verkümmert oder ganz vernichtet waren, hatten sie keine Vorstellung und glaubten, der deutsche Bauer sey mit dem römischen Sclaven in gleicher Lage. Auf die Nachricht von dem Aufstande in Schwaben schrieb Luther seine Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft, in welcher er auch heftig gegen die Fürsten losfuhr und geistliche und weltliche Herren

als die Ursache des furchtbaren Krieges beschuldigte. Dann rechtfertigt er sich, daß nicht seine, sondern der Mordpropheten Lehren den Aufruhr entzündet hätten, und bittet die Fürsten, diesen nicht gering zu achten. Die Bauern mahnt er, nicht Rottengeistern ihr Ohr zu leihen, sondern auf seinen getreuen Rath zu hören: „Ihr rühmt euch mit Unrecht, nach dem Evangelium zu handeln, denn dieses verbietet allen Aufruhr gegen die Obrigkeit. Wenn auch diese bös ist, so ist es doch gegen das natürliche Recht, daß Jemand in eigener Sache Richter seyn will. Darum sage ich euch: ich lasse euere Sache seyn, wie gut und recht sie seyn kann; weil ihr aber selbst wollt vertheidigen und nicht Gewalt und Unrecht leiden, möget ihr thun und lassen, was euch Gott nicht wehrt. Aber den christlichen Namen, sage ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eueres ungeduldigen, unfriedlichen und unchristlichen Fürnehmens."

Ueber die weiteren frevelhaften und furchtbaren Graüel schrieb Luther, im Tiefsten empört „wider die mordischen und raubischen Rotten der Bauern," und weil sie das Evangelium nur zum Schein vorgewendet, und sich durch Aufruhr rechtlos gemacht hätten, deßwegen soll sie zerschmeißen, würgen und stechen heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres seyn kann, denn ein aufrührerischer Mensch.

Allein dieser im Allgemeinen gegebene Rath gefiel dem milden Kurfürsten von der Pfalz nicht, und er schrieb deßwegen am 18. Mai 1526 an den sanfteren Melanchthon: „Wir haben als Landesfürst Bedauern getragen, unser eigenes Volk zu verderben und christliches Blut zu vergießen und darum weiteres Verderben von Land und Leuten zu verhüten, uns den Weg der Güte fürgenommen. Nicht gern möchten wir Etwas thun, was nicht mit Fug und Gerechtigkeit geschehen könne. Deßwegen, fährt er fort, möge denn Melanchthon, als ein geborner und erzogener Pfälzer, der als Schriftgelehrter offenbar zum Frieden und zur Gerechtigkeit geneigt sey, als Schiedsmann nach Heidelberg kommen, oder ihm aus der evangelischen Schrift mit Angabe der Schriftstellen zeigen, was die weltliche Obrigkeit in Bezug auf die zwölf Artikel zu halten und den Unterthanen zu leisten schuldig sey."

Melanchthon kam nicht, schrieb aber eine Schrift gegen die Artikel der Bauerschaft und wiederholte öfter den Grundsatz: „es wäre vonnöthen, daß ein solch wild ungezogenes Volk, als die Deutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, als es hat." Alle Forderungen und Ansprüche der Bauern schlägt er mit dem Satze nieder: „Was die Obrigkeit thut, daran thut sie recht; wenn sie daher Gemeindegüter und Waldungen einzieht, so darf sich Niemand dawider setzen, und wenn sie den Zehenten den Kirchen nimmt, und Anderen gibt, so müssen sich die Deutschen Dieses gefallen lassen, wie die Juden sich mußten von den Römern die Tempelgüter nehmen lassen."

So lehrten diejenigen, auf welche das Volk als auf seine evangelischen Räthe zu horchen gewohnt war. Darf man sich wundern, wenn dadurch die Verwirrung immer größer wurde?

Der Kurfürst Ludwig hatte indessen seine Rüstung vollendet, und nun, fortwährend von seinen Bundesgenossen bestürmt und von den Reformatoren in seinem Gewissen beruhigt, zog er mit gesammter Heeresmacht aus. Jetzt war es um so leichter, die Bauern in der Pfalz zu zwingen, da die Haufen größtentheils zerstreut waren und einige noch auf den geschlossenen Vertrag und eine friedliche Ausgleichung auf einem Landtage bauten. Sie mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, die Anführer wurden enthauptet und von dem Heere der Verbündeten dann nicht besser gewirthschaftet, als früher von den siegenden Bauern. Nur Ludwig zeigte sich auch hier wieder milder, als die Nachbarfürsten. Auf seinen Befehl und mit seiner Billigung wurden nur wenige der vorzüglichsten Empörer hingerichtet, und während jene nun in Rache gegen die Wehrlosen mit Feuer und Schwert wütheten, suchte er die Völker durch Schonung zu gewinnen, berief am Ende September seine Ritterschaft nach Heidelberg und mahnte sie: da die Wiedererhebung der Empörung zu gewarten sey, so wäre es ihre gemeinschaftliche Sache, derselben vorzubeugen, und zwar nicht durch übertriebene Strenge, sondern durch Abstellung der unbilligen Volksbeschwerden. Die Versammelten waren bereit, dem Rathe zu folgen, fügten aber bei: Weil der gemeine Mann so heftig nach dem göttlichen Wort schreit und eine jede Obrigkeit vor Gott schuldig ist, das heilige göttliche Wort frei predigen zu lassen, so müsse man ihm hierin willfahren.

Die Reformation hatte bei dem lebhaften Volke der Pfälzer gleich anfangs große Theilnahme gefunden, so daß es der Papst Adrian VI. für gut fand, in einem eigenen Schreiben die Universität Heidelberg zum Festhalten am alten Glauben zu ermahnen, und der König Heinrich VIII. von England, damals noch ganz dem Papste ergeben und Luthers heftiger Gegner, den Kurfürsten Ludwig dringend mit den Worten aufforderte, die vergiftete Pest der Reformation auszutilgen. Allein der Kurfürst bewies sich auch hierin mild und nachsichtig, und suchte nur gewaltsame Neuerung und Ausbrüche der Leidenschaft auf dem religiösen Gebiete zu hindern. Offenes, entschiedenes Anschließen an die neue Lehre war seinem ruhigen Charakter fremd, und ohne sie zu fördern, ließ er sie sich entfalten, so lange Dieß mit Mäßigung geschah. Ja er wollte die Lehre, die mit den damals üblichen Waffen nicht mehr widerlegt werden konnte, durch unparteiische Prüfung selbst kennen lernen, und sprach im Jahre 1524 in einer Zuschrift an die Universität die Hoffnung aus, eine allgemeine Kirchenversammlung werde wohl die Sache friedlich entscheiden, damit nicht das Gute neben dem Bösen unterdrückt und endlich erörtert werden möge, woran sich hinfort ein Jeder halten solle.

Als im Bauernkrieg die Reformation zur Staatssache zu werden und die bestehenden Verhältnisse umzustürzen schien, wurde er ängstlicher, und gebot im Jahre 1526 bei Strafe die Messe zu besuchen, wehrte aber bald wieder den heftigen Predigern und Ketzerrichtern, und erließ einen scharfen Befehl an sie, sich der Mäßigung zu befleißen und vor einseitiger Verdächtigung zu hüten. Ueberall und bei jeder Gelegenheit, besonders auf den Reichstagen suchte er zwischen den Parteien zu vermitteln und ruhige Entwickelung zu befördern. Er war es, der auf dem Reichstage zu Worms mit würdevollem Ernste rieth, dem Luther das sichere Geleit zu halten und ihm nicht wie dem Huß zu thun; er war es auch, der den ersten Religionsfrieden, wodurch der Protestantismus in Deutschland schon förmlich anerkannt wurde, wesentlich fördern half.

Bei einem Armbrustschießen in Bruchsal gründete er unter den pfälzischen Fürsten den schönen Verein gegen die Unsitte des Volltrinkens, welche damals besonders an den Höfen durch ganz Deutschland herrschte, und haüfig Veranlassung war, daß Dieselben als die erbittertsten Feinde schieden, welche als Freunde zu einem Feste gekommen waren. Seinen Vettern, den Herzogen in Bayern, war er freundlich gesinnt, und er erneuerte mit ihnen die alte wittelsbachische Erbvereinigung.

Ludwig hatte nur zwei kostspielige Vergnügungen, die Jagd und die Baulust. Er verschönerte nicht nur das Heidelberger Schloß im Innern, sondern er befestigte es auch, denn er sah die kommenden Stürme voraus. Schon standen sich die Parteien in Deutschland seit Jahren kampfgerüstet einander gegenüber, und nur mit Mühe war es ihm gelungen, den Frieden zu erhalten. Sein Wort und Wesen vermittelte zwischen Katholiken und Protestanten, die seinen versöhnenden Charakter ehrten, und man gab ihm nach seinem Tode, 16. März 1544, den ehrenden Namen des Friedfertigen, und sagte, mit ihm sey der Friede des deutschen Reiches zu Grabe getragen worden.

Ihm folgte in der Regierung sein Bruder Friedrich II., der nach einem abenteuerlichen Leben voll vereitelter Hoffnungen und voll von Mühen endlich zur erwünschten Ruhe gelangte. Er hatte im Dienste des habsburgischen Hauses Jugend und Kraft vergebens geopfert; so oft man seiner bedurfte, wendete man sich mit neuen Anträgen und Versprechungen an ihn, und Friedrich, so oft getaüscht, ließ sich stets von Neuem gewinnen, um für den Glanz und die Macht jenes Hauses zu werben und zu wirken, bis er, der Taüschungen müde, sich auf ein einsames Schloß bei Amberg zurückzog und hier ohne großen Aufwand lebte, bis er durch den Tod seines kinderlosen Bruders Kurfürst des deutschen Reiches wurde.

Unter ihm breitete sich die Reformation in den pfälzischen Landen immer weiter aus, da er dieselbe eben so wenig wie sein Bruder verfolgte.

Ein Geschichtschreiber jener Zeit aus der oberen Pfalz rühmt von ihnen: „Wiewohl die Kurfürsten Ludwig und Friedrich, vermöge der kaiserlichen Majestät und der Reichsabschied Befehl, mehrmal ernstliche Abschaffung gethan und Aenderung haben müssen vornehmen, so haben sich Ihre Kurfürstliche Gnaden hierin doch im Mittel gehalten, mit ihren lieben Unterthanen Geduld getragen, Niemanden sein Gewissen beschwert, viel weniger Jemanden an Leib oder Gut deßhalb strafen lassen, was ihnen billig zum ewigen Lobe gereicht. Indessen hat Gott selbst das Werk erhalten und mehr, denn man verhofft, ausgebreitet.“

Die Stadt Amberg hatte sich schon im Jahre 1538 unmittelbar an Luther und Melanchthon um evangelische Prediger gewendet und den Gottesdienst nach der Nürnberger Kirchenordnung eingeführt. Der Stadtpfarrer und der Bischof von Regensburg widersetzten sich jedoch der Neuerung, und die Regierung von Neumarkt und Heidelberg verbot den öffentlichen Gottesdienst. Darauf verbanden sich aber die sieben Bezirksstädte Neumarkt, Cham, Nabburg, Weiden, Neunburg, Auerbach und Kemnath mit Amberg, und baten bei dem Kurfürsten Ludwig um die Erlaubniß, evangelische Lehrer zu berufen, und er gewährte es; doch sollten sie ihren Gottesdienst in der Stille halten. Als darauf Friedrich II. zur Regierung kam, zögerte er noch, sich öffentlich für die Reformation zu erklären, obgleich er schon als ihr Anhänger galt, um sein Land nicht dem Zorne des Kaisers preiszugeben.

Allein auf die dringenden Vorstellungen seines Kanzlers Hartmann von Eppingen und seines Neffen und Nachfolgers Otto Heinrich erklärte er sich offen für die Reformation 1545, empfing das Abendmahl unter beiden Gestalten, gebot, die Messe deutsch zu lesen und erlaubte den Priestern die Ehe. Dann schloß er sich an den schmalkaldischen Bund der protestantischen Fürsten an, zog dadurch den Groll des Kaisers auf sich, und dieser ließ ihm nach der Besiegung des Bundes nur in Erinnerung der früher geleisteten treuen Dienste Verzeihung angedeihen. Doch mußte Friedrich sich des Kaisers Willen fügen, und das kaum begonnene Reformationswerk umstürzen. Im Volke aber blieb der einmal erwachte Geist nach einer Kirchenverbesserung rege, und wurde durch den Widerstand nur noch mehr verhärtet. Als darauf nach wenigen Jahren Moriz von Sachsen als Hort der Protestanten erschien, und den Kaiser zwang, ihnen die freie Religionsübung zu gewähren, bekannten sich in den Pfalzen schnell wieder Viele zu dem Augsburger Glaubensbekenntnisse, das immer größere Theilnahme fand, wobei es aber auch zuweilen geschah, daß aus den erst Verfolgten nun Verfolger wurden.

Der Kurfürst trat nicht mehr hemmend entgegen, war vielmehr bedacht, die freie geistige Entwickelung zu fördern, und suchte auch die Uni-

versität Heidelberg, deren Umgestaltung Ludwig schon begonnen hatte, auf's Neue zu erheben, daß durch Erlernung freier Künste und fremder Sprachen, des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, die Jugend in der Furcht Gottes und ehrlicher Tugend um so schneller und fruchtbarer unterwiesen und aus ihnen tüchtige Diener der Regierung gebildet würden. Er wollte schon, daß die akademischen Ehren nicht nach Geld und Gunst gegeben würden, und ordnete nach dem Rathe der philosophischen Facultät eine vorbereitende Gelehrtenschule an, die den bildenden Unterricht der Jugend auf das tüchtige Studium der Alten gründete, und mit der Universität eng zusammenhing. Die alten barbarischen Namen und die mittelalterliche Lehrart sollten verschwinden, und durch wahre Wissenschaft der rohe Geist der Studirenden gemildert werden. Zwar widerstrebten viele Lehrer, welche an den alten Formen hingen, aber durch die eifrige Bemühung des Paul Jagius — Büchlein genannt, — aus Rheinzabern und durch die ernsten Mahnbriefe des Kurfürsten und seine reichliche Unterstützung zeigte sich bald ein besserer Geist an der Anstalt.

Unter solchem Wirken neigte sich Friedrichs Leben zu Ende, in welchem Armuth und Glanz, Dürftigkeit und prunkvolles Hofleben, abenteuerliche Fahrten und Genügsamkeit auf einsamen Schlössern, weit ausreichende Pläne mit stiller Thätigkeit in der Heimath sonderbar abwechseln. Auch seine Ehe blieb ohne Kinder. Da die übrigen Brüder sich dem geistlichen Stande gewidmet, und als Bischöfe in hohen Ehren und als Vertheidiger der katholischen Kirche gelebt hatten, der eine Bruder Wolfgang zwar dem geistlichen Stande entsagt, aber unvermählt geblieben war: so traf die Reihe zur Erbfolge die Neffen Friedrichs, die Söhne seines Bruders, des früh verblichenen Ruprecht, Otto Heinrich und Philipp.

Der Kurfürst sicherte diese Angelegenheit noch durch eigene Verträge vor seinem Tode, der am 26. Februar 1556 erfolgte. Man nannte ihn den Weisen; er hatte vieler Menschen Länder gesehen und Sitte gelernt.

Otto Heinrich,
Kurfürst und Pfalzgraf bei Rhein.

Nicht die Jahre des Lebens oder der Regierung, sondern die Summe und die Wichtigkeit der Thaten bestimmen den Werth eines Mannes, und wer Vieles erlebt und gelitten hat, und dadurch weise und mild geworden ist, mag auch Vielen als Vorbild dienen.

Otto Heinrich ist geboren den 10. April 1502 zu Landshut, seine Mutter war Elisabeth, die Tochter Georg des Reichen, sein Vater Ruprecht, der dritte Sohn Philipp des Aufrichtigen von der Pfalz. Um seine Wiege tobte der Landshuter Erbfolgekrieg, und ehe er noch entschieden war, starben ihm Vater und Mutter dahin, und er kam mit seinem Bruder nach Heidelberg, wo sie zuerst am Hofe ihres Großvaters, dann ihres Oheims und Vormundes Ludwig des Friedfertigen sorgfältig in allen schönen und ritterlichen Künsten und Wissenschaften erzogen und eifrig in der Religion der Väter unterrichtet wurden, um einst das gerettete Erbtheil Neuburg und Sulzbach — die junge Pfalz — gut regieren zu können.

Otto Heinrich zeigte schon früh ein frommes, weiches Gemüth, und als er zum Jünglinge heranwuchs, hielt er es für ein Gott gefälliges Werk, die heiligen Stätten des Morgenlandes zu besuchen, gerade damals, als die Reformation sich durch Deutschland zu verbreiten begann, und so pilgerte er in seinem achtzehnten Jahre nach Jerusalem, und kam im Jahre 1521 glücklich nach Neuburg zurück, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und ruhig der Regierung pflegte, ohne an den kirchlichen Streitigkeiten Theil zu nehmen. Im Jahre 1529 vermählte er sich mit Susanna, der Tochter des Herzogs Albrecht IV. von München, der Wittwe des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach.

Im folgenden Jahre zog er mit seinem Bruder von Sulzbach auf den Reichstag zu Augsburg, in seinem Herzen mit Abneigung und Widerwillen gegen die neue Lehre, welche bereits eine große Gährung erzeugt hatte. Der Kaiser Karl erschien dieses Mal selbst auf dem Reichstage, und hoffte um so mehr, die abgefallenen Fürsten zur römisch-katholischen Kirche zurückzuführen und die religiösen Zwiste zu enden. Als aber hier die protestirenden Fürsten und Stände ihr Glaubensbekenntniß, von Melanchthon aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern verfaßt, übergaben und eine große Bewegung darüber entstand: war Otto Heinrich bei dem Anhören und Lesen desselben anfangs sehr bestürzt, weil er bisher nichts Anderes gehört hatte, als Luthers Lehre sey eitel Ketzerei. Er las die Bekenntnißschrift darauf wiederholt, forschte nun selbst in der heiligen Schrift und in den

Kirchenvätern, las auch die Schriften der Protestanten, und gewann allmählig Zuneigung für ihre Sache, da er sich gestehen mußte, in die Kirche seyen viele Mißbraüche eingeschlichen, welche jene verbannen wollten. Aber dessen ohngeachtet dachte er noch nicht daran, die Religion seiner Väter zu verlassen.

Als im Jahre 1541 vom Kaiser ein Religionsgespräch zu Regensburg veranstaltet wurde, um die streitigen Punkte auszugleichen und die Parteien zu nähern, kam auch Otto Heinrich dahin, um sich zu belehren; doch im Verlaufe des Gespräches wuchs seine Neigung für das Augsburger Glaubensbekenntniß, daß er sich zu demselben im folgenden Jahre öffentlich bekannte und es auch in seinem Lande einführte. Seine Erklärung vom 22. Juni 1542, daß man sich in allen Kirchen, sowohl in den Städten als auf dem Lande, der Lehre der Augsburger Confession gemäß verhalten solle, fand besonders in Sulzbach Beifall, wo der Rath und die Bürgerschaft der neuen Lehre nach dem Beispiel der benachbarten Städte schon insgeheim zugethan waren. Zur Verbreitung und Befestigung der Reformation berief er von Nürnberg den Andreas Osiander nach Neuburg, und von Hof den Stephan Kastenbauer nach Sulzbach.

Schon vor Anfang des folgenden Jahres waren überall evangelische Prediger auf dem Lande angestellt und die neue Kirchenordnung wurde ohne Widerstand eingeführt.

Allein durch dieses Beginnen machte er sich die Herzoge von Bayern abgeneigt, die ihn dringend mahnten, in der katholischen Religion treu auszuharren, und manche Verhandlungen deßwegen begannen, die jedoch alle ohne Erfolg blieben. Otto Heinrich ließ sich durch keine Drohung und Gefahr von der betretenen Bahn zurückschrecken. Er wurde Mitglied des schmalkaldischen Bundes, 1546, lud den Zorn des Kaisers auf sich, mußte im darauffolgenden Kriege sein Land verlassen und nach Heidelberg flüchten, wo er jedoch mit demselben Eifer, wie vorher, für die Verbreitung der evangelischen Lehre wirkte. Erst nach dem siegreichen Vordringen des Moriz von Sachsen und dem Passauer Vertrage erhielt er im Jahre 1552 seine Länder zurück, und es ließ sich voraussehen, daß er bei dem Antritte der Regierung in der Kurpfalz seine Gesinnung um so weniger verlaügnen werde, da er derselben wegen große Verfolgung erduldet hatte.

Nach seinem Willen sollten bei der Beerdigung Friedrichs II. die katholischen Gebraüche so viel als möglich entfernt und auf Gesang und Predigt beschränkt werden; gleich nach seiner Ankunft am Rhein erließ er einen Befehl zur Einführung der neuen evangelischen Lehre und Abschaffung der katholischen Irrthümer, wie er sich ausdrückte. Durch Michael Diller und Andere ließ er eine Kirchenordnung für seine rheinischen Lande entwerfen, die er selbst mit einer Erklärung begleitete, und seinen Entschluß ankündigte, die neue Lehre auch am Rhein, wie früher in Neuburg einzu-

führen. Das geschah denn alsobald, und die Glaubenslehre und der äußere Gottesdienst wurde streng nach den lutherischen Vorschriften geregelt, und über das Abendmahl ausdrücklich erklärt, daß mit demselben der Leib und das Blut Christi wahrhaftig und gegenwärtig empfangen und genossen werde. Darauf wurden aus den Kirchen die Bilder und Seitenaltäre weggeschafft und nur das Crucifix geduldet, und um die bisherige Wirksamkeit der Bischöfe zu ersetzen, ein Kirchenrath angeordnet, der aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestand.

Die kirchliche Umgestaltung wurde ohne Mühe und Gewalt bewirkt, und Otto Heinrich, früher selbst verfolgt, wollte keine Verfolgung, glaubte vielmehr, Alles friedlich vermitteln zu können, so daß er sogar die überall ausgetriebenen Wiedertaüfer durch ein Religionsgespräch bekehren wollte, und sie dann doch, als Dieses nicht gelang, ruhig in seinen Landen in ihrem Glauben leben ließ. Jeden Versuch, die christlichen Parteien zu vereinigen, Katholiken und Protestanten zu versöhnen, förderte er mit wahrhaft christlichem Sinne, und eben so wenig nährte sein Hofprediger Diller den leidenschaftlichen theologischen Haß gegen Andersdenkende, sondern sprach sich vielmehr entschieden gegen die Zumuthung aus, Jemanden seines Glaubens wegen ungehört zu verdammen. Allein nicht so dachten und handelten immer die Beamten, und besonders bei der Aufhebung der Klöster ereigneten sich Dinge, welche von grausamer Härte und kaltem Spotte zeugten, und wie bei jeder Gelegenheit der Pöbel fanatisch verfolgt und Das mit Hohn verwirft, was er vor Kurzem noch verehrte, so geschah es auch hier. Man stellte an die Mönche die zweckwidrigsten Forderungen, rühmte sich der lieblosen Verfolgung, und trieb mit allen Dingen, die nur irgend eine Beziehung auf Religion haben, empörenden Muthwillen. Und doch sollte der Uebergang von der einen Ansicht zur anderen, von einem Zustande in den anderen, besonders in religiöser Beziehung mild und versöhnend seyn!

Seit vielen Jahren war die Erhebung der Universität die eifrige Sorge der Kurfürsten, und sie hatten Vieles dafür gethan; aber erst durch Otto Heinrich wurde sie ganz aus der mittelalterlichen Beschränktheit gerissen, und so gestaltet, daß sie die Trägerin und Förderin der wissenschaftlichen und kirchlichen Bewegung seyn konnte. Melanchthon kam auf die Einladung des Kurfürsten selbst nach Heidelberg, und durch diesen und den klassisch gebildeten Rechtsgelehrten und Lehrer Ehem, Micyllus und Probus gelang die Umgestaltung, wobei sie eine besondere Sorgfalt der philosophischen Facultät widmeten, daß sie wahrhaft die allgemeine Bildung durch das wichtige Verständniß des Alterthums fördern könnte. Die einzelnen Lehrfächer wurden vermehrt und tüchtigen Männern anvertraut, diese anständig besoldet, arme Studirende unterstützt, und eine solche vortheilhafte Veränderung in allen Zweigen der Anstalt erzielt, daß sie anderen als Muster galt, und der damalige Rector, der Pfalzgraf Georg

Johann von Veldenz, am 28. December 1558 in lebendiger und kräftiger Rede den Dank im Namen der Universität aussprach. Otto Heinrich aber pflegte sie so eifrig, daß er oft sagte, er sey bereit, den letzten Heller zu geben, wenn es den Flor dieser Anstalt gelte.

Mit Recht wird er der eigentliche Gründer der Heidelberger Büchersammlung genannt, da er für deren Bereicherung Mehr gethan hat, als ein anderer Fürst vor und nach ihm, und weder Kosten noch Mühe scheute, sie zur ersten in Europa zu machen. Mit gleicher Thätigkeit sorgte er für Alles, was Schule und Unterricht anging, und ließ eine Menge Bibeln, Katechismen und Psalmen unter das Volk vertheilen, um neben der gelehrten Bildung den Volksunterricht zu fördern. Denn selbst im hohen Grade gebildet, wußte er auch den hohen Werth der Bildung zu schätzen; er trieb Mathematik und Sternkunde mit Liebhaberei und gründlicher Kenntniß, beschrieb das abenteuerliche Leben seines schon im Jahre 1548 verstorbenen Bruders Philipp, der sich wie sein Oheim Friedrich II. im Dienste für Habsburg abmühte, ohne jemals Glück und Ruhe zu finden; denn für alle seine treuen Dienste glaubte ihn der Kaiser mit dem goldenen Vließe genug belohnt zu haben.

Wie gelaütert der Sinn des Kurfürsten für Kunst war, zeigt sich aus dem neuen Anbau des Heidelberger Schlosses, nach ihm der Ottheinrich'sche Bau genannt.

Seine Haushaltung war sehr einfach, und nur dadurch wurde es ihm möglich, so viel für die wissenschaftlichen Anstalten zu verwenden. Mehr um die Ausbreitung der evangelischen Lehre, als um Länderzuwachs bekümmert, überließ er sogar Neuburg und Sulzbach seinem Vetter Wolfgang in Zweibrücken.

Zu seinen vielen Tugenden mangelte ihm das süße Glück der Nachkommenschaft, und als seine Gemahlin im Jahre 1543 starb, fühlte er keine Neigung, sich wieder zu vermählen, und so nahte der ältere Stamm von Rupert, dem Kaiser, seinem Ende. In seiner religiösen Gesinnung glaubte Otto Heinrich darin eine Strafe des Himmels zu erkennen, weil Ruperts Sohn, Ludwig, auf der Kirchenversammlung zu Konstanz für die Verurtheilung des Johann Huß stimmte und das Urtheil selbst an ihm vollziehen ließ. Auf dem Todbette rief er öfter: „Gott! der du rächest die Missethat der Väter bis in's vierte Glied, ich danke dir, daß ich der Letzte bin. Deine Strafe wird nicht über deine Drohung gehen und dein Zorn über die arme Pfalz aufhören." Sein Vermächtniß an seinen Nachfolger war die Mahnung, mit den eingezogenen geistlichen Gütern nicht anders als christlich und bescheidentlich zu verfahren, und ihren Ertrag nur zu Kirchen, Schulen, Spitälern und ähnlichen Zwecken zu verwenden. Er starb schon 12. Februar 1559.

Hans

Hans Sachs.

Mit dem Untergange des berühmten schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen sank mit der Herrlichkeit des deutschen Reiches auch der Minnegesang, der während dieser Zeit von Kaisern, Königen, Fürsten, Edlen und Geringen wie eine köstliche Blume gepflegt wurde, und wie jede Kunst allmählig zum Handwerk herabsinkt, wenn sie nicht mehr um ihrer selbst willen geliebt und von begeisterten Jüngern getrieben wird: so entartete die edle, freie Dichtkunst, und nur die Form in Versen, Strophen und Reimen blieb, aber der hohe Geist war aus den meisten Liedern entwichen. Die Dichtkunst fand, seitdem sie von den Höhen und Burgen vertrieben war, in den Stuben der Handwerker freundliche, aber ärmliche Aufnahme; sie mußte deren Sprache reden; ihre Fittige erlahmten und ihr Geist erstarrte unter dem Drucke unzähliger Reime.

Nur Wenige ihrer Verehrer, die man Meistersänger nannte, hatten eine Ahnung von dem eigentlichen Wesen der Dichtkunst; unter ihnen erscheint als der ausgezeichnetste Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, geboren am 5. November 1494 zu Nürnberg. Der Vater, ein frommer Mann, leitete ihn zu Hause in der Furcht Gottes zu allen Tugenden an, schickte ihn auch in die lateinische Schule, welche er jedoch, wie es scheint, in Folge einer schweren Krankheit verließ und das Schuhmacherhandwerk erlernte. Allein der Besuch der Schule blieb nicht ohne Frucht, und war Ursache, daß Hans Sachs sich von dem gemeinen Treiben gewöhnlicher Handwerker fern hielt, und seine Lust noch fort und fort an Büchern hatte, und sich von Leonhard Nunenbeck, einem Leinweber und Meistersänger, im Meistergesang unterweisen ließ, der damals in Mainz, Straßburg, München und Nürnberg blühte.

Die alterfahrnen Meister lernten Abends in den Feierstunden die Tabulatur — die Regeln ihrer Dichtkunst — und ermunterten Knaben und Jünglinge, sich darin zu üben. In ihren Gedichten zählten sie meistens nur die Sylben, statt die Längen und Kürzen im schönen Wechselfalle zu Versen und ganzen Reihen zu verbinden, und auch die Reime nicht unmittelbar nacheinander folgen, sondern sich gleichsam einander fliehen und dann im schönen Einklang wieder finden zu lassen. Sie mußten für ihre gedichteten Lieder zugleich eine Melodie erfinden, was Bar hieß, und wer sich darin auszeichnete, ward als Meister erkannt.

Nachdem Hans Sachs sein Handwerk erlernt und sich vielfach im Gesang geübt hatte, begab er sich im Jahre 1511 auf die Wanderschaft,

ging über Regensburg, Passau und Salzburg nach Hall und Innsbruck, sowohl in der Absicht, sein Handwerk zu treiben, als auch die Welt und den Meistergesang besser kennen zu lernen und sich darin weiter zu bilden. Wohin er kam, besuchte er eifrig die Singschulen, und, während Andere mit Spiel, Trunk oder Buhlschaft Zeit, Geld und Gesundheit verschwendeten, übte er sich im Gesang. Während er zu Wels in Oberösterreich arbeitete, faßte er den festen Entschluß, sich der Dichtkunst als der edelsten Ergötzung zu ergeben, und als er darauf nach München kam, und hier viele tüchtige Meistersänger fand, welche ihn ermunterten, wagte er es, wie er sagt, mit Gottes Hülfe zu dichten, anfangs nach einer schon bekannten Melodie, bis er auch diese erfinden lernte, und so wahrhaft Dichter und Sänger wurde.

Seine Wanderschaft dauerte fünf Jahre, auf welcher er die vorzüglichsten deutschen Städte, selbst Wien, Frankfurt, Leipzig und Lübeck sah; dann kehrte er auf die Erinnerung seines Vaters im Jahre 1516 nach Nürnberg zurück, nahm ein Weib und nährte sich redlich von seinem Handwerke. Er besuchte die Messen zu Frankfurt und in andern Städten, wallfahrtete in einem Jubeljahre nach Rom, und lebte mit seiner Gattin einundvierzig Jahre lang in einer vergnügten Ehe; seine sieben Kinder aber starben vor ihm, und nach dem Tode seiner Frau, im Jahre 1560, vermählte sich der Greis noch zum zweiten Male, und setzte sein Handwerk bis zum höchsten Alter fort, so lange es seine Kräfte gestatteten. Zuletzt nahmen seine Verstandeskräfte und sein Gehör so ab, daß er unbekümmert um Alles, was um ihn vorging, sinnend am Tische saß, und in guten Büchern, vorzüglich in der Bibel las. Er starb im Januar 1576, und die Nachwelt würde Nichts von ihm wissen, wenn er sich nicht durch eine andere Kunst als das Schuhmachen ausgezeichnet hätte. Gerade die Dichtkunst, die er nur zur Erholung trieb, hat seinen Namen mit einem langdauernden Kranze umgeben.

Seine Gedichte sind so mannichfaltig, als die Erscheinungen des bürgerlichen Lebens, welches er bald von seiner heiteren und ergötzlichen, bald von seiner düsteren Seite auffaßte, und gerade und derb aussprach, wovon seine Seele bewegt wurde. Er nahm den innigsten Antheil an den politischen und religiösen Ereignissen, die er in seiner Weise darstellte. Er sang das Lob der heiligen Jungfrau Maria und der heiligen Katharina. Dann ergriff ihn die Reformation mächtig, und er besang die „Wittenbergische Nachtigall — die man jetzt höret überall," und ließ über Luthers Tod die Theologie klagen, so wie er nicht Wenig dazu beitrug, die lutherische Lehre in Erzählungen, Gesprächen und Liedern zu verbreiten. Aber er war nicht blind gegen die Fehler derjenigen, die sich rühmten, die reine evangelische Lehre zu verkünden, und schrieb, verletzt über das Leben Mancher, ein „Gespräch eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der ärgerliche Wandel Etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezeigt und brüder-

lich gestraft wird.“ Seine echt christliche Gesinnung legt er darin gleich offen durch Anführung einer Stelle aus den Briefen des heiligen Paulus dar: „Laßt uns Niemanden ein Aergerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde, sondern laßt uns in allen Dingen beweisen, wie Diener Gottes.“

Sein Mahnen ging stets nach einem wahrhaften evangelischen Leben, und er geißelte mit derbem Spotte die Gebrechen und Laster seiner Zeit, haßte alle Gewaltthätigkeit in religiöser Beziehung, und glaubte, das Evangelium werde am Besten durch Milde und gutes Beispiel verbreitet, und er eifert deßwegen in einem Gespräche gegen die falschen Apostel: „Wenn ihr evangelisch wäret, so thätet ihr die Werke des Evangeliums; darum wenn ihr aus dem Evangelio geboren wäret, so verkündigtet ihr dasselbe eueren Mitbrüdern holdselig, und führtet einen gottseligen Wandel, wie die Apostel, und euere Lehre hätte ein besseres Ansehen vor den Menschen. Die euch jetzt Ketzer nennen, würden euch Christen heißen.“ Eine solche Sprache gefiel Denen nicht, welche die katholische Kirche plötzlich mit Gewalt umstürzen wollten, und sie suchten deßwegen seine Lieder und Gedichte zu verdächtigen und herabzuwürdigen, was ihnen jedoch nicht gelang. Dessen ungeachtet blieb er der lutherischen Lehre treu zugethan, ohne jedoch die Andersglaübigen zu verfolgen; nur das Papstthum wollte er gestürzt wissen.

Sein wahrhaft frommes Gemüth spricht sich in Fabeln und Erzählungen und in den mannichfaltigsten Liedern aus; vor Allen bekannt ist sein Trostlied: „Warum betrübst du dich, mein Herz!“ das in die evangelischen Gesangbücher aufgenommen ist und schon Vieler Herzen erhob und tröstete. Die Lust, zu dichten und zu reimen, verließ ihn selbst im hohen Alter nicht, und außer dem religiösen Stoffe bot ihm die Geschichte ihr reiches Füllhorn, denn er las gerne die Geschichten der Griechen und Römer und der neuen Völker in Uebersetzungen, und so erzählte er danach nicht bloß die Begebenheiten der älteren, sondern auch seiner Zeiten, immer in der Absicht, zu belehren und zu bessern; seine Allegorien, Legenden und Fabeln zeigen zuweilen treffenden Witz und verfehlen ihre Wirkung auf das Volk nicht, und ich erinnere nur an die Legende: „St. Peter mit der Geis,“ als Petrus, mit dem Regimente der Welt unzufrieden, aüßerte: Wenn nur er zu regieren hätte, so würde wohl Alles anders gehen. Darauf übergibt ihm denn der Herr die Regierung der Welt auf einen Tag, er solle strafen und belohnen und walten, gleich als ob er Gott wäre. Da treibt eine arme Wittwe ihr Geislein, das einzige Gut, auf die Weide, und befiehlt es dem Schutze des Herrn, daß es glücklich am Abend wieder heim komme, und Petrus muß der Bitte der Armen willfahren und den Tag über das Geislein beschützen, daß er froh ist, als der Tag sich zu Ende neigt und er das Regiment freudig niederlegt, da ihm dieses eine Geschöpf schon so viel zu schaffen machte. Eben so bekannt ist die Fabel vom Podagra und der

Spinne, diese flüchtet sich aus den Gemächern der großen Herren in die Stuben der Bauern, jenes aber wird von den Landleuten und Handwerkern schmählich getreten und gestoßen, daß es von ihnen Abschied nimmt und seitdem nur bei den üppigen Reichen wohnt.

Sein offenes Auge fand überall Stoff zur Darstellung, wohin er blickte, und durch die beständige Uebung erlangte er eine ungemeine Fertigkeit im Reimen, so daß er im Ganzen mehr als sechstausend Gedichte der verschiedensten Arten verfertigt haben soll. Sie wurden nie alle gedruckt, obgleich mehrere Sammlungen erschienen sind. Unter den Melodieen seiner Meistergesänge hat er dreizehn selbst erfunden und unter denen seiner übrigen Lieder sechzehn; darunter hatten die Lieder im kurzen Ton dreizehn Reime, die Spruchweis, Silberweis, Rosentonweis und der klingende Ton zwanzig, der überlange Ton aber gar dreiundsechzig Reime. Diese Leichtigkeit im Reimen, so wie das ängstliche Haschen danach sind Ursache, daß beinahe alle Gedichte gedehnt erscheinen, selten kurz und kräftig einen Gedanken oder ein Gefühl bezeichnen. Dazu zeigt sich an ihnen häufig der Mangel höherer Bildung, denn die Erfindung und Ausführung erhebt sich selten über das Gemeine, und seine Personen reden alle dieselbe gemeinbürgerliche Sprache, und denken und handeln alle nur wie Nürnberger Bürger der damaligen Zeit, ob er sie auch als Helden oder Götter auftreten läßt. Zuweilen wagte er es sogar, Das zu schildern und darzustellen, was sich nicht darstellen läßt, und er machte dann selbst das Heilige gemein und zeigte das Laster in seiner ganzen Blöße.

Hans Sachs fühlte den Mangel der Erziehung, Bildung und des Umganges mit den höheren Ständen wohl; doch betrachtete er die Dichtkunst als ein schönes Geschenk des Himmels, und beschloß seinen Lebenslauf mit dem Bekenntnisse:

Gott sey Lob, der mir sendt herab
So mildiglich die Gottesgab
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann.

Durch seine Bemühung, den Meistergesang zu erhalten und zu fördern, blühte die Sängerschule in Nürnberg auch nach ihm noch lange Zeit, und Viele wurden durch sein Beispiel der edlen Kunst gewonnen, die freilich nur nachahmte, statt selbst schuf. Aber es galt doch immer das Wort des alten Meisters: „Wer nicht dichtet, der singe sunst — aus freier Kunst.“

Und so kam es, daß am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Nürnberg ein neuer Meistersänger erstand, Johann Konrad Grübel, Bürger und Stadtflaschner, dessen Darstellungen in der Nürnberger Volks-

Mundart alle von seinem gesunden Menschenverstande und Scharfblicke zeugen, mit welchen er die Gegenstände aus dem bürgerlichen oder Bauern-Leben behandelte und oft mit feinem Spotte an sich und Anderen die Thorheiten der Menschen rügte.

Er starb im Jahre 1809.

Friedrich (III.) der Fromme,

Pfalzgraf bei Rhein und Kurfürst,

mit seinen Söhnen:

Ludwig VI. und Johann Kasimir.

Otto Heinrich war der letzte Nachkomme des ältesten Sohnes des Kaisers Rupert; der Stamm des zweiten Sohnes war schon früher erloschen und so ging denn die Kurwürde über auf die Nachkommen Stephans, des dritten Sohnes jenes Kaisers, welche bisher über Simmern geherrscht hatten, und der glückliche Erbe war Friedrich, in der Reihe der Kurfürsten am Rhein der Dritte dieses Namens, geboren den 14. Februar 1515. Er wurde gleich seinem Vetter Friedrich II. am Hofe in Brüssel gebildet, kämpfte als siebenzehnjähriger Jüngling im Kriege gegen die Türken und war ein eifriger Katholik. Allmählig wendete er sich aber zur Lehre der Reformatoren und als er sich im Jahre 1537 mit Maria, der Tochter des Markgrafen Kasimir zu Brandenburg, in Ansbach vermählt hatte, die eifrig der lutherischen Lehre ergeben war, bekannte er sich öffentlich zur protestantischen Religion.

Schon begnügten sich aber viele Deutsche nicht mehr mit Luthers Lehre. In der Pfalz am Rhein fanden die Lehren der Schweizer Zwingli und Kalvin und die des Philipp Melanchthon Eingang, und dieser, der geborne Pfälzer, genoß hier eines großen Ansehens und es waren Anfangs Lutheraner, Philippisten und Kalvinisten oder Reformirte noch friedlich neben einander, da sie sich vorzüglich nur in der Lehre vom Abendmahle unterschieden, bis die Heftigkeit der Theologen überall Zwist, Verketzerung und Verfolgung erweckten, da jeder von ihnen den allein wahren Glauben ansprach und die Gegner mit unchristlichem Eifer verdammte.

Der neue Kurfürst, bisher ein gemäßigter Lutheraner, wünschte, daß die Theologen sich über eine Formel verständigten, damit der Friede hergestellt würde. Er ging deßhalb den Melanchthon um ein Gutachten an, und dieser von jeher den theologischen Streitigkeiten abhold und immer zur Vermittlung und Versöhnung geneigt, schlug eine gemilderte Glaubensformel vor, welche sich aber der Lehre der Reformirten vom Abendmahle wesentlich näherte. Damit waren zwar nicht die eifrigen Lutheraner zufrieden, wohl aber der Kurfürst, der die Erklärung Melanchthons zu seiner Ueberzeugung machte und sie allgemein einzuführen beschloß, wodurch die lutherische Lehre allmählig verdrängt und dagegen die kalvinische oder reformirte eingeführt wurde.

Bei dem Volke fand dieß wenig Widerstand, da es im Grunde schon der kalvinischen Ansicht zugethan war, aber desto heftiger war das Widerstreben der Theologen und Gelehrten. Die Lutheraner schrien über die neue Einrichtung als über ein Werk des Teufels, und die Herzoge von Gotha und Weimar, Friedrichs Schwiegersöhne, suchten ihn mit eifriger Aengstlichkeit von seinem Plane abzubringen, als gelte es sein Heil und seine Seligkeit und erboten sich, ihn durch ein Religionsgespräch zum lutherischen Glauben zurückzuführen.

Sie kamen im Jahre 1560 mit ihren Theologen nach Heidelberg und diese stritten fünf Tage lang mit ihren pfälzischen Gegnern; jede Partei schrieb sich den Sieg zu und dann wurde der Streit noch in Schriften fortgeführt. Aber Friedrich zeigte sich von dieser Zeit an als offenen und entschiedenen Kalvinisten und ließ den Gottesdienst ganz in der einfachen, für das sinnliche Volk allzu nüchternen Weise und Lehre Kalvins einrichten, die Kirchen ihres noch übrigen Schmuckes, aller Bilder und Altäre entblößen, selbst die Orgeln und der Gesang mußten verstummen, die doch das religiöse Gefühl aussprechen, nähren und erheben; die Kirchen wurden in einfache Betsäle umgeschaffen und in Predigt und Gebet sollte fortan allein der Gottesdienst bestehen! Vergebens waren die wiederholten Mahnungen der benachbarten Fürsten gegen diese Reformation Friedrichs; er entgegnete ihnen mit voller Ueberzeugung seines rechtmäßigen Waltens, doch mild und ernst und dachte nicht daran, sich von den gemäßigten Lutheranern zu trennen: er wollte nur das Christenthum in seiner lauteren Gestalt. Die sächsischen Theologen aber an Luthers Lehre und dem Buchstaben der Schrift festhaltend, verdammten die kalvinische Ketzerei, und da alle ihre Versuche scheiterten, den Kurfürsten von der Pfalz zur lutherischen Ansicht zurückzuführen, entfernten sie sich immer mehr von den Kalvinisten und zeigten sich unversöhnlicher gegen sie als gegen die Katholiken und wußten allmählig den Glauben zu verbreiten, als gebühre den von Luther Abgefallenen auch nicht der Religionsfriede.

Friedrich ordnete indessen die Verwaltung seines Landes nach strengen sittlichen Grundsätzen, steuerte der Verschwendung, wehrte dem Drucke der Beamten, und fand an den gleichgesinnten Grafen von Erbach eifrige Gehülfen. Die neue Polizei-Ordnung vom Jahre 1562 hieß mit Recht eine christliche, die zu einem einfachen sittlichen Leben mahnte, die Feier der Sonn- und Festtage streng gebot, Müßiggang, Völlerei und Wahrsagerei bestrafte. Dadurch gelangte das pfälzische Land allmählig wieder zu einer beneideten Wohlhabenheit und Jedermann lag in Frieden seinem Amte und Geschäfte ob. Der Kurfürst wachte mit Ernst über der Vollziehung seiner Verordnungen und erschien nur darin hart, daß er endlich seine Unterthanen zur Erkenntniß und Uebung des kalvinischen Gottesdienstes zwingen wollte und glaubte, daß dieselben Vorstellungen, die ihm wichtig und tröstlich wären, es auch für Andere seyn müßten. Deßwegen ließ er ohne Schonung die Klöster in seinem Lande aufheben und legte den vertriebenen Mönchen und Nonnen auf, das Evangelium von seinen Predigern anzuhören.

Aber so war damals die Zeit, daß der Glaube und öffentliche Gottesdienst vom Willen des Fürsten abhing, und wie die katholischen Fürsten ihre Unterthanen mit Gewalt bei der katholischen Religion erhielten, so glaubten die lutherisch oder kalvinisch gesinnten Fürsten ihre Unterthanen zu ihrer Religion anhalten zu dürfen. Die eingezogenen Kirchengüter sollten nach der Anordnung Friedrichs für Kirchen, Schulen und Spitäler verwendet werden, was auch deßwegen schon nöthig war, weil, wie er selbst sagte, Niemand mehr freiwillig zu Kirchen, Schulen und andern milden Sachen beitrage.

Der pfälzische oder Heidelberger Katechismus, dessen Abfassung der Kurfürst dem Zacharias Ursinus und Kaspar Olevianus übertrug, bestimmte die Glaubensansichten fest, trat aber schroff der Lehre Luthers vom Abendmahl und in der Folge auch der Messe der Katholiken entgegen.

Dadurch wurden Katholiken und Lutheraner aufgebracht, und der Freund und Nachbar des Kurfürsten, der vielgeprüfte Herzog von Württemberg wünschte und versuchte deßhalb eine Ausgleichung der Glaubensverschiedenheiten, und dazu sollte wieder ein Religionsgespräch führen. Es wurde im April 1564 zu Maulbronn, aber ohne Erfolg gehalten, Friedrich blieb bei seiner Ansicht vom Abendmahle, und als die württembergischen Theologen sich auf den Ausspruch Luthers beriefen, entgegnete ihnen derselbe kurz: Luther ist kein Apostel gewesen und hat auch irren können. So war denn bald alle Hoffnung verschwunden, ihn je wieder von seinem Glauben abzuziehen, und der Kalvinismus wurzelte in den pfälzischen Ländern am Rhein immer fester, fand aber keinen Eingang in der Oberpfalz.

Hier hatte sich eine förmliche Vertretung der Landschaft durch vier Prälaten, sechzehn Adelige und neun Städte ausgebildet, denen es gelungen war, bestimmte Rechte zu erhalten; dahin gehörte auch das, von einem pfälzischen Prinzen selbstständig regiert zu werden, und so nahm denn gewöhnlich der älteste Sohn oder Bruder des Kurfürsten seinen Sitz in Amberg, welche Stadt dadurch in große Aufnahme kam, und der kurpfälzischen Regierung gegenüber eine ziemlich unabhängige Stellung behauptete und sich nicht leicht etwas aufdringen ließ, was gegen bisheriges Recht und Gewohnheit war. Die Bürger dieser und anderer oberpfälzischen Städte hatten sich frei der Lehre Luthers zugewendet und blieben dieser auch jetzt um so mehr treu ergeben, als der älteste Sohn Friedrichs, der Kurprinz Ludwig, als Statthalter in Amberg mit seiner Gemahlin ein eifriger Lutheraner war. Gern hätte der Kurfürst seinen Sohn und die Oberpfälzer für seine reformirten Ansichten gewonnen und er unternahm deßwegen in Begleitung Olevianus selbst eine Reise nach Amberg im Jahre 1566; allein seine Absicht scheiterte an der Festigkeit seines Sohnes und an der Beharrlichkeit der Bürger; mit Gewalt wollte er diesen seinen Glauben nicht aufdringen, und so erlangte er in Amberg nur die Duldung von zwei reformirten Predigern und die Errichtung einer Schule; allein ohne Erfolg, denn der Kalvinismus fand in der Oberpfalz keinen Beifall.

Indessen drohte dem Kurfürsten große Gefahr, weil die lutherischen Fürsten, von welchen er sich im Glaubensbekenntnisse getrennt, mit Unwillen die Ausbreitung der kalvinischen Lehren durch ihn sahen und ihn von dem Religionsfrieden ausschließen wollten; eben so sehr waren die benachbarten katholischen Fürstbischöfe gegen sein Verfahren besonders bei der Aufhebung der Klöster ungehalten, und sahen sich in ihren Rechten durch seine Bekehrungen gekränkt, und schon suchte man den sonst in religiösen Dingen mild gesinnten Kaiser Maximilian II. gegen ihn aufzureizen. Ringsum waren seine Feinde gegen ihn thätig, so daß ihm sein Bruder Richard abrieth, den Reichstag in Augsburg 1566 zu besuchen. Allein Friedrich kannte keine Furcht, wenn es seine religiöse Ueberzeugung galt, und er schrieb deßwegen seinem Bruder zurück: „Ich weiß, daß der Gott, welcher mich in rechter und wahrer Erkenntniß seines heiligen Namens erhalten hat, so mächtig ist, daß er mich armes einfältiges Männlein erhalten werde, ob es auch dahin gelangen sollte, daß es Blut kosten müßte.“

Im vollen Vertrauen auf Gottes Beistand zog er dann zum Reichstage. Hier waren seine Gegner bereits einverstanden und durch den päpstlichen Gesandten noch mehr gegen ihn aufgeregt, der mit Vergnügen den Zwist zwischen den Protestanten sah und nährte, und schon dachten die lutherischen Fürsten, ihn als einen Ketzer aus ihrem Bunde und Frieden auszuschließen, wenn nicht der Kurfürst August von Sachsen dieses noch verhinderte. Als aber mehrere Fürsten bei dem Kaiser über Friedrichs gewalt-

sames Verfahren bei der Einführung der kalvinischen Lehre und über Verletzung des Religionsfriedens durch ihn klagten, ließ sich Maximilian bewegen und gebot, Friedrich solle Alles, was er von der kalvinischen Lehre in Kirchen und Schulen eingeführt habe, wieder abthun.

Darauf erschien der hart verklagte Kurfürst in der vollen Reichsversammlung mit seinem jüngeren Sohne Johann Kasimir, der ihm die Bibel nachtrug und den er deßwegen seinen geistlichen Waffenträger nannte, und begann unerschrocken seine Vertheidigung: „Er sey bereit, Seiner Kaiserlichen Majestät, als dem Oberhaupte des Reiches, in allen und jeden menschlichen und erlaubten Dingen Gehorsam zu leisten und Hab' und Gut aufzuopfern. In Religions- und Glaubenssachen aber erkenne er allein den für seinen Herrn, welcher der König aller Könige und Herr aller Herren sey, dem er seine Seele und sein Gewissen zu verdanken habe und mit welchem er in der Taufe einen Bund gemacht. Wider dessen Befehl könne er die einmal erkannte Wahrheit nicht fahren lassen. Man möge ihn nicht verdammen, so lange er nicht widerlegt sey. Sein Heidelberger Katechismus beruhe auf Gottes Wort; er lasse ihn prüfen, die Bibel sey da. Sollte aber fehlschlagen und man über sein christliches und ehrbares Erbieten mit Ernst gegen ihn handeln, so getröste er sich der Verheißung seines Herrn und Heilandes, daß Alles in jener Welt hundertfältig solle erstattet werden, was man hier um seiner Ehre oder Namens willen verliere."

Durch seine bewegte Rede wurden auch alle Fürsten bewegt, der Markgraf von Baden sagte laut: „Was fechtet ihr diesen Fürsten an, er ist frömmer, als wir alle!" Der Kaiser drang nicht auf Vollziehung seines Beschlusses, so blieb die kalvinische Lehre in der Pfalz am Rhein die herrschende religiöse Ueberzeugung, und die protestantischen Fürsten beschloßen auf jenem Reichstage: „Da der Kurfürst Friedrich in dem Hauptartikel von der Rechtfertigung, dem wahren Verstande nach dem augsburgischen Glaubensbekennisse anhange und nur in der Lehre vom Abendmahle nicht ganz gleichförmig damit halte, sich jedoch aus Gottes Wort wolle weisen lassen, so wollen sie auf friedlichem Wege eine Ausgleichung mit ihm versuchen."

Durch solche edle Mäßigung wurde damals der Friede unter den protestirenden Fürsten erhalten, und es wäre zum Heile für Deutschland gewesen, wenn die Nachkommen sich nicht von den Fremden verlocken und zum inneren Kriege hätten aufreizen lassen. Der Kurfürst Friedrich schied damals mit der Achtung aller Fürsten vom Reichstage (24. Mai) und kam unter dem Jubel seiner Unterthanen in Heidelberg an, wo sich die betrübendsten Gerüchte über ihn verbreitet hatten; denn man sagte, er sey abgesetzt, eingekerkert, ja enthauptet. Am Pfingstsonntage nahm er mit seinem Sohne Kasimir öffentlich das Abendmahl nach kalvinischer Sitte und

zeigte so aller Welt seine Beständigkeit. Ein Geschichtschreiber jener Zeit erzählt: „Weil Friedrich nicht wußte, wie es mit ihm wegen seinen Religionsansichten gehen würde, habe er zu Bern in der Schweiz das Bürgerrecht gesucht und angenommen, um sich dahin zu wenden und im Privatstande zu leben, falls ihm mit Gewalt sollte zugesetzt werden. So hoch achtete dieser Fürst die Religionsfreiheit bei sich, die er doch seinen Unterthanen nicht gestatten wollte, obgleich er von jener fanatischen Verfolgungswuth fern war, wie sie in anderen Ländern gar häufig mit Feuer und Schwert geübt wurde. Nur einmal ließ er sich von einem Theologen bestimmen, ein Todesurtheil vollziehen zu lassen."

Mit der lebhaftesten Theilnahme folgte er dem Gange der religiösen Entwickelung in Frankreich, wo die politischen Parteien sich unter dem Vorwande der Religion auf das Heftigste bekämpften und dazu aus Deutschland ihre Kräfte stärkten. Hier warben die Katholiken und Reformirten um Soldtruppen, und Friedrich mochte schon damals voraussehen, daß vom Siege oder der Niederlage der Reformirten in Frankreich auch das Schicksal seiner Glaubensgenossen in Deutschland abhänge, da hier die Gegner Alles aufboten, die Protestanten in offenen Widerspruch und Kampf mit den Reformirten zu verwickeln, Beide zu schwächen und dann um so leichter die römisch-katholische Religion und mit ihr die alte Abhängigkeit von Rom wieder herzustellen.

Die Pfalz am Rhein wurde die sichere Zufluchtstätte der aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen Reformirten; am Hofe zu Heidelberg fand im Jahre 1572 Charlotte von Bourbon gastliche Aufnahme, welche aus einem Kloster entflohen war, und da ihr Vater, der Herzog, sie nur katholisch oder nie wiedersehen wollte, blieb sie in Heidelberg, bis sich Wilhelm von Nassau Oranien mit ihr vermählte.

Friedrich unterstützte die Niederländer in ihrem Kampfe um religiöse und politische Freiheit gegen die Spanier und schickte ihnen seinen jüngsten Sohn Christoph mit einigen Heerhaufen, der in der Schlacht auf der Mockerhaide neben Heinrich und Ludwig von Nassau den Tod des Helden starb 1574. Man wollte dem alten Vater die traurige Nachricht verschweigen; allein er merkte bald, was geschehen sey, bezwang seinen Schmerz und tröstete selbst seine treuen Diener: er wisse, daß sein Sohn, wie alle anderen, ein sterblicher Mensch gewesen; weil es denn also Gottes Wille gewesen, daß derselbe in dieser Schlacht um's Leben kommen sollte, so sey es ihm lieber, daß er im Kampfe für die gerechte Sache Blut und Leben aufgeopfert habe, als daß er zu Hause müßig gesessen und dabei etwa von den Lastern wäre überwältigt worden; denn der Müßiggang sey des Teufels Ruhebank.

Die Verfolgung der Reformirten in Frankreich bekümmerte ihn tief; er suchte sie zu unterstützen, zwischen den Parteien zu vermitteln; aber der

ihnen gewährte Friede war nur treulos und im grausenhaften Blutbade der Bartholomäusnacht wurden die Haüpter und Edelsten derselben mit fanatischer Mordlust hingeschlachtet. Friedrich konnte seinen gerechten Schmerz darüber nicht bergen, und als Heinrich von Anjou, der Bruder des Königs Karl IX. von Frankreich, zum polnischen Throne berufen über Heidelberg reisete, zeigte er diesem, wie unchristlich und unklug der Hof zu Paris in jener Graüelnacht verfahren habe, indem man so nur Spaniens und des Papstes Herrschaft stärkte. Als darauf vom Neuen der Krieg zwischen den Katholiken und Reformirten in Frankreich ausbrach, schickte Friedrich seinen bedrängten Glaubensgenossen seinen Sohn Johann Kasimir zu Hülfe 1576, sein ganzes Gemüth schien von dem Gedanken beseelt, der reformirten Lehre in kirchlicher und politischer Beziehung, als der einfachsten und ganz im Evangelium gegründeten, Anerkennung und Sieg zu verschaffen und das seit langer Zeit unterdrückte deutsche Element in Frankreich durch die Förderung der Grundsätze Kalvins und Zwingli's wieder zu erheben. Dafür zeigte er sich unermüdet thätig, so lang es seine Kräfte gestatteten. Der Tod des Kaisers Maximilian II. betrübte ihn tief, denn er hatte dessen mildes versöhnliches Gemüth selbst erprobt, und war von ihm wahrhaft geachtet worden.

Bis zum letzten Lebenshauche blieb Friedrichs Sorge für die religiösen Angelegenheiten wach, und er sprach wenige Tage vor seinem Ende zu seinem Hofprediger: „Ich freue mich vom Herzen darüber, wie es nun an dem ist, wie mich Gott zu einem andern und besseren Leben abfordert. Ich habe zum Besten der christlichen Kirche gethan, was mir möglich gewesen ist. Nun ist solches zwar nur gering, aber der allmächtige Gott, welcher sein Haüflein schon erhalten hat, lebt noch und regiert im Himmel und wird auch die verwaisete Kirche nicht verlassen.“

Dieses hatte er schon früher geaüßert und gerade in den religiösen Dingen erwartete er am Wenigsten von gewaltsamen Maßregeln. In jener Zeit, da Friedrich von den Lutherischen wegen seines Glaubens hart bedrängt wurde und Alles fürchten mußte, fragte ihn ein Fürst, warum er sich nicht zum Widerstande rüste und kein festes Schloß erbaue; darauf antwortete der Kurfürst: ich habe schon eine unüberwindliche Festung. Und als Jener erstaunt fragte: welche denn? entgegnete Friedrich: Diejenige, von welcher David im 46. Psalm rühmt: Eine feste Burg ist unser Gott. Ja, Gott ist mein Schutz und meine Stärke, auf den ich mich am sichersten verlassen kann und bei dem ich schon überflüßige Hülfe gefunden habe, der mir auch künftig seinen Beistand nicht versagen wird. Da nun jener Fürst dagegen sagte, es sey doch gut, wenn man beiderlei Schutz zu Hülfe nehme und sich nebst dem göttlichen Beistande auf natürliche Weise in guten Vertheidigungsstand setze, erwiderte der Kurfürst: Was haben euch denn im schmalkaldischen Krieg euere Schlösser und Festungen geholfen?

Dieser Glaube stärkte ihn auch in seiner letzten Krankheit, und er hatte noch die Freude, daß sein geliebter Sohn Johann Kasimir glücklich aus Frankreich zurückkehrte. Er entschlief sanft den 26. October 1576 und wurde wegen seines festen Gottvertrauens und Wandels der Fromme genannt, einfach in Sitte und Leben war er bei seinen Unterthanen, deren Bitten und Beschwerden er freundlich anhörte und entschied, beliebt und unter seiner Regierung blüheten Land und Schulen. Vor seinem Tode hatte er mit eigener Hand sein Glaubensbekenntniß niedergeschrieben und es seinem Testamente vorgesetzt, welches in der Folge sein Sohn Johann Kasimir öffentlich bekannt machte.

In der Kurwürde folgte ihm der ältere Sohn Ludwig VI. von derselben innigen religiösen Gesinnung, aber mit anderen Ansichten, denn er war ein eben so eifriger Anhänger der lutherischen Lehre, als Friedrich der zwinglischen und kalvinischen, und in seiner religiösen Ueberzeugung bestärkte ihn noch seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Philipps des Großmüthigen von Hessen. So begann denn gleich bei dem Antritte seiner Regierung die Verfolgnng der kalvinisch Gesinnten: die reformirten Prediger, Lehrer und Beamten wurden entlassen, selbst die treuen Diener seines Vaters verloren ihre Stellen, wenn sie ihren Glauben höher schätzten, als die Gunst des Fürsten, und die Zahl der vertriebenen Familien von Predigern und Lehrern übertraf wohl sechshundert, und selbst die von Friedrich III. wohleingerichteten und blühenden Schulen sollten lutherisch werden oder untergehen. Der lutherische Gottesdienst trat wieder an die Stelle der reformirten Einfachheit und überall sollte sich das Volk der neuen Ordnung fügen. Die Vorstellungen Johann Kasimirs gegen das gewaltsame Verfahren seines Bruders blieben unbeachtet, deßwegen verließ er Heidelberg und begab sich nach Lautern, welches mit Neustadt a. d. H. sein fürstliches Erbtheil war, dahin begab sich auch die verwittwete Kurfürstin und das kleine Land wurde die sichere Zufluchtstätte der hart bedrängten Reformirten. Dort errichtete Johann Kasimir auch eine treffliche Schule, die nach seinem Namen genannt wurde, und sie versammelte um sich bald berühmte Lehrer und eifrige Schüler, daß sie den alten Glanz der Universität Heidelberg verdunkelte, da gerade die fähigsten reformirten Lehrer auswanderten. Zur Gründung und Erhaltung jener Schule verwendete er einen großen Theil seiner Einkünfte, „weil durch christliche und gottselige Schulen weltlich und geistlich Regiment am Besten erhalten würde.“ Allein die Gefahr für die freiere religiöse Entwickelung nach Kalvins und Zwingli's Lehren wurde von Tag zu Tag größer, da die streng lutherischen Eiferer eine neue abgeschlossene Glaubensformel einführen und nur deren Anhänger als echt evangelische Christen wollten gelten lassen, welchen der Religionsfriede zu gut käme. Der Hauptgegenstand betraf die Abendmahlslehre, welche schroff nach lutherischer Ansicht der reformirten Auffassungsweise ent-

gegen gestellt wurde, und so maßte sich denn die Mehrheit der lutherischen Fürsten auf das Drängen ihrer Theologen an, über Gewissensfreiheit und Glauben zu entscheiden, und in der sogenannten Concordienformel die Summe ihrer religiösen Ueberzeugung niederzulegen; wer sie nicht annahm, sollte als ausgeschlossen betrachtet werden.

Dadurch kam der große Riß und Zwist unter die bisherigen Freunde der kirchlichen Reformation, da die Reformirten nun selbst von den Lutherischen verketzert wurden, und mit Freuden sahen die Katholiken die wachsende Verwirrung und gegenseitige Anfeindung ihrer Glaubensgegner. Gegen diese drohende Gefahr der Ausschließung und eines neuen Glaubenszwanges erhob sich Johann Kasimir und trachtete das ganze reformirte Europa dagegen zu vereinigen. Pfälzische Abgesandte durchreiseten im Sommer 1577 alle Länder von Europa, in welchen Reformirte waren, um eine neue Formel zu entwerfen, und man hoffte, das Werk vorzüglich durch die Unterstützung der Königin Elisabeth von England zu fördern. Darauf erfolgte eine Schrift an die lutherischen Fürsten, in welcher angedeutet wurde: es seyen nach dem Ausspruche des Apostels Paulus mancherlei Gaben und mancherlei Kräfte: aber nicht Allen sey Alles gegeben. Warum wolle man also im Widerspruche mit dem christlichen Geiste Andersdenkende verdammen? Zugleich wies die Schrift auf die unseligen Folgen der neuen Glaubensspaltung hin, wodurch Deutschlands Einheit und Kraft den Feinden geopfert werde.

Aber die Fürsten waren damals in der Gewalt ihrer Theologen und diese beachteten nicht Deutschlands Frieden und Erstarkung und christliche Mäßigung, sondern folgten nur ihrem blinden Glaubenseifer, und Deutschland wurde in sich mehr und mehr zerrissen. Der Kurfürst Ludwig unterschrieb die Concordienformel, und die Freude der Lutherischen war groß, daß ihnen die Pfalz wieder gewonnen war. Bald sah er aber mit Schrecken, wohin der neue Glaubenshaß besonders in Sachsen führte, wie das Werk der Eintracht wahrhaft ein Werk des Schreckens und der grausamsten Verfolgung für Andersdenkende wurde, und so zeigte er sich besonders nach dem Tode seiner Gemahlin 1582 allmählig milder gegen die Reformirten und sein baldiger Tod, 12. October 1583, beurkundete die Wahrheit seines Denkspruches: „All' Ding' zergänglich."

Nun erhob sich die reformirte Religion wieder siegreich in der Pfalz und Alles kehrte allmählig wieder zur Ordnung zurück, wie sie unter Friedrich III. bestanden hatte, denn Johann Kasimir wurde Vormund seines minderjährigen Neffen Friedrichs IV., des einzig hinterlassenen Sohnes Ludwigs VI. Es war vorauszusehen, daß der reformirte Pfalzgraf, auf welchem der Geist seines Vaters zu ruhen schien, Alles wieder in den vorigen Stand herstellen und das streng lutherische Glaubensbekenntniß abschaffen würde, da er für die reformirte Kirche schon bei Lebzeiten seines

Vaters mit Wort und Schwert für seine Glaubensgenossen in Frankreich gekämpft, den reformirten Erzbischof Gebhard von Truchseß von Köln thätig, aber erfolglos unterstützt, dann sein Ländlein zur Pflanzstätte des reformirten Glaubens gemacht, die vertriebenen kalvinischen Wallonen aus den Niederlanden in Frankenthal aufgenommen hatte, welche Kolonie durch ihre Tuch-, Sammet- und Seidenmanufakturen in kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Stadt erwuchs.

Zwar hatte Ludwig verordnet, sein Sohn Friedrich solle im lutherischen Glauben erzogen werden, aber Johann Kasimir achtete das Testament seines Bruders eben so wenig, als dieser die Einrichtungen seines Vaters geschont hatte, und so erhielt denn der Kurprinz reformirte Lehrer, worüber die Lutherischen höchst aufgebracht waren und allerlei gehässige Gerüchte verbreiteten. Aber Friedrich ehrte nachmals seine Lehrer noch, als er schon Kurfürst war, und widerlegte auf diese Weise alle Verleumdungen, als sey er zum reformirten Glauben durch die härtesten Drohungen gezwungen worden.

Die ersten Schritte des Regenten waren mit weiser Mäßigung berechnet, um eine friedliche Ausgleichung und die Gleichstellung der Reformirten und Lutheraner zu bewirken; aber dazu waren diese, bisher die herrschenden, nicht zu bewegen, und der unselige Streit begann vom Neuen, und bald vergaßen beide Parteien aller Schonung und entweihten selbst die Kanzel mit unchristlichem und gemeinem Gezänke, wodurch der Geist des Christenthums immer weiter zurück gedrängt wurde. Es verschwand jede Hoffnung zur friedlichen Ausgleichung, die Lutheraner sahen in den Reformirten nur Ketzer, und Johann Kasimir konnte diesen nur mit Gewalt einige Kirchen wieder verschaffen, die man ihnen unter seinem Bruder entrissen hatte, dann aber übte er Dasselbe, was früher sein Bruder gethan, und nun mußten die lutherischen Prediger und Lehrer und Beamten ihre Stellen verlassen.

Bald stand die Pfalz einsam und verlassen unter den deutschen Staaten, deren Fürsten katholisch oder lutherisch waren, und Kasimir trat deßwegen zu seiner Sicherung in nähere Verbindung mit Elisabeth von England, den Grafen von Nassau Oranien und den Niederländern und mit den Hugenotten in Frankreich, und so wußte der thätige Pfalzgraf Land und Leute bei Frieden und Ansehen zu erhalten und pflegte der reformirten Lehre nach Kräften. Die Universität Heidelberg wuchs bald zu neuem Glanze heran, bekam durch das schöne Vermächtniß des Grafen Ulrich von Fugger-Kirchberg eine große Vermehrung des Bücherschatzes und Johann Kasimir erbaute für die ganze Anstalt ein neues Gebaüde „als Quelle und Pflanzschule der rechtglaübigen Lehre der Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit den Nachfolgern als Beispiel zur Nacheiferung und als Beweis seiner Sorge und Freigebigkeit.“

Mit wahrhaft väterlicher Sorge waltete er über die Pfalz, gründete Getreide-Vorrathskammern für die Zeiten der Noth, vollendete das von Friedrich III. entworfene Waisenhaus zu Handschuchsheim, welches früher ein Nonnenkloster gewesen, und war eifrig bemüht, die Anerkennung der Reformirten als wahrhaft Evangelische und den Lutheranern Befreundete zu bewirken, und so die Protestanten gegen die drohenden Gefahren von den Jesuiten und dem habsburgischen Hause zu vereinen. Allein hieran scheiterten alle seine Mühen; besonders die sächsischen Fürsten waren gegen jede Annäherung, schloßen sich vielmehr allmählig an Oesterreich, und mit Schmerz sah er das Ungewitter nahen, welches dem pfälzischen Hause und den Reformirten, dann der Reformation im Allgemeinen den Untergang drohte.

Johann Kasimir starb den 6. Januar 1592, und die Regierung übernahm sein Neffe Friedrich IV., der ganz in seinem Geiste fortwaltete und die reformirte Religion in der Pfalz am Rhein befestigte, in der Oberpfalz aber blieb die lutherische herrschend, trotz aller Bemühungen der reformirten Kurfürsten und der Verfolgung ihrer Beamten.

Albert V.,
Herzog in Bayern.

Albert, der kunst- und prachtliebende Fürst, geboren 1528, folgte seinem Vater Wilhelm IV. als Jüngling von zweiundzwanzig Jahren in der Regierung über Bayern, und es hofften Viele, eine glückliche Zeit würde über das geängstigte Land aufgehen, obgleich auch er unter der Leitung des Wolfgang Bosch, aus einem edlen Geschlechte von Dinkelsbühl, von den Jesuiten in Ingolstadt gebildet war. Schon mit zehn Jahren kam Albert auf diese Universität, wo er sieben Jahre lang blieb und sich vor Allem der Rechtswissenschaft befliß. Daß die Grundsätze, welche dort auf Befehl seines Vaters gelehrt und gehandhabt wurden, und die Anwesenheit der ersten Jesuiten nicht ohne bleibenden Einfluß auf das junge Gemüth blieben, ist natürlich und zeigte sich in der Folge trotz seiner angebornen Milde in mancher harten Äußerung gegen die Ketzer.

Im Jahre 1546 schon vermählte er sich während der Zurüstungen des Kaisers zum schmalkaldischen Kriege mit dessen Bruderstochter, Anna von Oesterreich, und weil damals dem habsburgischen Hause an der treuen Freundschaft des bayerischen Fürstengeschlechtes viel gelegen war, so wurde

im Heiraths-Vertrage festgesetzt, daß Bayern die österreichischen Staaten erben, wenn beide habsburgische Linien in ihren männlichen Nachkommen erlöschen würden, oder in die Herrschaft von Böhmen eintreten sollte, wenn die jüngere Linie aussterbe.

Die Neuvermählten reiseten darauf nach Italien, wo der junge Fürst im Anschauen der herrlichen Kunstwerke Liebe für die Kunst einsog. Als er die Regierung übernahm, wurde nichts in den bisherigen Grundsätzen geändert; es lebten und wirkten noch die alten einflußreichen Männer, vor Allen ausgezeichnet der Graf von Schwarzenberg; die Verfolgung gegen die lutherisch Gesinnten hatte aufgehört, weil Niemand mehr ein freies Wort wagte, und so schien die römisch-katholische Kirche nicht bloß in Bayern gesichert, sondern bald auch wieder über ganz Deutschland sich zu verbreiten, da sie in den süddeutschen Reichsstädten mit dem Interim schon die Oberhand hatte, als plötzlich ein nie geahnter Umschwung der Dinge erfolgte, der die evangelische Kirche in Deutschland rettete und befestigte.

Moriz von Sachsen, mit dessen Beistand der Kaiser über die evangelischen Fürsten gesiegt hatte, sollte Magdeburg zwingen, welches die Annahme des Interim verweigerte, bildete aber bei dieser Gelegenheit ein tapferes Heer, und ließ plötzlich den Ruf erschallen, er wolle die evangelische Religion und die deutsche Freiheit gegen die römische und spanische Uebermacht retten. Im Sturmeszuge zog er nach Süddeutschland heran, die Reichsstädte begrüßten ihn freudig und riefen die vertriebenen evangelischen Prediger zurück, Bayern fürchtete für sich, Albert wollte sich weder für die Sache des Moriz von Sachsen, noch für die des Kaisers erklären, der in eiliger Flucht aus Innsbruck sich über die Alpen nach Italien rettete.

Da kam der König Ferdinand mit seinem Schwiegersohne Albert von Bayern und anderen Fürsten nach Passau 1552, um mit Moriz und den Evangelischen zu frieden, und Albert, parteilos zwischen den Parteien stehend, trug am meisten zur Versöhnung bei. Er sah ein, wie tief die lutherische Lehre trotz aller Verfolgung in den Herzen wurzle, und wovon er in Passau einen merkwürdigen Beweis sah; denn während die Fürsten berathschlagten, sangen die Domschüler zur Nachtszeit Luthers Psalmen und Lobgesänge vor den Haüsern. Nun regten sich die vielen tausend heimlichen Anhänger Luthers offen, und der Kaiser bewilligte, daß jeder des augsburgischen Glaubensbekenntnisses verwandte Stand in gottesdienstlichen Handlungen ungetrübt bleibe, bis zur Entscheidung der allgemeinen Kirchenversammlung.

Wenige Jahre darauf, 1555, wurde auf dem Reichstage zu Augsburg der berühmte Religionsfriede geschlossen und der deutschen evangelischen Kirche gleiche Rechte mit der katholischen gewährt. Aber der sogenannte geistliche Vorbehalt rettete der katholischen Kirche Güter und größere Macht, da zwar jeder Bischof sich zur evangelischen Kirche wenden konnte, ihm aber sogleich

sogleich ein katholischer Nachfolger gegeben wurde, so daß die Güter nicht den Evangelischen zu gut kommen sollten. Indessen hatten sich die deutschen Fürsten in Heidelberg zu einem Bündnisse vereinigt, die spanischen Minister von den deutschen Reichsgeschäften zu entfernen und die Erhebung Philipps auf den deutschen Thron zu vereiteln, für den sein Vater Karl V. Alles aufbot.

Die Verhandlungen wurden so geheim gehalten, daß Albert V. selbst dabei die Feder führte, da man keinem der fürstlichen Räthe trauen mochte. Ihr Plan gelang, und Ferdinand, des Kaisers Bruder, wurde zu seinem Nachfolger ernannt, worüber Karl V., so wie über die vielen vereitelten Pläne ganz mißmuthig wurde, und darauf die Regierung niederlegte und sich in ein spanisches Kloster zurückzog; Ferdinand aber wurde sogleich als Kaiser anerkannt.

Nur der Papst Paul war dagegen, und meinte, in jener verhängnißvollen Zeit noch über die Kaiser Gewalt zu haben, daß er die Abdankung Karls, weil sie ohne sein Wissen und seine Beistimmung geschehen, nicht anerkennen wollte. Aber Niemand achtete seines Grolles, und Ferdinand hatte an Albert einen treuen Freund, dem er die Leitung aller Reichstage übertrug, so oft er selbst nicht persönlich erscheinen konnte. Eben so thätig bewies sich Albert zur Aufrechthaltung der Ruhe in Süddeutschland durch die Stiftung des Landsberger Bundes, an dessen Spitze er stand, und in welchem auch Oesterreich aufgenommen war. Ferdinand begünstigte deßwegen auch die Absichten Alberts auf die Erweiterung seiner Hoheitsrechte in Bayern über den Reichsadel, der auf seinem kleinen Gebiete selbstherrlich walten wollte, dabei aber wegen seiner Lehensgüter von dem Herzoge abhängig war.

Nach und nach gelang es Albert, die Grafen und Herren gegen alle seine Wünsche willfährig zu machen und vom Kaiser die Anwartschaft auf ihre Reichslehen zu erhalten, sobald irgend ein Geschlecht aussterben würde. So erwarb er die Grafschaft Haag, die Reichsherrschaft Hohenschwangau löste er um eine bedeutende Summe ein, und so wie sich Gebiet und Rechte und Ansehen des Herzogs vergrößerten, wuchsen auch Glanz und Aufwand an seinem Hofe, daß die Stände zur Unterhaltung des glänzenden Hofstaates und zur Tilgung der Schulden steuern mußten.

Seine Liebe zur Jagd und Pracht war ausschweifend, und er befahl sogar, zum Besten der Hirsche und Rehe die allzu hohen Zaüne und spitzigen Pfähle um die Aecker niederzureißen; ordnete dagegen zum Schutz der Saaten Gebete in allen Kirchen wider die Feldmaüse an; schwere Strafe traf den Bauer, der ein Wild erlegte, und das zweite Mal ward er des Landes verwiesen oder gehenkt. Um das Wild zu schonen, wurde den Landleuten kein Schießgewehr erlaubt, und endlich bauten dieselben vor der Menge des Wildes vor dem Winter das Feld nicht mehr an, Andere kün-

deten sogar ihre Güter auf und der Anbau des Landes verkümmerte. Aber der Herzog wollte seine fürstliche Jagdlust nicht verlieren. In seinen Schlössern zu München, Landshut, Dachau, Isareck und Starnberg herrschte königlicher Aufwand und Ueberfluß, den Würmsee belebte eine Lustflotte; um eine große Summe ließ er aus Italien alte und neue Kunstsachen, Bilder der Götter und Helden in Marmor und Erz, geschnittene Steine, Münzen, Gemälde und Zeichnungen zusammenkaufen, nach München bringen, und hier in einer eigenen Kunstkammer aufstellen. Aus den entfernten Welttheilen sammelte er in eigenen Zwingern seltsame wilde Thiere, und ließ sie zähmen; man erzählt, daß er in seinen Zimmern einen solchen Löwen hielt.

Er ist der erste Sammler des nachmals immer größer anwachsenden Bücherschatzes, und seine Hofmusik war damals die erste. Denn überall her berief er die besten Spieler und Sänger, auch den berühmten Orlando Lasso, der zu Bergen im Hennegau 1532 geboren, im Jahre 1562 des Herzogs Capellmeister mit 400 fl. Gehalt wurde. Italienische Singspiele und stumme Geberdenspiele, mit Tanz untermischt, wurden am Hofe mit großem Aufwande und Sinnenreiz gegeben; außerdem unterstützte er die bildende Kunst in seinem Bayern, und Hanns Mielich und Christoph Schwarz und Andere zeigten sich als Meister in der Oelmalerei. Auch verwendete der Herzog große Summen auf den Ausbau der Festung Ingolstadt und auf die kriegerische Ausrüstung. Nach seinem festen Willen mußte die Landschaft steuern, sein Wille entschied auch über die religiöse Entwickelung.

Als die Landstände schon im Jahre 1553 ihre Beschwerden über den Zustand der Religion vorbrachten, ihm selbst die Einführung der Reformation an's Herz legten, war der Herzog ganz überrascht und erstaunt, da er nun sah, wie tief die Neigung zur Reformation trotz der bisherigen Verfolgung in Bayern fortlebte. Er wollte zwar Verbesserung der herrschenden Mißbraüche in der katholischen Kirche, aber nicht die Einführung der lutherischen Lehre, und antwortete daher den Ständen: „Da es ihm durch sein Amt von Gott und seiner ordentlichen Obrigkeit geboten sey, die sectischen Lehren zu verfolgen, so wolle er die Verbreitung dieses freien, unruhigen und ungehorsamen Evangeliums nicht dulden, wie es seit dreißig Jahren an vielen Orten mit großer Gefahr und großem Verderben geschehen. Er wolle sich zwar von dem nicht absondern, was auf dem nächsten Reichstage bebeschlossen würde; seine Landschaft aber sey nicht der Religion wegen, sondern aus anderen beschwerlichen Ursachen eingerufen worden."

Darauf gewährten die Stände die verlangten Geldsummen, und baten, weil allgemein das Gerücht gehe, der Herzog wolle die Inquisition in Bayern einführen: „Er möge den gottlosen Menschen, die dazu riethen, kein Gehör geben, da die Einführung der Inquisition nur zu höchstem Unfrieden, Mißtrauen und Zwiespalt Anlaß geben würde." Dagegen betheuerte der Her-

zog, „er habe nie einen solchen Gedanken gehabt.“ Sein von Natur mildes Gemüth verabscheute die Inquisition und das Hinmorden der sogenannten Ketzer, und selbst als sein Oheim Ernst auf der Synode zu Mühldorf die Einführung dieses furchtbaren Glaubensgerichtes zur Aufrechthaltung des katholischen Glaubens anpries, mußten die bayerischen Gesandten dem Erzbischof andeuten: „Ihr Herr wolle seinem Vetter zwar frei lassen, die eigenen Unterthanen nach Belieben zu behandeln; er aber fürchte, es möchten in seinem Lande Wenige zum Widerrufe zu bringen seyn, mit Güte und Bescheidenheit könnte man sie weit eher zur alten christlichen Ordnung zurückführen.“

Dieß blieb von nun an der Grundsatz und das Streben Alberts und damit gelangte er am Ende dahin, daß nur Katholiken in seinem Lande waren. Am meisten wirkten dafür die Jesuiten. Zur Errichtung einer Pflanzschule für junge Geistliche hatte Albert im Geiste und nach der Absicht seines Vaters von Rom eine neue und größere Anzahl dieses Ordens verlangt, und Ignaz Loyola sandte dießmal im Jahre 1556 sechzehn Jünger. Alsobald begannen sie ihre Wirksamkeit in Ingolstadt, die sich vorzüglich auf das heranblühende Geschlecht erstreckte; nach wenigen Jahren siedelten sie sich auch in der Hauptstadt an auf die Einladung des Herzogs, in der Folge gründeten sie auch eine Anstalt zu Landsberg, und von nun an wurzelte die katholische Religion wieder fester in den Gemüthern. Alles am Hofe mußte streng katholisch seyn, mehrere Adelige, deren Glaube verdächtig war, wurden deßhalb verbannt; so hatte sich der Hofmarschall Pangratz von Freyberg auf Hohenaschau, den der Herzog doch früher seine andere Hand nannte, durch den Uebertritt zum Augsburger Glaubensbekenntnisse die Ungnade des Fürsten und den Verlust seines Amtes zugezogen. Ueber solches Verfahren in den kirchlichen Angelegenheiten klagte die Landschaft laut, und zumal fühlte sich der Adel, von dem Viele der lutherischen Lehre zugethan waren, in den Erwartungen wegen der freien Religionsübung und der Nachgiebigkeit des Herzogs getaüscht, dem sie doch jederzeit willfährig sich bewiesen in allen Geldforderungen, wie sie denn auch noch für den Herzog Ernst, den Erzbischof von Salzburg, eine Abfindungssumme von 150,000 fl. für seine Erbansprüche bewilligten. Denn derselbe war bisher erwählter Bischof von Passau, dann Erzbischof von Salzburg, hatte sich aber noch nicht zum Priester weihen lassen, und als ihn endlich der Papst drängte, er solle Weihe oder Entsagung wählen, gab er lieber das Erzbisthum auf, kaufte die Grafschaft Glatz, und lebte dort bis zu seinem Tode 1560. Eben so willfährig hatten sie für den Bau von Ingolstadt und für die Kriegssachen gesteuert, und die Bitte der weltlichen Stände dafür ging meistens und vorzüglich nur auf Gewährung der freien Uebung des Augsburger Bekenntnisses. Etwas wollte der Herzog auch darin zugeben, ja er schien selbst einige Verbesserungen gern zu sehen, und

sein Gesandter Augustin Baumgartner legte im Jahre 1562 den versammelten Kirchenvätern in Trient den dringenden Wunsch vor, daß das Leben der Geistlichen gebessert, für sie die Ehe, und der Kelch für die Laien gewährt werde. Die Väter versprachen den Uebeln abzuhelfen, aber bald zeigte sich, daß mit jedem neuen Beschlusse, den sie faßten, die Hoffnung zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Parteien immer mehr schwand; die versammelten Väter verwiesen den Herzog wegen der Priesterehe an den Papst, und der Cardinal Hosius schrieb, der Herzog möge bedenken, daß diejenigen, welche den Kelch wollten, damit nur den Anfang zu größeren Aenderungen machen und bald wirkliche Ketzereien einführen würden, indem er zugleich auf die Spaltungen unter den Protestanten selbst hinwies. So wurde die Sache hingehalten, als aber die Kirchenversammlung auseinander ging, ohne die Forderungen Bayerns im Geringsten zu berücksichtigen, und durch ihre allgemeinen Beschlüsse jede Hoffnung auf eine friedliche Vereinigung der christlichen Bekenntnisse in Deutschland für immer vereitelt schien, vereinigte sich Albert mit dem Kaiser und den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Trier und Salzburg, um vom Papste die Gestattung des Kelches für die Laien und die Priesterehe zu fordern. Obgleich die geistlichen Fürsten zurücktraten, brachte es Albert mit dem Kaiser doch dahin, daß vom Papste der Kelch gestattet wurde, 16. April 1564.

Indessen war ein Ereigniß eingetreten, welches dem Herzog neue Gewalt, Ruhm und Macht verschaffte. Der reichsfreie Graf Joachim von Ortenburg, dessen Gebiet in Bayern lag, hatte die Reformation in seiner Grafschaft eingeführt, evangelische Prediger angestellt, und das umwohnende bayerische Landvolk fand sich immer haüfiger bei deren Predigten ein. Da der Graf Joachim mit seinem Vetter Ulrich die Mahnungen des Herzogs dagegen nicht achtete, wollte dieser seinen Willen mit Gewalt durchsetzen, berichtete an den Kaiser, er möge nicht ungnädig aufnehmen, wenn er gegen den Grafen Ernst gebrauche, da sonst allgemeiner Aufstand zu besorgen wäre. Darauf ließ er Ortenburg durch fünfzig Reiter überfallen, die Prediger wegführen, und zog endlich, da sich der Graf auf seine Forderung nicht in München stellte, dessen Güter ein, und ließ sich von den Beamten und Unterthanen huldigen. Bei dieser Gelegenheit kam aber dem Herzog der Briefwechsel des Ortenburgers mit anderen Adeligen, Landsassen in Bayern zu Handen, und er sah daraus, daß ihrer noch Viele vom glühenden Eifer für Luthers Lehre beseelt, und gegen ihn als den Verfolger dieser Lehre in heftigen Schmähungen sich ergoßen. Zugleich war in jenen Briefen auf die Unternehmung Grumbachs, der den Bischof von Würzburg ermordet hatte, als auf einen Spiegel hingewiesen, darin sich Bischöfe und Fürsten sehen sollten, so daß von dieser Verbindung des Adels dem Herzoge selbst große Gefahr drohte. Die Wichtigkeit der Sache bewog ihn, um jeden Schein der Willkür von sich abzuwenden, die gelehrtesten Richter

in dieser Sache zu berufen, den Grafen Otto Heinrich von Schwarzenberg, Simon Thaddäus Eck, den Bruder des Johann Eck, beide eifrige Katholiken, Wigiläus Hund, Augustin Baumgartner und Andere. Vor diesen erschien der Herzog in Begleitung seiner Söhne Wilhelm und Ferdinand, trug seine Sache vor, und schloß, daß bei der Beurtheilung der Briefe nicht die Religionsmeinungen gerichtet werden sollten, sondern das Strafbare zu beurtheilen sey, welches die Landsassen unter dem Deckmantel der Religion verüben, die Eingriffe in die Rechte des Fürsten und die Verleitung Anderer zum Ungehorsame und Bündnisse zu gegenseitigem Beistande. Die Versammelten entschieden: „Obgleich Grund zur peinlichen Klage vorhanden sey, so möge der Herzog doch aus angeborner Milde dieselben vorher noch zum Verhör und zur Entschuldigung kommen lassen.“ Dieß geschah, die Ueberwiesenen flehten die Gnade des Herzogs an, der Einige mit Gefängniß strafte, Andere mußten knieend Abbitte thun, versprechen, nichts gegen die katholische Religion zu unternehmen und keinen Landtag mehr zu besuchen.

So ward diese Verbindung und Gefahr durch die weise Schonung des Herzogs unterdrückt, wofür ihm der Zuname des Großmüthigen wurde. Auf die Verwendung mehrerer Fürsten und auf die Betheuerung des Ortenburgers selbst, daß er alle Schritte bloß um der Gewissensfreiheit seiner Familie und seiner Unterthanen und zur Erhaltung seiner Rechte gethan, und gegen den Herzog und dessen Haus keinen Aufruhr im Sinne gehabt habe, sondern daß er als Landsasse demselben gebührenden Gehorsam leisten werde, ließ Albert gegen das Haus Ortenburg alle Ungnade fallen, und gab die eingezogenen Güter zurück. Durch Ernst mit Milde verbunden in dieser wichtigen Sache hatte sich der Herzog fortan den Adel zu fügsamen Dienern seines fürstlichen Willens gemacht.

Alle Beamte, alle Vorsteher der Gemeinden in den Städten und Dörfern mußten sich zur katholischen Religion bekennen, und Albert beschäftigte sich zuweilen mit theologischen Streitfragen, und machte am Hofe den eindringlichen mächtigen Bekehrer. Nach und nach änderte sich seine früher milde Gesinnung gegen die Andersglaübigen so sehr, daß er der Statthalterin Margaretha von Parma rieth, den Religionsneuerungen in den Niederlanden gleich anfangs mit dem Schwerte zu widerstehen. Und als der freisinnige Kaiser Maximilian II. dem Adel in seinen Erblanden die freie Uebung des Augsburger Glaubensbekenntnisses gewährte, mißbilligte Albert diese Nachgiebigkeit sehr. Unerbittlich bewies er sich allen Bitten und Ansinnungen seiner Bayern in Hinsicht auf die Duldung der lutherischen Lehre; die Jesuiten durchreiseten das Land, forschten, predigten und bekehrten; was ihnen nicht gelang, vollbrachte der Graf Schwarzenberg, ein Mann, von dem die Jesuiten sagen, daß er „nach

dem Heile seines Nächsten durstete, und im Namen seines Fürsten das Bekehrungsgeschäft übte."

Wer dessen ohngeachtet nicht zur katholischen Religion zurückkehrte, der mußte das Land verlassen. Alle geistlichen Bücher, die nicht zu München oder Ingolstadt gedruckt waren, der Besuch aller auswärtigen Schulen, wo die lutherische Lehre galt, selbst das Lesen der heiligen Schrift in Luthers Uebersetzung war streng untersagt, überall sorgfältige Spähe auf das Leben der Geistlichen und Weltlichen angeordnet. Im Eifer, sich durch katholische Rechtglaübigkeit auszuzeichnen, legten mehrere Lehrer der Hochschule ein öffentliches Glaubensbekenntniß ab, was dann die übrigen in der Folge thun mußten.

Als Philipp Apian, der ausgezeichnetste Meister jener Zeit in der Meßkunst und Größenlehre, der auf des Herzogs Befehl Bayern vermessen und darüber eine treffliche Karte, allen späteren zum Muster, hergestellt hatte, dieses katholische Glaubensbekenntniß nicht ablegen wollte, mußte er auswandern, so ungern ihn auch der Herzog scheiden sah, der ihn aber vergebens ermahnte, die lutherische Lehre aufzugeben. Apian zog nach Würtemberg, wohin vor ihm aus gleicher Ursache der gelehrte Arzt Leonhard Fuchs, geboren zu Wemding, ausgewandert war. Denn auch ihn vertrieben die Jesuiten von Ingolstadt, wo er lehrte, seines Glaubens wegen.

Katholische Rechtglaübigkeit galt für Gelehrsamkeit und Wissenschaft, statt Geist und Treue. Besonders seit dem Jahre 1569 wurden die Landesverweisungen wegen der Religion immer haüfiger, und München litt am Meisten, da gerade die wohlhabendsten Bürger dem harten Gewissenszwang entfliehen wollten und auswanderten. Bisher war den evangelischen Bürgern der Stadt erlaubt, das Abendmahl unter beiden Gestalten im Markte Schwaben zu empfangen, als aber dem dortigen Pfarrer angedeutet wurde, dieses nicht mehr zu thun, und so das letzte Zeichen des Augsburger Glaubensbekenntnisses verschwinden sollte, da verließen Viele die Stadt und zogen nach Augsburg. Der Magistrat meldete dieß dem Herzoge mit dem Beisatze, „daß den Ausgewanderten noch viele andere und meistens geschickte und vermögliche Leute folgen würden, dagegen wachsen Armuth und Bettel immer mehr an, und sie bitten daher um Mäßigung in Religionsdingen, besonders hinsichtlich des Abendmahles." Albert entgegnete: „Die Ehre Gottes dürfe nie politischen Interessen weichen. Lieber wollte er seine Residenz von München wegverlegen, als solche Ungleichheit in geistlichen Dingen ansehen." So blieb München die ganz katholische Hauptstadt, aber sie konnte sich nie zu der ihr gebührenden Bedeutsamkeit erheben, bis am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts endlich die religiöse Unduldsamkeit entwich.

Doch nicht zufrieden, die katholische Religion bloß in Bayern wieder herzustellen, suchte er dieselbe auch anderwärts auszubreiten, und als er nach

dem Tode des Markgrafen Philibert von Baden, seines Schwagers, 1571 die Vormundschaft über dessen Sohn Philipp übernahm, gewährte ihm dieses eine gute Gelegenheit, den jungen Prinzen für die katholische Kirche zu erziehen, und diese auch in Baden wieder einzuführen, was durch den Grafen Schwarzenberg und die Jesuiten glücklich erreicht wurde. Dasselbe versuchte er in Württemberg, denn da er dort die Bäder besuchte, ließ er die Jesuiten predigen, und Manche kamen, sie zu hören. Ueberall waren die Jesuiten thätig, wo es galt, die katholische Religion in ihrem alten Glanze wieder herzustellen; aber schon sprach man nicht bloß insgeheim, sondern offen von ihrer Herrschsucht, und plötzlich erhob sich in Ingolstadt auf der Universität gegen sie solch ein Unwille, daß sie der Herzog von dort abrief, und sie alle in München um sich sammelte, wo sie die höheren gelehrten Schulen leiteten, die Predigtstühle in den ersten Kirchen einnahmen und bald die einflußreichsten Beichtväter wurden. Erst nach einigen Jahren kehrten ihrer mehrere nach Ingolstadt zurück. Von nun an wurde München der Hauptsitz der Jesuiten in Deutschland und die Pflanzschule derselben, so wie die große Anstalt zur Bekehrung der übrigen deutschen Völkerstämme. Das herzogliche Haus war ihnen ganz ergeben und sie verstanden es, den frommen Sinn durch äußere Pracht zu wecken und zu erhalten.

Die treue Anhänglichkeit des Herzogs an Rom trug für sein Haus dankbare Früchte; sein jüngster Sohn Ernst wurde, obgleich erst zehn Jahre alt, und also ganz gegen die Beschlüsse der Kirchenversammlung zum Fürstbischofe von Freising ernannt, wodurch für den Herzog die lästigen Gränz-, Jagd- und andere Streitigkeiten verschwanden. Durch den neuen Bischof erwarb Albert auch ein Jubeljahr für Bayern von Rom, das mit seltenem Prunke begangen wurde 1576. Drei Monate dauerte die Gnadenzeit und Jeder konnte fünfzehn Tage zum Besuche der Kirche wählen, um den Ablaß zu gewinnen. Um jene Zeit wurde der Leichnam des heiligen Benno, Slavenbekehrers und Bischofs im eilften Jahrhundert, von Meißen nach München gebracht, und derselbe zum Schutzheiligen von ganz Bayern erwählt. Als der Herzog Albert starb 1579, war die katholische Religion in Bayern die allein geltende und durch die umsichtige Sorge der Jesuiten in den jungen Gemüthern gesichert. Von nun an blieb aber die Wissenschaft unter „vormundschaftlicher Hut der Kirche und jeder Gedanke verbrecherisch, welcher über den engen Begriff der vorgeschriebenen Glaubenslehren hinausstrebte."

Der Sohn des Verstorbenen, Herzog Wilhelm V., folgte ihrer Leitung mit frommem Gemüthe in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten und fortan besteht die Geschichte in Bayern nur in der Aufzählung dessen, was er seines Seelenheiles wegen für die Jesuiten und die katholische Kirche gethan. Der Herzog sollte Allen ein lebendiges Beispiel der

Frömmigkeit und des Gehorsames gegen die Kirche seyn. Er besuchte mit seinen Söhnen haüfig entfernte Gotteshaüser. Die Landleute folgten dem Fürsten und so kamen allmählig die Wallfahrten wieder in Aufnahme. Bei dem Jubeljahr erschien derselbe bei allen Bittgängen mit entblößtem Haupte und der brennenden Kerze in der Hand. Die alten Kirchenceremonien wurden nicht nur wieder eingeführt, sondern sogar vermehrt. Die Pracht des Gottesdienstes, der Kirchen und Kirchengeräthschaften, die Bruderschaften für Studirende und Bürger und ledige Gesellen, die öffentlichen Komödien der Studenten an den Jesuitenschulen zu Ende jedes Schuljahres, die Anordnung der sogenannten heiligen Gräber in der heiligen Woche mit prunkvoller Ausstattung, der Besuch dieser heiligen Gräber in feierlichen Umzügen bei Tag, ja selbst in der Nacht in schwarzen Trauerkleidern bei dem Glanze unzähliger Fackeln und vieler vermummter Geißeler, die unter dumpfem Gebet sich den bloßen Rücken wund hieben, zuweilen das öffentliche Verbrennen ketzerischer Bücher, die prachtvolle Frohnleichnamsprozession mit ungeheuerem Schaugepränge in lebendigen Gruppen aus dem alten und neuen Testamente, deren eigene Anordnung dem Herzoge eine wichtige Angelegenheit war und wobei sogar Adam und Eva mitgingen: dieses Alles war geeignet, die Augen des Volkes zu beschäftigen und den Geist zu blenden, und durch alle diese Anstalten sammelten sich die Jesuiten in den Augen des Herzogs große Verdienste, daß er ihnen Geschenke über Geschenke und eine prachtvolle Kirche mit einem eben so prachtvollen Wohngebaüde in München und schöne Haüser zu Altötting und Regensburg errichtete. Zwar klagte man laut über die stets anwachsende Schuldenlast, die der Herzog auf das Land haüfte. Aber die Vorstellungen der Landschaft und der angesehensten Männer, selbst die seiner eigenen Mutter, blieben unbeachtet. Die Jesuiten trieben dagegen Teufel aus, führten einzelne Ketzer in den Schooß der katholischen Kirche zurück, sie gewannen einen jungen Türken für das Christenthum und tauften ihn mit großer Feierlichkeit, sie nahmen General- und Specialbeichten ab, predigten überall über die Vollkommenheit des geistlichen Standes mündlich und schriftlich, und gewannen so den anderen Orden neue Zöglinge, wofür diese wieder dankbar waren.

Die Jesuiten beteten öffentlich, daß Gott die Waffen der Katholiken segnen und den Bruder des Herzogs, den bisherigen Bischof von Freising, auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln gelangen lasse. Denn der bisherige Kurfürst und Erzbischof G e b h a r d von Truchseß war zur reformirten Religion übergegangen und suchte sich zu behaupten; allein die katholischen Fürsten unterstützten auf des Papstes Geheiß den Herzog von Bayern und E r n s t errang das Kurfürstenthum und Erzbisthum Köln, und beinahe zwei Jahrhunderte nacheinander folgte in Würde und Land dort immer ein bayerischer Prinz auf den andern, daß so die Anhänglichkeit an die römisch

katholische Kirche glänzend belohnt und die Fürstbisthümer die reichen Versorgungs-Anstalten für die jüngeren Prinzen wurden.

Philipp, Wilhelms V. zweiter Sohn, war schon im dritten Jahre erwählter Bischof von Regensburg und in der Folge auch Cardinal; der dritte aber, Ferdinand, wurde zum Nachfolger seines Oheims in Köln schon bei dessen Lebzeiten ernannt und hatte auch die Nachfolge in der gefürsteten Propstei Berchtesgaden erhalten. Was Wunder, wenn das wittelsbachische Geschlecht in Bayern Alles aufbot, seinen Dank dem Papste zu beweisen und dessen Hoheit und Macht wieder überall in Deutschland geltend zu machen? Dazu verband es sich auch wirklich mit dem österreichisch-habsburgischen Hause und schon begannen auch in den österreichischen Landen allmählig die Bewegungen gegen die Reformation. Indessen mehrte sich jedoch die Schuldenlast in Bayern, die Schwäche des guten Herzogs Wilhelm wurde überall sichtbar, und da er eigentlich nie geherrscht hatte, sondern das willenlose Werkzeug in der Hand der Kirche gewesen, entsagte er auch mit Freuden der Regierung im Jahre 1598 und übergab sie seinem ältesten Sohne Maximilian.

Er selbst lebte noch acht und zwanzig Jahre in seiner bisherigen Weise.

Julius Echter,

Bischof von Würzburg und Herzog in Franken.

Julius war geboren zu Mespelbrunn im Spessart am 18. März 1544 aus einem altadeligen Geschlechte, wurde, kaum zehn Jahre alt, als Domherr und Canonicus in Würzburg vorgestellt, und erhielt dazu noch ein Canonicat an der Domkirche zu Mainz; denn diese geistlichen Würden waren ehemals meistens bloße Pfründen und Versorgungs-Anstalten für die Söhne der Adeligen, und so konnte es geschehen, daß ein Knabe schon die Einkünfte mehrerer reicher Pfründen genoß. Julius studirte dann in sorgenfreier Muße mit großem Eifer, besuchte mehrere hohe Schulen, lernte auf Reisen Welt und Menschen kennen, erweiterte seine Kenntnisse und erhielt in Rom den Grad eines Licentiaten der Rechte. Nach seiner Rückkehr trat er, am 10. November 1569 als wirkliches Mitglied in das Domcapitel zu Würzburg, wurde bald darauf zum Domscholastiker — Aufseher des Schulwesens — und schon am 17. August 1570 zum Domdechanten ernannt. Er lebte still und eingezogen und zeigte sich nicht, wie die übrigen jungen Adeligen, bei Gesellschaften und Mahlzeiten, sondern widmete sich eifrig den Wissen-

schaften, und als nach dem Tode des Bischofs Friedrich von Wirsberg die Domherren zur neuen Wahl sich versammelten, 29. November 1573, wurde Julius Echter zum Erstaunen des Volkes gewählt, das ihn kaum kannte. Die Domherren aber scheinen bei der Wahl in seinem durchdringenden Verstand, seiner Thätigkeit, Festigkeit und seinem Muth gerade in jener verhängnißvollen Zeit eine sichere Bürgschaft für das Fortbestehen ihres Stiftes gesehen zu haben. So ward denn Julius noch nicht dreißig Jahre alt und nicht einmal Priester, denn er hatte es immer verschoben, die priesterlichen Weihen zu nehmen, Bischof von Würzburg und Herzog in Franken, und von diesem Augenblicke an beginnt er seine Wirksamkeit als geistlicher Landesfürst mit einer Kraft und Ausdauer, wie man sie selten sah.

Wenige Tage nach der Wahl empfing er die Huldigung der Stadt Würzburg und des fürstlichen Landes umher, schickte dann nach Rom um die päpstliche Bestätigung seiner Wahl mit der Bitte, daß er dafür nur eine mäßige Summe bezahlen dürfe, weil das Hochstift in mißlichen Umständen sey, und bewarb sich deßwegen um die Empfehlung des Herzogs Albert von Bayern und des Erzbischofes Jakob von Trier. Die Bestätigung kam, darauf erhielt er am Pfingstfeste 1575 die bischöflichen Weihen, und später die kaiserliche Belehnung mit den kaiserlichen Hoheitsrechten. Nun begann er sein Walten und zeigte sich hierin zuerst und zumeist als geistlicher Fürst, der seine weltliche Macht zur Unterdrückung der Reformation und Herstellung der alten katholischen Religion benutzte. Fast die Hälfte des Hochstiftes hatte sich der Lehre Luthers zugewendet, und die Reformation hatte nicht bloß in den Ländern der weltlichen, sondern auch der geistlichen Fürsten große Theilnahme gefunden. Vergeblich hatte der Bischof Konrad von Thüngen im Jahre 1521 eine strenge Verordnung gegen die Fleischeslüste, Völlerei, Spiel und Zank der Geistlichen gegeben, wegen welcher Laster die Reformation überall Eingang gefunden hatte, besonders da die neuen Prediger meistens einfach und mäßig lebten; nicht bloß das Volk trat zur Lehre Luthers über, selbst zwei geistliche Räthe des Bischofs, Chorherren am Stifte Neumünster, verehelichten sich heimlich, der Eine sogar mit einer Klosterfrau. Als sie deßwegen des Landes verwiesen wurden, folgte ihnen freiwillig ein anderer Chorherr, Niklas Kind, welcher dann erster lutherischer Pfarrer zu Eisfeld wurde; ihrem Beispiele folgte bald darauf ein Domherr; viele fränkische Ritter huldigten der neuen Lehre und suchten durch den Abfall von der alten Kirche zugleich die langgewünschte Unabhängigkeit von den fränkischen Bischöfen und ihrer beschwerlichen Landesherrlichkeit zu gewinnen. Denn wie in Würzburg, so war es in Bamberg, und binnen wenigen Jahren schien die katholische Religion mit der Ausartung oder dem Uebertritte der katholischen Geistlichen zu verschwinden. Die Fürstbischöfe, welche an das Fortbestehen der alten Religion ihre Macht und Herrlichkeit geknüpft sahen, trachteten so viel möglich dem Eindringen der

neuen Lehre zu wehren und der Bischof Friedrich rief deßwegen die Jesuiten, mit deren Hülfe er das nahe Unheil abzuwenden hoffte. Aber er besaß nicht Muth und Kraft genug, den Forschritten der Reformation zu begegnen, obgleich er von den Jesuiten und von Julius Echter dazu ermuntert wurde.

Nachdem aber dieser zum Fürstbischofe erhoben war, begann er sogleich mit Umsicht die Gegen-Reformation in seinen Landen, zuerst unvermerkt und mäßig, allmählig immer ernster und strenger. Er schloß sich innig an die katholischen Fürsten und Bischöfe in Süddeutschland an, trat in den Landsberger Bund zur Aufrechthaltung des weltlichen Friedens, zugleich aber zur Behauptung der katholischen Religion, und zeichnete sich unter den Mitgliedern bald durch Eifer und Klugheit, so wie auf den Reichstagen durch Thätigkeit aus, daß der Ritterschaft, den Städten und Gemeinden der geistlichen Reichsstände die Wahl der Religion nicht freigegeben werde, sondern sie darin von ihrem Landesfürsten abhängen sollten. Durch die Jesuiten glaubte er allmählig den Sieg über die Reformation zu sichern, darum begünstigte er sie nicht bloß in seinen Landen, sondern auch in der Nachbarschaft. Als aber der Abt Balthasar von Fulda die Jesuiten berief und auch ein Jesuiten-Seminar gründete, zeigten sich die Capitularen des Stiftes unzufrieden, daß sie die Verwaltung der Abtei dem Bischofe Julius übertrugen, so daß Fulda unbeschädigt seiner Selbstständigkeit immer mit Würzburg sollte vereinigt bleiben. — Julius ergriff mit Freuden die schöne Gelegenheit, seine Wirksamkeit und Macht zu vergrößern; der Abt wurde mit Gewalt zur Abdankung gezwungen, entfloh aber nach Mainz 1576 und schrieb den ganzen Vorgang nach Rom; Julius aber schickte ohngeachtet dieser gewaltsamen Dinge seine Gesandten nach Fulda und ließ sich von den Unterthanen huldigen. Der vertriebene Abt klagte bei dem Kaiser und den Reichsständen, vergebens suchte Jener die Sache in Güte zu vergleichen, Julius behielt Fulda, ohngeachtet selbst der Papst und die Jesuiten sich für den Abt verwendeten; durch ganz Deutschland war die allgemeine Stimme gegen den Bischof, aber erst nach sechs und zwanzig Jahren erfolgte das kaiserliche Urtheil: „Dem Bischofe Julius habe nicht gebührt, sich des Stiftes Fulda zu bemächtigen, oder dasselbe anzunehmen, er habe hierin zu viel gethan und unrecht gehandelt; der Abt Balthasar sey in seine vorige Würde, in Stift und Amt wieder einzusetzen, der Bischof Julius aber habe alle eingenommenen Gefälle zu vergüten.“ Das Capitel und die Ritterschaft von Fulda wurden zur Entrichtung einer Geldsumme an die kaiserliche Kammer verurtheilt. Dann erst trat Julius die Abtei wieder ab.

Schon aus dieser Angelegenheit zeigt sich der feste Sinn des Bischofes; doch erscheint er in anderer Hinsicht wieder uneigennützig, denn als er im Jahre 1582 auch zum Erzbischofe von Mainz gewählt war, lehnte er die Wahl ab und lenkte sie auf den Domprobst von Dalberg; er begnügte

sich mit Würzburg, hier aber waltete er ganz als selbstständiger Fürst. Schon hatte er begonnen die katholische Religion wieder einzuführen, und dazu glaubte er die Gründung einer Universität und mehrerer Erziehungs- und Versorgungs-Anstalten für die Jugend am besten geeignet, um das neue Geschlecht nach seinem Willen zu bilden. Zwar hatte der Bischof Johann von Eglofstein schon im Jahre 1410 eine Universität gegründet, die aber nach seinem frühen Tode wieder ganz verfiel; Friedrich von Wirsberg stiftete dagegen im Jahre 1561 ein Gymnasium in der Absicht, dieß später zu einer Hochschule zu erheben, und vertraute es den Jesuiten; zu gleicher Zeit gründete er zwei Collegien, in deren einem die jungen Weltgeistlichen von den Jesuiten in der Moral und Dogmatik unterrichtet und für ihren Stand erzogen werden sollten; im zweiten wurden vier und zwanzig Schüler mit Speise und Kleidung unterhalten. So ward denn Julius der eigentliche Gründer der Universität, die er trotz dem Widerstande des Domcapitels, aber unterstützt von den Stiftern und Klöstern seines Kirchensprengels und ausgestattet mit einem Freiheitsbriefe vom Papste Gregor XIII. am 2. Januar 1582 noch vor Vollendung des prachtvollen von ihm errichteten Gebaüdes eröffnete „zur Ehre Gottes und zum Nutzen des ihm anvertrauten gemeinen Wesens, da ihm nichts so sehr am Herzen liege, als daß die Jugend für jenen Zweck mit Wissenschaft und Künsten ausgeschmückt werde; denn er sey von Jugend auf durch Gottes Gnade so erzogen worden, daß er zur Vertheidigung der heiligen katholischen Kirche und des Glaubens all das Seinige beizutragen sich verpflichtet fühle, was auch die bischöfliche Würde von ihm fordere."

Dann richtete er drei Collegien ein, die in der Folge in ein einziges, das St. Kilians-Seminar, vereinigt wurden. Die ganze Anstalt ward den Jesuiten übergeben, an derselben zwar auch die Rechts- und Arznei-Wissenschaften gelehrt, aber mit wenig Erfolg; die philosophischen und theologischen Vorlesungen waren die Hauptsache. Im Jahre 1589 ließ er ein offenes Schreiben über die Universität und die dazu gehörigen drei Collegien ausgehen und lud darin alle seine Landesbewohner zu deren Benützung für die Jugend ein und hob den Gewinn der Studien für die Erhaltung des alten Glaubens und der katholischen Kirche hervor. Mehrere Stifter und Klöster verbanden sich zu jährlichen Gaben, andere gaben reiche Schenkungen an Kapitalien, wieder andere widmeten ihren Stiftern einzelne Pfründen zur Unterhaltung der Universitätslehrer. Der Bau der herrlichen Gebaüde und der Kirche wurde 1591 vollendet und am 8. September mit großer Feier im Beiseyn des Herzogs Wilhelm von Bayern und seines Sohnes Maximilian und vieler anderer geistlicher und weltlicher Herren eingeweiht. Später stiftete Julius noch eine andere Erziehungs-Anstalt für vier und zwanzig unbemittelte adelige Jünglinge aus dem Fürstenthume Würzburg, aus Franken und nach Umständen aus andern deutschen Landen, damit der

katholische Glaube und die Ehre und der Glanz des Adelstandes in seinem Hochstifte, wie er sagte, erhalten werde. In Münnerstadt erwarb er das verlassene und beinahe ganz verfallene Augustinerkloster und richtete es zu einem Gymnasium ein.

Nachdem er so für die Heranbildung der Jugend in der katholischen Lehre gesorgt hatte, begann er im Jahre 1585 mit der kirchlichen Reinigung seines Landes und strebte, nicht bloß die von der alten Kirche abgefallenen Unterthanen seines Stiftes wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen, sondern auch in seiner katholischen Kirche selbst die nöthigen Verbesserungen einzuführen, und so die Quelle des Abfalles und des Tadels zu hemmen. Die lutherischen Prediger wurden, ihrer über hundert in kurzer Zeit, aus dem Lande gebracht; die nicht gut katholisch gesinnten Geistlichen aus ihren Aemtern und Stellen entfernt und meist mit solchen besetzt, welche von den Jesuiten in den neuen Schulen gebildet waren. Dann traf die Reihe auch die weltlichen Beamten, selbst die bürgerlichen Räthe und die Schullehrer, und schon kehrten Viele aus Furcht vor Schaden, Andere überredet oder überzeugt zur katholischen Kirche zurück, und dann erst wendete er sich an das Volk. Als eifrige Bekehrer wirkten auf dem Lande die Jesuiten und unter ihnen einige andere Geistliche, andere in den Städten; Julius selbst in Würzburg, auch machte er haüfige Reisen in seinem Lande, Leben und Lehre der Geistlichen zu untersuchen und stets überall zur Rückkehr zur alten Kirche zu ermahnen und zu drängen. Aber das Volk war schwer zu bekehren, es hatte sich des prachtvollen katholischen Gottesdienstes seit mehr als sechzig Jahren entwöhnt; Niemand wollte den feierlichen Prozessionen beiwohnen, Niemand mehr die heilige Hostie verehren; oft wurden die bischöflichen Missionäre verfolgt oder verspottet. Doch der Bischof verlor weder die Geduld noch den Muth, und zeigte endlich, da weder Gemünden noch Karlstadt, weder Haßfurt noch Neustadt mit vielen andern Aemtern und Ortschaften seinem Ansinnen gehorchen wollten, Ernst und Strenge und erschien plötzlich in Münnerstadt, wo nur wenige Katholiken waren, mit hundert bewaffneten Reitern am 19. September und begann sogleich den folgenden Tag sein Bekehrungsgeschäft. Zuerst ließ er die vom katholischen Glauben abgefallenen Bürger eines jeden Viertels versammeln, und ermahnte sie sanft zur Zurückkehr; als er aber auf diese Weise wenig ausrichtete, wurde jeder Bürger einzeln gerufen, wer auf seiner Weigerung beharrte, erhielt die Weisung, binnen Monatsfrist die Stadt zu verlassen, wer die Rückkehr zur katholischen Kirche versprach, mußte sogleich vom Rathhause in die Pfarrkirche zur Beicht gehen. So wurden die Bürger getrennt, mißtrauisch, schon kehrten gegen hundert zur alten Kirche zurück; nur der Rath blieb protestantisch. Das Bekehrungswerk ging seinen stillen Gang, man war nachsichtig, betrieb die Auswanderung nicht, setzte zuerst einige lutherische Räthe ab und vergab ihre Stellen an Katholiken; endlich bestimmte man die letzte Frist No-

vember 1587. Da wanderte denn nach Meiningen, Coburg und Schweinfurt aus, wer der lutherischen Lehre treu blieb. In ähnlicher Weise, nur noch milder und langsamer betrieb Julius das Geschäft in Würzburg, um nicht die Masse der Bürger gegen sich aufzubringen, und nach langer Bemühung gelang sein Wunsch, und die Evangelischen wanderten aus, und die Gegen-Reformation schritt siegreich durch das Land, auch durch die Dörfer und Güter der fränkischen Ritterschaft. Diese waren aufgebracht über das rücksichtslose Walten des Fürstbischofes, der selbst ihre alten Rechte und Freiheiten zu verkümmern trachtete; die Ritter versammelten sich deßwegen schon im Jahre 1581 zur Berathung und brachten ihre Klagen an den Bischof und das Domcapitel, wobei sie selbst der Mäßigung vergaßen und heftig rügten, „daß er mehr aus seinem eigenen Willen und Kopf regiere, als nach dem Rathe des Capitels oder seiner vornehmsten Landräthe, zum Theil auch solchen Räthen folge, die nichts im Lande haben, auch nichts darin zu gewarten oder zu verlieren. Es sey aber zwischen den weltlichen und geistlichen Fürsten ein großer Unterschied, denn die weltlichen Fürsten seyen Erbherren ihrer Lande und Leute, haben Erbeinigung und Bündniß, die Geistlichen aber werden zur fürstlichen Hoheit gewählt und in ein Land gesetzt, darin sie von ihren Aeltern nicht einen Stecken haben, sondern es sey von Anderen erlangt und gewonnen worden; das vertraue man aber in Wahrheit nicht dergestalt, daß er nach seinem freien Willen regiere, oder die Inwohner des Landes, heute Diesen, morgen einen Andern nach seinem Gefallen unbilligerweise beschwere.“ Der Fürstbischof fühlte sich durch die heftigen Worte hochbeleidigt, zumal unter den Klägern mehrere in seinen Diensten standen, und er gab erst nach mehreren Wochen eine Antwort, in welcher er die Beschwerden zu widerlegen suchte und zugleich die Art ihrer Klagen rügte, und es schien die Sache selbst an das Reichskammergericht zur Entscheidung zu kommen. Da entgegnete die Ritterschaft mäßiger, zeigte aber, wie man sie mit allerlei Eingriffen gegen den Passauer Vertrag und Religionsfrieden beschwere, die protestantischen Prediger und Kirchendiener durch Drohungen vertreibe oder gefänglich einziehe und die seit langer Zeit mit lutherischen Geistlichen besetzten Pfarreien mit katholischen Geistlichen besetze und diese dem Adel und den Unterthanen aufdringe, auch daß der Bischof trotz des darüber eingeleiteten Rechtsstreites noch in schwebendem Rechte die Gilten, Zinsen und Nutzungen der evangelischen Kirchendiener einziehe. Auch darauf antwortete Julius wieder ausweichend, besänftigend, hinhaltend; und als bei der fortgesetzten Bedrückung der Lutheraner endlich selbst die protestantischen Reichsfürsten ihn dringend abmahnten, wußte er auch sie durch allgemeine Betheuerung zu beschwichtigen: daß er sich stets dem Religionsfrieden gemäß verhalten und die Reichsstände des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses nicht beunruhigen oder kränken und mit den Fürsten in fortwährender Freundschaft bleiben wolle. In diesem

Sinne schrieb er an die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, als sie sich der Münnerstädter annahmen; kleineren Fürsten entgegnete er wohl mit mehr Freimuth und Ernst, und es gelang ihm mit Klugheit den Frieden zu erhalten, was damals noch um so nöthiger war, da er wenig Hülfe erwarten konnte, wenn er des Religionswerkes wegen beschwert und feindlich angegriffen würde, denn nur der Herzog Wilhelm V. von Bayern und der Papst versprachen ihm thätigen Beistand. Der Kaiser oder seine Räthe mochten zwar das Bekehrungswerk insgeheim gern sehen, wagten aber noch keine öffentliche Billigung. Der Bischof von Bamberg, furchtsamer Natur, ließ sich durch Kriegsdrohungen einschüchtern und mahnte durch eine Gesandtschaft seinen Nachbar Julius zur Behutsamkeit und Mäßigung, daß nicht alle fränkischen Stifter in Gefahr gerathen möchten. Aber dieser merkte wohl, daß der Bischof von Bamberg bei den protestantischen Fürsten nur den Schein haben wolle, als sey er mit dem eifrigen Bekehrungswerke in Würzburg nicht einverstanden und suche sich dadurch zu sichern, und so fuhr Julius fort in seinem Sinne zu reformiren und ließ die Gegner reden und schreiben. Um sein Werk ganz zu vollenden, unternahm er auch die Besserung der Geistlichen seines Sprengels. Zuerst wendete er sich an das Domcapitel; als er aber von diesem keine Förderung in der wichtigen Sache sah, sorgte er für sich allein durch Aufstellung wohlgesitteter Pfarrer und durch Entfernung wenigstens des öffentlichen Aergernisses für die Gemeinde und hielt durch die Geistlichen zur genauen Erfüllung ihrer kirchlichen Verrichtungen an. Am meisten erwartete er für sein Werk von den jungen Geistlichen, welche aus den Schulen der Jesuiten hervorgingen. Indessen stellte er eingegangene oder zerstörte Pfarreien wieder her, errichtete neue Kirchen und Pfarrhöfe, erweckte die alten Andachten, begünstigte neue, und besonders die Marienbündnisse der Jesuiten unter den Studierenden und den Bürgern; er ließ die heiligen Sakramente, besonders das heilige Abendmahl, mit großer Feier spenden und suchte durch den äußern Gottesdienst auf das sinnliche Volk zu wirken; er verbreitete katholische Bücher und gab eine wohlüberdachte Kirchenordnung, in welcher die Obliegenheiten des Geistlichen genau bestimmt und dringende Ermahnungen zu einem sittlichen und religiösen Leben gegeben waren.

In eben derselben Absicht ließ er mehrere verfallene Klöster wieder aufrichten, und errichtete zwei neue. Unter jene gehören das berühmte Kloster Banz und Brombach. In Banz hatte der Abt Georg, Truchseß von Henneberg, im Jahre 1568 seine Würde niedergelegt und geheirathet, die Mönche verließen allmählig das Kloster, welches dann bis 1574 von Weltgeistlichen verwaltet wurde. Julius übernahm dasselbe, und ersuchte den Abt zu Neustadt, Heinrich von Jestetten, daß er es wieder einrichte und mit neuen Mönchen besetze; allein dieser zeigte sich nicht eifrig genug, und bei seinem Tode war nur ein einziger Mönch im Kloster. Nun setzte

Julius den Abt von Schwarzach, Johann Burkhart, einen gelehrten und geschäftserfahrenen Mann, dahin, und Banz blühte allmählig wieder empor. Auf ähnliche Weise ging es mit Brombach, das in der Nähe der Stadt Wertheim lag. Im Bauernkriege war es in Verfall gerathen, der Graf Michael von Wertheim nahm sich aber desselben als Schutzherr an, es erhob sich bis der Graf zur Lehre Luthers übertrat, der Abt dessen Beispiele folgte, ein Weib und weltliche Dienste nahm, und die Mönche größtentheils auswanderten, worauf das Kloster in eine Schule verwandelt wurde. Nur drei Mönche waren noch übrig, diese suchten das Kloster zu behaupten, und wendeten sich nach Würzburg um einen neuen Abt, den sie auch erhielten. Der Graf von Wertheim aber sah die Fortdauer des Klosters und die Verdrängung der protestantischen Schule ungern, und als der neue Abt eben so schlechte Wirthschaft in geistlichen, wie in weltlichen Angelegenheiten führte, und deßhalb von Julius zur Verantwortung nach Würzburg gerufen wurde, ließ der Graf während der Abwesenheit desselben eine Wache von wertheimischen Unterthanen um das Kloster, unter dem Vorwande seines Schutzrechtes, stellen und es dann ganz wegnehmen. Darauf schickte Julius unvermuthet am Elisabethen-Tage 1589 zwölfhundert Mann Landvolkes und hundert gut bewaffnete Reiter nach dem Kloster, worauf die Wertheimischen ohne Kampf abzogen; Julius aber ließ das Kloster alsobald einrichten, und gab ihm später eine neue Ordnung.

Während er so für die Wiederherstellung der katholischen Religion als Bischof sorgte, und besonders in den ersten Jahren so thätig war, daß er auch das Amt eines Weihbischofes verrichtete, Kirchen und Kapellen einsegnete, die Priester weihte und Firmung ertheilte, zeigte er sich eben so eifrig als Fürst, der alle weltlichen Angelegenheiten persönlich leitete, als Rentenmeister sein Land durchreisete, und den Mängeln abhalf, wo er konnte, und je nach Umständen treffliche Gesetze gab zur Sicherung des Gemein-Wohles. Er stellte die verfallenen Gerichtsordnungen und Gerichte wieder her, schützte die alte öffentliche Rechtspflege mit den geschwornen Schöffen bei den Cent- oder Dorfgerichten in peinlichen und bürgerlichen Sachen; in wichtigen und unklaren oder zweifelhaften bedenklichen Fällen mußten aber, ehe das offene Gericht gehalten wurde, die Centschöffen für sich allein zusammenkommen, den Fall erwägen, und sich über das Urtheil vergleichen. Eben so verbesserte er die Stadt- und höheren Gerichte, und erlaubte, daß jede Partei persönlich oder durch einen freigewählten Anwalt vortragen und vorbringen dürfe, was ihre Nothdurft erfordere. Als wahrer Vater und Wohlthäter erscheint er in der Gründung vieler Armen- und Waisenhaüser, und die Spitalordnungen von Arnstein, Haidingsfeld, Münnerstadt, Dettelbach und Gerolzhofen, so wie von Mellerichstadt, Neustadt und Röttingen, Ebern, Karlstadt, Volkach, Haßfurt, Iphofen, Königshofen und andern Orten zeugen von seiner Wohlthätigkeit, wie von seiner Einsicht, mit welcher er die

verfallenen

verfallenen Stiftungen aufrichtete, ordnete, mit neuen Pfründen vermehrte oder verbesserte. Die Spitalordnung unterzeichnete er im Jahre 1607 mit den Worten: „Ich erinnere mich nicht gelesen zu haben, daß der eines schlechten Todes gestorben, der die Werke der Barmherzigkeit übte; denn er hat viele Fürsprecher und es ist unmöglich, daß die Bitten Vieler nicht erhört werden.“ Alle Anstalten dieser Art aber überragte das neue Spital in Würzburg, welches jetzt noch blühend und dankbar nach seinem Namen das Julius-Hospital heißt. Er vereinigte die schon vor ihm gegründeten Armen- und Pfleghaüser und das Spital zu den vierzehn Nothhelfern in ein einziges großes Gebaüde, zu welchem er am 12. März 1576 den Grundstein legte, in der Absicht, sowohl für Kranke als für alte und hülflose Leute eine wohlthätige Anstalt mit ganz unentgeldlicher Verpflegung herzustellen. Am 12. März 1579 stellte er die Urkunde aus, und bestimmte das Spital für allerlei Arten von Armen und Kranken und sonst unvermöglichen schadhaften Leuten, welche guter Wartung, Wund- und anderer Arzneien bedürftig wären, desgleichen sollten verlassene Waisen, durchziehende Pilger und dürftige Personen die geziemende Unterhaltung bekommen; die alten schwachen oder schadhaften Manns- und Weibspersonen aus der Stadt und dem Hochstifte Würzburg so lange verpflegt werden, bis sie so weit hergestellt wären, daß sie wieder arbeiten könnten. Von den verlassenen Waisen sollten die Knaben verpflegt werden, bis sie zur Schule oder zu einem Handwerke, die Mädchen, bis sie zu Diensten brauchbar seyen, jedoch weder Knaben noch Mädchen über zehn Jahre. Doch sollte sich Niemand in das Spital einkaufen und keine Fürbitte für Jemanden beachtet werden, da die Erfahrung lehre, daß durch dergleichen Einkaüfe oder Empfehlungen der Kranke durch den Gesunden ausgetrieben, der Dürftige durch den Vermöglichen gehindert und mit diesen Einkaüfen nicht das Almosen, sondern der geliebte Müßiggang gesucht werde. In den weiten Räumen des Gebaüdes waren genug Zimmer, auch für die Kranken- und Armenpfleger, für Aerzte und Geistliche, ferner eine Mühle und ein Backhaus, und es sollten jederzeit so viel Personen versorgt und verpflegt werden, als es die Einkünfte verstatten. Es war zu einer vollkommenen Haushaltung Alles von Grund aus hergestellt, damit die armen elenden Menschen, welche zuvor Tage harten mühseligen Lebens, Kummers und Trübsal überstanden, neben ihrer geziemenden Unterhaltung und Pflege auch bequeme Gemächer hätten und desto mehr Freude und Ergötzlichkeit empfänden und dadurch um so mehr bewegt würden, Gott zu danken und für den Stifter zu bitten.

In diesen Anstalten, so wie bei der Bewirthung vornehmer Gäste, zeigte sich **Julius** fürstlich freigebig, besonders in seinen Bauten bei den wohlthätigen Anstalten und dem Wiederaufbauen des abgebrannten Schlosses Marienberg, so wie des Schlosses in Königshofen wahrhaft prachtliebend, während er selbst in seinem haüslichen Leben höchst einfach und anspruchlos und

im Umgange freundlich erschien, daß Niemand in ihm den strengen Mann vermuthen mochte, als welcher er sonst haüfig auftrat, wenn es Kirchen- und Regierungssachen galt, selbst gegen Rom. Als der Abt des Klosters Theres, Valentin, einen Mönch wegen unbedeutender Sache im Zorn graülich mit Ruthen bis auf das Blut gepeitscht, ihn darauf bei großer Kälte in einen Kerker gesperrt und an beiden Händen in Eisen geschlossen hatte, so daß derselbe ganz lahm wurde, und der Mißhandelte endlich nach langer Zeit Gelegenheit fand, bei dem Bischofe Julius zu klagen, setzte dieser den Abt ab, ohngeachtet ihn der Papst bestätigt hatte und sogar seine Wiedereinsetzung befahl, da Valentin nach Bamberg entflohen und einen Boten nach Rom gesendet hatte, den Papst zu gewinnen, was ihm auch gelungen war. Aber Julius wahrte hier mit Ernst und Würde seine Rechte als Bischof, und der Abt wurde nicht wieder eingesetzt. Nur in Glaubensdingen blieb er ein treuer Sohn der römischen Kirche, und als der Erzbischof von Köln, Gebhard, Truchseß von Waldburg, dem er in brüderlicher Freundschaft seit Langem verbunden war, sich von der katholischen Kirche lossagte und vermählte, folgte Julius diesem lockenden Beispiele nicht. Die alte Kirche zu erhalten und wieder herzustellen schien ihm vielmehr sein wichtigster Beruf, dafür waffnete er selbst seine Unterthanen, errichtete die Landwehr und verbesserte die ganze Art der Bewaffnung, und er war es vorzüglich, der die Gründung des katholischen Fürstenbundes — der Liga — betrieb, um mit Gewalt endlich die Reformation zu hemmen und zu unterdrücken. So waltete er als katholischer Fürstbischof bis zu seinem Ende. Als er am Anfange Septembers 1617 die Hochzeit der Kinder seines verstorbenen Bruders mit großer Feierlichkeit beging, erkrankte er wenige Tage darauf und starb den 13. September.

Maximilian I.,

Kurfürst und Herzog von Bayern.

Glücklich, wen die Natur mit herrlichen Anlagen begabte, glücklicher noch derjenige, dessen Anlagen durch die Erziehung mit den Sonnenstrahlen des Wahren und Schönen, der Gottesfurcht und Menschenliebe freudig geweckt, genährt und zum Segen der Menschheit gebildet werden. Denn die Erziehung gibt dem zarten Geiste jene Richtung, welche er meistens das ganze Leben hindurch verfolgt, und nirgends offenbart sich dieses mehr, als im Leben der Fürsten, deren Thaten durch die natürliche Anlage und die Erziehung gleich sehr, wie durch die Zeitumstände bedingt sind. Dieß zeigt sich besonders an Maximilian, einem der hervorragendsten Charaktere der Wittelsbacher, daß man bei strenger Prüfung seines Lebens wohl ausrufen

möchte: Welch ein Mann! Was hätte er für die Menschheit, für Deutschland und Bayern geleistet, wenn ihn nicht Jesuiten erzogen hätten!

Maximilian ist der Sohn Wilhelms V. und der Enkel Alberts V., geboren zu München im Jahre 1573, 17. April, und wurde von der zartesten Jugend an der Leitung der Jesuiten übergeben.

Nach dem Willen des Vaters wurde er in der Furcht Gottes fern von Hoffart, vom Ueberfluß in Essen und Trinken, von Spiel und Leichtfertigkeit erzogen. Vor Allem sollte in ihm das religiöse Gefühl geweckt und genährt werden; er hörte nicht bloß täglich Messe und Vesper und lernte die üblichen Gebetsformeln, sondern auch selbst dem Priester bei dem Altare dienen. In Begleitung seiner Lehrer, seines Vaters und seiner Brüder wurden in eigenen Pilgerkleidern Wallfahrten nach Andechs, Altötting oder in die Umgegend Münchens unternommen. Es wurde vom Vater befohlen, besonders die Agnus Dei — eine Art Amulette — mit Ehrerbietung zu brauchen, weil davon den Menschen Gnade und Segen widerfahre; an Feiertagen sollten die Prinzen das Leben der Heiligen lesen und dem Gedächtnisse einprägen, und der Katechismus des Kanisius sollte ihnen wie das tägliche Brod immer in Händen seyn. Statt der klassischen Alten, aus denen man die Geschichte, Gesetze und Einrichtungen der Staaten, Leben, Gesinnungen, Reden und Handlungen der größten Männer kennen lernt, statt dieser heidnischen Schwätzer und Fabelhannsen, wie sie Wilhelm V. nannte, sollten nur christliche und gute katholische Schriftsteller gelesen werden.

Zwar wurde Maximilian, als er in der Folge die streng katholische Universität Ingolstadt besuchte, wo er mit seinem Vetter Ferdinand von Steiermark mehrere Jahre lang den Studien oblag und jene feste, das ganze Leben hindurch dauernde Freundschaft schloß, auch mit einigen alten Schriftstellern bekannt; aber die ersten und oft wiederholten Eindrücke blieben natürlich die stärksten und lebendigsten. Noch ganz jung wurde er zum Vorsteher aller marianischen Bruderschaften in Deutschland ernannt, welche von den Jesuiten gestiftet waren, wobei er aber eigentlich nichts zu thun hatte, und es scheint nur die Absicht gewesen zu seyn, ihn desto fester dem Orden selbst zu gewinnen. Eine unbegrenzte Verehrung für die Mitglieder desselben und eine durch sie geweckte und genährte Unduldsamkeit gegen alle Nichtkatholiken offenbarte sich bald an dem fürstlichen Jünglinge, welchem sonst Ordnung, Mäßigkeit und unermüdeter Fleiß gleichsam die Elemente waren, in welchen er sich bewegte. Früh zeigte er schon einen männlichen Ernst, und sammelte sich in Ingolstadt viele Kenntnisse in Sprachen, in der Rechtswissenschaft, Mathematik und selbst in der Kriegskunst, auch lernte er die Haushaltungskunst durch manche nothwendige Einschränkung.

Nachdem er Ingolstadt 1591 verlassen hatte, nahm er alsobald Theil an allen Berathschlagungen des geheimen Rathes, und gewöhnte sich, über

14*

keinen Gegenstand ein entscheidendes Urtheil zu fällen, ehe er nicht die Meinung der Räthe vernommen, und er lernte dadurch, eine Sache nach ihren verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Im Jahre 1593 reisete er an den Hof des Kaisers nach Prag, dann ging er nach Italien. In Innsbruck begrüßte ihn schon ein päpstlicher Gesandter, der ihm Degen und Hut mit einem freundlichen Schreiben des Papstes überreichte, wodurch er gleichsam zum Beschützer und Streiter Roms gegen die Akatholiken feierlich ernannt wurde. Von Italien ging er nach Lothringen, und nahm nach seiner Rückkehr nach Bayern den eifrigsten Antheil an allen Staatsgeschäften. Vor Allem aber war es die Ausbreitung der katholischen Religion, welche ihm am Herzen lag, daß man sich am Hofe zu München sogar mit der Hoffnung schmeichelte, mittelst der Jesuiten den kursächsischen Hof zu bekehren, und auf dem Reichstage zu Regensburg 1594 galt Maximilian schon als das Haupt seiner Kirchenpartei, und in seiner Wohnung zu St. Emmeram hielt man die wichtigsten und ernsthaftesten Berathschlagungen. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Karl von Lothringen, und im Jahre 1598 übernahm er die Regierung mit einem ganz zerrütteten Haushalte, einer großen Schuldenlast und Mißbraüchen aller Art. Da zeigte sich denn sein scharfer Geist sogleich in der Wahl des Rechten. Weder durch Entlassung der Diener, noch durch Verringerung ihrer Besoldung, sondern bloß durch Abstellung der ärgsten Mißbraüche, genaue fortdauernde Prüfung der Einnahmen und Ausgaben, Untersuchung der Geldkassen, durch Förderung des Salzwesens, des Handels und Gewerbfleißes, Erhöhung der Zölle und Erleichterung der Schuldenlast durch die Stände gelang es ihm, den erschütterten Staatskredit zu befestigen und die Ordnung in allen Zweigen des Staatshaushaltes herzustellen.

Sein Ansehen wuchs dadurch in Deutschland so, daß die Fürsten ihr Auge um so mehr auf ihn richteten, als das habsburgische Haus damals im inneren Zwiste immer tiefer sank, und schon dachten Viele, dem Maximilian einst die Kaiserkrone zu verschaffen. Er selbst wollte seine Macht durch die Förderung des bisher ganz vernachlässigten Kriegswesens noch mehr erheben und stärken, veranstaltete deßwegen eine allgemeine Landmusterung, ließ aus der waffenfähigen und dienstpflichtigen Mannschaft den dreißigsten und zehnten Mann ausheben, sie in den Waffen üben, und zur besseren Handhabung derselben eine eigene Tracht unter den Bauern einführen, Kriegsvorräthe aller Art anlegen, und unter dem Namen einer Landesvertheidigung gegen die Türken gelang es ihm, eine bedeutende Streitmacht zusammenzuhalten, über deren Stärke er das tiefste Geheimniß beobachten ließ. Weder In= noch Ausländer sollten den rechten Grund davon wissen oder davon reden können.

Maximilian erkannte, daß es wegen der Entscheidung der religiösen Angelegenheiten in Deutschland zum Kriege kommen müßte; der sollte ihn

gerüstet finden, und so hoffte er, der katholischen Kirche den Sieg zu erringen. Deßwegen sorgte er für tüchtige Befehlshaber, mußte aber, da er außer Alexander von Haslang keinen Tauglichen in Bayern fand, Ausländer rufen, was er ungern that, und so kam aus den Niederlanden Johann Tscherklas von Tilly, der sich schon als tüchtigen Feldherrn im Dienste Spaniens gegen die abgefallenen Niederländer erprobt hatte, und ohne dessen Gutachten von nun an im Kriegsrathe nichts von Wichtigkeit entschieden wurde.

Während Maximilian so für den Krieg sorgte, ließ er das ganze bayerische Gesetzbuch in eine neue Form bringen und die Gesetze seinen Zeitverhältnissen anpassen, und so entstand das berühmte Landrecht unter dem Titel: „Landrecht, Polizei-, Gerichts-, Malefiz- und andere Ordnungen der Fürstenthümer Obern- und Niedern-Bayern,“ welches im Jahre 1617 eingeführt wurde. Der übermäßigen Kleiderpracht suchte er durch eine eigene Kleider-Ordnung der verschiedenen Stände zu steuern, und dadurch den Hang der Dienstboten zur Veruntreuung zu begegnen. Seiner Aufmerksamkeit entging selbst die Behandlung seiner Unterthanen durch die Beamten nicht, und er schrieb mahnend an den Statthalter Dondorf in Donauwörth, derselbe solle die Bayern und Andere, die bei ihm etwas anzubringen oder zu verrichten haben, gutwillig vor sich lassen und mit mehr Bescheidenheit und Geduld anhören, als bisher geschehen, nicht gleich mit wüthender Furie gegen sie auffahren, sondern sie wie Menschen und Seiner fürstlichen Durchlaucht Unterthanen behandeln, sich auch nicht gleich von einer Partei einnehmen lassen, sondern beide Theile mit ihrer Nothdurft hören.

Mit eifriger Wachsamkeit sorgte er für die Sicherheit des Landes und für die Armen, jede Gemeinde sollte für die Ihrigen sorgen, die fremden aber aus dem Lande geschafft werden. Die Schulen, welche während der religiösen Zwistigkeiten verfallen waren, suchte er wieder herzustellen und mit geschickten Lehrern zu versehen, was ihm jedoch nicht nach Wunsche gelang. Am meisten lag ihm am Herzen, fromme und tüchtige Priester für das Volk zu erhalten, denn mit Schmerzen sah er das Sittenverderbniß desselben, da die geistliche Obrigkeit selten mit Ernst das böse Beispiel rügte, und als Maximilian in seinem Eifer sich deßhalb an den Papst wenden wollte, riethen ihm seine Räthe davon ab, damit er nicht den Unwillen der Bischöfe gegen sich reize, und gegen seine eigenen Blutsverwandten, die Bischöfe von Regensburg und Passau, als Kläger auftreten müsse. Um aber doch in religiöser Beziehung erfolgreich auf das Volk zu wirken, rief er die Kapuziner, die sich damals durch Reinheit der Sitten, uneigennützigen Eifer in der Seelsorge und durch strenge Lebensweise dem Volke empfahlen. In München ließ er ihnen das erste Kloster bauen, und bald traf man ihre Ansiedlungen durch ganz Bayern.

Unermüdet thätig verlangte Maximilian auch von seinen Dienern strenge gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, und sie hatten an ihm einen höchst aufmerksamen scharfsichtigen Herrn, der selbst den unbedeutendsten Aufsatz zuvor überlas, ehe er ihn unterschrieb. Ein Freund der Geschichte, wollte er den Ruhm seines Geschlechtes durch tüchtige Geschichtswerke verbreitet sehen, und ohngeachtet erst unter seinem Vater der berühmte Marx Welser von Augsburg die bayerische Geschichte behandelt hatte, übergab Maximilian doch den Jesuiten Andreas Brunner und Matthäus Rader den Auftrag, die vaterländische Geschichte zu bearbeiten. Jener schrieb ein Werk im zierlichen Latein, kam aber in seiner Darstellung nur bis zu Ludwig dem Bayer, und deutlich erhellte, daß der Jesuit seinem Orden zu gefallen den Kaiser nicht rühmen durfte, der so heldenkühn für Deutschlands Selbstständigkeit gegen die päpstliche Anmaßung gekämpft hatte, deßwegen brach er ab mit den Worten: „Ihn wird eine freiere Feder schildern, die weniger dem Neide ausgesetzt ist. Denn dieß hält mich unfreiwillig zurück.“ Rader aber lieferte: „Das heilige Bayerland,“ eine Geschichte bayerischer Heiligen, die bei vielem Unhaltbaren manche treffende Sittenschilderung enthält, und wegen der beigegebenen sechzig Kupferstiche geschätzt wurde. Maximilian erkannte die Größe seines berühmten Ahnherrn Ludwig des Bayern ganz, und als der Dominikaner Abraham Bzovius, der die Annalen des Baronius fortsetzte, den großen Kaiser so sehr mißhandelte, daß er dessen Regierung als ein Zwischenreich beschrieb; forderte der Herzog den Landschaftskanzler Johann Georg Herwart auf, die Ehre des Kaisers zu retten, und Herwart that dieß mit glänzendem Erfolge. Aber Maximilian war damit noch nicht zufrieden, sondern verlangte, daß der siegreich widerlegte Bzovius nun auch öffentlich widerrufe, und der bayerische Gesandte am römischen Hofe mußte sogar drohen, es würde im Weigerungsfalle alle ministerielle Verbindung zwischen Rom und München aufgehoben werden, wenn der Widerruf nicht in der verlangten Form erfolgte. Solchem Ernste wich Rom, da auf Maximilian die Hoffnung der Wiederherstellung oder doch das Fortbestehen der katholischen Religion in Deutschland vorzüglich beruhte und man ihn nicht reizen wollte; Bzovius widerrief. Darauf ehrte Maximilian das Andenken des großen Kaisers noch durch ein Denkmal in der Frauenkirche zu München. Er sammelte nicht bloß tüchtige Gelehrte, sondern auch Künstler um sich, und die Maler Christoph Schwarz, Ulrich Loth und Matthias Kager, die Kupferstecher Sadeler und Kilian, die Tonkünstler Lasso lieferten Werke, welche jetzt noch geachtet werden, so wie die damaligen Stahlschneider an seinem Hofe kaum ihres Gleichen in Europa hatten. Nach dem Plane und unter der Leitung Peter Candits erbaute er sich ein Schloß, welches damals die Bewunderung der Fremden und Einheimischen erhielt, auch sammelte er, was er von Kunstschätzen erwerben konnte. Und wie er für den

Nutzen seines Staatshaushaltes bedacht war, davon zeugt vor Allem die durch Reifenstuehl ausgeführte Soolenleitung von Reichenhall nach Traunstein, wodurch das Salzwasser über Höhen und Tiefen mehrere Stunden weit geleitet wurde.

So umsichtig und kräftig gestaltend wirkte Maximilian, und Bayern schien unter ihm zu einer beneideten Größe still emporzublühen, wenn der Fürst in religiöser Beziehung nicht ganz den Ansichten der Jesuiten huldigte, die seine Erzieher und Beichtväter waren. Aber zur Wiederherstellung der katholischen Religion in Deutschland hielt er, wie zu dem frömmsten und nothwendigsten Werke, selbst List und Gewalt für rechtmäßige Mittel, und die Art, wie er dieses in seinem Benehmen gegen Donauwörth offenbarte, weckte die gerechte Besorgniß der protestantischen Fürsten, die sich darauf zur Rettung ihrer Religion in einem Bunde vereinigten (Union), an deren Spitze sich Friedrich IV. von der Pfalz aus dem älteren Zweige der Wittelsbacher stellte. Maximilian schloß darauf vorzüglich mit den geistlichen Fürsten die Liga, wodurch seine Macht und sein Ansehen wuchs. Um so leichter ließ er es zum offenen Kampfe mit dem Erzbischofe von Salzburg kommen, mit dem er wegen des Salzhandels in Irrungen lag und der sich die Jesuiten zu Feinden gemacht hatte, da er ihren Orden nicht in sein Land aufnahm. Der Krieg war bei der Ueberlegenheit Maximilians innerhalb weniger Tage geendet, der Erzbischof gefangen, und nach dem Willen Maximilians fort und fort bis zum Tode im Gefängnisse gehalten, und ihm schon bei seinen Lebzeiten ein Nachfolger gegeben, wie ihn Maximilian wollte.

Nach dem Tode des Kaisers Matthias konnte Maximilian leicht die Kaiserkrone erlangen, und Friedrich V. von der Pfalz, sein Vetter, bot Alles auf, ihn zur Annahme derselben zu bewegen; aber die Jesuiten schalten die freundlichen Gesinnungen des pfälzischen Hofes kalvinischen Trug, Maximilian schlug die Krone aus, die dann sein Jugendfreund Ferdinand von Steiermark erhielt, und für diesen zog er das Schwert, um ihm Böhmen wieder zu erobern, wo Friedrich V. war zum Könige gewählt worden; zuerst aber entwaffnete er die Stände Oberösterreichs, und siegte dann in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag über seinen Vetter Friedrich, der von Ferdinand geächtet und aller seiner Länder für verlustig erklärt wurde. Zum Andenken an diesen Sieg ließ Maximilian in München eine Saüle mit dem Bildnisse der heiligen Maria errichten, welche er als seine und Bayerns Beschützerin verehrte. Das Andenken an jenen Sieg sollte alljährlich bei jener Saüle gefeiert werden.

Der unglücklich geschlagene Friedrich irrte darauf, von allen Freunden verlassen, umher, während Maximilian dem Kaiser und den Spaniern die obere und untere Pfalz erobern half, und im Jahre 1623 als Preis seiner Mühen die Kurwürde erlangte, welche man der pfäl=

zisch-wittelsbachischen Linie genommen hatte. Die herrliche Bibliothek zu Heidelberg, den theuer erworbenen Schatz des pfälzischen Geschlechtes, schenkte Maximilian dem Papste. Der ältere Zweig der Wittelsbacher war mit seinen ganz unschuldigen Kindern und Verwandten geächtet, vertrieben, und schien für immer aus der Reihe der deutschen Fürsten getilgt, und der jüngere katholische Zweig alle wittelsbachischen Güter zu vereinigen. Aber dieses wollte das Haus Habsburg nicht, welches bisher immer gegen jene altedlen Geschlechter gewirkt hatte; jetzt war es durch Maximilian aus der höchsten Gefahr gerettet, gebot mächtig in Deutschland und Spanien, und suchte nicht bloß die Reformation ganz zu unterdrücken, sondern auch den mächtigen Nachbar in Abhängigkeit zu erhalten, dem es doch seine Erhaltung verdankte. Maximilian hatte bisher für seine Ausgaben im Kriege das altbayerische Land Oberösterreich als Pfand inne, wo er denn sogleich nach seiner Weise die katholische Religion einführte, dadurch aber einen furchtbaren Aufstand erweckte, der nur mit großer Strenge unterdrückt wurde. Nun dachte der Kaiser auf Mittel, Oberösterreich wieder an sich zu bringen, und bot dem Kurfürsten von Bayern den Kauf der oberen Pfalz an, über welche er nach der Aechtung des unglücklichen Pfalzgrafen Friedrichs V. nach Willkür verfügte, und Maximilian nahm statt Oberösterreich die obere Pfalz, gab also ein altes Stammland wieder dahin, und ließ sich mit dem Stammlande der älteren Wittelsbacher Linie zahlen, das nach dem Familiengesetze Ludwigs des Bayern nur an Wittelsbacher fallen sollte. Ueber die Rheinpfalz sollte erst der Krieg entscheiden. Dieses Land aber suchte Spanien vor allen anderen Bewerbern zu erringen, um von dort aus desto sicherer den Krieg gegen die Niederlande fortzusetzen. Der Verfasser der auf kurfürstlichen Befehl herausgegebenen Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk sagt: „Ueberhaupt hat die Dienstfertigkeit, mit welcher Maximilian auch nach der böhmischen Sache die ferneren Begierden des Kaisers Ferdinand II. unterstützt, ja hauptsächlich ausgeführt, und in dem gutmüthigen Eifer und der frommen Meinung, daß er allein die katholische Religion befördere, nichts Profanes wahrgenommen hat, noch immer die Verwunderung aller Leute mit Verstand und wie es scheint nicht unbillig nach sich gezogen."

Durch das jesuitische Drängen, die günstige Gelegenheit zur Vertilgung der Reformation nach den ersten Siegen zu benützen, dauerte der schauervolle Krieg fort, noch immer siegreich für die Katholiken, bis endlich Gustav Adolf von Schweden seinen Glaubensgenossen in Deutschland zu Hülfe kam, und nach der für ihn siegreichen Schlacht bei Leipzig gegen Bayern heranzog. Tilly sank tödtlich verwundet am Lech und starb in Ingolstadt, wohin sich Maximilian zog, und Bayern lag dem Feinde offen. Nichts hemmte seine Fortschritte, selbst München mußte den Schwedenkönig huldigend empfangen, der zwar selbst menschlich-mild waltete, aber

seinen wilden Schaaren nicht wehren konnte, welche grausam jede Grausamkeit rächten. Auch nach dem Tode Gustav Adolfs nährte sich der Krieg in Deutschland von dem Hasse der Parteien, bis Alles in Trümmern zu stürzen schien. Da wurde endlich nach dreißigjährigem Kampfe der westphälische Friede im Jahre 1648 geschlossen. Was die Jesuiten gewollt, war nach Gottes Fügung nicht geschehen: das pfälzisch-wittelsbachische Geschlecht wurde für bessere Zeiten erhalten, bekam die Rheinpfalz zurück und eine neue Kurwürde; Katholiken und Protestanten sollten durch ganz Deutschland gleicher Rechte, gleicher Freiheit ihrer Religionsübung genießen. Dagegen protestirte der Papst, und Maximilian setzte in der Oberpfalz die Einführung der katholischen Religion mit Gewalt durch, ohne auf den Religionsvertrag zu achten, so wie er auch am meisten dahin gewirkt hatte, daß Elsaß an Frankreich kam. Denn fort und fort, während des graüelvollen Krieges und nach demselben, war sein Streben, Verbreitung und Erhaltung der katholischen Religion. Während des Krieges soll er über die großen Unkosten beruhigt gesagt haben, „er freue sich im Herzen, so oft er daran denke, daß er im Stande gewesen, für die Ehre Gottes und Vertheidigung der Religion so viel anzuwenden; der Krieg möge ablaufen, wie er wolle, so sey er doch versichert, daß bei den darüber ausgeleerten Kassen doch der gute Wille nicht erschöpft sey.“ Das schien sein Trost bei dem Anblicke des verwüsteten Landes und seiner in Unwissenheit und Aberglauben versunkenen Einwohner: Alles zur Ehre Gottes und zum Nutzen der katholischen Kirche gethan und diese in Bayern erhalten zu haben.

Er lebte nur noch wenige Jahre, und konnte darum wenig für die Erhebung seines Landes thun; doch ließ er die Reliquien der Heiligen Kosmas und Damian als Helfer in ansteckenden Krankheiten aus Bremen nach München führen, widmete sich unter der Leitung der Jesuiten haüfigen Andachtsübungen, und starb 27. September 1651 zu Ingolstadt. Für die Ruhe seiner Seele sollten die Jesuiten 10,000 Messen lesen, für welche er das Geld in Rom hinterlegt hatte. Er hielt, so lang er lebte, gewissenhaft die kirchlichen Gebote und beobachtete die strengste Fasten, ohngeachtet er fast einen natürlichen Abscheu vor Fischen hatte und öfter krank wurde vom Genusse der Fastenspeisen. Dem Gebete lag er so eifrig ob, daß er Stunden lang kniete und täglich gegen drei Stunden der frommen Betrachtung und dem Anhören der Messe widmete. Den Rosenkranz legte er Nachts unter sein Kopfkissen, und betete, wenn er erwachte; insgeheim geißelte er sich öfter. Geduldig, sparsam, mäßig, wußte er sich in das Unglück zu fügen und überhob sich nie im Glücke. Als er einst in Schleißheim weilte, brach in seinem neuen Schlosse zu München Feuer aus, und als seine Gemahlin erschreckt ausrief: „Weh! wenn dieß schöne Schloß zu Grunde ginge,“ sagte er beruhigend: „Dann werden wir ein neues bauen.“

Vor dem Ausbruche des Krieges gab er große Summen an die Armen, spendete die Gaben selbst, oder ließ sie, um unerkannt zu bleiben, durch Geistliche vertheilen. Auf die Unterstützung der Missionen zur Verbreitung der katholischen Religion, an Klöster und Kirchen, besonders an die Collegien der Jesuiten soll er über eine Million Gulden verwendet haben. Als wahrer Wohlthäter der Armen erscheint er durch die reiche Ausstattung des Joseph-Spitales in München, und anderer ähnlicher Anstalten. Nur durch die strengste Ordnung und Sparsamkeit in seinem Haushalte war es möglich, so große Summen zurückzulegen. Mäßig im Essen, Trinken und in der Kleidung gab er Allen auch ein schönes Beispiel ehelicher Treue und Sittenreinheit. Nicht einmal der geringste Verdacht ruht in dieser Hinsicht auf ihm. Aber bei aller Sparsamkeit drückte er seine Unterthanen nicht, außer in der aüßersten Noth, und er pflegte zu sagen: „Ein Herr, der alles Geld seiner Unterthanen in seine Schatzkammer brächte und dagegen lauter verarmte Leute hätte, wäre in der That ein ohnmächtiger Herr und könnte sich keines Segens von Gott getrösten."

Die Ermahnungen, welche er seinem Sohne Ferdinand Maria hinterließ, zeugen, daß er die Bestimmung eines christlichen Fürsten deutlich erkannte und am Ende seines Lebens über Manches heller dachte, als dieses im Laufe eines vielbewegten Lebens der Fall seyn konnte.

Hier nur einige seiner wichtigsten Lehren:

„Die Religion besteht in der wahren Verehrung Gottes, die ganze Religion des Christen besteht in einem reinen Leben."

„Glaube nicht, daß Gott deine Thaten nicht schaue und richte; hoffe nicht frei zu seyn, wenn du Gottes Gebot verlässest und nur dir und deiner Neigung folgst."

„Du wirst Gott fürchten, wann du sein furchtbares Gericht über die Menschenkinder oft und ernstlich überdenkst."

„Beginne und ende den Tag mit Gott, unternimm nichts ohne ihn."

„Wolle lieber gut und fromm seyn als scheinen. Thue niemals deßwegen recht, um gelobt zu werden. Aber achte nichts desto minder auf einen guten Ruf, den du dir durch wahre Tugenden erringst, damit es nicht scheine, du verachtest aus Verachtung des Rufes auch die Tugend. Die übrigen Sterblichen haben es nicht nöthig, so eifrig nach Lob und Nachruhm zu streben, denn das Andenken an sie, wenn sie auch wenig edel gelebt haben, ist nur dunkel und kurz; aber die Erinnerung an einen Fürsten dauert lange. Das Gerücht verbreitet alle Reden und Handlungen eines Fürsten und vergrößert sie meistens, und so wird er einen Namen erhalten, wie er ihn verdient hat, entweder einen rühmlichen und herrlichen, oder einen schmählichen und von schlimmer Bedeutung. Königlich ist es, auch dann Gutes thun, wenn man geschmäht wird. Willst du für groß gehalten werden? Sey so, wofür du willst gehalten werden."

„Alles wird dir freudig und willig gehorchen, wenn du mild und gütig herrschest. Das ist die sicherste und leichteste Herrschaft, an der sich die Untergebenen erfreuen; sie erfreuen sich aber dann, wenn sie nicht so fast den Fürsten, als für ihn fürchten; wenn sie merken, daß er der Gebeugten schone, auch im Strafen milde sey und nicht so sehr strebe, sich Herrschaft und Sclaven, als vielmehr Bürger und Ordnung zu erringen."

„Der Fürst ist gleichsam der Hirt und Vater der Völker, es ist ihm nicht ihr Joch, sondern ihr Schutz anvertraut. Die Würde und das Ansehen Dessen ist fest gegründet, von Dem Alle wissen, daß er nicht so fast über als für sie sey."

„Nach deinem Beispiele richten sich Alle. Willst du gute Unterthanen haben, so sey selbst gut."

„Der Fürst erinnere sich, daß er ein Mensch sey und durch Gottes Gnade über viele Menschen herrsche; er sey wohlthätig und freigebig, besonders gegen das Verdienst, aber nicht verschwenderisch."

„Die unschuldigste und sicherste Art reich zu werden ist, wenn man für den Vortheil der Unterthanen sorgt, den Handel nährt und den Gewerbfleiß pflegt. Halte den Reichthum der Bürger für einen fetten Acker, der nicht allein ihnen, sondern auch dir wuchert."

„Die Erfahrung lehrt, daß bürgerliche Verfassungen, Nationen und Fürstenthümer gedeihen, so lang wahre und heilsame Rathschläge gelten; wenn dagegen durch Gunst, Furcht, Wollust, Habsucht, Haß und Schmeichelei die Rathschläge verderbt werden, muß nothwendig Alles zu Grunde gehen."

„Der Fürst ist bedauernswürdig und allem Betruge preisgegeben, dem die Wahrheit verschwiegen wird, der nur Schmeichelworte und lauter Angenehmes zu hören bekommt."

Gottfried Heinrich,

Graf von Pappenheim.

Es gibt einzelne Geschlechter, die von der Vorsehung eigens auserwählt scheinen, die großen Weltumgestaltenden Ereignisse zu überdauern und den ihnen gleichsam angebornen und bestimmten Charakter fort und fort zu bewahren, wie wir dieses an den Grafen von Pappenheim sehen. Ihr Geschlecht ist eines der ältesten in Deutschland und ihr eigentlicher Stamm-Name Calatin, so daß man ihren Ursprung selbst von dieser edlen römischen Familie ableiten kann. Möglich ist es, daß ein Zweig dieses Geschlechtes mit den Römern in die Gegend an der Donau und Altmühl gekommen

sey und sich hier angesiedelt habe zum Schutz der römischen Bollwerke an diesem Flusse gegen die Einfälle der deutschen Völker. Der wie aus einer einzigen Felsenmasse bestehende Thurm in Pappenheim und andere in derselben Gegend stammen gewiß aus der Römerzeit her. Auch hieß ein Schloß an der Donau oberhalb Neuburg Calatin oder Calden, und die alten Nachrichten sagen, daß die Geschlechter der Pappenheim, Calatin und Rechberg von einem gemeinsamen Stamm entsprossen sind.

Die erste Urkunde mit dem Namen Pappenheim ist vom Jahre 802, und damals stand also zuverlässig auch die Burg schon; darauf erscheinen die Herren von Pappenheim bei jeder ausgezeichneten Kriegsthat im Gefolge der deutschen Kaiser, so daß der Kaiser Otto III. im Jahre 1001 dem Walther von Calatin das Reichs-Marschallamt erblich übertrug. Von da an war der Aelteste des Gesammt-Geschlechtes nach dem Kaiser der Anführer des Heeres und er trug des Reiches Sturm- und Rennfahne, und ließ sich durch keinen Andern verdrängen.

Aber auch im Frieden und nach der ausdrücklichen Bestimmung der goldenen Bulle war das Amt des Reichsmarschalls bei den Reichsversammlungen, so wie bei den Kaiser- und Königswahlen und bei der Krönung und anderer Reichssachen wichtig und ehrenvoll. Er saß während der Reichsversammlung mitten unter den Fürsten; er holte die Stimmen ein und verkündete den Beschluß und überbrachte dem abwesend gewählten Könige die frohe Botschaft, und so ritt der Marschall Heinrich VII. nach Basel und meldete dem Rudolf von Habsburg die auf ihn gefallene Wahl zum deutschen Könige.

Selbst als die stehenden Heere das alte Reichsheerwesen verdrängten, blieben die Grafen von Pappenheim der Bestimmung ihrer Väter treu und die ihnen angeborne Neigung zum Waffendienst stellte sie häufig an die Spitze der kriegerischen Ereignisse.

Vor allen übrigen dieses Geschlechtes ist ausgezeichnet Gottfried Heinrich, Graf zu Pappenheim-Treuchtlingen, geboren zu Pappenheim den 29. Mai 1594. Seine Mutter war Maria Salome, die Tochter des Pflegers zu Reichenhall, Heinrichs von Preising; sein Vater, der Marschall Veit von Pappenheim, war nach der Sitte jener Zeit ein großer Freund der Sterndeutung und bemerkte deßwegen bei der Geburt seines Sohnes mit Schrecken, daß derselbe auf der Stirne zwei rothe kreuzweise gelegte Schwerter mit auf die Welt gebracht habe. Dieses Malzeichen verlor sich zwar in der Folge, zeigte sich aber jedesmal wieder bei heftiger Aufregung, besonders im Zorne. Eine andere Bemerkung war, daß Gottfried Heinrich in seinem Leben nur einmal geweint habe, in seinem ersten Bade.

Im vierzehnten Jahre seines Alters wurde er schon auf die Universität Altdorf geschickt und daselbst zum Ehren-Rektor gewählt: er zeichnete sich

dort durch Freundlichkeit und Frömmigkeit aus und besuchte eifrig die Predigten der evangelischen Geistlichen. Darauf begab er sich nach Tübingen, wo er sich einige Zeit aufhielt, und suchte sich dann durch Reisen, besonders in Frankreich und England, weiter zu bilden.

In seinem zwanzigsten Jahre 1614 vermählte er sich mit Ludomilla von Colowrat, aus einem edlen böhmischen Geschlechte, und trat, wie es scheint seiner Gemahlin zu Liebe, zur katholischen Kirche über, worauf er vom Kaiser Matthias zum Reichshofrath ernannt wurde. Alsobald zeigte er seinen Eifer für die katholische Religion dadurch, daß er den evangelischen Pfarrer in Treuchtlingen entließ, einen katholischen berief und auch die Gemeinde zur katholischen Religion zurückführen ließ, was ihm in Dettenheim, aber nicht in Rehlingen gelang.

Seine Neigung führte ihn jedoch bald auf den Schauplatz des Krieges, und er soll sich zuerst im polnischen Kriege ausgezeichnet haben; dann trat er bei dem Ausbruche des Religionskrieges in Böhmen in das kaiserliche Heer und kämpfte als Rittmeister unter Tilly in der berühmten Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag am 8. November 1620.

Am Anfange der Schlacht schien sich der Sieg auf die Seite der Böhmen zu neigen, schon war die kaiserliche Reiterei geschlagen und im Begriffe, sich auf das eigene Fußvolk zu stürzen; als Pappenheim sich den Flüchtigen entgegenwarf und mit der bayerischen Reiterei in die Böhmen einbrach, zwei große Stücke unterlief und wegnahm, welche bisher den größten Schaden in dem Heere Maximilians angerichtet hatten, die Ungarn gegen die Moldau hinabtrieb und den tapfern jungen Grafen von Anhalt gegen den Thiergarten drängte, wo dieser verwundet und gefangen wurde. Allein hier erhielt Pappenheim im wildesten Gedränge viele Stich- und Hiebwunden durch die feindliche Reiterei und in Flucht und Verfolgung raseten die Rosse über ihn hinweg.

Betaübt, einem Todten gleich lag Pappenheim unter den Todten in der kalten Novembernacht, und als er wieder zu sich kam und zu athmen begann, konnte er sich lange nicht besinnen, wo er sich befände, und halb scherzend pflegte er später zu erzählen: „Ich glaubte, ich wäre gestorben, weil ich aber weder eine rechte Himmelsfreude, noch eine rechte Höllenqual empfand, meinte ich, im Fegfeuer zu seyn.“ So fanden ihn seine Freunde, es ist kaum glaublich, erst am dritten Tage unter den Todten mit schwachem Lebenszeichen, zogen ihn hervor und überbrachten ihn dem Barbier Andre in Prag. Als dieser von Maximilian von Bayern gefragt wurde, ob Pappenheim noch zu heilen wäre, antwortete er: mit Gottes Hülfe getraue er sich dessen wohl, wenn Pappenheim nur nicht so ungeduldig wäre, worüber dieser unwillig aufschrie: Wie kann Einer bei dem vielen Nähen und Heften geduldig seyn?

Nachdem er von seinen beinahe zahllosen Wunden genesen und im Jahre 1623 auf dem Reichstage in Regensburg gegenwärtig war, ertheilte ihm der Kaiser den Ritterschlag und ernannte ihn zum Obristen. Weil aber damals der Krieg in Deutschland nach der ersten Unterdrückung der Evangelischen von wenig Bedeutung schien, und der König Philipp von Spanien Pappenheims Dienste in Italien verlangte, zog er dahin und zeigte auch dort seine erprobte Tapferkeit.

Indessen hatte sich in Oesterreich ob der Enns, welches Maximilian von Bayern auf seinem Zuge gegen die Böhmen und seinen Vetter Friedrich V. zuerst bezwungen und vom Kaiser als Pfand für die Kriegskosten erhalten hatte, ein furchtbarer Aufruhr erhoben. Denn Maximilian führte hier wie in Donauwörth die katholische Religion mit Gewalt ein und sein Statthalter, der Graf von Hermansdorf oder Herbersdorf, mit dem sich Pappenheims Mutter in zweiter Ehe vermählt hatte, waltete mit sultanischer Grausamkeit und brachte die Bürger und Landleute zur Verzweiflung. Da erhob sich im Jahre 1626 in der ganzen Gegend umher das Landvolk unter der Anführung des Schuhmachers Fadinger, nach dessen Tode sich Willinger an die Spitze der Empörer stellte, welche ihre Religion behaupten und die bayerischen Besatzungen vertreiben wollten. Diese wurden auf der Donau und zu Lande angegriffen, überall bedrängt, umgangen, abgeschnitten, und schon drohte der Herrschaft Maximilians ein schmähliches Ende: als Pappenheim aus Italien zurückkehrte und von dem Kurfürsten Bayerns den schwierigen Auftrag erhielt, den gefährlichen Aufstand zu unterdrücken. Hiebei zeigte Pappenheim eben so viel Tapferkeit, als Klugheit und Umsicht eines tüchtigen Feldherrn.

Da die Fahrt auf der Donau durch Ketten und Seile versperrt war, drang er in Eilmärschen und auf unwegsamen Steigen vorwärts, überfiel Städte und Dörfer, hinderte die Vereinigung der Bauern, zerstreute die einzelnen Haufen und eilte Tag und Nacht, um den Feind zu taüschen und zu umgehen, und traf gewöhnlich schon am frühen Morgen da ein, wo ihn der Feind erst am Abend erwartete, so daß es ihm gelang, die Empörer unvorbereitet zu überfallen. Was Niemand in sechs Monaten bewirken konnte, die Vereinigung des bayerischen Heeres mit den Kaiserlichen, vollbrachte er in wenigen Tagen. Dann schlug er die Bauern bei Eferding und Vöklabruck, worauf sie sich zerstreuten, die Anführer auslieferten und die Ruhe wieder hergestellt wurde.

Dessen zum Danke und für andere geleistete Dienste und in Betrachtung des uralten gräflichen Herkommens und der von seinen Ahnen im Marschallamte erwiesenen tapferen Dienste erhob der Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1628 ihn und seine Nachkommen in den Reichs-Grafenstand. In demselben Jahre wurde Pappenheim General des Fußvolkes, im folgenden Jahre vermählte er sich zu Treuchtlingen, nachdem seine erste Gemahlin

gestorben, mit Anna Elisabeth, der Tochter des Grafen Ludwig Eberhard von Oettingen, genoß aber nicht lange des haüslichen Glückes, sondern eilte nach Norddeutschland, wo nach der Landung des Königs von Schweden der Krieg von Neuem sich mit aller Macht erhob.

Pappenheim zeigte seine Tapferkeit und Klugheit vorzüglich während der Belagerung von Magdeburg. Er war es, der den ersten und entscheidenden Angriff an jenem verhängnißvollen Tage auf die Stadt that, an welchem sie durch den Verrath und den Zwist der eigenen Bürger preisgegeben, endlich erobert und in graüelvoller Verwirrung beinahe gänzlich zerstört wurde. Aber sein Herz erschrack über den unendlichen Jammer, und er wollte bei der Nachwelt nicht als dessen Urheber gelten. Als er darauf nach Helmstädt kam und ihn die Lehrer der hohen Schule um Schonung der Stadt vor Einlagerung baten, gewährte er ihnen diese Bitte und fügte hinzu: „Meine Herren! Vielleicht wird Einer unter euch die Geschichte unserer Zeit beschreiben, darum schwöre ich hiemit zu Gott dem Allmächtigen, daß ich an der grausamen Einäscherung der alten herrlichen Stadt Magdeburg keine Schuld habe.“

Als Tilly bei Leipzig dem Schwedenkönige Gustav Adolf gegenüber stand und zu schlagen zögerte, brachte ihn Pappenheim, wahrscheinlich mehr mit Ueberlegung als durch bloßen Ungestüm dazu, daß er die Schlacht liefern mußte, die glücklich für das Heer der katholischen Liga begann, da die Sachsen bald in wilder Flucht das Schlachtfeld verließen und Tilly sie heftig verfolgte und schon eilende Siegesboten nach Wien und München abschickte; indessen aber drang Gustav Adolf siegreich auf dem anderen Flügel vor, und als Tilly von der Verfolgung der Sachsen zurückkehrte, wurde er übel empfangen und mit in die Flucht der Seinigen verwickelt und fortgerissen. Pappenheim aber sammelte nach dieser Niederlage bei Leipzig wieder das erste kaiserliche Heer, und trat den Schweden kühn entgegen. Er schlug den Banner und einige andere Führer der schwedischen Bundesgenossen und zeigte sich überall als einen eben so muthigen als umsichtigen Feldherrn.

Da er in Deutschland den Lauf der Sieger nicht hemmen konnte, zog er nach den Niederlanden, um die Spanier und damit die Sache der Katholiken zu unterstützen und das hart bedrängte Mastricht zu entsetzen, wozu ihn die Statthalterin der spanischen Niederlande dringend einlud.

Wohl griff er die Feinde mit gewohnter Kühnheit an, immer unter den Ersten voran und zugleich die Pflichten eines Feldherrn und tapferen Soldaten erfüllend, und es wurde ihm damals der Sattelknopf abgeschossen und er selbst am Bauche gestreift. Aber es gelang ihm nicht, die Stadt zu entsetzen, da die Spanier nichts thaten und ihm auf seine Aufforderung vielmehr höhnend zuriefen, man solle ihnen vorher den rückständigen Sold zah-

len, dann würden sie fechten. So mußte er ohne Erfolg für seine ungeheuere Anstrengung abziehen und der Prinz Heinrich von Nassau-Oranien nahm Mastricht durch Vertrag.

Pappenheim wendete sich darauf nach Sachsen, wohin auch Wallenstein sich begeben hatte, um hier im Feindeslande das Winterlager zu nehmen. Unvermuthet aber wurde ihm die Annäherung des Königs von Schweden berichtet, die Schlacht bei Lützen drohte endlich die Entscheidung zu bringen, und in Eile berief Wallenstein den Pappenheim zurück, daß er am Tage der Schlacht nicht fehle. Der Ruf traf ihn zu Halle, wo das Fußvolk sich bereits zur Plünderung zerstreut hatte; denn er gewährte seinen Soldaten große Freiheit, ja Zügellosigkeit, damit die aus allen Gegenden und den verschiedensten Nationen zusammengebrachten Schaaren ihm desto williger anhingen und gehorchten. Deßwegen ahmten sie wohl sein Beispiel der Tapferkeit nach, hauseten aber auch in Freundes- wie in Feindesland unbarmherzig und nirgends waren die Pappenheimer willkommene Gäste. Er war für sie unermüdet thätig besorgt, selbst an alle Mühseligkeiten gewöhnt, über die Maßen kühn und hartnäckig einen Plan durchzuführen, weßhalb ihn der König von Schweden nur den Soldaten nannte und wünschte, persönlich mit ihm in der Schlacht zusammenzutreffen, so wie auch Pappenheim vor Begierde glühte, dem Könige zu begegnen.

Dieser Tag, 6./16. November 1632, war jetzt gekommen, und als Pappenheim den Ruf Wallensteins vernahm, sammelte er schnell seine Reiterei um sich und befahl dem Fußvolke, so schnell als möglich zu folgen, und flog mit Jenen dem Schlachtfelde bei Lützen zu. Anfangs wurde er selbst mit in die Flucht der bereits geschlagenen Schaaren Wallensteins verwickelt, widerstand aber den Andringenden, sammelte sie zum neuen Angriffe und warf sich mit Ungestüm den siegenden Schweden entgegen. Sobald er einige von diesen gefangen hatte, war seine erste Frage: Wo ist der König? und als er vernommen, daß Gustav Adolf den rechten Flügel selbst führe, stürzte er sogleich mit gesammter Macht auf diesen los und brachte ihn zum Weichen; die vor seiner Ankunft beinahe schon entschiedene Schlacht beginnt vom Neuen mit der ganzen Wuth der Erbitterung, hier den Sieg zu erringen, dort ihn zu behaupten. Pappenheim waltet mitten im furchtbarsten Gedränge, Befehle ertheilend und Alles vor sich niederschmetternd. Aber vergebens sucht er den König, der war bereits tödtlich verwundet aus dem Gewühle gerettet. Pappenheim vernimmt das dumpfe Gerücht, da wird auch er von zwei Musketenkugeln getroffen, aber dadurch weder sein Muth noch seine Kraft gelähmt. Er will fortkämpfen; da fällt sein Trompeter in sein Roß, hält es zurück und bringt seinen Herrn, der Anfangs unwillig über dieses Beginnen ist, aus dem Gedränge der Schlacht. Dann brachte er ihn in eine Kutsche, setzte sich zu ihm, um den zum Tode Matten zu unterstützen und nach Leipzig zu bringen. Auf dem Wege erkannte

erkannte Pappenheim erst die drohende Gefahr und rief voll Ungeduld: „Ist denn kein Mensch vorhanden, der mir das Blut stillen kann?"

Als er merkte, sein Ende nahe, empfahl er seine Gemahlin und seine Kinder und all die Seinen dem Kaiser und starb am folgenden Tage. Sein Leichnam wurde von Leipzig nach Prag geführt und hier begraben. An seinem Körper soll man über hundert Narben von empfangenen Wunden gezählt haben, weßwegen er denn auch schon bei seinem Leben nur der Schrammhans genannt wurde.

Mit seinem Sohne Wolfgang Adam erlosch das Geschlecht der Marschälle von Pappenheim-Treuchtlingen, indem derselbe neun und zwanzig Jahre alt im Jahre 1647 im Zweikampfe von einem Grafen Colloredo tödtlich verwundet wurde und bald darauf starb. Der andere Zweig des edlen Geschlechtes blühte fort und fort ausgezeichnet durch Kriegsthaten und geschmückt mit Ruhm und Ehren.

Jakob Balde.

Inmitten des Donnergerolles und der Graüel des furchtbaren Religionskrieges sang in stiller klösterlicher Einsamkeit der Dichter Balde, wie eine klagende Nachtigall, Lieder der Wehmuth und Friedens-Mahnungen. Er war geboren im Jahre 1603 zu Ensisheim im Elsaß, dem schönen damals noch deutschen Lande, aber wo er seine erste Bildung erlangte, wer seine Aeltern gewesen, ist nicht bekannt. Als Jüngling besuchte er die Universität Ingolstadt, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, und damals schon ergoß sich sein Gefühl in Liedern, die er zur Laute sang. Als er nun in einer kalten Nacht, erzählt die Sage, vor der Thüre einer schönen Jungfrau ein Ständchen sang, vernahm er plötzlich um Mitternacht das Chorglöcklein des nahen Klosters und wurde dadurch so wunderbar ergriffen, daß er fortan den irdischen Wünschen zu entsagen und selbst in ein Kloster zu gehen beschloß. Vielleicht trugen aber die Stürme jener Zeit am meisten dazu bei, daß er eine sichere Zufluchtstätte im Kloster suchte. Er meldete sich bei den Jesuiten um Aufnahme in ihren Orden, erhielt sie, begann den 1. Juli 1624 die Probejahre in Landsberg und trat dann wirklich in den Orden ein, legte aber die letzten Gelübde erst im Jahre 1640 ab. Der Orden der Jesuiten stand damals in der ersten Blüthe und genoß in allen katholischen Staaten des größten Ansehens bei den Königen und Fürsten; die Mitglieder fanden als Lehrer, Beichtväter und Prediger einen weiten Wirkungskreis, und dieses war gewiß mit eine Hauptursache, daß gerade die fähigsten Jünglinge sich diesem Orden zuwendeten und den Planen desselben dienten.

Balde lehrte bald in Ingolstadt, bald in München, und daß er sich durch Geist und Eifer vor seinen übrigen Genossen auszeichnete, sagt nicht bloß die Geschichte, sondern läßt schon seine ganze Anlage schließen, da er der Dichtkunst mit überströmendem Herzen huldigte und die Dichter des alten Rom als seine Vorbilder las und verehrte. Dann wurde er zum Prediger der Hofkirche in München bestimmt und erhielt endlich von Maximilian den Auftrag, die Geschichte Bayerns von dem Jesuiten Brunner fortzusetzen, denn dieser hatte seine Darstellung bei Ludwig dem Bayer abgebrochen. Balde erkannte die Schwierigkeit seiner Aufgabe ganz und zögerte; seine Stellung dem Orden und Fürsten gegenüber erzeugte eine große Beängstigung in seinem Gemüthe; er wollte und durfte es nicht mit dem römischen Hofe verderben, darum konnte auch er die Geschichte Ludwigs des Bayern, des heldenmüthigen Kämpfers gegen die päpstlichen Anmaßungen nicht schreiben; eben so wenig Erfreuliches sah er in der Darstellung der Geschichte der bayerischen Herzoge und ihrer fortwährenden Bruderzwiste nach dem Tode ihres großen Ahnherrn Ludwig. Darum entschloß er sich, die Begebenheiten seiner Zeit zu schildern und begann wie zur Probe mit der Einnahme von Donauwörth durch Maximilian; aber dieser strich daran Vieles, und Balde fand sich nicht ermuthigt. Als nach dem Ende des furchtbaren Krieges und nach dem westphälischen Friedensschlusse Maximilian von Salzburg nach München zurückkehrte und fand, daß sein Geschichtschreiber noch nicht den böhmischen Krieg geendet habe, gab er ihn auf und Balde verließ mit Freuden eine Aufgabe, bei welcher es sein Gewissen, die Gunst des Fürsten und des Ordens galt. Seine Beängstigung wegen dieser Sache schilderte er in einem lebendigen Traume, der jetzt nicht schwer zu deuten ist. Er war seinem Vorsatze treu geblieben, den er gleich Anfangs ausgesprochen hatte:

„Wenn ein feindlich Loos mit Bedingungen
Mir allzuhart, mit nimmer erträglichen
Entgegenträt', und wider Willen
Zwänge, geschwätzige Schmeichelei'n und
Lorber umwundne Zeilen zu schreiben nur:
Hinweg das Senkblei würf' ich, und züchtigte
Ein stummer Rächer dann mit bitterm
Lächeln verachtend der Welt Verkehrtheit."

Um so freudiger kehrte Balde darauf zu seiner Leier zurück, da die himmlische Muse ihn überall hin begleiten konnte und er blieb ihr überall treu in Ingolstadt und Neuburg, selbst als er, wie es scheint, in Aufträgen seines Ordens nach Konstantinopel und nach Aegypten geschickt wurde, und er schildert in einem Gedichte seine tiefen Empfindungen, als er auf dem Felsenberge einer Pyramide bei Cairo stand. Darauf kehrte er wieder nach Bayern zurück und verließ seit dem Jahre 1654 Neuburg an der Donau bis zu sei-

nem Tode, 9. August 1668, nicht mehr, wo er in den ersten Jahren noch als Prediger, dann wegen seiner schwachen Gesundheit als Gewissensrath im Beichtstuhle wirkte. Fort und fort blieb er der Redner seines Ordens bei jeder feierlichen Veranlassung und sein Ruhm umstrahlte den ganzen Orden. Seine Leier tönte aber nicht von Wein und irdischer Liebe, denn er war Ordensgeistlicher und so pries er denn die Ehelosigkeit und lud ein zum Eintritte in den Orden als zu den Inseln der Heiligen; doch wurde zuweilen ein Ton der Wehmuth wach in seinen Liedern: „Durch ein traurig Gebot im beschränkten Raume gehalten, ach, verlier' ich das flüchtige Leben." Aber er tröstet sich selbst wieder und fügt hinzu: „Bleibet doch frei der Geist. Die luftigen Alpen übersteigt er und schlägt die Gestirne. Dazu kommt Apollos Geschenk, die göttliche Dichtkunst!" — Er schrieb in lateinischer Sprache, denn dieses war die Ordenssprache wie die des Hofes und der Schule und der durch sie Gebildeten, aus ihr trug er die schönsten Blumen zu einem anmuthigen Strauße zusammen, wie wir sie in seinen vielen Gedichten sehen und zum Theil bewundern. Aber sie erscheinen jetzt meistens nur wie getrocknete Blumen ohne lebendige Frische und so konnte er nie Volksdichter werden, nie auf das deutsche Volk erregend, bildend einwirken. Sobald er in deutscher Sprache schrieb, erscheint er trocken und kalt, ohne Geist und Leben, und er wäre es werth gewesen, ein deutscher Dichter zu seyn. Denn sein Gefühl war tief und lebendig und er hauchte seine Empfindungen in den rührendsten Klagen oder Tönen aus, wenn er Maria, die Mutter des Heilandes, in den mannichfachsten Weisen besang, deren Fürbitte er für sich und sein deutsches Vaterland anflehte und an deren Altare in Neuburg er selbst die goldene Denkmünze aufhängte, mit welcher der Papst Alexander VII. ihn für die Uebersendung seines letzten Werkes — der Siegerin Urania — ausgezeichnet hatte, und ihr weihte er seine zartesten Liebeslieder. Mit ächt deutschem Sinne pries er deutsche Treue und Redlichkeit, deutsche Tugend und Kraft; mit erschütternder Treue und Wehmuth schildert er die namenlosen Leiden Deutschlands im langen Kriege, mit inniger Theilnahme preist er die Helden der katholischen Kirche in jenem Kampfe, und was nur moralisch schön und groß, heilig, lieblich und wohllautend ist, entsagende Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige und thätige Liebe, pries er in jeder Art, entschleierte den Frevel, strafte mit edlem Zorne das Laster, demüthigte die Heuchelei und Tyrannei und sang Lebensweisheit in das Herz der Jugend. Nur die fremde Sprache war Schuld, daß Bayern durch ihn nicht ein klassisches Land wurde, da um München und Neuburg kein Dorf, kein Thal, keine Höhe, kein Wald, keine Quelle, kein Strom ist, die er nicht in seinen Liedern erwähnte, woran er nicht irgend eine fromme Empfindung, einen erhebenden Gedanken knüpfte. — Herder und Aigner haben die schönsten seiner Lieder in's Deutsche übertragen.

Christoph Scheiner,

geboren 1575 zu Wald bei Mindelheim, der Sohn armer Aeltern, konnte erst spät die lateinischen Schulen in Augsburg besuchen, brachte es aber durch anhaltenden Fleiß bald so weit, daß ihn die Jesuiten 1595 in ihren Orden aufnahmen, und nach dem ersten Probejahre zu Landsberg auf die Universität Ingolstadt zur weiteren Ausbildung schickten. Hier widmete er sich außer den theologischen Studien aus innerer Neigung vorzüglich der Mathematik und machte darin solche Fortschritte, daß er zu Dillingen, wohin ihn der Befehl seiner Oberen rief, außer dem gewöhnlichen Unterricht im Gymnasium, an der Universität Mathematik lehrte. Als er dort zuweilen einen kranken Maler besuchte, der ihm viel Seltsames von einem Werkzeuge vorsagte, mit dessen Hülfe man Bilder nachzeichnen könne, aber dabei so geheimnißvoll that, daß er nicht das geringste Stück daran zeigen wollte: sagte ihm Scheiner, er wolle dieses Werkzeug selber erfinden und schickte nach wenigen Wochen dem Maler, der über jenes Vermessen lächelte, den Storchenschnabel nebst den damit gezeichneten Bildern, daß der erstaunte Maler gestand, dieses Werkzeug sey weit vorzüglicher als sein eigenes. Der Ruf von dieser Erfindung verbreitete sich bald und der Herzog Wilhelm V. von Bayern ließ 1606 Scheiner nach München kommen, worauf er in Ingolstadt hebräische Sprache und Mathematik lehrte. Hier entdeckte er im Jahre 1610 die Sonnenflecken. Obgleich er durch wiederholte Beobachtungen der Sache gewiß war, wagte er es doch nicht, sie öffentlich bekannt zu machen, da sie der damaligen allgemeinen Ansicht widersprach, und als Welser in Augsburg durch den Jesuiten Jakob Gretser von der wichtigen Entdeckung hörte und diesen wiederholt bat, ihm nähere Nachrichten darüber mitzutheilen: that der Jesuit dieses endlich, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß weder die Person noch der Stand des Beobachters genannt werde. Denn in jener Zeit war es gefährlich, irgend eine Entdeckung in welcher Wissenschaft immer zu machen, da die sogenannten Weltweisen eben sowohl als die Gottesgelehrten jede Ansicht verketzerten, die von der gewöhnlichen abwich, und freies Forschen und Erfinden von jeher dem Pöbel verhaßt war. Deßwegen gab denn Welser die Entdeckung ohne den Namen des Beobachters im Jahre 1612 heraus und erst seit dieser Zeit weiß man von den Sonnenflecken. Doch verbreitete sich Scheiners Ruf im Stillen, und der Erzherzog Maximilian rief ihn öfter nach Innsbruck, dessen Gunst er vorzüglich dadurch gewonnen hatte, daß er ihm ein astronomisches Fernrohr in ein gemeines verwandelte, denn der Fürst wollte nicht die Sterne, sondern entfernte Gegenstände auf der Erde betrachten. Mit diesem Fürsten ging Scheiner im Jahre 1618 auch

nach Wien, wo er sich fortan meistens aufhielt und vorzüglich den astronomischen Beobachtungen lebte, zumal er in großen Zwist verwickelt wurde, als er ein einziges Mal sich in wohlmeinender Absicht um andere Dinge annahm. Damals war in Wien das Münzwesen an die Juden verpachtet, welche Vieles veruntreuten, weßwegen die Erzherzoge den Pacht aufhoben und das Münzwesen durch besoldete Diener führen ließen, und Scheiner empfahl als Münzwardein einen gewissen Cornelius, der allgemein als ein verständiger und redlicher Mann bekannt war. Allein bald darauf wurde dieser der Veruntreuung angeklagt, in's Gefängniß geworfen und wie ein Verbrecher behandelt; zu seiner Verantwortung sagte er, in Allem dem Rathe Scheiners gefolgt zu haben. Dieß brachte alle Jesuiten in Verdacht; allein bald zeigte sich aus den vorgelegten Rechnungen die Unschuld des Cornelius und Scheiners, und der Beschuldigte wurde ehrenvoll wieder in sein Amt eingesetzt.

Als Scheiner im Jahre 1629 mit dem Erzherzoge Karl, der Bischof in Breslau und Brixen war, nach Italien reiste und sich längere Zeit in Rom aufhielt, wo man seine Entdeckung der Sonnenflecken bereits kannte, setzte er seine Forschungen fort, und damals beobachtete er, wie vier Nebensonnen erschienen, von welchen zwei geschwänzt waren. Er war der Erste, der diese Erscheinung astronomisch beobachtete. In Rom gab er damals auch sein berühmtes Werk über die Sonnen-Fackeln und Flecken heraus, welches er dem Fürsten Paul Jordan Orsini widmete und von ihm und nach dem Sinnbilde der Sonne die orsinische Rose nannte. Darin vertheidigt er das Eigenthum der ersten Erfindung gegen Galiläi, geht dann zu den Beobachtungen über und erzählt, mit welchen Schwierigkeiten er dabei zu kämpfen hatte, zeigt nebenher die Theorie vom Fernrohr, welche vor ihm Niemand gegeben hatte, und die sinnreiche Anwendung der finsteren Kammer in Verbindung mit dem Fernrohr zu Sonnen-Beobachtungen, wie er diese Einrichtung erfunden hatte. Da untersucht er die Natur der Sonnenflecken und der Sonne selbst, so wie ihre Bewegung, und erklärt die Erscheinung der verschiedenen Strahlenbrechungen. Schon früher hatte er in einer klaren Schrift seine Untersuchungen über den Bau des Auges bekannt gemacht und gezeigt, daß der Sitz des Sehens auf der Netzhaut sey. — Diese beständige Beschäftigung mit dem Himmel zog ihn von den irdischen Dingen ab, und erhielt Seele und Körper gesund. Er starb den 15. Juni 1650 zu Wien.

Die Fugger.

Die Erwerbung großer Reichthümer hängt von Klugheit und günstigen Umständen, noch mehr vom Glücke ab, und Niemand, der reich geworden, verdient deßwegen schon gerühmt zu werden; wer aber durch unverdrossenen Fleiß sein Vermögen allmählig vergrößerte, und nicht bloß darin, sondern auch in der edlen Verwendung seiner Schätze Anderen zum Muster dienen kann: dessen Name ist würdig, daß er in der fernsten Nachwelt gerühmt werde, und so werden denn auch die Verdienste der Fugger besonders im südlichen Deutschland fortleben.

Der erste bekannte Ahnherr des Geschlechtes war Hans Fugger, ansässig in dem südlich von Augsburg gelegenen Dorfe Graben auf dem Lechfelde, verheirathet mit Anna Meißner aus Kirchheim; er besaß einige Tagwerk Felder und Wiesengrund, und trieb neben dem Ackerbau die Weberei, wie dieses auf dem Lande gewöhnlich ist, und nährte sich redlich und ehrlich. Schon sein Sohn Hans verkaufte die väterlichen Güter, welche die Familie erst später wieder an sich brachte, zog im Jahre 1370 nach Augsburg, und erlangte hier durch seine Verheirathung mit Klara Widolf das Bürgerrecht. Im Jahre 1382 verheirathete er sich zum zweiten Male mit Elisabeth Gfattermann, der Tochter eines Rathsherrn, stand durch Fleiß und Redlichkeit bei seinen Mitbürgern in Ansehen, war in der Zunft der Weber, Fürsprecher derselben im großen Rathe und Freischöffe des westphälischen Vehmgerichtes, trieb neben seinem Handwerke auch den Leinwandhandel, und erwarb sich ein für jene Zeit bedeutendes Vermögen von dreitausend Gulden. Er starb um das Jahr 1410.

Von seinen fünf Söhnen sind Andreas und Jakob die Stammhalter der nachfolgenden Geschlechter geworden, und Andreas, der ältere Sohn des Hans Fugger, gewann in kurzer Zeit durch ausgebreiteten Handel ein großes Vermögen, verheirathete sich mit Barbara Stammler vom Aste, ward aber stolz darauf, daß man ihn den reichen Fugger nannte, und verachtete seinen Bruder Jakob. Den Söhnen des Andreas verlieh der Kaiser Friedrich III., der von ihnen Geld borgte, ein Wappen mit einem goldenen Reh im blauen Felde, was damals statt eines Adelsbriefes galt, und so schien dieser ältere Zweig den jüngeren an Reichthum und Ansehen bei Weitem zu überragen. Jakob Fugger ertrug indessen die Verachtung seines Bruders mit Geduld, befahl es Gott, wartete auf Zeit und Glück, war fromm und gegen Jedermann freundlich, mild gegen die Armen, aber hart gegen die Ungetreuen, und Gott segnete ihn an Leib

und Gut. Er hatte zur Frau Barbara Bäsinger, die Tochter eines Münzmeisters von Augsburg, trieb ebenfalls Leinwandhandel, und brachte es durch Fleiß und Sparsamkeit und glückliche Unternehmungen dahin, daß er seinen eilf Kindern eine reiche Handelschaft hinterließ. Unter diesen waren sechs Söhne, von welchen vier die väterliche Handlung zu Augsburg, Nürnberg und Venedig mit Glück und Geschick fortführten, zwei aber, Marx und Jakob, sich dem geistlichen Stande widmeten. Als jedoch schnell nacheinander drei Brüder starben, veranlaßten die beiden ältesten Brüder Ulrich und Georg ihren jüngsten Bruder Jakob, dem geistlichen Stande zu entsagen, da sie die ausgebreitete Handlung nicht allein führen konnten, und Jakob, der sich bisher den Wissenschaften gewidmet und bereits eine Pfründe im Stifte Herrieden hatte, kehrte zum weltlichen Stande zurück und trat als Theilnehmer in die Handlung, und durch ihn erlangte das Geschlecht der Fugger hohen Ruhm.

Anfangs kam Jakob in das Haus zu Venedig, wo er sich als einen der verständigsten Kaufleute zeigte, er war nicht ein bloßer kaufmännischer Rechner, sondern ein wahrhaft gebildeter Mann, und wegen seiner Weltkenntniß und Belesenheit in den Schriften und seines feinen Betragens selbst bei Königen und Fürsten beliebt. Der Handel der Fugger bestand damals vorzüglich in Baumwollenzeugen, besonders Barchent, die in Augsburg gefertigt waren; diese brachten sie in großer Menge nach Venedig, und nahmen dort Spezereien, Seiden- und andere ostindische Waaren dafür, und vertheilten diese durch die Fuggerischen Haüser in Augsburg und Nürnberg und weiter über ganz Norddeutschland. Denn damals ging der Handelsweg, ehe der Seeweg nach Ostindien und Amerika entdeckt war, über die Alpen von Italien her nach jenen Städten, weßwegen sie denn auch vor anderen sich an Gewerbthätigkeit und Reichthum auszeichneten.

Die Fuggerische Handlung verbreitete sich durch ganz Deutschland, Ungarn, Polen und die Niederlande und Italien. Es war auf dem Reichstage 1473, als der Kaiser Friedrich III. den Zug an den Rhein vorhatte, um dem mächtigen und reichen Herzoge Karl dem Kühnen von Burgund die Königskrone zu verleihen und dafür dessen einzige Tochter Maria als Braut für seinen Sohn zu gewinnen. Ulrich Fugger versah den Kaiser und sein Gefolge mit gutem Tuch und seidenen Gewändern, und erhielt als ein besonderes Zeichen der Dankbarkeit und Gunst das Wappen — eine gelbe Lilie im blauen und eine blaue im gelben Felde und die Büffelshörner auf dem Helm. Das war der Anfang des Handels der Fugger mit den Fürsten von Oesterreich, der sich in der Folge immer mehr vergrößerte. Aber erst im Jahre 1484, als sie mit der angesehenen Kaufmannsfamilie Rehm in Verbindung traten, wurden sie aus der Weberzunft in die Kaufmannsstube, dann unter die edlen Geschlechter aufgenommen, da ihr Reichthum und Glanz wuchsen.

Als Ursula, die Tochter Ulrichs, im Jahre 1507 sich mit dem Ritter Philipp von Stein zu Jettingen vermählte, war die Aussteuer siebentausend Gulden und eintausend für die Hauseinrichtung, damals eine große Summe, da das Heirathgut unter den Edelleuten selten achthundert oder tausend Gulden überstieg; die Braut trug einen braunen seidenen Rock, welcher in der Verbrämung mit Perlen gestickt war, vier goldene Ketten und sonst köstliche Kleinodien. Ulrichs Schreibstube in Augsburg nannte man wegen des kostbaren Tafelwerkes nur die goldene.

Jakob Fugger vermählte sich erst nach seiner Rückkehr von Venedig nach Augsburg mit einer schönen und reichen Jungfrau Sybilla aus dem Geschlechte der Arzet, erhielt aber keine Kinder. Er nahm den thätigsten Antheil am Handel seiner Brüder, und entdeckte eine neue Quelle des Reichthums in Ungarn, wo die unterirdischen Schätze von Gold und Kupfer noch in den Bergen verborgen lagen, da die Unterthanen nicht Kräfte genug hatten, sie zu Tage zu fördern. Als nun die Fugger durch Verschwägerung in Verbindung mit dem edlen Geschlechte der Turzo in Ungarn kamen, wurden sie von diesen in allen Unternehmungen in Ungarn unterstützt, und so übernahm Jakob den Kupferhandel in den ungarischen Freistädten, so wie die Bergwerke der kaiserlichen Freistädte Alt- und Neusol, nebst allen Gold- und Blei-Bergwerken in Kärnthen und Tyrol. Bald galt Jakob als der reichste Kaufmann nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, da ihm auch das Wechselgeschäft sehr viel einbrachte, welches damals in Deutschland noch sehr selten war, und das er mit gleicher Umsicht wie den Bergbau betrieb.

Als sich der Kaiser Maximilian I. zum Kriege gegen Venedig rüstete und dazu viel Geld aufnehmen mußte, schoß ihm Jakob Fugger im Jahre 1509 mehr als 170,000 Dukaten vor; in der Folge lieh er dem Kaiser 70,000 Gulden, und erhielt die Einkünfte der Grafschaft Kirchberg und der Stadt und Herrschaft Weissenhorn, welche Herrschaften dann ganzes Eigenthum der Fugger wurden. Später kaufte Jakob von demselben Kaiser die Herrschaften Schmiechen, Marstetten und Wullenstetten, und wurde zum kaiserlichen Rathe und vom Papste Leo X. für ein Darlehen von 100,000 Dukaten zum Ritter des goldenen Sporns und lateranischen Pfalzgrafen ernannt.

Wo das Glück einzieht, kommt es nie allein, sagt das Sprichwort, und so bewährte es sich im Hause der Fugger. Zu den reichen Goldquellen eröffneten sie eine neue, den Handel zur See. Jakob rüstete mit seinen Brüdern und anderen reichen Kaufleuten von Augsburg drei Schiffe in Portugal aus, welche mit der portugiesischen Flotte nach Ostindien schifften und nach drei Jahren reich beladen von dort zurückkamen. So wußten die Fugger schnell die veränderten Handelswege für sich zu benützen und zeig-

ten, daß auch die Veränderung der Verhältnisse einen besonnenen Mann nicht zu Grunde richte, sondern ihn bereichern helfe.

Bei all dem Ansehen und Reichthum aber, deren Jakob Fugger genoß, dünkte er sich nicht zu vornehm, seinem Vaterlande zu dienen statt im stolzen Nichtsthun seine Tage hinzubringen und bloß seinen Reichthum in thörichtem Aufwande zur Schau zu tragen; er hielt es für keine Schande, ein Bürger zu seyn und die Pflichten eines solchen zu erfüllen; er saß Jahre lang als Einer aus der Zunft der Kaufleute im Rathe und rieth und wirkte wirklich zum Besten seines Vaterlandes. Dabei zeigte er sich fromm und bieder, unterstützte die Armen und Nothleidenden, ermunterte und pflegte Kunst und Wissenschaft durch reiche Gaben, erbaute mit seinen Brüdern eine prachtvolle Begräbnißkapelle, ließ nicht nur in Augsburg mehrere schöne Gebaüde auf dem Weinmarkte aufführen, sondern auch alle zusammengekauften fuggerischen Schlösser und Landhaüser verschönern und verwendete große Summen zu Messen und Jahrtagen und zur religiösen Feier; aber am edelsten und wohlthätigsten zeigte er sich in seinen wohlthätigen Stiftungen für die Kranken und Armen. Nach dem Tode seiner Brüder kaufte er in der Jakobsvorstadt einen großen Platz von Gärten und Haüsern und ließ auf demselben dann einhundert und sechs kleine Haüser erbauen und zu Wohnungen einrichten, damit so viel arbeitsame Hausarme, welche das Almosen nicht nehmen, um einen Gulden jährliche Abgabe darin wohnen könnten, zugleich sorgte er für den Gottesdienst innerhalb dieser Anlage durch die Stiftung einer Kapelle und Hinterlegung einer ansehnlichen Summe zur Unterhaltung der ganzen Stiftung, die noch jetzt die Fuggerei heißt. Auch ließ er das Holz- oder Blatternhaus, wo die von den Blattern angesteckten in's Holz gelegt — mit indianischem Holze behandelt wurden, errichten. Geehrt von seinen Mitbürgern, beweint von den Armen, starb er im Jahre 1525, sechs und sechzig Jahre alt, und hinterließ den Söhnen seines Bruders Georg sein großes Erbe, sorgte aber durch gesetzliche Anordnungen, daß es bei der Familie bleiben und nichts veraüßert werden sollte, da er aus Erfahrung wußte, daß die lobenswürdige und wohlgeordnete Liebe zu Wissenschaften und Künsten gern in Pracht und Ueppigkeit ausarte und in's Verderben führe.

Georgs Söhne, Raymund und Anton, pflanzten das Geschlecht der Fugger fort; Ansehen und Reichthum dieses Geschlechtes stieg noch immer, während die ältere Linie, genannte vom Reh, deren Stifter Andreas auf seinem Bruder Jakob einst stolz herniederblickte, mit dem Reichthume nach und nach auch ihr Ansehen verlor und ihren Vettern dienen mußte, bis sie im Jahre 1583 erlosch, der jüngere Zweig aber in vielen Gliedern fortsproßte.

Anton Fugger, der vierte Sohn Georgs und der Regina von Imhof, war im sechzehnten Jahrhunderte der Reichste seines Geschlechtes,

das nun sogar die Silberbergwerke in Spanien ausbeuten ließ und zur besseren Führung des ostindischen Handels ein eigenes Handelshaus in Antwerpen errichtete; ihre Schiffe gingen beinahe auf allen Meeren, besonders auf dem baltischen und mittelländischen. So oft der Kaiser Karl V. nach Augsburg kam, wohnte er im Hause des Anton Fugger und erhielt von ihm große Geldsummen geliehen. Einst machte dieser dem Kaiser ein Kaminfeuer von Zimmetholz und warf darein die Schuldverschreibung des Kaisers über alles Geld, welches er ihm zum Zuge nach Tunis vorgeschossen hatte, und dieses Feuerlein daüchte dem Kaiser sehr lustig. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 wurden die beiden Brüder von ihm unter Verleihung fürstlicher Rechtsame in den Grafen- und Bannerstand des Reiches erhoben und in das schwäbische Grafen-Collegium unter die Reichsstände aufgenommen. Als der Kaiser später die königliche Schatzkammer in Paris sah, sagte er laut: „Alles dieses kann ein Leinweber in Augsburg mit Gold bezahlen.“ Der Ruf des Reichthumes der Fugger war so verbreitet, daß man in Spanien sprichwörtlich sagte: Reich wie Fugger.

Anton Fugger hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1560 sechs Millionen Goldkronen in baarem Gelde, eine Menge Kleinodien und große Besitzungen in allen Theilen Europas und in den beiden Indien.

Dem wachsenden Reichthume entsprach die Pracht bei Vermählungen und anderen Festen, die oft sogar übertrieben war, und manchmal wurden sie, wie dieses in Handelsgeschäften zu geschehen pflegt, durch Andere zu Unternehmungen verleitet, die weder Ruhm noch Vortheil brachten, und die Schattenseite ihres kaufmännischen Strebens schildert Ulrich von Hutten vielleicht übertrieben, indem er sagt: „Sie suchten alle übrigen Kaufleute vom indischen Handel auszuschließen, um ganz allein durch die Einführung von entbehrlichen oder der Genußsucht und den Sitten schädlichen Waaren den Deutschen ihr Gold und Silber zu nehmen. Ist es redlich, daß sie Deutschland mit einer Münze erfüllen, die nicht den inneren Gehalt hat, den sie haben sollte? Rühmlich, daß sie sich beinahe einen eben solchen Alleinhandel von päpstlichen Ablaßbriefen, Pfründen, Dispensationen und anderen päpstlichen Gnaden wie von indischen Waaren verschafft haben? Daß sie Deutschland mit indischen wie mit römischen Tand überschwemmen und ihren Mitbürgern für den einen wie für den andern gutes Geld ablocken? Wie verderblich werden die reichen Kaufleute überdieß noch durch die außerordentliche Pracht in ihren Wohnungen, in Hausrath und Kleidung und durch die Schwelgerei und Völlerei, die bei ihren Gastmahlen herrscht?“

Aber die ganze Geschichte von Augsburg ist Jahrhunderte hindurch ein sprechender Beweis, daß das Geschlecht der Fugger für das Beste seiner Mitbürger besorgt war und an Pracht und Aufwand gar häufig wohlthätige Zwecke knüpfte und wahrhaft fürstliche Gesinnung in Unterstützung der Künste und Wissenschaften und der Armen bewies. Selbst nach der

Erhebung in den Grafenstand blieben sie noch unter den Geschlechtern der Kaufmannsgilde; in der Folge trafen sie die Bestimmung, daß die Gesammtmasse des Besitzthumes, mit Ausschluß der weiblichen Linie, nur dem männlichen ehelichen Namen und Stamme bleiben sollte.

Der zweite Sohn Raymunds, Johann Jakob, hatte sich durch große Reisen und Studien gebildet, sammelte Kunstschätze und Bücher, weilte haüfig am Hofe des Herzogs Albert V. von Bayern, der ihn zum geheimen Rathe ernannte und, was noch mehr ist, dessen vertrauter Freund er war und für ihn bedeutende Kunstwerke, besonders aus Italien, zusammenbrachte.

Den Handel trieben sie bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts und Einzelne waren geehrt mit den höchsten Hof- und Staatsämtern in Oesterreich und Bayern, und mit den höchsten kirchlichen Würden, da sie der katholischen Religion treu blieben und durch ihre Unterstützung sich auch die Jesuiten in Augsburg ansiedeln konnten.

Allmählig hatte sich das Geschlecht in fünf Hauptästen so verzweigt, daß es im Jahre 1619 an sieben und vierzig Grafen und eben so viele Gräfinnen dieses angebornen Namens gab.

Der verhängnißvolle dreißigjährige Krieg, welcher ganz Deutschland an den Abgrund des Verderbens brachte, vertilgte auch einen großen Theil des Ruhmes und Glanzes der Fugger.

Karl Ludwig,

Kurfürst von der Pfalz.

Der westphälische Friede gab dem pfälzisch wittelsbachischen Hause, welches gegen das bayerische so unglücklich, aber heldenmüthig die Reformation in Deutschland vertheidigt hatte, einen Theil des verlornen väterlichen Erbes zurück: die untere oder Rheinpfalz, und Karl Ludwig, der zweite Sohn des geächteten Friedrich V., durch Leiden und Unglücksfälle aller Art gelaütert, schien von der Vorsehung auserkoren, in den schönen Gauen am Rhein das Leben wieder zu wecken, das dort vor dem Ausbruche des furchtbaren Krieges blühete.

Er war geboren zu Heidelberg den 22. December 1617, und blieb bei seiner Großmutter dort zurück, als sein Vater zur Annahme der verhängnißvollen Krone nach Böhmen eilte. Aber nach der Schlacht am weißen Berge, da die Spanier und Ligisten am Rhein vordrangen, flüchteten die

Kinder mit ihrer Großmutter zuerst nach Breslau, dann nach Brandenburg und endlich mit den Aeltern nach Haag, wo Karl Ludwig mit seinem Bruder Friedrich Heinrich unter Kummer und Entbehrungen und ritterlichen Uebungen unter den trefflichsten Lehrern auf der hohen Schule zu Leyden heranwuchs, welche eine solche Liebe zu den Wissenschaften in ihm weckten, daß sie ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ: sie waren ihm Wonne und Freude im Glück und Trost und Stütze im Unglück. Das Haus seiner Mutter war eine wahrhafte Schule ritterlicher Bildung, und die philosophische Unterhaltung würzte und erhöhte das Leben und erhob den Geist über das Unglück, und der tiefe Denker Descartes weilte oft und gern in jenem Kreise und blieb mit der ältesten Prinzessin auch später noch im vertrauten belehrenden Briefwechsel und voll zarter Theilnahme für ihr Geschick und das des pfälzischen Kurhauses. Während Unglück auf Unglück seine Aeltern verfolgte, widmete sich Karl Ludwig eifrig der Mathematik und Geschichte, so wie der Staatswissenschaft, und selbst die in jener Zeit verworrene Rechtsgelehrsamkeit, und die Schulzänkereien der Theologen schreckten seine Wißbegierde nicht, auch in diesen zu forschen, und wie frei und tief sein Geist denken lernte, zeigte sich in der Folge, und Puffendorf gesteht, daß an einigen seiner Schriften Karl Ludwig nicht geringen Antheil hatte. Er war vertraut mit dem Lateinischen und Griechischen, und redete die vornehmsten lebenden Sprachen mit großer Fertigkeit und suchte seinen Geist immer weiter zu bilden. Im mannichfachen Wechsel sah er während solcher Studien den Stern seines Hauses schimmernd und wieder verdunkelt, mit dem Tode Gustav Adolfs von Schweden schien die letzte Hoffnung für das pfälzische Fürstenhaus verschwunden, und Deutsche, Schweden und Spanier wütheten, raubten und verwüsteten die Länder am Rhein und machten sie beinahe zur Einöde; der Kurprinz lebte als Vertriebener fern von seiner Heimath und seinem Erbe, das auch er wie sein Vater mit den Waffen wieder zu erringen strebte; aber seine Mutter hoffte nun von ihrem Bruder Karl I. in England zuversichtlich eine rasche Wendung ihrer Angelegenheiten, welche ihr Vater Jakob I., durch treulose Räthe und durch seine eigene Unthätigkeit verleitet, ganz dem Spiele ihrer Feinde geopfert hatte, und Karl Ludwig schiffte deßwegen nach England, um seinen Oheim zur thätigen Hülfe zu bewegen.

Die schöne jugendliche ritterliche Gestalt des Kurprinzen war am englischen Hofe eine angenehme Erscheinung, seine feinen Sitten und seine natürliche Herzensgüte gewannen ihm leicht die Herzen, versenkten ihn aber auch in die Zerstreuungen des üppigen Hoflebens, daß er eine Zeit lang selbst der wichtigen Angelegenheit seines Hauses zu vergessen schien und seinen alten treuen Räthen und Dienern große Besorgniß erregte.

So suchte denn auch er nach dem Rathe des Königs von England durch Unterhandlungen am kaiserlichen Hofe die Wiedereinsetzung in sein

Erbe, wurde aber gleich seinem Vater mit schlecht verhülltem Hohne hingehalten, und es wirkten dagegen bald die freimüthigen Vorstellungen seiner Räthe so auf seine Seele, daß er sich der entnervenden Muße des englischen Hofes entzog, bei dem Antritte seines neunzehnten Jahres als Kurfürst und Erbe seiner Länder auftrat und diese mit den Waffen zu erringen beschloß, wozu ihm sein Oheim endlich bedeutende Geldsummen übergab. So schiffte er nach Holland über, warb dort und in Westphalen einige Tausende, um in Verbindung mit den Schweden nach dem Rheine vorzudringen, ward aber vorher von dem kaiserlichen Heere unter Hatzfeld am 17. October 1638 in der Grafschaft Lippe nach der tapfersten Gegenwehr überfallen, seine Schaaren zerstreut, sein Bruder Rupert gefangen und er selbst entging mit Mühe demselben Schicksale, indem er über die nahe Weser setzte, durch einen glücklichen Sprung das hohe Ufer erreichte, und sich allein nach Minden rettete, wo er zwei Monate lang im Hause des Rathes Schwechhausen so verborgen lebte, daß selbst die Hausgenossen nicht wußten, wer bei ihnen beherbergt wurde.

Am Anfange des Jahres 1639 begab er sich wieder nach Holland, um am Hofe des Prinzen von Oranien einer besseren Zukunft zu harren. Er befand sich noch in Haag, als die Nachricht kam, Bernhard von Weimar, der nach dem Tode Gustav Adolfs mit Frankreichs Unterstützung seine und der Protestanten Angelegenheit glücklich gegen den Kaiser und die Katholiken geführt und diesen die wichtige Festung Breisach entrissen hatte, sey plötzlich gestorben. Auf den Rath des Prinzen von Oranien wollte Karl Ludwig den günstigen Augenblick benützen, das verwaisete Heer gewinnen, den Oberbefehl desselben übernehmen und am Rheine sich behaupten; in dieser Absicht schickte er schon insgeheim Boten voraus, um die Anführer des weimarischen Heeres zur Eintracht zu ermahnen und sie durch Versprechen dem pfälzischen Hause zuzuwenden; er selbst eilte nach England, Geld zu holen, um das Heer desto leichter für seine Plane zu gewinnen; allein, da sein Oheim die Sache schlecht verhehlte, wurde Karl Ludwig, als er auf dem nächsten Wege durch Frankreich an den Oberrhein sich begeben wollte, zu Moulins angehalten und verhaftet, und der wachsam lauernde Blick des Cardinals Richelieu vernichtete den Plan des deutschen Fürsten, und französisches Geld und List gewann die Eroberungen und die Schaaren des Herzogs von Weimar, mit welchen es den Krieg in Deutschland fortsetzte, daß bald alle evangelischen Fürsten erkannten, Frankreich habe nur des eigenen Vortheils wegen sich mit ihnen zur Schmach und zum Verderben Deutschlands verbündet.

Beinahe ein ganzes Jahr lang wurde Karl Ludwig unter so strenger Aufsicht gehalten, daß man ihm selbst jede schriftliche Unterhaltung verweigerte; vergebens klagte seine unglückliche Mutter Elisabeth bei allen protestantischen Höfen; erst im December des folgenden Jahres 1640 wurde

er mit guten Worten und nichtssagenden Versprechungen entlassen. Darauf begab er sich nach Dänemark, dann nach England, für die Wiederherstellung seines Hauses zu wirken; aber bald verschwand jede Hoffnung, daß dieselbe je durch Vermittelung seines königlichen Oheims geschehen könne, denn in England entbrannte durch dieselbe Partei, welche in Deutschland Alles wieder zur römisch katholischen Religion zurückführen wollte und deßwegen den langen entsetzlichen Krieg recht geflissentlich erregt und hinausgezogen hatte, der Bürgerkrieg mit allen Graüeln, da auch auf jener Insel des Papstes Ansehen wieder in alter Macht erstehen sollte; allein die Engländer waren weniger uneins als die Deutschen, die Jesuiten erreichten ihren Zweck nicht, aber im furchtbaren Kampfe um die Behauptung der englischen Kirche wurde selbst der Thron gestürzt, und der unglückliche übelberathene König Karl I. fiel von den Fanatikern ermordet, den zu retten Karl Ludwig mit treuer Anhänglichkeit Alles, jedoch vergebens, aufgeboten hatte; und mit der katholischen Religion wurde auch das Königthum vernichtet.

Während dessen wurde in Deutschland der westphälische Friede geschlossen, das pfälzische Haus erhielt von seinen Ländern nur die Rheinpfalz und statt der ersten Kurwürde die neugebildete achte; selbst jener Besitz wurde noch geschmälert, da Kur-Mainz die seit vielen Jahren verpfändete Bergstraße einlösen durfte, und Karl Ludwig, der keine Hoffnung hatte, Mehreres zu erringen, ließ endlich von London aus durch Bevollmächtigte seine Erblande in Besitz nehmen. Er selbst nahm seinen Weg durch die Niederlande und weilte einige Zeit in Kassel bei der heldenmüthigen Landgräfin Amalie, welche sich durch ihre Klugheit und Standhaftigkeit während des dreißigjährigen Krieges hohen Ruhm bei Freunden und Feinden erworben hatte; dort verlobte er sich mit der zweiten Tochter derselben, Charlotte, obgleich sie wenig Neigung für ihn zeigte.

Da indessen sein väterliches Erbe noch immer von den bayerischen Heeren besetzt war und die gänzliche Friedenshandlung noch großen Schwierigkeiten unterlag, begab er sich nach Nürnberg, wo sich bald auch die sämmtlichen Reichsstände einfanden, und dort lernte er in dem schwedischen Oberbefehlshaber, Karl Gustav, seinen nahen Verwandten kennen, den Sohn Johann Kasimirs, der die Schwester des Königs Gustav Adolf zur Gemahlin hatte, und dieses glückliche Begegnen war für die pfälzische Angelegenheit von großem Erfolge. Denn da der Kaiser und Maximilian noch immer mit der Uebergabe der Rheinlande zauderten und auch mehrere andere evangelische Fürsten noch in großer Ungewißheit wegen der Zukunft schwebten: erklärte Karl Gustav, daß er sein Heer nicht eher entlassen werde, als bis die im Friedensschlusse gesicherte Länderübergabe geschehen sey. Diese Festigkeit wirkte mehr als Jahre lange Unterhandlungen, das Kurfürstenthum Pfalz wurde bis auf die Festung Frankenthal (diese erst im Jahre 1652) von den feindlichen Schaaren befreit, und Karl Ludwig ver-

ließ darauf Nürnberg, um in sein Erbe zurückzukehren, das er als ein dreijähriges Kind verlassen und jetzt nach dreißig Jahren wieder sah!

Der Willkommen seiner treuen Unterthanen, auf deren Antlitz, in deren Gestalt, Haltung und Kleidung der Jammer und die Drangsale so vieler Jahre ausgeprägt waren, und die den angestammten Fürsten jetzt mit Freudenthränen begrüßten, war erschütternd. In Moßbach hielt er und feierte den ersten öffentlichen Gottesdienst mit ihnen; dann ging er nach Heidelberg, wo er aber das väterliche einst herrlich prangende Schloß so verwüstet fand, daß er es lange Zeit nicht bewohnen konnte. Die Stadt selbst schien ein regelloser Trümmerhaufen, und wohin er sonst sein Auge richtete, traf es Jammer und Elend: das Volk von Nahrung und jedem Wohlstand entblößt, in ehemals wohlbevölkerten Flecken kaum fünfzig bis hundert arme Familien; die Weinberge, woher früher Reichthum und ein frohes Leben geflossen war, verödet, die Felder unbebaut, mit Gesträuchen überwachsen; dazu die Einwohner, die man oft zum Wechsel der Religion verleitet hatte, ohne moralische Kraft.

Sein erstes eifrigstes Streben war nun, den alten Wohlstand des Landes, den er selbst nicht mehr gesehen, aber von dem ihm die treuen Diener erzählten, wieder herzustellen und der Gründer eines neuen glücklichen Geschlechtes zu werden. Diesen Plan hielt er nach seiner Vermählung unverrückt im Auge, und sein unablässiges Bestreben war: die zerstörten Städte wieder herzustellen und das verödete Land zu bevölkern und zu bebauen. Darum erhob er in den ersten Jahren seiner Regierung nur geringe Abgaben und suchte seine Unterthanen mehr durch sein eigenes Beispiel, durch den Anblick eines sparsamen geregelten Hofhaltes zur Ordnung und zum Fleiße zu gewöhnen, als durch strenge Befehle und Strafen; er rief die verscheuchten Einwohner in ihre Heimath zurück, erließ Jedem, der ein verfallenes Haus wieder herstellte, auf zwei Jahre alle Abgaben, auf drei und mehrere Jahre dem, der ein neues erbaute oder einen mit Gesträuch überwachsenen Acker oder einen verödeten Weinberg wieder bebaute; durch die strengsten Gesetze schützte er sein Volk gegen die Bedrückungen der Beamten. Nach solchen Anordnungen sammelten sich nicht nur die zerstreuten Landes-Einwohner wieder, sondern es siedelten sich viele Tausende Fremdlinge in den Gauen am Rhein und Neckar an, und da der Kurfürst durch die Erfahrung erkannt hatte, daß ein in seinen haüslichen und bürgerlichen Verhältnissen freies Volk auch das fleißigste und seinem Fürsten ergebenste sey: so ließ er sich weder durch religiöse noch engherzige Staatsvortheile hindern, seine alten Einwohner wieder in den Besitz der früheren Vortheile zu setzen und ihre alte Regierungsform herzustellen, wodurch die Rheinpfalz so blühend geworden war, und die neuen Ankömmlinge erhielten solche Freiheit, welche ihnen den erwählten Wohnsitz angenehm und bald zum wahren Vater-

lande machen konnten. Er allein unter allen deutschen Fürsten ließ wahrhaft die christliche Religionsfreiheit in seinem Staate bestehen, denn durch eigenes Nachdenken und durch den Anblick der dreißigjährigen Graüel war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß jeder Mensch zur vollen Gewissensfreiheit berechtigt sey; während man sonst auf katholischen und protestantischen Universitäten noch lange behauptete: ein Fürst sey nicht nur berechtigt, sondern in seinem Gewissen sogar verbunden, alle diejenigen des Landes zu verweisen, welche sich nicht zur Beobachtung der Gebraüche der herrschenden Kirche bequemten.

Ja, so weit ging er im Eifer und in der Hoffnung, daß er glaubte, die drei christlichen Religions-Verwandten, wenn nicht in Deutschland, doch in seinen Länder friedlich vereinen zu können, weil sie ja doch alle nur einen und denselben Grund der Seligkeit, einen Gott, einen Glauben und eine Taufe hätten. Sie sollten sich in alle Zukunft nicht mehr römisch Katholische, Lutheraner und Kalvinisten, sondern Christen nennen. Zuerst, glaubte er aber, sey es nothwendig, die unglückliche Trennung der Protestanten selbst zu heben, weil nur daraus all das bisherige Unglück hervorgegangen sey, und so suchte er die kirchliche Eintracht auf alle Weise zu fördern und mahnte dazu auch die benachbarten protestantischen Fürsten. Er ließ sich weder durch den starren Widerstand der Schriftgelehrten, noch durch manche unfreundliche Gegenerklärung von seinem Vorhaben abbringen. In Mannheim baute er eine Kirche zur Eintracht, die im Jahre 1680 feierlich eingeweiht wurde, und nach seinem Tode hielten darin alle drei christlichen Religions-Verwandten nach einander abwechselnd brüderlich verträglich ihren Gottesdienst. Der Geist des Friedens, der ihn beseelte, verbreitete sich über das ganze Land und er förderte, was er nur immer der Religion und dem Wohle der Menschheit zuträglich fand.

Er gründete ein Fraüleinstift, dessen Zweck seyn sollte, Verpflegung, Unterweisung in der christlichen Religion, allerlei nützliche Uebungen, wie sie sich für Jungfrauen ziemen. Ausdrücklich befahl er, daß jedes lutherische Fraülein, ehe es aufgenommen wurde, verspreche, daß es die Reformirten nicht verdammen wolle. In der Anstalt sollte aber nicht eine despotische Regierung, und den Aeltern immer unverwehrt seyn, sich um die Gesundheit und Reinlichkeit der Kinder zu bekümmern.

Diesen Grundsätzen der Duldung blieb er sein ganzes Leben hindurch treu, und er und seine Unterthanen befanden sich dabei glücklich; diese Duldung sollte auf seiner hohen Schule gelehrt und geübt werden, und von hier aus sollten sich Bildung und Kenntnisse über das Land verbreiten. Denn er sah wohl ein, daß keiner seiner wohlgemeinten Entwürfe gelingen könne, so lange nicht für die Bildung der Jünglinge gesorgt sey, welche einst in Staats- und Kirchenämtern auf das Volk wirken sollten. Wohl

zeigten

zeigten sich Anfangs die größten Hindernisse, die Universität wieder zu heben, welche einst der Stolz und der Ruhm der pfälzisch wittelsbachischen Fürsten und vorzüglich die Bildungsschule der evangelischen Geistlichen gewesen war; alle die gelehrten Männer, einst die Zierden der Hochschule, waren vertrieben und im Elend umgekommen, die Bücher- und Handschriften-Sammlung, welche ihres Gleichen nicht hatte, durch Tillys Schaaren verderbt oder durch Maximilian von Bayern an den Papst verschenkt und über die Alpen nach Rom geschleppt, wo sie vergraben lagen, dazu kam Anfangs die Geldarmuth des Fürsten, welche in jenen Zeiten so groß war, daß er zu einer Reise nach Regensburg von dem Städtchen Neckargemünd fünfzig Reichsthaler aufnehmen mußte. Aber dessen ohngeachtet ließ er sich nicht von der Wiederherstellung abschrecken, und er selbst suchte von allen Seiten her die tüchtigsten Lehrer, die als selbstständige Denker in ihrer Wissenschaft erschienen und so weckend und belebend auf die Jugend einwirken konnten; unter denjenigen, die er nach und nach gewann, waren: Tossan, Fabriz, Heinrich Hottinger, Friedrich Spanheim, Freinsheim und Puffendorf, für welchen er eigens einen Lehrstuhl des Natur- und Völkerrechtes, den ersten in Deutschland, errichtete. Selbst den Spinoza wollte er als Lehrer der Philosophie rufen.

Der erste November 1652 war zum Einweihungstage der erneuerten hohen Schule bestimmt und sollte vom ganzen Lande zugleich als Festtag gefeiert werden, der die edelste Frucht des Friedens gebracht, und hier verschmähte er jenen äußeren Glanz nicht, der auf das Volk wirkt und das Andenken an eine Begebenheit lange Zeit lebendig erhält. Bald wurde die hohe Schule wieder der Sammelpatz einer fähigen lernbegierigen Jugend, das Land blühete rings im Segen, und so ließ er zum Sinnbild des wiederkehrenden Reichthumes das große Faß im Schloßkeller zu Heidelberg bauen und mit bezeichnenden Sprüchen und Verzierungen schmücken, im Jahre 1664. Es faßte 204 Fuder 3 Ohm, wurde durch vier und zwanzig eiserne Reifen gehalten, darauf war ein zwanzig Schuh langer Altan mit einem Geländer, so daß gemächlich darauf sechs Personen tanzen konnten. Unter den Sprüchen waren diese:

Gott segne diese Pfalz am Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieses Faß und and're mehr
Nicht, wie das Alte, werden leer.

Wir können vieler Ding' entbehren,
Und Dies und Jenes nicht begehren,
Doch werden wenig Männer seyn,
Die Weiber hassen und den Wein.

Man braut Bier im Land zu Meißen
In Sachsen, Pommern, Holland, Preußen;
Gottlob, die edle Pfalz am Rhein
Gibt uns und ihnen guten Wein.

Genügsam und einfach in seiner Lebensart und in seinem Haushalte forderte er dieselbe Mäßigkeit überall; dadurch gelang es ihm bei geringen Steuern doch stets gefüllte Speicher und Keller und in der Folge auch eine volle Schatzkammer zu haben und sein Land in wachsender Blüthe zu sehen. In seinem Streben nach Sparsamkeit war er nicht selten hart, wie er denn seine unglückliche Mutter, die noch immer in Haag weilte, bis sie endlich voll Hoffnung nach England zurückkehrte, nur dürftig unterstützte, und seinen edlen Bruder Rupert auf immer von sich entfernte, was er in der Folge zu spät bereute. Im Unglücke hatte er selbst sehen und denken gelernt, darum wollte er auch als Herrscher überall selbst sehen und dann verfügen; edle Freimüthigkeit liebte und belohnte er. Wie sehr ihm der Umgang mit geistig Gebildeten selbst im nahenden Alter noch Bedürfniß war, zeigte sich, als er, schon mehr als sechzig Jahre alt, einen Mann suchte, der in griechischen und römischen Geschichten und Sprachen wohl erfahren, nicht kränklich und kein Geistlicher sey, und sich weder in Staats- noch Kirchen- noch Hausangelegenheiten ohne Aufforderung mische, der überhaupt nur zur geistigen Unterhaltung beitrage.

Mitten in diese schöne Entwickelung, schon in die ersten Regierungsjahre des Kurfürsten fällt der haüsliche Zwist mit seiner hochsinnigen Gemahlin Charlotte, welche, sey es durch kalte freiwillige Zurückgezogenheit oder durch Kränklichkeit ihn immer mehr von sich entfernte, daß bald keine Vereinigung mehr möglich war und er sich eigenmächtig von ihr trennte, und mit der schönen anmuthreichen und feingebildeten Luise von Degenfeld förmlich vermählte, welcher er beständige Treue gelobte und auch hielt. Wohl hatte es der Kirchenrath Kastner gewagt, dem Kurfürsten die üblen Folgen dieses Beispieles für das ganze Land vorzustellen; aber die Mahnung war vergebens, der Kurfürst trennte sich nicht mehr von der neuen Gemahlin, bis der Tod sie von ihm schied (1677); er selbst hatte ihr Leben vor der Kurfürstin gerettet, da diese ein Gewehr auf die Gegnerin abdrücken wollte; um so inniger hing die Degenfeld, deren Kindern er den Namen Rauhgrafen verlieh, an dem Kurfürsten, der ihr das schöne Jagdschloß zu Schwetzingen zur Wohnung übergab, während die Kurfürstin mit ihren Kindern im Schlosse zu Heidelberg weilte, bis sie in der Folge nach Kassel zurückkehrte, aber jedem Antrage zur völligen Scheidung standhaft widerstrebte.

Mit seinen Nachbarn gerieth er in manchen Streit, als er die Rechte, welche Kurpfalz selbst in ihren Ländern vor dem Kriege besaß, wieder gel-

tend machte, besonders das Wildfangsrecht, vermöge dessen jeder Fremde ohne sicheren Ausweis in den Rheingegenden weilende und jeder unehelich geborne Mensch der Leibeigene des Kurfürsten wurde, dem der Wildfang, das ist die jährliche bestimmte, wenn gleich mäßige Steuer, und endlich das Erbe des Fremden gehörte. Karl Ludwig vertheidigte das alte Recht der pfälzischen Kurfürsten mit Wort und That und jener Heftigkeit, die in seiner Natur lag, und wodurch er oft seine eigenen Verwandten kränkte.

Als nach dem Tode des Kaisers Ferdinand III. 1657 der Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern sogleich als Reichsverweser auch in den Rheinlanden auftrat und seine öffentlichen Ausschreiben anheften ließ, befahl Karl Ludwig sie wegzunehmen und die seinigen dafür anzuschlagen, wodurch schon großer Zwist zwischen den beiden Bruder-Geschlechtern entstand; als aber auf dem Wahltage zu Frankfurt, den 17. Mai 1658, der bayerische Gesandte Dr. Oexel in Gegenwart des Kurfürsten Karl Ludwig das Andenken Friedrichs V. zu schmähen begann und ihn der Kurfürst vergebens erinnerte, sich zu mäßigen und das Vergangene und Vergebene nicht wieder zu berühren, der Gesandte jedoch mit dem Ablesen seines Aufsatzes ungestört fortfuhr: ergriff Karl Ludwig im Zorne das Dintenfaß und warf es gegen ihn, wodurch eine große Aufregung entstand und der Kurfürst selbst einen feindlichen Einfall von Bayern befürchtete. Durch die Vermittelung der übrigen Kurfürsten wurde jedoch der Streit beigelegt und auf jener Versammlung dann der junge Erzherzog Leopold von Oesterreich zum Kaiser gewählt.

Im Jahre 1671 vermählte er seinen Sohn den Kurprinzen Karl mit der Prinzessin Ernestine von Dänemark, und wenige Tage darauf erschien die Wittwe seines Bruders Eduard aus Frankreich und warb um seine Tochter Elisabeth Charlotte für den Herzog Philipp von Orleans, den Bruder des Königs Ludwig XIV. Die Beredtsamkeit und das einnehmende Wesen der Bewerberin gewannen den Kurfürsten, obgleich er überhaupt sonst kein Freund der Franzosen war, daß er selbst in die Religionsänderung seiner Tochter willigte. Diese aber widerstrebte lange standhaft und wich erst dem ernstlichen dringenden Befehle ihres Vaters mit den Worten: „So bin ich denn nun das politische Lamm, welches für den Staat und das Land soll geopfert werden. Gott gebe, daß es zum Besten gereiche!" Leider gereichte diese Heirath der Pfalz zum Verderben. Sobald die Verlobung und das Versprechen zur Religionsänderung der Fürstin bekannt wurde, zeigte sich die Unzufriedenheit der protestantischen Fürsten darüber und in den öffentlichen Blättern erscholl scharfer Tadel über das ganze Verfahren. Die edle Fürstentochter blieb zwar in Frankreich und an einem verdorbenen Hofe ihrem deutschen Charakter und Vaterlande treu; aber bald zeigte sich, wie wenig das Band der Verwandtschaft den herrsch- und ländersüchtigen König Ludwig XIV. abhielt, die Pfalz feindlich zu behandeln. Denn, nachdem

er den ungerechtesten Krieg gegen die Niederländer begonnen, zu deren Unterstützung zuerst der Kaiser mit Brandenburg ein Bündniß geschlossen, dann aber nach dem Abtreten dieser Macht sich Leopold mit Spanien, Holland und Lothringen verbündet hatte, um Frankreichs Vergrößerungssucht am Rheine zu hindern, forderte Ludwig, daß sich der Kurfürst Karl Ludwig an ihn anschließe und ihm die Stadt Oppenheim öffne. Da dieser aber dem Ansinnen nicht entsprach, mußte das Land von den Durchzügen der französischen Heerschaaren schon Vieles leiden und alle Klagen bei Frankreich waren vergebens. Bei der Fortsetzung des Krieges versprach Ludwig, den Kurfürsten für die Abtretung der Rheinpfalz zum Könige von einem Theile des nordwestlichen Frankreichs zu machen und für ihn das alte Königreich Neustrien herzustellen, welches Versprechen Anfangs so viel Lockendes hatte, daß Karl Ludwig eine Zeit lang schwankte, aber bald brach er die ganze Unterhandlung ab, festen Entschlusses, seine deutschen Erblande zu behaupten und die Treue dem deutschen Reiche zu wahren, und trat vielmehr mit dem Kaiser in ein Bündniß. Darüber entbrannte die Rache Ludwigs, er befahl seinen beiden Feldherren Rochefort und Vaubrun in die Pfalz einzubrechen, ehe man noch eine Feindseligkeit vermuthete oder die Kaiserlichen zum Schutze bereit standen; schnell nacheinander fielen 1674 Germersheim, Hagenbach und Selz, deren Mauern geschleift, die Gegend ringsumher mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, während der französische Abgesandte bei dem Kurfürsten bald die glänzendsten Versprechungen, bald die stärksten Drohungen vergeblich verschwendete, ihn für seinen König zu gewinnen. Am furchtbarsten hausete der französische Feldherr Turenne besonders in der schönen Bergstraße, daß Karl Ludwig von seinem Schlosse Friedrichsburg, wohin er sich von Heidelberg begeben hatte, täglich die Brandsaülen aus Städten und Dörfern aufsteigen sah. Unvermögend, der Uebermacht der Franzosen selbst im offenen Felde zu begegnen, da seine Schaaren unter den wenig glücklichen österreichischen Feldherren standen, sandte er einen Trompeter an Turenne in Schwetzingen ab und forderte ihn in gerechter Erbitterung über sein grausames Verfahren zum Zweikampfe, der zwar nicht stattfand, aber von jener Zeit an hörten doch die furchtbaren Verwüstungen Turennes auf und die Franzosen zogen sich über den Rhein zurück, welchen das kaiserliche Heer folgte. Karl Ludwig war mit dem Kurprinzen selbst eine Zeit lang bei demselben, kehrte aber bald mißmuthig nach Heidelberg zurück, da er sah, wie durch die Sorglosigkeit und Untüchtigkeit des österreichischen Oberanführers, des Herzogs von Lothringen, der Muth des deutschen Heeres gelähmt und alle Unternehmungen vereitelt wurden, die Franzosen aber immer weitere Fortschritte machten. Nach mehreren Kriegsjahren voll von Schlachten und Verwüstungen schloß Frankreich in Nimwegen zuerst mit den Holländern, dann mit Spanien, zuletzt auch mit Deutschland Frieden den 26. Januar 1679.

Aber damit waren die Leiden für die Pfalz nicht vorüber. Schon im nächsten Jahre machte Ludwig eine ungeheure Forderung, angeblich aus dem letzten Kriege geltend und setzte sich sogleich in Besitz eines schönen Landstriches; damals begann er unter dem Namen der Wiedervereinigungen — reunionen — seine unvermutheten Eroberungszüge im Elsaß, wodurch er beinahe den noch ganzen übrigen Theil dieses Landes erhielt, der nicht im westphälischen Frieden abgetreten war; der deutsche Kaiser ließ in Furcht vor den Türken, die sein Erbland Ungarn und Oesterreich bedrohten, die Länder am Rhein ohne Hülfe; vergebens sendete Karl Ludwig seinen Sohn nach Paris. Alle Vorstellungen waren umsonst, und der Kurprinz eilte darauf nach England zu Karl II., damit durch dessen Vermittelung die Pfalz geschont würde.

Indessen erkrankte Karl Ludwig schwer, und seine letzten Augenblicke trübte noch die bange Ahnung für sein Volk und Land in Zukunft; sein Sohn hatte keine Kinder; das mächtige Frankreich lauerte in der Nähe auf jede Gelegenheit, Theile von Deutschland an sich zu reißen. Dieß fiel schwer auf sein Herz. Durch Bewegung in freier Luft suchte er Linderung des geistigen und körperlichen Schmerzes und ging von Friedrichsburg nach Heidelberg, von hier wieder zurück, obwohl schon ganz ermattet. Da überraschte ihn der Tod auf dem Wege zu Edingen in einem Garten am 28. August 1680.

Was er geahnet und gefürchtet, traf nur zu bald ein. Sein Sohn Karl war stillen friedfertigen Gemüthes und wohlgebildet, schwelgte aber lieber in christlichen Betrachtungen, die er auch ohne seinen Namen drucken ließ, als daß er thätig und umsichtig die Regierung selbst führte, die er einigen Günstlingen überließ und mit Soldaten-Uebungen und Jagd-Vergnügen Zeit und den hinterlassenen Schatz seines Vaters vergeudete. Feste folgten auf Feste, Ergötzungs-Belagerungen und Schmausereien wechselten mit sogenannten Wirthschaften oder ländlichen Hoffesten und kostspieligen Komödien; indessen verhandelten die regierenden Räthe, der ehemalige Hofprediger Langhans und der Leibarzt Winkler, Germersheim an Ludwig XIV. von Frankreich; diese verleideten ihm endlich auch seine Gemahlin und wollten ihn überreden, sie zu entlassen und sich wieder zu vermählen; ehe dieses aber geschah, starb er im Jahre 1685.

Die Pfalzgrafen von Neuburg
als Kurfürsten am Rhein.

Mit dem Kurfürsten Karl erstarb der Simmerische Zweig der Nachkommen des Pfalzgrafen Stephan, durch welche Fürsten die Pfalz Ruhm und hohe Bedeutung, besonders in der freien Entwickelung der christlich-religiösen Verhältnisse für ganz Deutschland erlangt hatte, aber auch in manchen harten Kampf verwickelt war, der dem Lande und Volke mehr als einmal den Untergang drohte; doch schnell erhoben sich beide jedesmal wieder und behaupteten ihre alte ehrenhafte Stellung. Jetzt ging die Nachfolge an die zweibrückische Linie über, deren älterer Zweig mit Philipp Ludwig nach Neuburg übergesiedelt, und dessen Sohn Wolfgang Wilhelm mit der Schwester Maximilians I. von Bayern vermählt und zur katholischen Religion übergegangen war. Diesem folgte sein Sohn Philipp Wilhelm, geboren 1615 am 25. November in Neuburg und nun nach den alten Erbverträgen auch in der Pfalz.

Mit Bangen sahen die Pfälzer dem neuen Herrn entgegen, sie erkannten, daß die Pfalz am Rhein die alte Bedeutung verlieren und nur mehr ein Nebenland seyn würde, statt daß dasselbe bisher der Mittelpunkt und Wohnsitz des regierenden Hauses gewesen; denn das neue Geschlecht hatte schon große Güter, welche dem pfälzischen Lande wohl gleich kamen, und die wichtigste Besitzung war Jülich und Berg, welches durch einen Vergleich mit Brandenburg 1666 dauernd an Neuburg gekommen war. Aber mit noch größerer Sorge erfüllte sie die Religion des Kurfürsten, der katholisch und von Jesuiten erzogen, und mit den habsburgischen und bayerischen Fürsten und deren Planen vertraut und der Schwiegervater des Kaisers Leopold war. Aber die gutmüthige freundliche Persönlichkeit des neuen Kurfürsten, seine glückliche reich gesegnete Ehe mit Elisabeth Amalie von Hessen-Darmstadt, die ihm zu Liebe auch katholisch geworden war, beruhigten die Gemüther, zumal er noch vor dem Tode des Kurfürsten Karl in dem Erbvertrage gelobt hatte, die Rechte der protestantischen Confessionen nach dem westphälischen Frieden aufrecht zu erhalten, alle evangelisch-reformirten und evangelisch-lutherischen Pfarrer und Schuldiener in den Städten und auf dem Lande ruhig bis zu ihrem Tode bei ihren Bedienungen zu lassen und die abgehenden Stellen wieder mit tüchtigen Männern derselben Religion zu besetzen, kurz: die ganze reformirte Kirchenverfassung in ihren geistlichen und weltlichen Rechten ungeschmälert zu lassen.

Obgleich der Kurfürst Karl diesen Vertrag vor seinem Tode nicht mehr unterschreiben konnte, erklärte Philipp Wilhelm doch, er wolle ihn unverbrüchlich halten, und als er im Herbste 1685 in die Pfalz kam, erließ er, noch ehe er die Huldigung empfing, ein offenes Schreiben, worin er allen drei Confessionen alles Religionsgezänk verbot, und besonders den Geistlichen einschärfte, mit wohlanständiger Bescheidenheit ohne schimpfliche und spöttische, oder gar ehrenrühreriſche und anzügliche Heftigkeiten und Verlaümdungen zu predigen. Alle drei Confessionen sollten gleiche Duldung genießen, und diese suchte der milde und edle Sinn des Kurfürsten aufrecht zu erhalten, da schon die Jesuiten, welche im folgenden Jahre in Heidelberg einzogen, die Protestanten in ihren bisherigen Rechten zu beschränken riethen, und selbst den Duldungsvertrag nicht für verbindlich erachteten, da ihn der Kurfürst Karl nicht unterschrieben hatte.

Die neue Regierung begann ihr Wirken mit der Verfolgung der beiden Günstlinge des verstorbenen Kurfürsten, des Theologen Langhans und des Doktors Winkler. Das Gericht erkannte den Langhans für schuldig, daß er die beiden verwittweten Kurfürstinnen gröblich mißhandelt, den verstorbenen Kurfürsten von der ehelichen Liebe gegen seine Gemahlin zu trennen gesucht, auch dessen Gemüth von seiner Mutter gänzlich entfremdet habe. Deßwegen wurde er aller seiner Würden entsetzt, sein Vermögen eingezogen und der ehemalige Minister zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und vorher mit dem Halseisen und einer Ruthe in der Hand an den Pranger gestellt. Der Leibarzt Winkler aber wurde aus dem Lande verwiesen gegen das eidliche Versprechen, daß er sich wegen des Geschehenen auf keine Weise rächen oder in Schriften vertheidigen wolle. So richtete man in blinder Leidenschaft. Langhansens Gefängniß dauerte aber nur wenige Jahre, da ihn die Franzosen befreiten und er sich darauf nach Basel begab.

Nach diesem begannen die friedlichen Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten, bald verständigten sich die Parteien über die Einführung des gregorianischen Kalenders, die gemeinsame Benützung der Kirchhöfe und Glocken; an einzelnen Orten wurde selbst der katholische Gottesdienst, jedoch ohne Nachtheil oder Bedrückung der übrigen Confessionen eingeführt. Aber allmählig gingen die katholischen Geistlichen, besonders die Mönche weiter, als der Duldungssinn des Kurfürsten es wollte, die Bekehrungs-Versuche begannen, man zwang die Protestanten zuerst zur Theilung des Kirchenbesitzes mit den Katholiken, und verdrängte sie endlich ganz; dann entließ der Kurfürst im September 1689 einen großen Theil der weltlichen und geistlichen Beamten, Pfarrer und Lehrer, mit der Vertröstung auf künftige Wiedereinsetzung, da der Krieg es unmöglich machte, sie jetzt zu bezahlen. Diesen Krieg aber hatte Frankreichs König Ludwig XIV. wahrhaft muthwillig zum Hohn und zum Verderben Deutsch-

lands und der protestantischen Religion erregt und führte ihn mit unerhörter Barbarei fort.

Als Elisabeth Charlotte, die Tochter Karl Ludwigs, sich als das politische Opferlamm mit dem Herzoge von Orleans vermählte, entsagte sie allen Rechten auf souveraine und Lehensgüter von Vater und Mutter her, die in Deutschland lägen, und behielt sich nur ihre Rechte auf die außerhalb Deutschland gelegenen Güter dieser Art vor und auf den Allodialbesitz nach dem Herkommen des pfälzischen Kurhauses; so hatte sie denn nach dem Tode ihres Bruders, des Kurfürsten Karl, nur dessen Privatbesitz anzusprechen. Allein Ludwig XIV. war damit nicht zufrieden, und verlangte für seine Schwägerin und seinen Bruder die Länder des in männlicher Linie ausgestorbenen simmerischen Hauses; der Herzog von Orleans sollte deutscher Reichsfürst werden, damit Frankreich um so leichter seine Hand in allen Angelegenheiten Deutschlands haben könnte. Diese Forderung brachte er an den deutschen Reichstag; vergebens beriefen sich die pfälzischen Minister auf das alte Herkommen, die Verzichtleistung der Prinzessin und die späteren Verträge, und bewiesen, daß von einer weiblichen Erbfolge keine Rede seyn könne, so lange noch ein männlicher Sprosse des pfälzischen Hauses vorhanden sey; der übermüthige Ludwig achtete im Gefühle seiner Macht des Rechtes nicht, der Reichstag zeigte sich nach seiner Gewohnheit langsam und schwach, Schriften über Schriften wurden gewechselt, von der fahrenden Habe des verstorbenen Kurfürsten kam schon an die Herzogin von Orleans, was ihr gebührte. Indessen brachten die Ereignisse an der untern Donau plötzlich die Entscheidung auch am Rhein. Denn da Oesterreich jetzt glücklich gegen den allgemeinen Feind der Christenheit — gegen die Türken kämpfte, und Frankreich von jeher die Macht des habsburgischen Hauses eifersüchtig beobachtete, und gern jede Gelegenheit ergriff, das deutsche Reich zu beunruhigen und zu verderben, als sey dieses bloß Eigenthum jenes Geschlechtes: so erließ Ludwig XIV. am 24. September 1688 eine offene Erklärung voll ungerechter gehässiger Vorwürfe in der Absicht, die deutschen Fürsten selbst miteinander zu entzweien, und dem Schlusse, daß Deutschlands Friede mit der Türkei für ihn beunruhigend sey, und er deßwegen zum Schutze seines eigenen Landes die deutschen Länder am Rhein besetzen müsse.

Leibnitz, der größte deutsche Denker in jener Zeit, widerlegte mit unübertrefflicher Meisterschaft die Beschuldigungen und Ansprüche Frankreichs, aber was helfen Worte gegen die mächtige Ungerechtigkeit, wenn diese das Schwert ergreift? Während die deutschen Fürsten noch ganz erstaunt über Ludwigs Anmaßungen beriethen, rückten die Franzosen schon in die pfälzischen und benachbarten deutschen Länder ein, und besetzten die Städte und die wichtigsten Plätze; der Kurfürst, zu schwach gegen die Uebermacht zog sich zurück, und überließ die Vertheidigung seines Landes geworbenen

Schaaren, die es aber weder schützen konnten noch wollten. Im Zorn über das Bündniß der meisten europäischen Mächte gegen Frankreich ließ Ludwig, der allerchristlichste König, zuerst eine dieses Bündniß verhöhnende Schau-Münze prägen, und befahl dann, die Pfalz zu verbrennen. Mit schaudervoller Grausamkeit und vandalischer Wuth wurde dieser Befehl vollzogen und mitten im Winter 1688 besonders durch den französischen Feldherrn Melac die blühendsten Ortschaften verbrannt, die wehrlosen Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes mit teuflicher Lust mißhandelt. Damals wurde das alte kurfürstliche Schloß in Heidelberg all seiner Zierde beraubt, die festesten Thürme in die Luft gesprengt, und die Stadt entging nur durch das Erbarmen einzelner Offiziere, die Vermittelung der Ordensgeistlichen und die thätige Hülfe der Bürger aller Confessionen dem Loose gänzlicher Zerstörung. Oppenheim, Kreuznach mit vielen andern Städten wurden graülich verwüstet, die Weinberge und Aecker gänzlich verderbt, die alte Reichsstadt Speier verbrannt und dabei selbst des ehrwürdigen Domes nicht geschont, sondern die modernden Gebeine der alten deutschen Kaiser aus den Grüften gerissen und hingeworfen, die Stadt Mannheim beinahe in einen Schutthaufen verwandelt. Vom Jänner bis August dauerten die furchtbarsten Mißhandlungen der Einwohner in der Pfalz und in den benachbarten Ländern fort, und kaum ein Uebel blieb zurück, das die Armen nicht drückte.

Die Spuren dieser Verwüstungen, aber auch das Andenken und der Abscheu gegen die Verwüster dauerten fort, und lange Zeit nannte man die Fleischerhunde mit den Namen der französischen Heerführer. „Das war die Strafe dafür," sagt ein Geschichtschreiber jener Zeit, „daß die Minister das Recht verkauften und den Schatz des Landes verschwelgten, statt für das Beste und die Vertheidigung des Landes zu sorgen, daß Hohe und Niedere die französischen Moden nachäfften; denn wenn ein Volk Sprache, Kleider und Sitten eines andern annimmt, so kommt es endlich ganz in dessen Dienstbarkeit."

Der Kurfürst Philipp Wilhelm sprach zwar seinen Unwillen über diese Barbarei offen aus, aber sein Volk zu rächen vermochte er nicht, eben so wenig zu sparen, ohngeachtet es jetzt die Noth dringend gebot. Zwar in kleinen Dingen ließ er sparen, aber dafür wurden im Großen ungeheuere Summen verschleudert, und als er im Jahre 1690 nach Wien reiste, glich sein Reisezug einer kleinen Armee, und obgleich er 56 Jagdpferde und 48 Reitrosse mitführte, bedurfte man doch noch 371 Pferde, um die Wagen mit dem Gefolge und Gepäcke fortzubringen.

Dort in Wien starb er am 2. September. Von seinen siebzehn Kindern von seiner zweiten Gemahlin Elisabeth Amalie überlebten ihn zwölf, und es folgte ihm in der Regierung sein ältester Sohn

Johann Wilhelm,

geboren zu Düsseldorf den 19. April 1658, und von den Jesuiten in denselben Grundsätzen wie sein Vater erzogen, aber schwächer in seiner Gesinnung und deßwegen jeden Einflüsterungen leicht zugänglich und vom Wechsel der Ereignisse abhängig. Den Ermahnungen seines Vaters gemäß sollte er vor allen Anderen treue Ergebenheit dem habsburgischen Hause widmen, sich die Fortpflanzung der katholischen alleinseligmachenden Religion angelegen seyn lassen, und bei der Besetzung der geistlichen und weltlichen Stellen ganz vorzüglich darauf achten, daß die irrenden Schäflein nicht länger verloren und die Katholischen durch allerlei Listigkeiten verführt oder durch Begünstigung der Protestanten muthlos gemacht würden. Beides befolgte der Kurfürst gewissenhaft, und danach gestalteten sich die Ereignisse, so fern sie auf diese Dinge Bezug hatten und von ihm abhingen, obgleich auch er anfangs die freie Religionsübung in seinem Lande verbürgte.

Als er die Regierung antrat, war seine erste Gemahlin, die Stiefschwester des Kaisers Leopold, gestorben, im Juni 1691 vermählte er sich mit Maria Anna, einer Prinzessin von Toskana. Da der größte Theil der Pfalz verwüstet und noch in den Händen der Franzosen war, verließ er es bald und ging nach Düsseldorf, von wo aus er dem Kriegssturme zuschaute, der von Neuem über die Pfalz hereinbrach. Jetzt erst hielten die Franzosen die volle Ernte in allen Graüeln der Verwüstung, und schienen in den Jahren 1691—1694 nachzuholen, wessen sie früher noch geschont hatten. Jetzt wurde die Zerstörung des Schlosses und der Stadt Heidelberg vollendet, der bürgerliche Wohlstand des ganzen Landes auf Menschenalter hinaus vernichtet, die Universität, lange Zeit der Ruhm und die Ehre des pfälzischen Fürstengeschlechtes, mit ihren Hülfsquellen zerstreut, und jetzt benützten die Lutheraner und Katholiken die günstige Gelegenheit, die früher herrschende reformirte Kirche zu beschränken und deren Güter an sich zu bringen. Ja es schien endlich der Augenblick gekommen, dieselbe ganz zu vernichten, und dazu wirkten die Jesuiten am Hofe und die Franziskaner und Kapuziner unter dem Volke schon vor dem Kriege und während desselben. Ja, als endlich der Friede zu Ryswick im October 1697 geschlossen und die Länder wieder zurückgegeben wurden, setzte Frankreich seine Gewaltthätigkeiten noch in der Art fort, daß in den früher von ihm besetzten Orten nur die katholische Religion geduldet wurde. Vergebens widersprachen die meisten evangelischen Stände, der Friede ward mit jener Bedingung geschlossen, ein neuer Zankapfel in das deutsche Reich geworfen und die Gegenreformation auf 1922 Ortschaften ausgedehnt. Der Kurfürst konnte seine Freude darüber kaum bergen, und da um eben jene Zeit auch der Kurfürst von Sachsen zur katholischen Religion übertrat, um die polnische Königskrone zu erhalten, schien der Sieg der katholischen Religion gewiß, und

Johann Wilhelm war selbst der Meinung, man solle die Evangelischen ganz unvermerkt untereinander entzweien und so die römisch-katholische Kirche wieder herstellen.

Von nun an begannen jene Neckereien und qualvollen Peinigungen, die, vom jesuitischen Geiste entsprungen und genährt, mit liebloser unchristlicher Hartnäckigkeit fortgesetzt wurden, den religiösen Frieden vergifteten und die Gemüther verwundeten und dem Fürsten entfremdeten. Ja es schien der Plan der Jesuiten offene Empörung hervorzurufen, um dann mit einem Schlage die Frevler für immer zu verderben, oder die Reuigen der katholischen Kirche zu erwerben. Schon im Jahre 1698 mußten den Katholiken die Kirchen in der Pfalz zum gemeinschaftlichen Gottesdienste mit den Protestanten geöffnet werden, und triumphirend verkündeten die Jesuitenfreunde, daß dem katholischen Gottesdienste dadurch zweihundert und vierzig Kirchen geöffnet würden, ohne daß bei einer einzigen katholischen derselbe Fall eintrat. Den Evangelischen wurden Pfarr- und Schulhaüser mit Gewalt genommen, und sie mußten die Feiertage der Katholiken feiern, die Zahl der evangelischen Geistlichen wurde vermindert, die Besoldung der übrigen geschmälert, von dem Ueberschusse aber desto mehrere katholische Geistliche erhalten. Endlich wurde selbst die Gewissensfreiheit verkümmert, und wer früher durch französische Grausamkeit war gezwungen worden, sich zur katholischen Religion zu bekennen, wurde jetzt eben so grausam gehindert, diese wieder zu verlassen und seinem Gewissen zu folgen. Die Pfalz, früher die sichere Freistätte der verfolgten Evangelischen aus Frankreich, erduldete jetzt im eigenen Schooße die Verfolgung, und alle Evangelische, welche, durch Ludwigs XIV. Befehl vertrieben, sich nach diesem Lande gewendet hatten, mußten wieder auswandern, und zogen in Begleitung vieler Pfälzer nach Amerika oder Preußen. Laut und lauter erschollen darüber die Klagen, und fanden endlich Eingang bei den evangelischen Ständen auf dem Reichstage zu Regensburg. Brandenburg nahm sich der Sache am meisten an, die Beschwerdeschrift wurde dem Kaiser und den katholischen Reichsständen mitgetheilt, der Kurfürst mußte sich verantworten, wies einige Beschuldigungen ganz zurück, suchte die Eingriffe in die Kirchen zu rechtfertigen, die Verletzung der Güter der reformirten Kirche zu entschuldigen, und eiferte über die aufrührerischen, ungetreuen und pflichtvergessenen Unterthanen, die sich über seine landesväterliche Regierung beschwerten. Indessen ging die Untersuchung ihren langsamen Gang, der Kurfürst erließ mildernde Verordnungen, um die allgemeine Unzufriedenheit und das laute Geschrei über das bisherige kirchliche Walten zu beschwichtigen; aber dieß waren nur Worte, und Geistliche und Beamte fuhren in ihren Bedrückungen fort, und verboten wohl geradezu die Bekanntmachung der mildernden Verordnungen. Es zeigte sich offenbar, daß der Kurfürst und sein Vater die willenlosen Werkzeuge in den Händen einer furchtbaren

unsichtbaren, aber folgerecht wirkenden Macht waren, und die Verfolgung, welche anfangs nur den Reformirten galt, wurde allmählig auch über die Lutheraner ausgedehnt.

Als endlich Preußen, welches seit dem Uebertritte der sächsischen Kurlinie zur katholischen Kirche als Hort der Reformation in Deutschland gelten will, sich ernstlich an die katholischen Stifter seines Landes wendete und mit Wiedervergeltung drohte: da zeigte sich die pfälzische Regierung zur Unterhandlung, zur Herstellung der Gewissensfreiheit geneigt, und es erfolgte ein Vergleich, die Religionserklärung vom 21. November 1705, durch welche die reformirte Kirche in der Pfalz wenigstens gerettet wurde.

Während dieser verhängnißvollen Tage saß der Kurfürst in Düsseldorf; dorthin hatte er sich vor den Franzosen zurückgezogen und die Pfalz in den härtesten Zeiten nicht gesehen, und nur auf kurze Zeit schlug er nach dem Abzuge derselben seinen Wohnsitz zu Weinheim auf; von Düsseldorf aus regierte er sein Land, und ließ seine Beamte in ungezügelter Willkür walten, während er die Stadt durch mannichfaltige und kostspielige Bauten verschönerte und erweiterte, einen glänzenden Hof hielt, und, durch seine kunstliebende italienische Gemahlin veranlaßt, Künstler und Kunstwerke von nah und fern um sich sammelte und ungeheuere Summen dafür verwendete; dort wechselten Feste mit Festen ab und seine Freigebigkeit hielt selten Maß. Dafür wurde er von den Künstlern und Kunstfreunden gepriesen; aber die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig, Elisabeth Charlotte, welche am ganz verderbten französischen Hofe noch ihr deutsches Herz und die alte Liebe zum deutschen Vaterlande bewahrte, schrieb: „Der Kurfürst thäte besser, sein Geld für die armen Pfälzer zu verwenden." Die Wiederherstellung der Hofjagd war ihm eine größere Angelegenheit, als die zerstörten Städte und Flecken wieder aufzubauen, für welche er im Verhältniß zu seinen fürstlichen Ausgaben für Vergnügen nur mäßige Summen anwies, und darin wenig dem Kurfürsten Karl Ludwig glich. Nur langsam erhoben sich Heidelberg und Mannheim wieder.

Wie sich Johann Wilhelm immer als inniger Anhänger des habsburgischen Hauses bewies, so nahm er auch im spanischen Erbfolgekriege Partei für dasselbe und die Wittelsbacher in der Pfalz und in Bayern, obgleich jetzt nicht mehr durch die Religion getrennt, waren nun in ihren politischen Ansichten verschieden und bekämpften sich gegenseitig. Dasselbe habsburgische Haus, welches früher den unglücklichen Friedrich V. von Land und Leuten vertrieben hatte, übte nun dasselbe an dem Kurfürsten Maximilian Emmanuel von Bayern, und Johann Wilhelm genoß der kurzen Freude, daß ihm die obere Pfalz übergeben wurde, welche er jedoch nach der Wiedereinsetzung seines Vetters wieder zurückstellen mußte. Er starb im Jahre 1716, 8. Juni, und da er keine Kinder hinterließ und seine beiden nächsten Brüder schon gestorben waren, folgte ihm der vierte Bruder

Karl Philipp.

Er war geboren am 4. November 1661, für den geistlichen Stand bestimmt und, noch sehr jung, mit einträglichen Pfründen begabt. Seine Neigung zog ihn aber zum weltlichen Stande hin, und er kämpfte in den österreichischen Heeren mit großer Tapferkeit im Kriege gegen die Türken. Schön und gewandt wußte er die junge Wittwe eines brandenburgischen Prinzen, die einzige Tochter und Erbin des reichen polnischen Fürsten Bogislav von Radziwil, als Gemahlin im Jahre 1688 zu erhalten, obgleich sie schon mit dem polnischen Königssohne versprochen war, und lebte abwechselnd auf den erheiratheten Gütern in Schlesien und am kaiserlichen Hofe zu Wien, wo er allmählig bis zu der Würde eines Marschalls emporstieg, und dann vom Kaiser Joseph I. zum Statthalter der vorderösterreichischen Lande ernannt wurde. Am 11. September 1707 hielt er seinen Einzug in Innsbruck, das er zu seiner Residenz wählte und wo er bis zum Tode seines Bruders weilte.

Als Karl Philipp jetzt zur Nachfolge in dessen Länder gelangte und er die Gebrechen der vorigen Regierung wohl kannte, zeigte er den edelsten Willen, die Pfalz wieder zu erheben. Deßwegen blieb er noch in Innsbruck, um dort sein Statthalter-Einkommen fort zu beziehen, ordnete eine Regierung in Düsseldorf an, von welcher er die verhaßten Günstlinge seines Bruders ausschloß, ließ bei den meisten Hof- und Beamtenstellen Ersparungen eintreten, verabschiedete das Heer der Künstler, und mit Freuden sah das Volk aus diesen und andern Anordnungen einer glücklichen Zukunft entgegen. Aber es blieb, wie bei so vielen Fürsten, auch bei Karl Philipp nur bei dem schönen Anfang; allmählig kehrte Alles zu der früheren Regierungsweise zurück, einige wenige Adelige leiteten Alles, und wußten die gutgemeinten und nöthigen Ersparungen zu vereiteln, um sich zu bereichern und in gewohnter Ueppigkeit fortzuleben. Zwar, als der Kurfürst Innsbruck verließ, und zuerst Neuburg, dann Heidelberg zu seiner Residenz erwählte und hier am 4. November 1718 seinen Einzug hielt, begrüßte ihn alles Volk freudig, und glaubte, die Gegenwart seines Herrschers würde die Gebrechen der Regierung bald bessern. Es kam anders. Karl Philipp, den Jesuiten ganz ergeben, unterließ es, bei der Huldigung die kirchlichen Rechte seiner protestantischen Unterthanen zu verbürgen, und bald zeigte sich, daß dieß nicht ohne Absicht geschehen sey. Denn es begannen alsobald von verschiedenen Seiten laute Klagen über gewaltsame Eingriffe in das protestantische Kirchenwesen, und der Bekehrungseifer artete nicht selten in List und offene Gewalt aus, um die Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen. Dieß gab Veranlassung, daß die protestantischen Mächte Europas, deren Aufmerksamkeit schon seit Langem auf die kirchlichen Wirren in der Pfalz gerichtet war, jetzt um so entschiedener sich

ihrer Glaubensgenossen annahmen. So wurde diese Angelegenheit von den verschiedenen Parteien, nicht zum Heile für die Pfalz und nicht zum Ruhme für den Kurfürsten, hin und her gezerrt und die Gemüther immer mehr erbittert. Dabei bemächtigte sich Karl Philipps eine solche Abneigung vor dem reformirten Heidelberg, daß er zum Ruine dieser Stadt beschloß, den sechshundertjährigen Sitz der Pfalzgrafen zu verlassen und seinen Sitz nach Mannheim zu verlegen, was er im April 1720 ausführte. Dadurch erhob sich diese Stadt schnell, und zeigte in Gärten und Gebaüden die glänzenden Beweise des Hoflagers, aber der Wohlstand wuchs erst dann, als er sie im Jahre 1736 zu einer freien Handelsstadt erklärte und dem Handel und den Fabriken jede mögliche Erleichterung gewährte. Indessen dauerten die Religionsbedrückungen fort, die katholische Geistlichkeit handelte beinahe überall in ungehemmter Willkür, weßwegen viele der reichsten protestantischen Familien auswanderten. Das eine Gute hatten die bisherigen Verfolgungen der Protestanten, daß sich Reformirte und Lutheraner inniger und enger aneinander schloßen.

Der Kurfürst, gutmüthig von Natur, aber ganz von seinen geistlichen und weltlichen Rathgebern abhängig, sah nur mit ihren Augen und hörte nur mit ihren Ohren, und wußte nicht, welche Leiden sein Volk drückten. Die Zahl der Beamten wuchs in's Ungeheuere und das kleine Land mußte sieben Conferenz-Minister und so im Verhältniß das übrige Heer der Bediensteten erhalten; dazu kamen die Erblichkeit und Kaüflichkeit der Aemter, dazu noch die Anwartschaften, daß bei jeder Stelle schon mehrere Nachfolger bezeichnet waren. So arg wurde dieser Handel getrieben, daß Karl Philipp endlich im Jahre 1733 verordnete, daß jeder zu einer Rathsstelle Befähigte doch 24 Jahre alt seyn sollte, weil man die Anwartschaften selbst auf ganz Unmündige übertragen hatte. Der Adel war im Besitz der Aemter und Würden und Gnadengehalte, das Volk zahlte, denn jene waren mit den Beamten von allen Lasten und Abgaben befreit. Unter solchem Drucke erstarrte und verkümmerte die natürliche Regsamkeit und Heiterkeit des Pfälzers, dazu war jeder Aufschwung der Wissenschaft gehemmt und jede freie Äußerung im Lande gebannt. Desto lauter und greller erschollen die Stimmen in den benachbarten deutschen Ländern über die Regierung und das Hofwesen in der Pfalz, das zu den glänzendsten in Europa gehörte und sich in Nachahmung der französischen steifen Zierlichkeit und des sinnlichen Genusses gefiel, und Mannheim und Schwetzingen galten als der Sammelplatz höfischer Schwelger. Das schadhafte Heidelberger Faß wurde wieder hergestellt und mit Denkreimen geziert, welche deutlich zeigten, wie sehr Sprache und poetischer Sinn seit Karl Ludwig abgenommen hatten.

Karl Philipp hatte nur eine einzige Tochter, die lebhafte Elisabeth, an den Erbprinzen von Sulzbach, Joseph Karl Emanuel, vermählt, die mit ihrem Gemahle fortwährend am pfälzischen Hofe weilte und

des Vaters Leben erheiterte. Allein ihr (1728) und ihres Gemahles früher Tod (1729) versetzte den Kurfürsten in eine düstere Stimmung, die nicht mehr wich, zumal der junge Pfalzgraf von Sulzbach und nächste Erbe, Johann Christian, auf dem die Freude und Hoffnung des alten Kurfürsten ruhte, schon im Jahre 1733, erst drei und dreißig Jahre alt, starb und nur einen einzigen Sohn, Karl Theodor, hinterließ. Von nun an lebte Karl Philipp nur der sorgfältigen Erziehung der drei Enkelinnen, die ihm seine Tochter hinterlassen hatte.

Er vermählte an einem Tage (17. Januar 1742) die älteste, Elisabeth, mit Karl Theodor, die zweite, Maria Amalie, mit dem Herzoge Clemens von Bayern, und verlobte die jüngste, Franziska Dorothea, mit dem Pfalzgrafen Friedrich Michael von Zweibrücken.

Am letzten Tage desselben Jahres starb der Kurfürst, achtzig Jahre alt. Sein Leichenredner rühmte von ihm, daß er eifrig den Andachtsübungen oblag und sich selbst jeden andern Tag geißelte.

Mit ihm erlosch der pfälzisch-neuburgische Stamm. So endete das Geschlecht Philipp Wilhelms, der neun Söhne hatte.

Maximilian Emanuel (II.),
Kurfürst von Bayern.

Maximilians I. Enkel ist geboren den 11. Juli 1662 zu München. Sein Vater, der friedliche Ferdinand Maria, ließ ihn bei dem überwiegenden Einflusse der französischen Sitte an allen Höfen Deutschlands von einem Franzosen erziehen, und so entwickelte der schöne talentvolle Prinz zumeist und zuerst jene Anmuth im Umgange und jene Gewandtheit in den lebenden Sprachen, besonders in der französischen, so wie im Fechten, Tanzen und Reiten, welche leicht in die Augen fallend auch leicht Beifall erringen und besonders die Schmeichelei der Höflinge hervorrufen und nähren.

Als er die Regierung antrat, war er achtzehn Jahre alt und strebte, wie denn das Jünglingsalter ist, im vollen Ungestüme der Leidenschaften nach Vergnügen und Ruhm, und sein gutmüthiges, aber weiches und unbeständiges Herz überließ sich leicht den Eindrücken der Gegenwart und den Traümen einer glänzenden Zukunft. Dreißig Friedensjahre hatten die Wunden des dreißigjährigen Krieges geheilt, die Schatzkammern und Zeughaüser wieder gefüllt und die Mittel zu fürstlichen Unternehmungen gewährt, und Maximilian harrte mit Ungeduld der Gelegenheit, sich seiner Macht und Stellung würdig zu zeigen. Schon warb Ludwig XIV., der König

Frankreichs, um Maximilians Freundschaft und wählte dessen Schwester, Maria Anna, zur Gemahlin seines ältesten Sohnes und suchte ihn selbst zu einer Vermählung mit einer französischen Prinzessin zu gewinnen; allein die Räthe und der Oheim warnten den Kurfürsten vor den Schmeicheleien und erhielten ihn der deutschen Sache. Eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Leopold, der wohl in dieser Absicht nach Altötting herauf wallfahrte, wo ihn Maximilian huldigend begrüßte und vom Kaiser einen kostbaren Degen empfing, machte ihn ganz für Oesterreich geneigt. Schon galt er als der künftige Schwiegersohn des Kaisers und von nun an stimmte Bayerns Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg immer mit dem österreichischen, und aus Maximilians Seele kam der Plan, ein beständig wohlgerüstetes Heer gegen Frankreichs Absichten auf Deutschland bereit zu halten, was jedoch bei der gegenseitigen Eifersucht und Uneinigkeit Deutschlands nicht zu Stande kam. Bald konnte er dem Kaiser seine treuen Dienste leisten.

Als die Türken, von den Franzosen aufgeregt, an der Donau heraufzogen und Wien belagerten, und Leopold das Reich und die Nachbarn umher zur Hülfe mahnte, zeichnete sich mit dem edlen Könige von Polen, Johann Sobiesky, vor allen Anderen der Kurfürst von Bayern im Kampfe gegen den allgemeinen Feind aus. Nach der glücklichen Befreiung von Wien, den 12. September 1683, schloß Maximilian jene Freundschaft mit dem ritterlichen Könige, welche ihr ganzes Leben hindurch dauerte; damals zeigte und sagte er dem Kaiser, daß das von ihm geschenkte Schwert immer seinem Dienste und wider die Feinde der Christenheit geweiht sey. In den beiden folgenden Jahren schickte er ein bedeutendes Hülfsheer zur Fortsetzung des Krieges und gewann die Zuneigung des Kaisers so, daß dieser ihm seine Tochter Maria Anna vermählte, den 15. Juli 1685, wodurch Maximilian Hoffnung auf das Erbe von ganz Spanien erhielt, da die Prinzessin die einzige Tochter der zweiten Schwester des kinderlosen Königs Karls II. von Spanien war, da die ältere Schwester, die Gemahlin Ludwigs XIV. auf Spanien verzichtet hatte. Zwar mußte auch Maximilian dem Kaiser insgeheim geloben, nichts von jenem Lande anzunehmen, weder in seinem noch seiner Erben Namen, sondern jenes Reich vielmehr dem Kaiser und dessen männlicher Nachkommenschaft erwerben zu helfen; allein Niemand kannte noch die Gesinnung Karls II., die Zeit konnte Vieles reifen für Maximilian und er suchte indessen durch Thaten zu zeigen, daß er auch des größten Reiches nicht unwerth sey.

Mit dem größten Eifer setzte er den türkischen Krieg in Ungarn für den Kaiser fort und führte jedes Jahr neue Schaaren aus Bayern die Donau hinab und kämpfte selbst männlich an ihrer Spitze; in der Schlacht bei Mohacz 1687 that er das Beste, drang zuerst in das feindliche Lager und der blaue König, wie er bei den Türken wegen seines blauen Kleides

hieß,

hieß, war ihnen ein Schreckenswort. Im folgenden Jahre übernahm er statt des Prinzen Karl von Lothringen den Oberbefehl und leitete die Belagerung und die Bestürmung von Belgrad mit solcher Umsicht und Kühnheit, daß er an der Spitze der Seinen den Sturm begann, indem er ihnen zurief: „Lieben Brüder, gebt Acht! Was ich thue, das thut auch!“ Und trotz der größten Hindernisse und Gefahren wurde die Festung genommen. Als der gefangene Pascha ihm zu Füßen fiel und bat, ihn nicht einem Ungarn als Sklaven zu überlassen, sondern einem Deutschen, antwortete Maximilian: „Es ist weder unser noch der Deutschen Brauch, die Gefangenen so barbarisch zu behandeln, wie ihr zu thun pflegt und es billig auch verdientet. Wir werden dich zum Kaiser schicken.“

Sechs Jahre hatte der Kurfürst bereits dem österreichischen Hause gedient, seinen Schatz geopfert, sein Leben oft bloß gestellt, aber bisher noch keine Vergütung der aufgewendeten Summen erhalten; die österreichischen Minister, welche die glänzenden Eigenschaften und das Glück Max Emanuels sahen, sollen vielmehr neidisch und eifersüchtig denselben treulosen Plan gegen ihn entworfen haben, durch welchen Ludwig XI. von Frankreich einst Karl den Kühnen von Burgund umstrickt und zu Grunde gerichtet hatte. Sie ermunterten den feurigen ehrgeizigen jungen Fürsten zuerst zur Fortsetzung des Krieges in Ungarn, und suchten ihn dann, als ihnen dort sein Ruhm gefährlich schien, durch neue List zu neuen fernen Unternehmungen unter dem Schein von Ehre und Auszeichnung zu gewinnen, daß er in dieselben verwickelt weder Bayern erheben noch Oesterreich gefährden könnte nach dem Grundsatze, wie sie dem Kaiser offen sagten: „Bayerns Glück und Größe ist Oesterreichs Schaden.“

Als Ludwig XIV. den Krieg am Rhein begann, um dem österreichischen Hause im Breisgau zu schaden und den Kurfürsten von Bayern für sich oder wenigstens zur Waffenruhe zu gewinnen versuchte, befahl Maximilian dem französischen Gesandten, Bayern schnell zu verlassen, und er war wieder der Erste im Kampfe gegen Frankreich, der aber langsam und ohne Uebereinstimmung und deßwegen auch ohne Ruhm und Vortheil geführt wurde; dann half Maximilian gegen die Plane Ludwigs XIV. redlich dazu, daß Joseph der Sohn Leopolds zum römischen Könige gewählt wurde, und ging darauf nach den Niederlanden zum Reichsheere, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Fleury jenes Land und wollte dort niemals mehr den Oberbefehl übernehmen. Ihm mochte ahnen, man habe ihn geflissentlich von dem Schauplatze seiner früheren Siege entfernt und bloß gestellt. Doch entschloß er sich, im nächsten Jahre 1691 den Oberbefehl in Italien zu führen, wo er mit dem Prinzen Eugen von Savoyen die Macht Frankreichs siegreich bekämpfte. Als dort bei der Belagerung von Carmagnola der französische Befehlshaber fragen ließ, wo des Kurfürsten Zelt sey, um es mit seinen Kugeln zu verschonen, entgegnete Maxi-

milian: überall im Lager. Nach der Uebergabe des Ortes ging er nach Mailand und Venedig, wo er große Pracht zeigte und unter den mannichfaltigsten Vergnügungen lebte. Hier in Venedig empfing er die unerwartete Botschaft: Karl II. von Spanien habe ihn zum Statthalter seiner Niederlande mit unbeschränkter Vollmacht und einem monatlichen Gehalte von 75,000 Thalern ernannt.

Voll Freude darüber eilte er im Januar 1692 nach Bayern zurück, traf die nöthigen Anstalten zur Verwaltung seines Stammlandes und eilte im März nach Brüssel, wo er feierlich eingeholt und durch seine königliche Freigebigkeit sogleich beliebt wurde. Er ließ Geld unter das herbeiströmende Volk auswerfen, spendete die 30,000 Gulden, welche ihm der Stadtrath als Geschenk übergab, den Soldaten und befreite die gefangenen Schuldner, indem er ihre Schulden bezahlte. Er kannte kaum eine Gränze seiner Freigebigkeit und seiner Pracht in der Hoffnung, bald das reichste Land der Erde zu besitzen. Zwar starb seine Gemahlin, während er in Brüssel dem Vergnügen lebte, zu Wien den 24. December 1692; aber sie hatte ihm einen Sohn, Joseph Leopold, hinterlassen, auf dem nun die Hoffnung des Vaters ruhte. Noch nahm er Antheil an dem fortdauernden Kriege gegen Frankreich, aber es blühten ihm keine Lorbern mehr. Die entscheidende Schlacht bei Neerwinden 1693 ging verloren; vergebens suchte er mit letzter Kraftanstrengung den Sieg noch zu fesseln, da schon Alles verloren schien, und befahl den Rückzug erst auf das Drängen aller übrigen Feldherren.

Im darauffolgenden Winter vergaß er leicht die Beschwerden des Feldzuges und Feste wechselten mit Festen, besonders als er sich mit Therese Kunigunde, der Tochter des Polenkönigs Johann Sobiesky vermählte. Mit französischer Leichtfertigkeit vergeudete er ungeheuere Summen an schöne Frauen, die seine Geheimnisse wieder um andere Summen an Frankreich verriethen, kaufte Gemälde überall her zu übergroßen Preisen und liebte eben so leidenschaftlich das Spiel. Es ist bekannt, daß er in einer Nacht dreimal seinen mit Goldstücken gefüllten Hut verlor. Von der Größe seines Aufwandes zeugt das Sprichwort, das in Jedermanns Munde war: In Brüssel geht's zu, wie im ewigen Leben. Während dessen aber erscholl in seinem Stammlande die laute Klage: der Kurfürst brockt den Niederländern sein Bayern ein! Hier waren die alten Steuern erhöht, neue ausgeschrieben und alle Hülfsquellen eröffnet, um die fortwährenden Forderungen des Kurfürsten zu befriedigen. Doch Alles war vergebens, denn während sein ungeheuerer Aufwand in den Niederlanden alle Einkünfte verschlang, wies er auch in Bayern unmäßige Summen zur Verzierung seiner Lustschlösser an, bald häuften sich Schulden auf Schulden, da seine Gelder aus Spanien selten ausbezahlt wurden, und so groß wurde bald seine Verlegenheit, daß er den Kaufleuten von Ant-

werpen seine Juwelen und endlich selbst die kurfürstlichen Kleinodien verpfänden mußte, die erst von seinem Sohne wieder eingelöst wurden.

Alles dieses wußte und benutzte Frankreich, und gerade seine Geldverlegenheit, da er von Oesterreich für die in den Türkenkriegen aufgewendeten Summen noch immer nichts erhielt, mußte ihn endlich in die Abhängigkeit von Ludwig XIV. führen, welcher mit feiner Werbung wiederholt ihn zu gewinnen und durch Maximilians Vermittlung den Frieden mit den Seemächten, besonders mit England, zu schließen wünschte. Selbst der Gemahlin des Kurfürsten schmeichelte man, um durch sie auch ihn zu fesseln, und schon antwortete er auf die französischen Vorschläge: er sey zwar jetzt nicht im Stande, dem Verlangen des Königs zu entsprechen, doch solle ihn dieses nicht hindern, demselben gefällig zu seyn, wenn sich Gelegenheit darbiete.

Von nun an steigerten sich die Bewerbungen und Versprechungen Frankreichs, so wie die Geldverlegenheit des Kurfürsten zunahm und der Krieg von den Verbündeten unglücklich geführt wurde. Im Frieden zu Ryßwick blieb Frankreich wieder im Vortheil, und Maximilian zeigte sich damals trotz seines Geldmangels großmüthig oder sorglos, indem er die reiche Erbschaft seines Oheims, des verstorbenen Kurfürsten von Köln hinopferte, welche der französisch gesinnte Nachfolger, der Cardinal von Fürstenberg, gewaltsam an sich gebracht hatte. In jener Zeit wurde ihm auch nach dem Tode seines Schwiegervaters 1796 die Krone von Polen angeboten; aber noch immer in der süßen Aussicht auf die Reiche Spaniens schlug er dieselbe aus, und nach zwei Jahren schien sein glühendster Wunsch der Erfüllung nahe: sein Sohn Joseph Leopold wurde von Karl II. trotz der französischen und österreichischen Gegenbemühungen zum Erben der gesammten spanischen Reiche eingesetzt 1698. Sogleich ließ der überglückliche Vater den zarten sechsjährigen Prinzen von München, wo er seit dem Tode seiner Mutter war, nach Brüssel bringen, von dort sollte ihn eine stolze Flotte nach Spanien führen; schon lagen die Schiffe segelfertig bei Amsterdam, als der Knabe plötzlich an Neigung zum Erbrechen erkrankte, der Leibarzt aber die Sache für so wenig gefährlich erachtete, daß er ihm nicht einmal Arznei reichte. Indessen verschlimmerte sich das Uebel und am sechsten Tage war der reichste Erbe der Welt eine Leiche. Mit ihm waren alle Hoffnungen Maximilians dahin, von furchtbarem Schmerze bei dem Anblicke des sterbenden Lieblings ergriffen, rief er aus: „O Gott! nimm mich aus der Welt, nur erhalte meinen Sohn!" und ward ohnmächtig hinweggebracht.

Nicht bloß die Lage des Kurfürsten, sondern die Verhältnisse von ganz Europa gestalteten sich jetzt anders. Mit Kummer gedachte Maximilian jetzt seines verwahrlosten Bayerlandes und der ungeheueren Schuldenlast. Vom Kaiser, den er sich durch die Annahme der spanischen Krone für seinen Sohn zum tödtlichen Feinde gemacht, hatte er wohl noch das rückständige

Heirathgut für seine erste Gemahlin und die großen Summen aus den Türkenkriegen zu fordern, aber jetzt keine Hoffnung, das Geringste zu erhalten, eben so wenig von Spanien die Erstattung von vier Millionen, welche er während der Verwaltung der Niederlande aufgewendet hatte. Inzwischen unterschrieb der sterbende und von der französischen Partei rastlos gedrängte Karl II. die Schrift, in welcher er den zweiten Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zum Allein-Erben seiner gesammten Reiche ernannte, worauf dieser sogleich nach Madrid eilte, Frankreich alle Häfen Spaniens mit Kriegsschiffen erfüllte und nach allen Seiten hin sich zum Kampfe rüstete, um die Erbschaft mit den Waffen zu behaupten, während Oesterreich noch zaudernd berieth. Da erschien ein Gesandter Ludwigs XIV. am Hofe zu Brüssel, erinnerte den Kurfürsten an all das, was er in treuer Ergebenheit für das österreichische Haus gethan, welchen Undank und Haß er dafür geerntet; darauf eröffnete er die glänzenden Versprechungen Frankreichs, wenn Maximilian den neuen König von Spanien anerkennen und im bevorstehenden Kriege dessen Bundesgenosse gegen Oesterreich seyn wolle. Im Falle Frankreich siege, sollten dem Kurfürsten die Niederlande erblich gehören, während des Krieges ihm und seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, vierteljährige Hülfsgelder bezahlt, in jedem Falle aber volle Entschädigung geleistet werden. Und jetzt horchte der bedrängte Maximilian den Anerbietungen, reisete heimlich im einfachen Jagdkleide nach Versailles, verhandelte und beschloß in vertrauter Unterredung mit Ludwig XIV. die wichtige Angelegenheit. Niemand hat den Inhalt ihres Gespräches erfahren, aber alsobald nach Maximilians Zurückkehr von Brüssel zeigten sich die Folgen. Der Herzog von Anjou wurde durch die Niederlande als König von Spanien ausgerufen, zu einer und derselben Stunde erschienen vor allen niederländischen Festungen französische Heerschaaren und erhielten Aufnahme und die holländischen Besatzungen zogen ab, darauf übergab Maximilian die Verwaltung der Niederlande dem Marquis von Bedmar und reisete über Bonn, wo er seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, die weiteren Plane enthüllte, nach Bayern, wohin ihm seine Familie folgte.

Die Freude über die Rückkehr des Kurfürsten war groß, aber nur kurz; denn alsobald verbreiteten sich über das ganze Land die Kriegsrüstungen, ohne daß man jedoch genau wußte, gegen wen? Noch zögerte Maximilian, sich offen gegen Oesterreich zu erklären, und begünstigte die schwäbische und fränkische Verbindung, welche Willens war, sich in dem nahen spanischen Erbfolgekrieg parteilos zu halten und nur auf die eigene Vertheidigung zu beschränken. Bald zeigte sich jedoch das Einverständniß des Kurfürsten mit Frankreich deutlich, denn als der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg das deutsche Reich zum Beistande in seinem Kriege gegen Frankreich aufforderte, erklärte sich Maximilian offen dagegen, indem er anführte, diese Sache gehe bloß Oesterreich und nicht Deutschland an. Als jedoch die deutschen Stände

deßohngeachtet den Reichskrieg gegen Frankreich beschloßen und damit Jeden als Reichsfeind erklärten, der nicht mit ihnen wäre: da verhehlte er seine Gesinnung nicht länger, sondern nahm im schnellen Ueberfalle nacheinander die Reichsstädte Ulm, Memmingen, Regensburg und selbst das pfälzische Neuburg an der Donau und befestigte und behandelte sie als Bayern unterworfene Städte. Dadurch sicherte er sich die Verbindung mit den französischen Heeren, welche seine Plane in Bayern unterstützen sollten, und erfreut über den glücklichen Anfang mochte er sich wohl als künftigen Kaiser von Deutschland und Herrn des größten Theiles von Süddeutschland traümen. Deßwegen wies er auch die Vorstellungen der bayerischen Landstände zurück, welche dringend zum Frieden und Vergleiche mit dem Kaiser mahnten und auf die drohende Gefahr und auf die Armuth in den Städten und auf dem Lande hinwiesen.

Auf die öffentlichen Mahnungen und Vorwürfe des Kaisers Leopold entgegnete Maximilian mit der Aufzählung seiner gerechten Forderungen und der Darstellung des bisherigen Undankes von Oesterreich gegen Bayern. Die Erbitterung ward von Tag zu Tage größer, und schon früher soll Privatzwist und Kränkung Maximilians durch den römischen König Joseph den Plan in ihm geweckt haben, sich an Frankreich anzuschließen. Bald schien jede Aussöhnung unmöglich, und Leopold trachtete nun, den Kurfürsten zu verderben, ehe es Frankreich hindere. Der Einfall geschah unvermuthet bereits in den ersten Märztagen 1703 von Böhmen aus in die obere Pfalz, auch drangen die Oesterreicher über den Inn vor; aber sie fanden den Kurfürsten gerüstet, der auch jetzt noch nicht seiner bisherigen Lebensweise entsagte, und es durfte selbst im Lager nicht an Lust und Erheiterung fehlen. Zwar zeigte er sich überall, wo er mit den Feinden zusammentraf, tapfer und drängte sie da und dort zurück; aber bald konnte er der Uebermacht nicht mehr widerstehen, und seine Schaaren wurden überall zurückgedrängt: da kam die Nachricht, der Marschall von Villars sey nach langem Kampfe gegen das kaiserliche Heer über den Rhein und den Schwarzwald vorgedrungen. Sogleich schickte ihm Maximilian Lebensmittel entgegen und begrüßte ihn nach wenigen Tagen bei Riedlingen an der Donau mit den schmeichelhaften Worten: „Sie haben mich und die Meinigen, Sie haben meine Ehre und mein Land gerettet.“ Aber bald entstand Zwist, da Jeder den Oberbefehl haben wollte, bis Ludwig XIV. für den Kurfürsten entschied. Doch neuer Zwist entstand über die zu befolgenden Plane, da der Marschall nach Prag oder noch lieber nach Wien vordringen wollte und den Kaiser durch einen raschen Schlag zu überwältigen rieth und meinte, was jedoch der Kurfürst für allzugefährlich hielt und es für besser erachtete, durch Tirol die Hand dem französischen Marschall Vendome in Italien zu bieten und von dort aus mit vereinter Kraft auf Wien loszugehen.

Während er auf die Billigung dieses Planes durch Ludwig harrte, in kleinen Gefechten und unnützen Belagerungen seine Macht theilte, auch durch seine wenig klug gewählte Umgebung gar oft seine Absichten verrathen wurden, ging die kostbare Zeit zu großen Unternehmungen verloren und der Feind errang manchen Vortheil. Endlich kam die Nachricht, Ludwig habe dem Marschall Vendome befohlen, sich mit Maximilian zu vereinigen, und nun brach dieser in Eile nach Tirol auf, nahm in wohlausgeführtem Ueberfalle die Gränzfesten, und ward so vom Glück begünstigt, daß er binnen vierzehn Tagen alles Land dießseits des Brenner in seiner Gewalt hatte. In der Ungewißheit über des Marschalls Stellung hielt er ungeduldig still, bis er endlich, durch falsche Nachrichten getaüscht, den Zug über den Brenner antrat. Aber statt des erwarteten französischen Heeres sah er bald die Tiroler aus allen Thälern heranziehen, der Landsturm erhob sich gegen die Bayern, Verhaue und die Zerstörung aller Brücken hemmten das weitere Vordringen, und Maximilian war gezwungen, unter den größten Gefahren nach Bayern umzuwenden. Bei Zierl wurde der Graf Ferdinand von Arco an seiner Seite erschossen, den der feindliche Schütze wegen des goldgestickten Kleides für den Kurfürsten gehalten hatte; binnen wenigen Wochen waren alle Eroberungen in Tirol wieder verloren und Bayern rings von feindlichen Heeren umgeben. Jetzt aber auf seinem eigenen Boden entwickelte Maximilian wieder mit schneller Umsicht seine ganze Kraft, überfiel die einzelnen feindlichen Heerschaaren, schlug und drängte sie überall zurück, und nach der siegreichen Schlacht bei Höchstädt über die Oesterreicher unter Styrums Anführung, den 20. September, wagte es der tüchtige Kriegsheld Markgraf Ludwig von Baden nicht länger, in Bayern zu bleiben, sondern entwich in wohlberechneten Zügen durch Schwaben nach dem Schwarzwalde und am Ende des Jahres 1703 war Bayern, mit Ausnahme der Oberpfalz, vom Feinde befreit, dieser selbst bis über die Gränzen verfolgt. Darauf kamen auch die Reichsstädte Kempten und Augsburg in Maximilians Gewalt, schon hoffte er, auch Nürnberg zu bezwingen, und wollte durch Schau-Münzen der Mit- und Nachwelt seine Siege verkünden.

Aber das war erst des Krieges Anfang. Im folgenden Jahre wollte Leopold einen entscheidenden Schlag in Deutschland führen, deßwegen übergab er das Heer dem Prinzen Eugen von Savoyen, dem ausgezeichnetsten Feldherrn, zu dessen Unterstützung der Herzog Marlborough mit den englisch-holländischen Schaaren und der Markgraf von Baden heranrückten. Maximilian suchte ihre Verbindung zu hindern und sie einzeln zu überfallen; allein dieser Plan mißlang, die Vereinigung geschah und von nun an verließ ihn das Glück ganz. Die Schlacht am Schellenberg bei Donauwörth, wo er mit seinen Bayern und den französischen Hülfsvölkern mit ungemeiner Tapferkeit kämpfte, ging verloren und beugte seinen Muth,

obgleich auch die Feinde außerordentlich gelitten hatten; kaum vermochte ihn der französische Marschall Marsin, der den abgegangenen Villars ersetzt hatte, mit der Nachricht aufzurichten, der Marschall Tallard nahe in Eilmärschen mit einem neuen mächtigen Heere. Ehe dieses noch erschien, kam ein neuer Bevollmächtigter des Kaisers, der ihn beschwor, das Bündniß mit Frankreich aufzugeben und für die niederländische Statthalterschaft das Herzogthum Neuburg und die Markgrafschaft Burgau anzunehmen; um dieses baten ihn seine Gemahlin und seine Räthe, die den Jammer des unglücklichen Bayern schilderten. Vergebens. Die Annäherung Tallards belebte die Hoffnung Maximilians von Neuem, und als ihm Jener bei Augsburg in stolzer zuversichtlicher Haltung das neue Heer mit den Worten zeigte: „Ich habe die Ehre, Eurer Durchlaucht die unüberwindlichen Schaaren vorzustellen, welche Landau genommen, die Feinde am Speierbach geschlagen und alle Schwierigkeiten besiegt haben," da gedachte er der Anträge des Kaisers nicht weiter. Von beiden Seiten rüstete man nun zu einer entscheidenden Schlacht, der Kurfürst bezog in der Gegend bei Höchstädt und Blindheim ein festes Lager, wo er im vorigen Jahre siegreich gekämpft hatte. Als jedoch die Kunde eintraf, der Prinz Eugen ziehe vom Rheine her, um sich wieder mit Marlborough zu vereinen, beschloß man, ihm entgegen zu ziehen, während Ludwig von Baden Ingolstadt belagerte. Allein die Vereinigung der beiden feindlichen Feldherren war schon geschehen, worauf sie sogleich die Franzosen und Bayern angriffen.

So kam es zur Schlacht bei Höchstädt, den 13. August 1704, in welcher der Marschall Tallard geschlagen und gefangen ward, während Maximilian mit seinen Bayern heldenkühnen Widerstand leistete, abwechselnd die Pflichten eines Feldherrn und Soldaten erfüllte, auf die Nachricht von dem Unglücke der Franzosen wie ein ergrimmter Löwe mitten unter die Feinde stürzte, um den Sieg im Weichen noch zu fesseln, da er überzeugt war, daß mit dieser Schlacht für ihn Alles verloren sey. Doch bald wurde er von den Verbündeten so heftig bedrängt, daß er in der größten Gefahr, gefangen zu werden, Schritt für Schritt mit den Seinigen zurückwich und seinen Rückzug mit solcher Besonnenheit und Tapferkeit machte, daß die erstaunten Feinde ihn nicht zu verfolgen wagten, sondern sich mit der gänzlichen Niederlage des französischen Hülfsheers begnügten. Selbst der Feind bezeugte und ehrte seinen Muth, und gestand, daß die Schlacht nur durch die schnelle Verwirrung in den Reihen der Franzosen verloren ging. Der Verlust war so groß, daß die Gesammtzahl der Verwundeten, Todten und Gefangenen von den Bayern und Franzosen gegen vierzigtausend Mann betrug; kaum siebzehntausend sammelten sich bei Ulm, mit welchen Maximilian aus Deutschland über den Rhein flüchtete. Er verschmähte es, sich dem zürnenden Kaiser auf Gnade und Ungnade zu ergeben, übertrug seiner Gemahlin die Regierung und begab sich nach Brabant, welches ihm

der König von Frankreich gab. Dort harrte er auf die Wendung des Kriegsglückes, ungebeugt sein Schicksal ertragend, aber fort und fort in gewohnter Lebensweise schwelgend.

Jahre um Jahre vergingen, und das Unglück wurde nicht müde, seinen hohen Verbündeten, den König von Frankreich, zu verfolgen, und bald schien für den Kurfürsten alle Hoffnung verloren, sein väterliches Erbe je wieder zu erhalten. Ganz Bayern war nun als ein erobertes Land in der Gewalt des Kaisers, der es als Beute und Preis großen Theils den Siegern überließ und an die englischen und andere Feldherren, so wie an österreichische Günstlinge ganze Herrschaften verschenkte. Bayern ward zerstückelt, das Volk getheilt, selbst sein Name schien zu verschwinden. Der Tod des Kaisers Leopold, den 5. Mai 1705, verschlimmerte die Lage des Kurfürsten und Bayerns sogar noch; der neue Kaiser, Joseph I., benützte seine Macht sogleich zur Sättigung seiner Privatrache, und brachte es auf dem Reichstage dahin, daß Maximilian und sein Bruder, der Kurfürst von Köln, in die Acht und aller ihrer Länder und Reichswürden für verlustig erklärt wurden.

So hart wurde das Volk durch Gelderpressungen und Auflagen aller Art gedrückt, daß es sich im furchtbaren Aufstande erhob, aber nach den furchtbarsten Gräuelthaten entwaffnet und niedergehalten wurde, und Todtenstille lagerte sich dann über das Land. Indessen weilte Maximilian in Brabant, führte dort auf Kosten Frankreichs den Krieg gegen seine Feinde mit wenig Glück fort, bald vertraute ihm der König keine Ausführung mehr allein an, sondern setzte ihm französische Befehlshaber an die Seite, welche nach den geheimen Befehlen Ludwigs handeln mußten, worüber sich Maximilian vergebens beschwerte. Der unglückliche Fürst, dem man einst so sehr geschmeichelt hatte, war nun zur Last, und man suchte ihn mit seinen Klagen und Anforderungen fern zu halten und auf bessere Zeiten zu vertrösten. Als er im November 1709 am französischen Hofe erschien, konnte er nur als Graf gelten, weil man sich wegen seiner kurfürstlichen Ansprüche bei öffentlichen Festlichkeiten nicht mit den gemachten Vorschlägen vergleichen konnte; er fand dort zwar die Vergnügen, die er liebte, schied aber ohne Hülfe und Trost, und französische Geschichtschreiber haben in ihren Denkwürdigkeiten sein Bild mit lebhaften, aber keineswegs schmeichelhaften Farben der Nachwelt überliefert.

Erst der unvermuthete Tod des Kaisers Joseph I., den 17. April 1711, veränderte die Lage der Dinge in Europa und gewährte den vertriebenen Kurfürsten die Hoffung auf Wiedereinsetzung in sein Stammland. Das bewirkten nicht seine Vertheidigungsschriften, sondern vielmehr die Furcht vor Oesterreichs übergroßer Macht, denn die Seemächte hatten bisher für Josephs Bruder gekämpft, um diesem Spaniens Erbschaft zu erringen, da er aber jetzt ganz Oesterreich erhielt und zum Kaiser gewählt wurde, schien es

gefährlich, ihm auch Spanien zu gewähren. Das Gleichgewicht in Europa würde gestört und man müßte, wie unter Karl V., die vereinigte spanisch-österreichische Macht fürchten. Dieß war der Hauptgrund, weßwegen England und Holland sich vom Kampfe zurückzogen und mit Frankreich ihren Frieden zu Utrecht schloßen, den 11. April 1713, unter der Bedingung der Theilung der großen spanischen Erbschaft. Der Enkel Ludwigs XIV. behielt Spanien und die Länder jenseits des atlantischen Meeres, das Uebrige sollte Karl VI. erhalten, wobei Frankreich wiederholt versicherte, es werde mit diesem nur unter der Bedingung Frieden schließen, daß der Kurfürst von Bayern wieder eingesetzt werde. Zwar führte der neue Kaiser in Verbindung mit den Reichsfürsten den Krieg fort, aber nun ohne Glück, da er von seinen mächtigen Bundesgenossen nicht mehr unterstützt wurde, und mußte endlich im Frieden zu Rastatt und Baden, den 7. September 1714, den Theilungs-Vertrag anerkennen und die beiden wittelsbachischen Fürsten wieder in ihre Länder einsetzen.

Am 26. Februar 1715, nachdem die Oesterreicher Bayern verlassen hatten, erscholl in allen Kirchen das „Herr Gott, dich loben wir" mit freudigem Gefühle. Maximilian verließ Frankreich, seine Gemahlin Venedig, wo sie unterdessen in der Verbannung gelebt hatte, ihre Kinder Klagenfurt, wohin sie auf Befehl des Kaisers gebracht waren, und eilten nach Bayern. Es war ein schmerzen- und freudenreiches Wiedersehen der Aeltern und Kinder. Am 10. April in der Nacht kamen sie unvermuthet in München an. Die Kurfürstin stiftete ihrem Gelübde gemäß in der Freude ihres Herzens noch in demselben Jahre ein Servitinnen-Kloster, Maximilian gewährte den Kapuzinern Aufnahme in Nymphenburg und lebte fortan im Frieden und gutem Einverständnisse mit dem Kaiser Karl VI., dem er zum neuen Türkenkriege wieder Hülfsvolk schickte, doch setzte er auch die Freundschaft mit Frankreich fort. In seinem Bayern schaffte er die von Oesterreich eingeführten drückenden Steuern ab, lebte aber in altgewohntem prunkendem Aufwande fort, vermehrte die Kunstsammlungen seiner Ahnen, aber auch die Schulden, und war nicht mehr im Stande, die tiefen Wunden zu heilen, welche der Krieg seinem Volke geschlagen hatte. Sterbend beschwor er seinen Sohn, die Noth des Landes zu bedenken, die Schulden zu zahlen, sich des armen Volkes zu erbarmen, und Frieden mit Oesterreich, aber auch ein Heer von 24,000 Mann zum Schutze der heiligen Kirche und Bayerns und zur Behauptung der Erbansprüche an Oesterreich bereit zu halten. Er starb den 26. Februar 1726. — An ihm zeigte sich klar, daß die glänzenden Eigenschaften eines Fürsten, die man gar oft für Tugenden nimmt, meistens weder ihm noch dem Volke zum Heile gereichen, und daß der durch dieselben geweckte und genährte Ehrgeiz häufig die Quellen unendlichen Unglückes für Beide werden.

Sebastian Plinganser und die Landesvertheidiger.

Als Maximilian Emanuel nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt sich nach Frankreich wendete, blieb seine Gemahlin in München zurück, in der Hoffnung, der Kaiser werde ihretwegen im Andenken an die wichtigen Verdienste ihres königlichen Vaters Johann Sobiesky um das Haus Habsburg in den Türkenkriegen, nun dem bayerischen Volke und ihrem Unglücke Schonung gewähren. Zudem war noch nicht Alles verloren, noch lag eine tapfere Besatzung in den Festungen, und als die Anführer derselben von der Gesinnung der Kurfürstin hörten, wie sie mit dem Kaiser sich vertragen wolle, mahnten sie ernstlich gegen einen Vergleich, der Bayern ganz in Oesterreichs Gewalt gebe, und wiesen hin auf die vielen besetzten Plätze und das treue tapfere Volk. Aber die geheimen Räthe, der Adel und die Geistlichen, besonders der Beichtvater der Kurfürstin, der Jesuit Theodor Schmacker aus Lüttich, riethen, schnell mit dem Kaiser sich zu vergleichen und so Bayern zu retten.

Ueberredet schickte sie den ehemaligen Gesandten in Wien, Mörman, an den Kaiser dahin, allein er ward an der Gränze zurückgewiesen, worauf er sich mit dem geheimen Sekretär Neusonner zu dem römischen Könige Joseph nach Landau begab, mit dem sie im Namen des Kurfürsten unterhandeln sollten. Aber stolz erwiderte Joseph, der einst als zwölfjähriger Knabe durch Maximilians Vermittelung zum römischen Könige erhoben ward: „Es gibt keinen Kurfürsten von Bayern mehr." Erschreckt that darauf die Kurfürstin, was man forderte, und zu Ilbersheim wurde eine Art Vertrag, oder vielmehr die Vernichtung Bayerns unterzeichnet: alle Festungen mußten übergeben, die noch vorhandenen Soldaten entlassen und ganz Bayern zur Verfügung des Kaisers gestellt werden, bis auf München, welches der Kurfürstin blieb. In jener traurigen Zeit genas sie eines Söhnleins, und begab sich dann auf das Zureden ihres Beichtvaters nach Venedig, wo sich ihre Mutter, die verwittwete Königin von Polen, aufhielt, um sich bei ihr Rath und Trost zu holen; allein die Oesterreicher besetzten indessen auch München und verweigerten ihr die Rückkehr nach Bayern, unter dem Vorwande, sie habe durch geheime Briefe einen Aufstand erregen wollen, und so war denn Bayern ganz in der Gewalt des feindlichen Nachbars, der es wie ein erobertes Land behandelte.

Da regten sich ringsum die alten Feinde und Jeder suchte einen Theil von der Beute des Löwen zu erhalten: Die Herrschaft Mindelheim wurde als Fürstenthum dem englischen Feldherrn Marlborough gegeben, wel-

cher in der Schlacht bei Höchstädt das Beste gethan; Donauwörth ward wieder eine freie Reichsstadt, Nürnberg nahm den Rothenberg mit der dazu gehörigen Landschaft, Leuchtenberg der Fürst von Lamberg, Dietfurt und Riedenburg der Graf von Schönborn, Anderes die Grafen Seilern, Löwenstein, Traun und Starhemberg; die Oberpfalz und die Kurwürde fiel wieder an den pfälzischen Zweig zurück. Oesterreich zeigte sich freigebig mit dem fremden Gute, um sich dadurch desto treuere Vasallen im neuerworbenen Lande zu verschaffen, wonach es schon so lange getrachtet hatte, und so schien denn endlich Bayern für immer aus der Zahl der selbstständigen deutschen Völkerstämme vertilgt und das Haus Wittelsbach aus seinem alten Stamm- und Erblande verdrängt. Die kurfürstlichen Kinder waren zwar noch in München, aber unter strenger Aufsicht, und sie fühlten wohl, daß sie ganz von der Gnade des Siegers abhängen, besonders dem ältesten Prinzen Karl Albrecht war die Trennung von seinen Eltern beinahe unerträglich. Als nun nach dem Tode Leopolds sein Sohn Joseph Kaiser wurde, bat diesen der Prinz bei Gelegenheit seines Glückwunsches in einem kindlich-rührenden Schreiben: Er möge der Kurfürstin die Rückkehr nach München zu ihren Kindern gewähren, den betrübten Zustand der verwaiseten Kinder mit gnädigen Augen anschauen und sie in seine Huld aufnehmen; sie würden sich gewiß bestreben, dieselbe durch Treue und Gehorsam zu verdienen, wozu sie ohnehin die Schuldigkeit und die Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause anweise. Allein die kindliche Bitte und der Schmerz der Verwaiseten rührte den Kaiser nicht, es wurde vielmehr nach seinem Willen die Acht über Maximilian Emanuel verhängt und später öffentlich ausgesprochen, und von nun an wurden die Söhne des Unglücklichen nicht mehr als kurfürstliche Prinzen, sondern als Grafen von Wittelsbach behandelt, streng bewacht und von Menschen umringt, welche nie das Vertrauen der fürstlichen Eltern gehabt; schon sprach man von ihrer Entfernung aus Bayern.

Aber nicht bloß sie, sondern das ganze Volk sollte hart büßen, und unerschwingliche Lasten und Abgaben wurden mit Gewalt und Hohn von den österreichischen Soldaten und Beamten eingetrieben, von milden Stiftungen, Waisenhaüsern und Benefizien über sieben Millionen an Kapital eingezogen, aber die Zinsen fort und fort gefordert. Da war nirgends Erbarmen, nirgends Abhülfe der gerechten Beschwerden, und mit Verzweifelung sah das Volk der Zukunft entgegen. Adel und Geistlichkeit blieben in ihren alten Vorrechten und deßwegen stumm bei allen Gewaltthaten; nur auf dem Volke lag der ganze Zorn des Kaisers. Da zuckte es zuweilen Rache sprühend empor; heimlich beredeten sich Manche, wie dem Drucke zu begegnen, Andere droheten laut; man kaufte Waffen von den abgedankten Soldaten, Pulvervorräthe wurden aufgespeichert und eine dumpfe Gährung ging durch das ganze Land. Abgedankte Soldaten, besonders französische

Offiziere und Unteroffiziere durchstreiften murrend und aufwiegelnd das Land; Anfangs mochte Maximilian selbst einem allgemeinen Aufstande entgegengeharrt haben, das Abreisen und Wiederkommen des Kammerrathes Lier erregte bei der österreichischen Verwaltung diesen Verdacht, weßwegen man ihn verhaftete und mit ihm zwei als Bediente verkleidete Stabsoffiziere, so auch den geheimen Sekretär Neusonner; sie Alle wurden nach Kufstein geschleppt; Urban Heckenstaller aber, der geheime Sekretär und die Seele des Planes, rettete sich als hinkender halb blödsinniger Bettler zu den Franziskanern nach Freising, denen er und sein Haus viel Gutes gethan und die ihn zehn Jahre als den armen Laienbruder Orbilius beherbergten. Im ganzen Lande aber wurden die Pulver- und Waffenvorräthe weggenommen, überall lauerte der Verrath, und neue Schaaren österreichischer Soldaten zogen in Bayern ein, um jeden Versuch zum Aufstande zu vereiteln, und jetzt erst glaubten die Sieger sich Alles erlauben zu dürfen; zugleich sollten zwölftausend Jünglinge ausgehoben und nach Italien oder Ungarn unter die Fahnen des Kaisers abgeführt werden. Aus den Kirchen, von den Vergnügungs-Plätzen, Nachts aus den Betten wurden die Söhne der Bürger und Bauern gerissen und zu Hunderten durch das Land geschleppt; aber Viele entflohen, verbargen sich in den Wäldern, verbanden sich mit den abgedankten Soldaten und erpreßten auf den Dörfern Lebensmittel, und so ward überall die Verzweiflung geweckt. Bald erscholl der Ruf von Gau zu Gau: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben!“

Der Aufstand erhob sich zuerst in der oberen Pfalz an der Schwarzach. Als die Oesterreicher in den beiden Städtlein Neunburg vor'm Wald und Nötz und in der Umgegend die Jünglinge mit Gewalt zum Kriegsdienste fortrissen, bewaffnete sich ringsum das Landvolk, die Städter gesellten sich zu ihnen, und am 16. October 1705 überfielen sie unter der Anführung des Pfleggerichtsschreibers Kunst das Schloß Girnitz in Neunburg, entwaffneten die Kaiserlichen und befreiten ihre gefangenen Söhne wieder. Dieß war die Loosung zum allgemeinen Aufstande, von allen Seiten stürmte nun das erbitterte Landvolk auf die Kaiserlichen ein, die Noth erfand schnell Waffen, und mit Sensen, Gabeln, Dreschflegeln und Morgensternen, wenn Büchsen und Schwerter fehlten, verfolgte es die Bestürzten bis über den Böhmer-Wald hinein. Der Pfarrer von Oberviechtach, Maximilian Müller, Edler von Althammerthal und Fronhofen, stellte sich an die Spitze der Volksbewaffnung, bot die Landfahnen umher auf, und zog mit ihnen vor die besetzten Schlösser, deren eines nach dem andern fiel, so daß am Ende des Jahres auch das starkbefestigte Cham mit der kaiserlichen Besatzung und allem Geschütz- und Mund-Vorrath sich ergeben mußte. Indessen hatte sich der Sturm aus der oberen Pfalz durch den bayerischen Wald wachsend an die Donau, die Vils und Isar ausgebreitet, und allgemein

erschallte das Geschrei: „Brüder, es muß seyn! Das Vaterland befreien, die kurfürstlichen Prinzen aus der Gefangenschaft retten!“ Erschreckt entflohen die Beamten, welche bisher die Peiniger des Volkes gewesen, nach Oesterreich; der kaiserliche Feldherr Wendt, welcher schon ruhig die Winterlager zu beziehen und mit den Seinigen vom Marke des bayerischen Volkes fortzuschwelgen dachte, raffte eiligst einige tausend Mann gegen die aufrührerischen Bauern zusammen; allein diese wichen klug einer allgemeinen Schlacht aus, überfielen einzelne Abtheilungen, erschienen bald hier, bald dort, an Abhängen, hinter Zaünen und von Wäldern gedeckt, und fügten den Kaiserlichen großen Schaden zu. Immer mehr wuchs der Muth des Landvolkes, aber noch war Alles vereinzelt, kein allgemeiner Plan gegen die Feinde. Als die Bauern im November die Rüstkammer in Pfarrkirchen plünderten, stellte sich halb gezwungen, halb freiwillig der Praktikant Sebastian Plinganser, welcher erst vor einem halben Jahre die hohe Schule in Ingolstadt verlassen hatte, an die Spitze der Reichenberger Landfahne, und nun wuchs der Aufstand durch Einheit, und Plinganser erscheint bald als der oberste Leiter der Landesvertheidigung; die Mannschaft übte sich nun im Gebrauche der Waffen; schon zogen sie in größeren Abtheilungen durch das Land, zerstreuten die österreichischen Heerhaufen und nahmen ihnen die Zufuhr weg. Um so grausamer wütheten dagegen diese, um durch Schrecken den Aufstand zu unterdrücken, und Wendt ließ weder der Verwundeten, noch der Gefangenen schonen, wobei er oft Grausamkeit mit Hohn verband, wie damals, als er die Gefangenen würfeln ließ, und immer dem Fünften das Leben schenkte, wenn dieser seine vier Gefährten henkte. Solche Nachrichten weckten und nährten hinwieder die Rache der Landleute; doch bewiesen sie sich selten grausam. Als sie den Obristlieutenant Grafen von Lamberg in Vilshofen fingen, nahmen sie ihm sein Geld und sperrten ihn in eine Hütte, wo Holzbirnen aufgehaüft lagen, und sprachen: „Da friß, denn sonst habt ihr uns nichts gelassen!“ Auf ihre Frage: „Wohin er wolle?“ antwortete der Graf: „Wallfahrten will ich nach Altötting,“ und die Bauern entließen ihn, daß er glücklich entrann.

Indessen stellten sich noch andere Anführer an die Spitze der Landleute; mit Plinganser wirkte der Student Georg Meindl; Franz Dallmaier und Georg Oertel führten mehrere Geschwader Reiter, Andere zahlreiches Fußvolk. Plinganser suchte alle die einzelnen zerstreuten Schaaren zum gemeinsamen Wirken zu vereinen, und nach seinem Rathe wollte man sich zuerst der festen Plätze am Inn bemächtigen. Unvermuthet erschien er am 14. November mit achthundert Auserlesenen vor Burghausen, und schon drangen sie, mit der ganzen Lage wohl bekannt, weil Plinganser und Meindl früher in der Stadt studirt hatten, durch das Mauththörlein in die Stadt, welches ihnen ein Handschuhmacher von Burghausen öffnete, als das voreilige Siegesgeschrei der Ersten dieß-

mal das Unternehmen vereitelte, da die österreichische Besatzung sich sammelte und, in geschlossenen Gliedern anrückend, die Eingedrungenen zurückwarf, oder sie trennte und gefangen nahm. Am folgenden Morgen erschien aber Plinganser mit seinem ganzen Heere, über dreitausend Mann stark, vor den Mauern: da übergab die Besatzung sich und die Stadt, zu deren Schutze eine starke Abtheilung zurückblieb, die Uebrigen zogen gegen Wasserburg und Braunau. Diese Städte zu retten eilte Wendt von München herbei, und als er sah, daß er gegen die wohlgerüsteten Schaaren nichts vermöge, sandte er an Plinganser dessen Stiefvater, der den Jüngling durch Bitten und goldene Versprechungen, endlich durch die furchtbarsten Drohungen bewegen sollte, das Vertheidigungswerk aufzugeben. Allein Plinganser blieb der Sache des Vaterlandes treu; nacheinander fielen Braunau und Schärding in die Gewalt der Bauern; die Besatzungen erhielten ehrenvollen Abzug nach Oesterreich; ganz Niederbayern war vom Feinde frei, schon lag der Weg nach München offen, wo die Einwohner ungeduldig des Augenblickes harrten, die kaiserliche Besatzung zu überwältigen und sich dem Bunde der Landesvertheidiger anzuschließen. Darüber erschrack der kaiserliche Statthalter Löwenstein-Wertheim in München, er sandte nach allen Seiten hin Boten aus, neue Hülfsvölker herbeizuführen; indessen suchte er den allgemeinen Aufstand durch List und Uneinigkeit zu dämpfen, die Hauptführer zu verderben, um das Volk desto leichter dann zu überwältigen. Bereits herrschte Mißtrauen unter den Landesvertheidigern selbst, an welche sich auch einige Adelige angeschlossen hatten, unter ihnen der Freiherr von Prielmaier und der Rentmeister von Burghausen, Herr von Wiedmann. Allein diese folgten nur unwillig der Stimmung des Volkes, suchten dessen Feuereifer zu mäßigen, und waren mehr der Sache Oesterreichs als ihres Vaterlandes ergeben, wußten aber doch die Landesvertheidiger mit süßen Worten zu taüschen und hinzuhalten, als würde der Kampf erst gelingen, wenn der Adel Theil nehme. Sie sprachen auch eifrig für einen Waffenstillstand, den der Obrist Wendt begehrte, und selbst Meindl war so unklug, ihn einzugehen, ohne daß Plinganser darüber befragt war. Diesem suchten die Adeligen vielmehr allmählig Macht und Ansehen zu entreißen und Alles von sich abhängig zu machen. Als der bayerische Befehlshaber Zelli zu Braunau eine allgemeine Versammlung vom ganzen Rentamte Burghausen ausschrieb, bei welcher aus jedem Gerichte ein adeliger Gutsherr, ein Pfarrer, ein Bürger und ein Landmann erschienen, um einen gemeinsamen Kriegsrath zu erwählen: da sprachen Prielmaier und Wiedmann mit Jedem einzeln insgeheim, nicht in allgemeiner Versammlung, sagten, man müsse angesehene Männer an die Spitze der Angelegenheiten stellen, diesen würden dann Bürger und Volk freudiger gehorchen, als Leuten, die ohne alles Ansehen und Eigenthum sich hervorgedrängt und nichts zu verlieren hätten, und die bei der ersten Wendung

der Dinge entfliehen würden. Darum solle man vorsichtig zu Werke gehen, die entlassenen Beamten wieder einsetzen, sie mit einem neuen Eide verpflichten, allgemeine Beiträge ausschreiben und regelmäßige Schaaren zu Fuß und Pferd bilden. — Durch solche Worte wurden Viele berückt, der bisherige rasche Gang verzögert, die Verbindung des Heeres zwischen Burghausen und Braunau aufgehoben und Plinganser wie ein Gefangener gehalten. Zu spät erkannte Meindl, daß er betrogen sey, daß der Obrist Wendt nur Zeit gewinnen wollte, um neues Kriegsvolk an sich zu ziehen, mit welchem er dann selbst während des Waffenstillstandes treulos die Landesvertheidiger überfiel. Plinganser schien zu ahnen, daß Adelige und kurfürstliche Räthe sich nur aus unlauteren Absichten und aufgefordert vom österreichischen Statthalter Grafen Löwenstein in die Reihen und in den Rath der Landesvertheidiger drängten, damit durch sie die Plane entdeckt und desto leichter vereitelt würden. Dieses zeigte sich immer deutlicher aus der Behandlung Plingansers, den sie vom Oberbefehle verdrängten und dafür ganz unwürdige Menschen an die Spitze stellten, dessen Auslieferung sie sogar beabsichtigten; um das ganze Werk zu lähmen, riethen sie, man müsse doch zuerst nach Brüssel senden, um die Gesinnung des Kurfürsten über diese Sache zu erforschen. Daraus erkannten die Bauern endlich die Zweideutigkeit, und richteten in ihrer lauteren Einfalt ernste Worte an die Adeligen und Räthe: „Der löbliche Adel würde doch gewiß gegen den Kurfürsten und den gemeinen Wohlstand getreue Gedanken führen, die Wichtigkeit der Sache beherzigen und zu seinem eigenen Wohlseyn die äußersten Kräfte anwenden, damit man nicht gezwungen wäre, nach Verwendung so vieler Unkosten und nach Erlangung so wichtiger Vortheile mit dem Feinde einen unsichern Frieden einzugehen, der den Landmann statt wohlverdienter Hülfe in den elendesten Zustand und zuletzt gar in die schon lang vorbereitete vollkommene Sklaverei versetzen würde. Dessen ohngeachtet müsse man sehen, daß man die getreuesten Patrioten von der Landesvertheidigung abwendig mache und den guten Eifer durch allerhand ausgesuchte Beschwernisse erkalten wolle. Es sey doch ganz unnöthig, jetzt in der Mitte des Sieges Jemanden nach Brüssel zu senden, und dem Feinde indessen Gelegenheit geben, sich wieder zu verstärken; der Kurfürst würde gewiß nichts dagegen haben, daß man den Feind zwinge, ihm das abgerissene Land wieder auszuliefern; zudem halte sich die Bauerschaft verbunden, für die durchlauchtigsten Prinzen Gut und Blut zu wagen, deren Rettung, so wie die Erhaltung ihrer selbst dem Kurfürsten gewiß angenehm seyn würde; ja sie könnten es vor Gott nicht verantworten, daß ihre eigenen Söhne zum Kampfe gegen ihren eigenen Fürsten ausziehen sollten. Die Räthe und Adeligen möchten daher ohne langes Zögern sich das Wohl des Kurfürsten und des gesammten Vaterlandes besser angelegen seyn lassen." Dann sendeten sie Boten nach Regensburg an den Reichstag und brachten

ihre schmerzlichen Klagen vor, indem sie sagten: „Wenn Gott und die Natur selbst sogar den unvernünftigen Thieren den Trieb einflößte, für die Erhaltung Alles aufzubieten, und weder Schwert noch Feuer, noch den Tod selbst zu scheuen; so darf man sich wohl nicht wundern, wenn die ganze bis auf's Blut gedrückte Gemeinde des Ober= und Unterlandes Bayern, nachdem es Gut und Blut unter unerhörter Schmach und Qual geopfert, aber durch seine Geduld nur dem Hohne und der Grausamkeit der Widersacher noch mehr ein Ziel geworden, endlich die ihm durch das Recht der Natur erlaubte Selbsthülfe ergreift. Wir nehmen den allwissenden Gott zum Zeugen, daß unsere Nothwehr nicht dahin trachtet, uns dem Gehorsame gegen einen sanftmüthig regierenden rechtmäßigen Landesfürsten zu entziehen, oder die benachbarten Länder in die geringste Unruhe zu bringen, sondern ganz allein dahin gerichtet ist, uns von der täglich anwachsenden Bedrängniß innerhalb unserer Grenzen Abhülfe zu verschaffen. Denn fürwahr, wir haben so Vieles erduldet, daß es einen Stein, geschweige ein christliches Gemüth zum Mitleiden bewegen könnte, und wir wollen hier nur einen geringen Theil dessen anführen, was wir gelitten haben." Dann zählten sie auf, wie sie nach der Uebergabe Bayerns an den Kaiser bereit gewesen, ihm unverbrüchliche Treue zu halten, wenn sie nur bei haüslichen Ehren hätten verbleiben und sich vor dem leidigen Bettelstab bewahren können; allein man habe nach dem Eintritt der Kaiserlichen die unerschwingliche Abgabe von siebzigtausend Winter=Portionen auf sechs Monate verlangt, was, jede Portion monatlich nur zu 6 Thaler gerechnet, die ungeheuere Summe von mehr als vier Millionen betrage; dazu kamen aber noch die Quälereien in den Winterlagern mit allerlei Lieferungen, ungeachtet Bayern bereits seit zwei Jahren der Schauplatz des Krieges gewesen. Welches Unheil, schmähliche Unterdrückung, grausame Plackereien, gewaltthätige Erpressungen und Nothzucht die kaiserlichen Soldaten gegen das Wort des Prinzen Eugen verübt, sey landeskundig, aber nicht zu schildern. Doch zählten sie mehrere schauderhafte Fälle namentlich auf, und klagten endlich am Bittersten, daß man ihre Söhne und Knechte zum Kriegsdienste gezwungen, und diejenigen, welche sich solcher ungerechten Gewalt zu entziehen suchten, durch den Scharfrichter mittelst des Schwertes und Strickes zum Gehorsame brachte. Dazu seyen endlich die strengsten unausgesetzten Scharwerke, die Erhöhung der Abgaben, der Aufschlag auf Salz und Getreide gekommen, so daß ihnen nicht einmal das trockene Brod zum Wasser geblieben. Dessen ohngeachtet sey ihr Herz von einer Gott und der Welt verhaßten Empörung entfernt gewesen, da sie die gefangenen feindlichen Offiziere, ohngeachtet diese mit ihren Schaaren furchtbar wütheten, mit Glimpf behandelt, ja ihre friedliche Neigung erst kurz noch durch die Schließung eines Waffenstillstandes gezeigt hätten in der einzigen Hoffnung, daß ihnen Abhülfe ihrer unsäglichen Beschwerden würde. Darin seyen sie

jedoch wieder grausam getaüscht, da der Obrist Wendt fortfahre, alle Graüel zu verüben; und deßwegen bitten und flehen sie, die am Reichstage Versammelten mögen reichsväterlich mild ihnen Gnade, Schutz und Hülfe angedeihen lassen. — So klagte und bat das bayerische Volk, aber man achtete desselben nicht; der Kaiser herrschte am Reichstage wie in Bayern, und gebot, den Aufstand mit furchtbarer unerhörter Strenge zu stillen. Um die Einwohner Münchens zu schrecken, sich dem Bunde anzuschließen, mußte die Verwaltung im Namen des Kaisers am 19. December öffentlich verkünden: „Sofern die Bauerschaft sich nicht zur Ruhe begibt, so werden diejenigen Dörfer und Haüser, wo sich die Bauerschaft anwesend befindet, ohne Gnade und Bedenken verbrannt, und diejenige Mannschaft, die in Wehr und Waffen verbleibt, als Rebellen angesehen, und mit Galgen und Schwert, mit Vertreibung ihrer Weiber und Kinder und mit Einziehung von Hab und Gut gestraft. Wir werden und wollen uns damit nicht begnügen lassen, daß etwa der Vater sich allein nach Hause begibt, der Sohn aber bei dem rebellischen Haufen bleibt; sondern die Eltern sollen auch ihre Söhne ermahnen, nach Hause zu gehen, sonst werden auch die Eltern gestraft, und wir werden keine Entschuldigung annehmen, als sey man dazu gezwungen oder auf andere Weise dazu verleitet worden. Die Haüpter und Rädelsführer der aufrührerischen Bauern werden hiemit vogelfrei erklärt, also daß derjenige, welcher einen von ihnen todt oder lebendig einliefert, noch dazu belohnt wird.“ Indessen hatte der Metzger Kraus in Kelheim die ganze Gegend dort an der Donau zum Aufstande unter sich vereint und in einer Nacht unvermuthet die kaiserliche Besatzung überfallen und gefangen. Bei dieser neuen Gefahr erging von der kaiserlichen Regierung in München am 20. December ein noch strengerer, wahrhaft barbarischer Befehl des Inhalts: „Wer immer mitgeholfen bei dem Ueberfalle der Stadt Kelheim und dann gefangen wurde, alle diese sollen zur Richtstatt geführt und ihnen der Tod verkündet werden. Und obschon sie Alle ohne Unterschied den Tod verwirkt und den Strang verdient haben, so wollen wir doch die allerhöchste Milde der Schärfe vorziehen, und verordnen, daß aus diesen Uebelthätern allezeit 15 zu 15 spielen, und derjenige, auf welchen das wenigste Loos fällt, mit dem Strang im Angesicht der Uebrigen hingerichtet und so jedesmal gegen den Fünfzehnten verfahren werde. Dabei soll aber aus jedem Gericht ein Bösewicht herausgenommen werden, und wenn auch nur Einer sich darunter befindet, soll gegen diesen, ohne daß man ihn unter das Loos zieht, verfahren werden. Von denjenigen aber, welchen das Leben geschenkt wird, sollen die Tauglichen zum Kriegsdienste herausgenommen werden. Dieselbe Meinung mit der Todesstrafe hat es auch mit den Bürgern, welche sich zu den aufrührerischen Bauern gesellen, und von ihnen soll immer der zehnte Mann, oder wenn ihrer nicht so viel sind, der fünfte aufgehängt, und ihr Hab und Gut eingezogen werden.“

Allein alle diese furchtbaren Drohungen vermochten weder die Bürger noch die Bauern einzuschüchtern, welche zur Befreiung Münchens und der Prinzen sich bereits verständigt hatten. Während das Hauptheer der Landesvertheidiger vom Inn her auf den beiden Hauptstraßen von Hohenlinden und Ebersberg vorrückte, sollten die Oberländer auf der anderen Seite gegen München anziehen; die Bauern des Hochgebirges waren durch Peter Gauthier, einen Franzosen, der im Heere Maximilians tapfer gedient hatte, aufgeregt worden; über viertausend treffliche Schützen bewegten sich aus den Thälern von Miesbach, Tegernsee, Tölz und der Jachenau, so wie vom Wallersee und Kochelsee die Isar herab gegen Schäftlarn. Hier im tiefen Thale auf der großen Wiese sammelten sich die Schaaren, hier gelobten sie Alle, für das Vaterland zu sterben oder zu siegen; hier theilten Gautier und Fuchs, der feurige Redner und Ordner der Schaaren, vier Fahnen aus, von welchen eine der Wirth von Baierbrunn, die zweite aber, der starke Mayer genannt der Schmied-Balthes von Kochel ergriff. Dieser, der Sohn thätiger Bauersleute, hatte mit dem Kurfürsten in den Türkenkriegen gekämpft, und war wegen seiner Größe und Stärke allgemein als der Riesen-Grenadier bekannt. Mit ihm waren jetzt seine Söhne. Plinganser und Meindl hatten den Tag Johannes des Evangelisten, den zweiten nach Weihnachten, zum allgemeinen Schlacht- und Angriffs-Tage auf München bestimmt; allein den bei Schäftlarn Versammelten daüchte die Frist viel zu lange, jeder Aufschub verderblich. Noch am Weihnachtsabende wollten sie den Zug unternehmen, noch in der heiligen Nacht der heiligen Sache des Vaterlandes den Sieg erringen; die Bürger von München waren mit ihnen einverstanden. Mit dem Zeichen zur Christmette sollten sechshundert Studenten auf dem Anger, die Bürger bei den Augustinern, die Hofbedienten vor der Residenz versammelt stehen und den Andringenden die Thore öffnen. So glaubten sie ihrer Sache gewiß zu seyn. Aber der Verrath wachte und vereitelte Alles. Der Abt von Benediktbeuern hatte schon früher dem Grafen Löwenstein Botschaft nach München gesandt über die gefährlichen Bewegungen der Bauern im Gebirge; am 23. December kam ein neuer Eilbote in München an, der den ganzen Plan der Oberländer enthüllte, wie es den Ueberfall Münchens gelte und wie die Heere diesseits und jenseits der Isar bereits im Einverständnisse handeln. Dieser Nachricht folgte schnell eine andere, welche die kaiserlichen Räthe erschreckte: Der Pfleger Johann Joseph Oettlinger zu Starnberg war unter die Bauern gekommen, eine Zeit lang als Gefangener von ihnen fortgeführt, that dann, als helfe er zu ihnen, gab ihnen selbst gute Rathschläge, entwischte aber bei Schäftlarn, schwatzte einem Bauer sein Pferd ab, als habe er wichtige Aufträge an die Landesvertheidiger in Burghausen, und entkam so nach München. Die österreichische Verwaltung war über seinen Bericht ganz bestürzt, schneller Rath that Noth. Sogleich begann die Hausuntersuchung bei den

bezeichneten und verdächtigen Bürgern, mehrere wurden verhaftet, die Waffen weggenommen, Kanonen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen aufgeführt, und gedroht, bei der geringsten Bewegung ein entsetzliches Blutbad anzurichten. Der österreichisch gesinnte Bürgermeister Vachiery ließ Haus für Haus einsagen, Jedermann solle sich bei Leib und Leben ruhig verhalten. Oettlinger eilte darauf zu Wendt, entdeckte auch ihm die Sache, und dieser mahnte sogleich den General Kriechbaum, der zwischen Ebersberg, Haag und Hohenlinden stand, die auf jenen Straßen vorrückenden Bauern durch starke Vorposten aufzuhalten, mit dem Hauptheere aber unvermerkt und eilig gegen die Isar zu ziehen, denn es gelte München. So war der Plan der Landesvertheidiger durchkreuzt und verrathen, und die schrecklichen Folgen wurden bald sichtbar.

In der heiligen Nacht zogen die Bauern diesseits und jenseits der Isar über Grünwald und Sendling gegen München heran; die wenigen österreichischen Schaaren wurden schnell geworfen; in der Au erhob sich die ganze Zunft der Zimmerleute und schloß sich an die Landfahne an, im Sturm nahmen sie die Isarbrücke mit dem rothen Thurm und den Befestigungswerken und zogen in hellen Haufen gegen das Isarthor voran, während von Sendling daher die Anderen kamen und rings die Stadt umgaben. Schon ward es gegen Morgen, sie harrten noch immer auf das verabredete Zeichen aus der Stadt und auf die Oeffnung der Thore; Stunde an Stunde verfloß, Alles blieb ruhig drinnen. So kam der Morgen. Da donnerten plötzlich drei Kanonenschüsse vom Gasteigberge im Rücken der Bauern, die Reiterei und das Fußvolk des Generals Kriechbaum rückte im Sturmschritt über die unbesetzte Isarbrücke heran, zu gleicher Zeit that die österreichische Besatzung einen Ausfall aus der Stadt, die Reiterei umgab die Bauern, welche zu spät den Verrath erkannten, und sich Schritt für Schritt über die Wiesen nach Sendling zurückzogen. Hier ward jedes Haus, jeder Zaun und Graben, jede Hecke mit Wuth vertheidigt, bis die Bauern erstarrt vor Kälte, ermattet von der Anstrengung und entmuthigt von dem Verrath und umringt von der Menge kein Heil mehr sahen. Da sammelten Gauthier und sein Gastfreund, der Wagnermeister Peter Wieser von Gmund, einen starken Haufen, um den Forstenrieder Forst zu gewinnen; aber Gauthier sank, ehe er ihn erreichte, von einer Kugel getroffen und ward von seinen Treuen in Leutstetten begraben. Indessen dauerte das Morden bei Sendling fort, wo sich die Letzten hinter den Mauern des Kirchhofes zum Kampfe stellten. Da fielen vierunddreißig Zimmerleute aus der Au nebeneinander, da sank der Riesen-Grenadier, der starke Schmied-Balthes von Kochel, nachdem er mit seiner Stachelkeule viele Feinde daniedergeschmettert hatte, neben ihm seine beiden Söhne und sein Vetter, der Zimmermeister Reifenstuel von Gmund, und Viele von Tegernsee, Egern, Lengries und Warngau. Der Todten sollen über fünf-

zehnhundert, der Verwundeten noch mehr gewesen seyn; nur Wenige von diesen retteten sich in der Dunkelheit der Nacht und erzählten den staunenden Enkeln noch von den furchtbaren Mord-Weihnachten. Gegen sechshundert Verwundete brachte man nach München, und ließ sie den Bürgern zum Schrecken in der December-Kälte auf dem Straßen-Pflaster liegen, bis man sie hin und wieder in die Spitäler vertheilte. Der Weinwirth Jäger im Thale, der mit den Bauern einverstanden war, wurde enthauptet und geviertheilt.

Die Nachricht von diesem Schlage wirkte erschütternd auf das Hauptheer der Bauern, welches von Hohenlinden und Ebersberg heranzog; dazu kam eine andere üble Botschaft: Die österreichische Besatzung aus Ingolstadt hatte unvermuthet Kelheim wieder überfallen und genommen, der Anführer Kraus wurde gefangen und geviertheilt, die Uebrigen mußten um den Tod loosen, ihre Weiber und Kinder wurden vertrieben. Auch Vilshofen war von den Oesterreichern genommen. Diesen wichtigen Platz an der Donau wieder zu erobern und dadurch die Verbindung der österreichischen Heere in Ober- und Niederbayern zu hindern, war nun die wichtigste Angelegenheit der Landesvertheidiger. Prielmaier, Zelli und d'Oksfort sollten mit ihren geordneten Schaaren dem Feinde entgegen ziehen; aber sie zauderten, weigerten sich endlich geradezu, während der General Kriechbaum unaufhaltbar auf die Bauern anrückte, welche sich bei Aidenbach im Landgerichte Vilshofen vortheilhaft aufgestellt hatten, hinter sich den Wald, in welchen sie sich bei einem unglücklichen Ausgange flüchten konnten, vor sich den Bach und sumpfigen Boden. Aber ihr Anführer, Johann Hoffmann, beunruhigt durch das Außenbleiben der erwarteten Hülfe von Prielmaier und geschreckt durch den Gedanken an den Tod auf dem Blutgerüste, verlor bei der Annäherung der Oesterreicher plötzlich Muth und Besinnung, und entfloh mit seinen Reitern, ward aber in der Folge doch von den Oesterreichern, von denen er sich hatte nach seiner Flucht anwerben lassen, erkannt und hingerichtet. Die Bauern aber stritten trotz der Flucht ihres feigen Anführers heldenmüthig, wiewohl ohne Glück, bei Aidenbach, 7. Jänner 1706. Tausende kamen um, die Niederlage war größer als bei Sendling, und doch war die Kraft der Landesvertheidiger noch nicht gebrochen, nicht durch die offenen unglücklichen Schlachten, nicht durch die vielen Hinrichtungen. Ganz Bayern schien zur Wüste zu werden. Zu spät erkannten die Bauern den Verrath durch die adeligen Räthe, welche geflissentlich Alles gehemmt und verwirrt hatten; im Zorn wollten sie nach der Niederlage bei München den ganzen verrätherischen Rath niederhauen; aber Plinganser, der von den Adeligen gehaßte und gefürchtete Bauern-Anwalt, besänftigte die Erzürnten und rettete die Adeligen, die endlich erklärten, ihre Verbindung bringe mehr Hinderniß als Vortheil, und es scheine, als wolle Gott durch die gerechte Absicht der einfäl-

tigen Unterthanen allein das Werk ausführen. Aber so geschah es nicht. Von allen Seiten her zogen die fremden Völker an, um den Aufstand zu dämpfen; Verlust folgte auf Verlust; in der oberen Pfalz und im bayerischen Walde, woher der Aufstand sich erhoben, wurde er auch zuerst wieder unterdrückt. Dazu kam, daß der Kaiser endlich öffentlich Verzeihung ankündigte; die wichtigsten Städte wurden verrätherisch an die Kaiserlichen übergeben, die Verbindung der Bauern getrennt; dann rettete sich, wer sich retten konnte. Alles zerstaübte. Plinganser und Meindl, die Letzten auf dem Feld der Ehre, nahmen im Walde bei Wasserburg schmerzlichen Abschied von ihren treuen Gefährten, und flüchteten nach der Schweiz. Bayern blieb nun in der Gewalt Oesterreichs, das noch Einzelne zu schwerer Verantwortung zog und hinrichten ließ. Unter den wichtigsten Männern der Landesvertheidigung wurde Franz Xaver Hirner, Posthalter in Anzing, beinahe auf wunderbare Weise gerettet. Eines Morgens war sein Haus von österreichischen Husaren umringt, die ihn gefangen nach München führen sollten. Vergebens laügnete er und stellte sich krank, endlich befahl er einem seiner Knechte mit bedeutsamen Augenwinken, daß man ihm sein schlechtestes Roß sattle, das mit dem verbundenen Fuß. Der Knecht hatte den Herrn sogleich verstanden, sattelte ihm sein treffliches Rennpferd und verband dessen Fuß. Indessen ließ Hirner den Husaren wacker auftischen, sparte selbst den Wein nicht, tröstete seine Frau und Kinder und ritt mit den Husaren fort. Bei Neufahrn unten am holzbewachsenen Hügel bat er, auf einige Augenblicke eines natürlichen Bedürfnisses wegen absteigen zu dürfen. Man hielt, er besah den Verband seines Rosses, meinte, der wäre gar nicht mehr nöthig, warf den Lappen weg, setzte sich wieder auf und ritt noch einige hundert Schritte. Plötzlich gab er dem treuen Thiere das bekannte Zeichen und hinbrausete das Roß über den Hag hinweg, über Stein und Busch in den Wald hinein und die Husaren schauten ihm verblüfft nach. Hirner flüchtete sich zuerst zu den Kapuzinern nach Erding, bei welchen er gastliche Aufnahme und die schützende Ordenskleidung erhielt; dann als er trotz derselben erkannt wurde, rettete er sich nach Freising. Aber von inniger Sehnsucht nach den Seinigen getrieben, verließ er den sicheren Aufenthaltsort, und kam in unkenntlicher Gestalt, das Gesicht geröthet und Haar und Bart gefärbt und ein Pflaster über dem Auge, als Brod- und Branntweinhändler mit dem Brodsack und Branntweinfäßchen auf dem Rücken in sein Haus, das er auch glücklich wieder verließ und in seinen Zufluchtsort zurückkehrte, bis er nach der Wiedereinsetzung seines Kurfürsten endlich freudig in Anzing einzog. Zum Andenken der wunderbaren Rettung stiftete sein Sohn das Hirnersche Familien-Benefizium in der dortigen Pfarrkirche. Auch Plinganser kehrte in das geliebte Vaterland zurück, als es vom Feinde verlassen war, und übergab dem Kurfürsten eine getreue Schilderung des großen Aufstandes, und rühmte darin die

Vaterlandsliebe der Grafen von Leyden und Paumgarten und sagte, wenn Dieser mit voller Macht an der Spitze des Unternehmens gewesen wäre, hätte das Werk wohl einen guten Ausgang genommen. Weder Plinganser, noch die Verdienste seiner Gefährten wurden gewürdigt; im Jahre 1723 wurde er Kanzler und erster Rath des Reichsstiftes St. Ulrich in Augsburg, wo er mit dem Ruhme eines gerechten und weisen Mannes im Jahre 1738 starb.

Maximilian Joseph (III.), Kurfürst von Bayern.

Am 28. März 1727 wurde dem Kurfürsten und nachmaligen Kaiser Karl VII. der erste Sohn geboren, Maximilian Joseph, der als die Hoffnung seiner Aeltern und Bayerns heranblühte, mit um so größerer Liebe und Sorgfalt gepflegt, da sein jüngerer Bruder wenige Jahre alt starb. Als bald darauf im Jahre 1733 auch Maximilian erkrankte, gelobten die fürstlichen Aeltern als Dankopfer für seine Genesung eine Wallfahrt nach Altötting und eine Statue von Silber in Form und Schwere dem geliebten Kinde gleich, und sie löseten das Gelübde nach seiner glücklichen Genesung.

Die Erziehung des talentvollen, edelsinnigen Prinzen wurde nach damaliger Sitte den Jesuiten anvertraut, welche der Beichtvater der Kurfürstin, Stadler, beinahe ganz allein leitete und überwachte. Statt aber den aufstrebenden Jüngling in seinem Drange nach Wissenschaft und geistiger Ausbildung zu unterstützen und zu fördern, suchte ihn Stadler vielmehr durch kleinliche Beschäftigung davon abzuziehen und zu zerstreuen und jenen angebornen Trieb sogar durch Gewissenszwang zu unterdrücken, indem er sagte: „Man müsse sich das Zeitliche nicht zu sehr angelegen seyn lassen, denn wer viel wisse, der habe auch viel zu verantworten.“

Diese Worte blieben tief in der reinen nach Licht und Weisheit durftenden Seele des Prinzen und enthüllten die Plane der Jesuiten deutlich. Der Kurfürst suchte darauf einen weltlich gebildeten Mann, der fern von mönchischer Einseitigkeit seinen fähigen Sohn unterrichten könnte, Ickstatt wurde von Würzburg gerufen, und dieser wirkte mehr durch seinen persönlichen belehrenden Umgang, als durch eigentlichen Unterricht erfolgreich auf das empfängliche Gemüth Maximilians, daß sich sein Geist ganz der Wahrheit und Wissenschaft erschloß und sein Herz von Liebe für Bayern erglühte. So wuchs der fürstliche Jüngling unter schönen Hoffnungen empor, da kam der Krieg um das Erbe von Oesterreich, welches sein Vater mit vollem Rechte

gemäß der Familien-Verträge ansprach. Anfangs schien der Sieg zu winken, schon war Oberösterreich und Böhmen gewonnen, die Kaiserkrone erlangt, als das Unglück hereinbrach, alles Gewonnene bis auf die glanzlose unbeneidete Kaiserkrone wieder verloren ging, selbst Bayern in Oesterreichs Gewalt gerieth und unter den traurigsten Vorbedeutungen übernahm Maximilian, erst für volljährig erklärt nach dem frühen Tode seines Vaters 1745 die Regierung. Der Feind war nahe, die Hülfe fern, Frankreichs Unterstützung bisher zweideutig, daß durch sie mehr verloren als gewonnen war, das Land von Freundes und Feindes Schaaren hart mitgenommen, die Schatzkammern geleert und kein schlagfertiges muthiges Herr bereit, die schon wieder siegreich hervordringenden Oesterreicher zurückzudrängen: da gedachte Maximilian der letzten Ermahnungen und des Schicksals seines Vaters, und versöhnte sich mit Oesterreich, indem er seine rechtmäßigen Ansprüche auf dieses Reich aufgab und sich mit seinem Bayern begnügte, dem er von nun an seine ganze Liebe und Sorge zuwendete.

Sein Herz erschrack, als er den Zustand seines Volkes erforschte, denn seit mehr als hundert Jahren hatten Kriege und üble Wirthschaft den Reichthum desselben aufgezehrt, Schulden angehaüft, Unwissenheit und Rohheit verbreitet; an die Stelle der reinen Christus-Religion war Aberglauben gekommen und die Wissenschaft lag in Nacht begraben. So war es begreiflich, daß Bayern seit dieser langen Zeit ohne irgend einen bedeutenden Mann unter den deutschen Stämmen dastand. Das erkannte Max und wollte helfen, Licht und Erkenntniß und dadurch geistige Thätigkeit, Muth, Reichthum und Glück verbreiten, damit sein Bayern wieder ehrenvoll unter den Deutschen zählte. Er wollte bessern, erheben und vergüten, was von seinen Vorgängern verwahrlost und vernachlässigt war. Aber wie sollte dieses schnell bewirkt, wie das Land zuerst von den drückenden Schulden befreit werden? Und der junge Kurfürst war schon entschlossen, als Privatmann einige Jahre in einem fremden Lande zu leben, um die Ausgaben für den Hofhalt zu ersparen und alle Einkünfte zum Wohle Bayerns zu verwenden. Nur die Sorge, die ganze Regierung indessen den Beamten anvertrauen zu müssen und sein geliebtes Volk aus der Ferne weder mit schnellem Rath noch mit That unterstützen zu können, hielt ihn von dem gefaßten Entschlusse ab, er blieb, ordnete aber seinen Hofhaushalt streng, daß alljährlich eine bedeutende Summe der Schuldenlast getilgt würde, vermählte sich 1747 mit Maria Anna Sophia, der Tochter des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August III., und begann darauf sein Walten über Bayern in Ernst und Liebe und dem festen Vorsatze, Alles zur Erhebung desselben zu thun.

Er begann mit der Universität Ingolstadt, der ehemals hochberühmten Schule, jetzt dem Tummelplatze gelehrter Unwissenheit, wo die Jesuiten sich und nur immer sich vorlasen und von Anderen in keiner Wissenschaft lernen

wollten, indem sie unter dem Vorwande der Religion jede Schrift aus Norddeutschland fern hielten und unterdrückten, als ob in Naturlehre und Naturgeschichte, in Sternkunde, Größenlehre und Arzneikunde der katholische Glaube gefährdet würde. Die Jugend zu unterrichten, welche einst im Staats- und Kirchendienste auf das Volk wirken sollte, war sein ernstes Bestreben, und von nun an durfte auch nach den Lehrbüchern der sogenannten Ketzer gelehrt werden; allmählig wurden die Trinkgelage seltener und Ordnung und Sittlichkeit kehrten zurück. Dann richtete Maximilian sein Auge auf die Verbesserung der Gerechtigkeits-Pflege, und ließ durch Kreitmayr ein neues Gesetzbuch verfassen, auch wurde eine Kriegsschule errichtet und immer mehr verbessert, das Kriegswesen vervollkommnet.

Im Jahre 1759 an seinem Geburtstage unterzeichnete er die Stiftungsurkunde der Akademie der Wissenschaften, deren Beschützer er heißen wollte und in der That gegen alle Angriffe war. Damit begann recht eigentlich die Erhebung des geistig verkümmerten bayerischen Volkes, als die würdigsten Männer des Adels und der Geistlichkeit sich an die Spitze jenes Vereines stellten, der die Bildung der deutschen Sprache, die Pflege der vaterländischen Geschichte und der Naturwissenschaft und die freie Forschung in der Philosophie zu seinem Ziele nahm und es ungeirrt durch die Verlaümdungen und Verketzerungen der Gegner unverrückt im Auge behielt. Der Kurfürst selbst begünstigte die Forschung in der Geschichte und sprach öffentlich aus: „Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe!" Das bayerische Volk sollte die Vorzeit kennen lernen und erfahren, wer seine Ahnen gewesen, damit die Enkel sich ein Beispiel dessen nehmen könnten, was sie nachzuahmen oder zu meiden hätten. Außer Lori waren der edle Dominik von Linbrun, Münz- und Bergrath, der Sohn eines Landgerichtsschreibers von Viechtach im bayerischen Walde, die Grafen von Haimhausen und Baumgarten, die Freiherren von Leyden und Kreitmayr die vorzüglichsten Förderer des Vereines, in welchem bald auch Osterwald, Kennedi und Pfeffel und Braun glänzten. Der Kurfürst selbst ermunterte jede freie Forschung und es begann jene Zeit, da die Geister in Bayern sich wieder fühlen lernten und den deutschen Nachbarn zeigten, daß es ihnen nicht an innerer Kraft, sondern nur an Gelegenheit zur Auszeichnung gefehlt habe. Damals war es, wie Westenrieder mit Begeisterung sagt, eine Schande, Dümmlingen sich anzuschließen; Maximilian las selbst die wichtigsten Druckschriften und seine stets gesunde und geraüschlose Entscheidung ermunterte den muthigen freisinnigen Schriftsteller und verscheuchte die finsteren. Damals begann für die Literatur in Bayern eine goldene Zeit, und unter Begünstigung der Bücher-Censur erschienen und wurden Schriften verbreitet, welche das Volk aufklärten und im Auslande die gebührende Achtung erwarben. Es wurden nicht unfruchtbare eitle Untersuchungen gepflegt, sondern was das Volk wahrhaft belehren und dadurch bessern konnte,

und der Kurfürst selbst mahnte und drängte zu immer tieferen Forschungen. Nacheinander erschienen die bayerischen Denkmale, geschichtliche, naturgeschichtliche und landwirthschaftliche und andere belehrende Abhandlungen, bayerische Sammlungen zum Nutzen und Vergnügen; die Mitglieder der Akademie gaben öffentliche Vorlesungen über Naturlehre, Himmelskunde, Experimental-Physik, Chemie und Naturgeschichte, und ihre eigene Begeisterung für diese Gegenstände begeisterte auch Andere. Sie thaten es der Ehre wegen zum Nutzen und Ruhme des Vaterlandes, und die der Anstalt zugewiesenen fünftausend Gulden jährlich aus dem Einkommen des Kalender- und Spielkarten-Stempels wurden meistens nur zur Vermehrung der Sammlungen der Akademie verwendet.

Dieses neue Leben war den Jesuiten und Allen, welche das Alte in träger Gewohnheit lieben und das Licht scheuen, verhaßt, weil sie selbst nichts lernen und den Geist in ewige enggezogene Schranken festbannen wollten. Sie schrieen über die Neuerungen, als sey die Religion in Gefahr, und der Pöbel aller Stände schloß sich ihnen an. Man verlaümdete und verketzerte, und die stillen und offenen Verfolgungen waren so groß, daß man wirklich den Muth und die Vaterlandsliebe der Männer bewundern muß, die dessen ohngeachtet auf der betretenen Bahn fortfuhren. Und darin zeigte sich der Kurfürst groß, daß er das freie Wort gewährte und bald erschien die Unwissenheit in ihrer ganzen häßlichen Gestalt, und immer Mehrere wendeten sich dem Lichte der Wahrheit zu. Nur den Mißbrauch des freien Wortes ahndete er. Als der Franziskaner Leo Rauch auf der Kanzel, von der man nur die beseligende Christuslehre hören sollte, über ein Buch predigte, das von der Freiheit zu denken handelte, da doch der Mensch vielmehr seine Vernunft unter den Glauben sollte gefangen geben, und er im maßlosen Zorne auf die Akademie losdonnerte und den unvermeidlichen Untergang Bayerns und die ewige Verdammniß den Neuerern verkündete, ward ihm die Erlaubniß zu predigen genommen.

Auf mancherlei Weise suchte man dem Kurfürsten die edelsten Männer zu verdächtigen, schon glaubte man ihn endlich für das Alte wieder gewonnen, und es übergab ihm Jemand ein Verzeichniß der sogenannten Freigeister, der Männer, welche dem Staate den Umsturz bereiteten. Max stand am Kamine, er nahm das Verzeichniß, las, staunte und sagte dann, indem er das Papier in's Feuer warf: „Wie, ich sollte meine wackersten Männer entfernen, um Ochsen desto gemächlicher zu füttern?“ Mit diesen Worten wendete er dem beschämten Verlaümder den Rücken und blieb in der Förderung des Lichtes und der Wahrheit fort und fort gleich. Denn er gehörte zu jenen seltenen Fürsten, welche nicht bloß gut beginnen, sondern auch fortfahren, zu jenen, die das Gute nicht bloß aus innerer Ueberzeugung thun, sondern sich auch durch das Geschrei des hohen und niederen Pöbels nicht irren lassen in der Ausführung dessen, was sie dem Wohle ihres Vol-

kes als zuträglich erkannt haben. Er förderte die gute Sache nicht deßwegen, weil man sie ihm empfohlen, sondern weil er sich von ihrer Nothwendigkeit selbst überzeugt und vorher wohl erwogen hatte, was sich dagegen sagen ließe. Darum lächelte er zuweilen heiter über die Einfälle, womit man sein Werk untergraben wollte, zuweilen aber ahndete er streng die Angriffe der Bosheit auf das Wirken redlicher Männer. Der Jesuit J. B. Seidel in Landshut, welcher in einem Singspiele „das alte und neue Bayern" den Untergang Bayerns bei der fortdauernden Aufklärung weissagte, mußte von den Jesuiten selbst aus dem Lande entfernt werden.

Indessen dauerten die Kämpfe gegen das Neue doch fort, die Jesuiten eiferten gegen die deutsche Sprache, die sie weder verstanden noch lernen wollten; Weitenauer ließ seine Zweifel über die vaterländische Sprache erscheinen, die jedoch sogleich mit schlagender Trefflichkeit widerlegt wurden. Darauf ließen die Jesuiten durch ihre Schüler ein Schauspiel aufführen: „Der Bücherbrand zu Ephesus," worin der Teufel selbst als Verleger der neuen Bücher erschien. Aber man lachte nur über ihren unglücklichen Witz und die neuen Schriften gingen von Hand in Hand und immer mehr zeigte sich, daß die Jesuiten nicht die Bildner der deutschen Jugend seyn wollten und konnten. Las doch der sonst redliche und tüchtige Mederer in Ingolstadt, der gelehrte Forscher in den bayerischen Geschichten und Geschichtschreiber der Landes-Universität eine lateinische Lobrede auf die Verordnung, daß fortan auch der deutschen Sprache eben so viele Sorgfalt solle gewidmet werden als der lateinischen und griechischen. Das klang denn freilich wie bitterer Hohn.

Während durch die Akademie die Wissenschaften gepflegt wurden, bildeten sich in Altötting eine andere, die später nach Burghausen kam, zur Förderung der Landwirthschaft, des guten Geschmacks und der Sitten, an deren Spitze sich der Graf Morawitzki und der Freiherr von Hartmann stellten, und welche in gediegenen Schriften die Belehrung des Bauern- und Bürgerstandes förderten, indeß auch die Regierung nicht bloß ihre öffentlichen Beschlüsse und Befehle, sondern zugleich Belehrung in jener Hinsicht ergehen ließ, und es wuchs so mit der Lernbegierde auch die Kenntniß des Volkes. Dann erhob sich der Kampf gegen die Mißbraüche im Kirchenwesen, und das Amortisationsgesetz hemmte im Jahre 1762 mit einem Male die ungemessenen Gelderwerbungen der Klöster, da von jener Zeit an jeder Aufzunehmende nicht mehr als höchstens zwei tausend Gulden in das Kloster bringen durfte, während früher oft der größte Theil des Familien-Vermögens gefordert und durch allerlei Künste erpreßt wurde. Auch wollte der Kurfürst, daß in jeder Stadt nur ein Kloster von solchen Orden seyn sollte, die von der Milde und dem Almosen der Bürger lebten, und trachtete überhaupt, die Zahl der Mönche zu beschränken. Erregten schon diese Anordnungen Mißvergnügen und Widerspruch, als werde dadurch der geistliche Stand gekränkt, so wurde die Aufregung unter diesem noch größer, als Peter von

Osterwald unter dem Namen Veremund von Lochstein seine Gründe sowohl für als gegen die geistliche Immunität in weltlichen Dingen (die Steuerfreiheit der geistlichen Güter und die Eingriffe der Geistlichen in die weltlichen Regierungs-Angelegenheiten) schrieb und mit großer Klarheit aus der Geschichte und Vernunft bewies, daß jene Immunität widerrechtlich errungen und behauptet worden sey. Osterwald war 1718 zu Weilburg im Nassauischen geboren, 1732 katholisch geworden und 1740 in den Benediktiner-Orden getreten, richtete aber als ein wahrer und gebildeter Christ seinen Eifer nicht auf die Verfolgung und Anfeindung der Protestanten, seiner ehemaligen Glaubensgenossen, sondern auf die Erforschung der Wahrheit in Kirchendingen und auf die Förderung ächter Aufklärung, und wurde deßwegen von allen Edlen, insbesondere von Maximilian geehrt. Je mehr jenes Buch Anlaß zum Denken und Prüfen gab und die Rechte der weltlichen Fürsten sicher stellte, um so mehr wurde es von den Geistlichen getadelt und verfolgt, und der Fürstbischof von Freising und Regensburg verwarf das Buch unter dem Bannfluch und ließ das Schreiben darüber an allen Kirchenthüren seines Sprengels anheften. Maximilian aber ließ nicht nur den Hirtenbrief in seinen Landen abnehmen, sondern das Buch auch noch in einer eigenen Schrift rechtfertigen.

Darauf schrieb Ickstatt seine Vertheidigung gegen den Mißbrauch der Einsegnung der Ehen ohne Wissen und Einwilligung der weltlichen Obrigkeit, und da bisher die Geistlichen häufig auch die Eheverträge ganz allein besorgten, und alljährlich 150,000 Gulden von bayerischen Unterthanen an die auswärtigen bischöflichen Consistorien für Ehe- und Verlöbniß-Streitigkeiten und Dispensationen bezahlt wurden: so erließ der Kurfürst im Jahre 1769 das berühmte Sponsalien-Mandat, daß künftig alle Ehesachen die weltliche Obrigkeit entscheiden und kein Geistlicher der Vollzieher eines Testamentes seyn solle. Auch gestattete er den Protestanten unter seinem Schutze die freie Religionsübung in München. Von allen Seiten begann so der Kampf gegen verjährte Mißbraüche, gegen Aberglauben und Dummheit; mehrere Zeitschriften verbreiteten unter dem Volke über dessen wichtigste Angelegenheiten Licht und Belehrung und bildeten zugleich den Geschmack, und vergebens vertheilten gegen solche Schriften die Jesuiten ihr goldenes Almosen, geistliche Betrachtungen und andächtige Seufzer, sie fanden damit wenig Eingang mehr, weil sie weder Geist noch Herz ansprachen.

Von ersprießlichen Folgen war es auch, daß Maximilian in den geistlichen Rath Weltliche aufnahm, damit durch diese die Rechte des Fürsten und Volkes gegen den geistlichen Stand gesichert würden, und der Graf von Spreti, von Steeb, Kollmann und Aichberger machten sich um den Fürsten und das Vaterland verdient, indem sie mit Muth und Einsicht gegen die geistlichen Anmaßungen wirkten. Es mußten die Einkünfte der Pfarreien und Klöster und die Rechnungen hierüber, die Zu- und Abnahme des kirchlichen

Vermögens, der Bruderschaften und geistlichen Bündnisse genau angegeben werden, und so erfuhr man, daß in einigen Klöstern das Mark des Landes in ungeheueren Reichthümern aufgespeichert, in anderen dagegen durch ein üppiges Leben verschwendet und sogar Schulden aufgehaüft wurden. Damals erschien das Buch eines Weltgeistlichen, das die alten Kirchenbeschlüsse anführte, gemäß denen die Mönche nicht die Seelsorge auf den Pfarreien übernehmen durften. Damals wurden von der kurfürstlichen Censur verboten: Bellarmin von der Macht des Papstes, Busenbaums Moraltheologie, Anselm Molitors von der gesetzgebenden, zwingenden und erklärenden Macht der Kirche, durch welche Schriften die päpstliche und geistliche Herrschaft als die erste auf der Welt sollte bewiesen und gestützt werden. Wie weit diese geistliche Macht ihre ursprüngliche Bestimmung — das Evangelium zu lehren — vergessen hatte, zeigte sich gerade damals um so deutlicher, als man ihr Thun beobachten und an's Licht ziehen durfte. In den Klöstern hielt man heimliches Gericht, hatte Kerker, Folter und Schwert innerhalb der verschwiegenen Mauern; die Franziskaner in München übten im Nonnenkloster auf dem Anger den Blutbann, und eine Nonne büßte wegen geringer Vergehen bereits volle sechs Jahre in einer düsteren Höhle, als ein Kaminkehrer ihre klägliche Stimme vernahm, sogleich davon die Anzeige machte, worauf plötzlich Regierungs-Abgeordnete in dem Kloster erschienen und nach der Unglücklichen forschten, deren Aufenthalt aber die Nonnen nicht entdeckten. Endlich fand man sie in einem finsteren Loche, verschmachtend im stinkenden Dunste, gekrümmt und halb verfault bei lebendigem Leibe. Maximilian ließ die Arme befreien und pflegen, vernichtete für immer die geistliche Gerichtsbarkeit und ließ ihre Gefängnisse zerstören.

Damals beschränkte er auch jene ganz eigene Art des Erwerbes, jenes Haschen der Geistlichen nach bezahlten Messen, denn da in manchen Klöstern so viele Messen bezahlt wurden, daß die Mönche sie einzeln in vielen Jahren nicht lesen konnten, so mußte oft eine Messe für zwölf gelten, indem man die Namen der Wohlthäter miteinander verband, oder man schickte Geld nach Italien, wo bei der Ueberzahl der Geistlichen eine Messe wohlfeiler als in Deutschland gelesen wurde. Sobald dieses bekannt wurde, verbot der Kurfürst streng solch unwürdigen Handel mit Dem, was dem Volke heilig war, und er beschränkte die Zahl der Mitglieder solcher Orden, die bloß von den Sammlungen der Laien lebten. Mit strengem Ernste handhabte er die Schirmgewalt und Oberaufsicht über das Kirchenwesen und gebot den Klöstern in Bayern, ihre Verbindung mit den auswärtigen Klöstern aufzugeben, worüber besonders die Jesuiten große aber vergebliche Klagen erhoben. Das Gebot blieb, doch die List fand Mittel genug, es zu umgehen.

Aber durch alle Befehle und Gesetze und durch die belehrendsten Schriften konnte die Herrschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens nicht leicht mehr bei den Alten verdrängt werden, erst das neue Geschlecht konnte

allmählig die Frucht der Aufklärung genießen, wenn es selbst gebildet würde, und deßwegen sorgte Maximilian mit fürstlicher Milde für die Erziehung der Jugend durch deutsche Schulen, die er auf zweckmäßige Weise in den Städten und zum Theil auf dem Lande errichtete. Das war der Anfang der Volksbildung, und Maximilian III. war der erste von Bayerns Fürsten, welcher Anstalten zur Erziehung des Bürgers traf, und er zeigte wenigstens den Weg, auf welchem das Volk zur Kenntniß und Besserung gelangen konnte. Er selbst gab aus seiner Privatkasse bedeutende Summen für diese Schulen, ließ an die fleißigsten Kinder zur Aufmunterung Preise vertheilen und eigene Silbermünzen zu diesem Zwecke prägen. Er unterstützte und ehrte die Männer, durch welche die bürgerlichen Gewerbe gefördert wurden, Mechaniker, Metallarbeiter und andere.

Leider entging auch er, der das Beste seines Volkes wollte, dem Truge der Schmeichelei nicht. In den Jahren 1770 und 1771 hatten Mißwachs, Habsucht und Wucher eine große Theuerung verursacht und das arme Volk litt ungemein. Der Kurfürst hörte wohl im Allgemeinen von den harten Zeiten, sah selbst, wie man sich an den Bäckerläden um Brod schlug, erhielt aber auf seine Nachfrage über den Zustand der Dinge jedesmal die Versicherung, bereits sey dem Mangel abgeholfen, und unter dem Vorwande, man dürfe sein weiches Herz nicht beschweren, verhehlte man ihm die drückende Noth. Als er aber an einem Sonntage aus der Herzog-Spitalkirche in die Burg zurückkehrte, umgab den Wagen ein Haufen hungriger Leute und schrie mit erhobenen Händen: „Hülfe, gnädigster Herr! Brod! Brod! Wir müssen Hungers sterben!“ Da erkannte er die ganze Wahrheit und bewegt rief er: „Meine Kinder! beruhigt euch, ihr sollt Brod haben, ich will für euch sorgen.“ Er gab ihnen Geld und befahl dann, die Getreidekästen zu öffnen; aber da war kein Getreide aufgespeichert, kein Geld in den Kassen. Wie erschrack er! Dem Volke muß geholfen werden! rief er in schmerzlicher Bewegung. Ich will mit Freuden das Meine hingeben, nur das Elend meines Volkes kann ich nicht sehen. Und sogleich nahm er 700,000 Gulden in Holland auf, um dafür Getreide anzukaufen. Er schickte den Kaufmann Sabbadini deßwegen nach Italien und bald wurde der allgemeinen Noth gesteuert, viel Getreides den Armen unentgeltlich vertheilt, viel Wild auf seinen Befehl in den fürstlichen Forsten geschossen und das Pfund Fleisch um drei Kreuzer an die Armen gegeben. Er ließ zum Kartoffelbau ermuntern, der besonders in der obern Pfalz bald eine Hauptquelle der Nahrung wurde, seitdem er von dem Stadtpfarrer Johann Heinrich Werner zu Amberg um das Jahr 1716 eingeführt war.

Des Kurfürsten Seele blieb lange Zeit von schweren Sorgen gedrückt, denn er erkannte, daß des Herren Auge nie schlummern und er nie den Dienern allein die Sorge für das Volk anvertrauen dürfe. Um künftigen

Unfällen dieser Art vorzubeugen, ließ er mehrere Getreide-Niederlagen errichten und sie von Zeit zu Zeit streng untersuchen, um sie immer gefüllt zu erhalten; er belegte die fremden unnöthigen Erzeugnisse mit hohen Zöllen, um die inländischen Gewerbe zu fördern und der unmäßigen Kleiderpracht zu steuern, und er wollte, daß besonders das Landvolk sich in heimische Zeuge kleide. Die Straßen- und Wasserbauten wurden unter ihm trefflich unterhalten, der Handel gehoben; er ermunterte und förderte die Bienenzucht und den Hopfenbau, befreite das Volk von manchem Drucke und untersagte den Gerichtsdienern und Schergen das bisher übliche Sammeln und Betteln; er minderte die schädliche Verwüstung durch das Wild durch strenge Vorschriften und sein eigenes Beispiel, obgleich er ein großer Jagdfreund war.

Durch den Papst Clemens XIV. bewirkte er, daß mehrere Feiertage in Bayern abgeschafft und die Arbeit an denselben erlaubt wurde; auf des Papstes Erlaubniß forderte er den Zehnten von den geistlichen Gütern, um den übrigen Unterthanen die drückende Last der Abgaben zu erleichtern. Von seiner Milde und Gesinnung zeugen seine Handlungen und Reden. Als er im Jahre 1759 von einer Wallfahrt, die er nach Prag unternommen, zurückkehrte, sagte er in Amberg zu den höheren Beamten: „Verwaltet die Gerechtigkeit unbescholten nach den Gesetzen, aber hütet euch, daß es nicht heiße: das größte Recht das größte Unrecht. Man muß auch billig seyn!“ Zu den Rentmeistern: „Seyd im Einbringen der Renten gewissenhaft und nicht zu hart, treu in der Verrechnung und schonet der Armuth.“ Zu den Frauen: „Bildet mir die Jugend für die Kirche und das Vaterland, damit ich fromme und getreue Unterthanen erhalte. Ein mittelmäßiger Kopf ist mir lieber als ein außerordentliches Talent mit einem bösen Herzen.“ Zu den Offizieren: „Ihr seyd meiner Unthanen Schild, der darf sie aber nicht drücken, viel weniger erdrücken, Bürger und Krieger müssen zusammenwirken!“ Zu dem Adel: „Liebet euere Unterthanen wie euere Kinder und mich als eueren Vater. Ich bin euch Allen Vater und wünsche Jedem zu helfen, wo ich kann.“ Zu dem Magistrate: „Die Magistrate sind der Bürger wegen da, sorget also für Handel, Gewerbe und Wohlfahrt meiner Hauptstadt Amberg. Hierin wird euch meine Regierung die Hand bieten und euch in billigen und nützlichen Dingen unterstützen und ich werde das Möglichste thun. Grüßet mir die Bürger von Amberg und danket ihnen in meinem Namen für die mir bewiesene Liebe.“ Zu den Geistlichen: „Religion und die ihr dienende Geistlichkeit sind eine Hauptstütze meines Thrones, ich empfehle euch also Religion, Gelehrsamkeit und ein euerem Stande würdiges Betragen, ich empfehle euch mein Volk, den Jesuiten aber besonders die Erziehung der Jugend. Wir Alle müssen zusammen wirken, um Gottes Ehre und des Landes Wohl zu fördern.“

Sein Geschäft und Gespräch am Morgen und Abend betraf dieses Wohl. Er wohnte den Berathungen der Minister bei, überlegte jeden Vortrag und entschied nach sorgfältiger Abwägung der einzelnen Punkte. Sehr oft hielt er des Nachmittags in seinem Gemache mit wenigen Vertrauten geheime Unterredungen, zu welchen er immer den biederen Kreitmayr beizog, auch las er die ausgefertigten Schriften wieder, und als man ihm einst einen Beschluß zur Unterschrift vorlegte, der von seiner gefaßten Entschließung abwich, donnerte er dem Minister zu: „Wer ist Herr, ich oder du? Ein Federzug von mir erhob dich zum Minister und ein Federzug nimmt dir diese Würde. Binnen einer Stunde bring mir die Ausfertigung nach meinem Befehle oder du bist in der nächsten nicht mehr Minister.“ Dem Uebermuthe und der Anmaßung alter Vorrechte des Adels trat er kräftig entgegen. Als einer der kurfürstlichen Räthe zu einer Untersuchung auf das Land abgesendet, von einem Gutsherrn so schmachvoll behandelt wurde, daß er auf dessen Befehl zwölf Stockstreiche erhielt, rief der Kurfürst, als er es erfuhr: „So gebe der Graf dem Geschlagenen Schmerzengeld, tausend Gulden für jeden Streich!“ Und der Graf, bisher einer der Lieblinge Maximilians, gehorchte erschreckt. Kein Dürftiger ging von dem Kurfürsten ohne Unterstützung oder wenigstens ohne liebevollen Trost. Von jeder Bitte oder Beschwerde suchte er sich volle Gewißheit zu verschaffen, er verurtheilte Niemanden auf einseitige Angaben, sondern hörte beide Theile. So sagte er einst zu einem Manne: „Ich höre über dich ganz widersprechende Meinungen, die Einen erheben dich, die Anderen setzen dich in die Hölle. Ich wähle den Mittelweg, arbeite, sey rechtschaffen und verlaß dich übrigens auf mich.“ Gering besoldete Diener unterstützte er freigebig, die armen Studenten erhielten wöchentlich 376 Brodlaibe, und täglich ließ er am Hofe 26 Arme mit guter Kost sättigen. Er war ein Freund der Musik, und darin schon früh so gut unterrichtet, daß er außer anderen Instrumenten das Violoncell meisterhaft spielte und mehrere Litaneien in Musik setzte. Zur Erholung beschäftigte er sich zuweilen mit Drehen, das er eigens von dem bürgerlichen Drexlermeister Willenbacher erlernt hatte. Er schätzte und belohnte Künste und Künstler, unter ihm entstand in München eine Zeichnungs-, Maler- und Bildhauer-Schule, auch gewährte er ausgezeichneten Handwerkern die Mittel zur weiteren Ausbildung und neuen Versuchen.

Von den wichtigsten Folgen für Bayern war die Aufhebung des Jesuiten-Ordens, und Maximilian war einer der ersten Fürsten, der dieselbe in seinem Lande vollzog, da er schon längst eingesehen hatte, daß sie seinem Volke kein Heil gebracht, und bisher im beständigen Kampfe gegen seinen offen ausgesprochenen Willen zur Förderung des geistigen Fortschrittes gewesen. Die Mitglieder des Ordens erhielten einen Ruhegehalt, Andere Pfarreien, Einige wurden als Lehrer beibehalten. Ihre Gebaüde und bis-

herigen Einkünfte bestimmte er zur bleibenden Quelle des Schul- und Erziehungswesens, ließ zu diesem Zwecke ihre Güter verpachten und übergab die Verwaltung des so gewonnenen Vermögens für die Schulen einer eigenen Anstalt, die Bulle des Papstes über die Aufhebung des mächtigen Ordens wurde sogleich in's Deutsche übertragen und das Volk mit der Nothwendigkeit dieser wichtigen Maßregel bekannt gemacht. Erst mit dem Falle dieses Ordens schien wirklich die deutsche nationale Bildung sich zu erheben und zu befestigen, und allmählig lernte man einsehen, wie tief der römische Geist sich durch alle Verhältnisse verbreitet habe. Die Stellen der Jesuiten wurden bald ersetzt und nun auch Weltliche zu Lehrern ernannt, und der Kurfürst wiederholte oft: „Es ist mein Wille, daß die Erziehung mit der möglichsten Sorgfalt gefördert werde." Mit Unwillen vernahm er daher die Hemmnisse, die kleinlichen Zwistigkeiten zwischen den gebliebenen Jesuiten und den Weltgeistlichen oder weltlichen Lehrern, wodurch seine gute Absicht vereitelt wurde; doch ließ er sich weder durch die Zänkereien der Gelehrten, noch durch die Vorspiegelungen eines falschen Religionseifers, als gerathe die katholische Religion in Verfall, noch durch die Dreistigkeit, mit der man seiner edlen Absicht Fallstricke legte und sie zum Schlimmen wenden wollte, von seinem schönen Vorhaben abbringen, und fort und fort blieb Aufklärung, Bildung und seines Volkes Wohl sein Ziel.

Auf seinen Befehl ward der allgemeine Volksgesang in den Kirchen eingeführt und dadurch der Geist gewiß mehr zur Andacht erhoben als durch das mechanische Hersagen des Rosenkranzes. Dabei war und blieb aber M a x i m i l i a n ein eifriger Katholik, der die kirchlichen Vorschriften und Gebraüche gewissenhaft beobachtete, streng gegen sich und duldsam gegen Andere wußte er das Wesen des Christenthums von den aüßeren Formen wohl zu unterscheiden. Die schönsten Früchte trug die Prediger-Anstalt, welche von einigen Priestern und Vaterlandsfreunden in der Absicht gegründet und von ihm bestätigt und beschützt wurde, um wahre christliche Prediger zu bilden, welche in deutscher Sprache dem Volke die Lehren des Christenthums vortrugen und fern von allen leidenschaftlichen Ausfällen auf die anderen christlichen Bekenntnisse oder die Anordnungen der Regierung Liebe und Duldung lehren und sich durch würdevolles Betragen auszeichnen sollten. Um den Wetteifer auch darin zu wecken und zu erhalten, wurden die besten der eingesandten Predigten mit goldenen und silbernen Preis-Münzen gekrönt und zur Ehre der Verfasser und zur Belehrung durch den Druck bekannt gemacht; die Anstalt gedieh zum Frommen des Volkes immer mehr. So förderte der Kurfürst jedes edle Streben und er hinterließ, da nur die Zeit allmählig und Gottes Segen alles Gute reift, seinen Nachfolgern wenigstens eine herrliche Saat, die bei fortgesetzter Pflege zum Ruhm und Wohle Bayerns gedeihen konnte.

Der Tadel, der den guten Fürsten traf, galt vorzüglich seiner leidenschaftlichen Liebe für die Jagd, die Erbsünde seiner Väter, seinem Eifer für das Lotto, welches er in Bayern begünstigte, und seinem Aufwande für die italienische Oper und die französische Komödie, für welche er in der Residenz einen großen Saal hatte einrichten lassen, wo im Jahre 1750 durch Fahrlässigkeit Feuer ausbrach, das einen großen Theil des Schlosses zerstörte. Trotz allen Fortschritten der inneren Aufklärung geriethen die Finanzen in einen immer schlechteren Zustand, der Landmann seufzte noch unter schwerem Drucke, noch fehlte die Kraft und das Ansehen nach Außen.

Maximilian erfreute sich einer kräftigen ungeschwächten Gesundheit, er war bisher von den gefährlichen Blattern verschont geblieben. Als er aber erfuhr, eine Kammerfrau am Hofe sey daran im December 1777 erkrankt, vermochte er ein banges Gefühl darüber nicht zu unterdrücken. Die Jagd zerstreute ihn nicht, er fühlte sich unwohl, bald zeigte sich ein rother Ausschlag, und der Leibarzt Sänftl, welcher alle andern Aerzte fern hielt, erkannte darin die Masern, obgleich schon alle verständigen Aerzte den Ausbruch der Blattern befürchteten, welche gerade damals allgemein herrschten. Aber Sänftl sprach zur Kurfürstin: „Gnädigste Frau, ich mache mein Kompliment. Das Kind können wir jetzt taufen, es sind Kindsfleck. 's wird Alles gut gehen.“ Durch seine maßlose Anmaßung wußte er das Vertrauen Maximilians zu gewinnen und er blieb der einzige Arzt zur Behandlung der Krankheit, die bei seiner Ungeschicklichkeit und seinem rohen Aberglauben immer gefährlicher wurde. Statt den Körper zu reinigen, da der Kurfürst über Beängstigung, Schmerz und Brand im Unterleibe klagte, gab er dem Kranken ein Gläschen Wein zur Ehre des heiligen Johannes zu trinken. Zu spät wurde ein Klystier gegeben. Maximilian fühlte den Tod nahen, er sagte es seiner Gemahlin, seinen vertrautesten Räthen, nur Sänftl tröstete mit baldiger Genesung. Dem erlauchten Kranken wurden die letzten Heilmittel der Religion gereicht, selbst der Priester erkannte die nahe Auflösung und machte dem Arzte Vorwürfe, worauf dieser jedoch erwiderte: „Hab' ich dem Kurfürsten doch erst vor ein Paar Stunden ein kleines Muttergottes-Bildlein eingegeben und er hat es ganz gut hinabgebracht.“ Sobald die Gefahr nicht länger zu verheimlichen war, und das Volk dieselbe erfuhr, das seinen Fürsten innig liebte, griff es in seiner glaübigen Andacht zu den letzten Mitteln: man trug die Statue des heiligen Benno, des Landes-Patrones, im feierlichen Zuge umher, brachte zuerst dessen Stab, dann das Marienbild aus dem Herzog-Spitale zu dem sterbenden Fürsten auf dessen eigenes Verlangen, damit ihn Gott noch wie durch ein Wunder rette, da ihn der Aberglaube und die Unwissenheit seines Arztes opferte, und hier konnte man recht deutlich erkennen, welche Uebel diese seyen, und der edelsinnige Maximilian, welcher sein Leben lang gegen Aberglauben und Vorurtheile, gegen Dummheit und Anmaßung gekämpft

und sie aus so manchem Gebiete entfernt hatte, unterlag zuletzt noch ihrer Gewalt. Er starb den 30. December 1777, der Letzte und wohl auch der Beste des Geschlechtes des großen Kaisers Ludwig des Bayern.

Mehrere Jahre vor seinem Tode hatte er mit dem pfälzischen Bruderstamme die alten Erbverträge erneuert und befestigt und bestimmt, daß bei einer Vereinigung der Pfalz mit Bayern München die Haupt- und Residenzstadt bleiben solle.

Johann Georg von Lori.

Wie der Wanderer am Fuße eines Bergriesen mit Schauer zu dessen Gipfel emporblickt und seine Größe staunend mißt, so weilt der Menschenfreund mit Ehrfurcht vor dem Bilde eines Mannes, dessen Seelengröße seine Zeit überragte und der von den schweren Schlägen der Verfolgung nicht gebrochen und gebeugt wurde. Zu diesen Männern gehört Lori.

Er ist geboren den 17. Juli 1722 an dem Gründel, einem Weiler des Klosters Steingaden, und stammte aus einem alten italienischen Geschlechte, von welchem Einige mit den Welfen nach Bayern gekommen waren und sich in der Nähe von Hohenschwangau angesiedelt, aber durch Krieg und anderes Unglück Reichthum und Glanz verloren hatten. Der fähige Knabe wuchs auf dem Lande im älterlichen Hause empor, bis er von seinem Kloster bemerkt, in dasselbe aufgenommen und unentgeltlich gleich so vielen Anderen unterrichtet und erzogen wurde. Mit inniger Dankbarkeit sprach Lori immer von der Wohlthat, welche ihm der Himmel durch das Kloster erwiesen und seine Bahn bestimmt habe. Aus dieser Klosterschule kam er zu den Jesuiten nach München und dann selbst auf kurze Zeit nach Würzburg, wo der Professor Barthl die herrlichen Anlagen des Jünglings entdeckte und ihn dem Kanzler Ickstatt in Ingolstadt, dem Erzieher des Kurfürsten Maximilian III., als eine für Bayern seltene Erscheinung empfahl. Der Kanzler, ein Freund und Förderer der Wissenschaft, durchschaute schnell die Feuerseele des Jünglings, ernannte ihn zum Repetitor der Rechtswissenschaft, schlug ihn bei der nächsten Gelegenheit zum öffentlichen Lehrer vor und selbst der am Hofe vielvermögende Jesuit und Professor des Kirchenrechtes Zech sagte von Lori: „Man müßte ihn, wenn er nicht in Bayern wäre, rufen und jetzt sorgfältig pflegen.“

Dieß entschied, und Lori ward öffentlicher Lehrer der Rechtswissenschaft in Ingolstadt und konnte nun wie so viele Andere vor und nach ihm in alter Gewohnheit, für seinen Lebensunterhalt geborgen, alljährlich in derselben Weise seine Aufgabe nach einem Lehrbuche vortragen und den

Geist seiner Zuhörer durch erzwungenes Nachschreiben ermüden und tödten, oder er konnte neue Bahnen als selbstständiger immer fortschreitender Denker betreten und Anderen eröffnen. Sein thätiger Geist führte ihn auf diese Bahn, und sobald er erkannte, wie tief die Wissenschaft durch die Jesuiten gesunken, wie sehr Bayerns Jugend eines kräftigen Weckers bedürfe, der sie aus dem langen Schlummer zum Selbstdenken und Fortschreiten ermuntere, trat er dem Unwesen auf der Hochschule kühn entgegen, da man unter dem prächtigen Namen gesammte Philosophie eine wahre Barbarei und spitzfindige Albernheiten lehrte und die Jugend mit Formeln und Spielwerk gängelte, und weckte mit hinreißender Beredtsamkeit den Geist der Jünglinge und führte sie in das Heiligthum der Wissenschaft, indem er sie denken lehrte.

Schnell erschloßen sich ihm die Herzen, sein Name wurde mit Verehrung genannt, sein Ansehen wuchs; aber die Lobredner und Freunde des Alten, die seit Jahrhunderten immer Dasselbe auf dieselbe Weise gelehrt hatten, sahen das Streben des jungen Mannes mit Eifersucht und Neid, bald wollte man seine Schüler als Lorianer, ihn selbst als Neuerer und Freigeist brandmarken; der Feind war im Stillen thätig, und während Lori im Bewußtseyn seiner edlen Absicht sorglos lebte und wirkte, erschien eines Tages plötzlich seine Mutter, die zu Fuß vom Hochgebirge her bis Ingolstadt gewandert war, und bat ihn mit der Innigkeit einer um sein Seelenheil bekümmerten Liebe, er möchte doch dem Glauben seiner Väter nicht untreu werden; dieß habe sie von ihm gehört, dieß habe sie zu ihm getrieben.

Jetzt erkannte Lori die im Finstern schleichende Verfolgung und Verlaümdung, er wurde vorsichtiger, ohne sich selbst untreu zu werden, und vereitelte so den Plan seiner Feinde. Schon sollte er mit einem geringen Gehalte von der Hochschule entfernt werden, als seine Freunde es bei dem Kurfürsten dahin brachten, daß er wohl von Ingolstadt entfernt, aber nach München berufen und zum Hofrath ernannt wurde. Damit begnügten sich die durch Lori aus ihrer trägen Ruhe aufgescheuchten Lehrer, weil nur der berühmte Verlaümder der alten edlen Philosophie aus ihrer Mitte entfernt war. Die Vorsehung begünstigte aber den Muthigen noch mehr, und was bis dahin selten einem Gelehrten in Bayern zu Theil geworden, ward ihm: er wurde nach Italien gesandt. Bereichert mit Erfahrungen und Kenntnissen mancher Art kehrte er zurück und begann sogleich wieder seinen alten Plan jetzt um so eifriger zu verfolgen, die Wissenschaften zu wecken, die Schulen zu verbessern und Bayern dadurch zu heben. Da er aber bei den Jesuiten entschiedenen Widerstand sah, und alle Bemühungen in dieser Hinsicht von ihnen vereitelt wurden und selbst das kurfürstliche Verbot wenig wirkte, nach welchem fortan weder mehr die sogenannte aristotelische Philosophie in den Schulen gelehrt noch die Schüler zum Nachschreiben sollten gezwungen werden: da faßte er den Plan, die Wissenschaft mit Hülfe edler

Männer und unabhängig von der Schule selbst in's Leben einzuführen, ihr Liebe und Theilnahme zu verschaffen und so das in geistiger Hinsicht ganz verkümmerte Bayern zu bilden und zu kräftigen.

Das Sprichwort träger Seelen: „Das geht nicht. Es ist noch zu früh. Es geht bei uns nicht," kannte sein feuriger Geist nicht, er sah nur das schöne Ziel und folgte nur seiner redlichen Absicht, und so wollte er eine gesetzmäßige Gesellschaft gelehrter und hell denkender Männer, eine Akademie der Wissenschaften gründen, durch wirkliche Beispiele das Gute fördern, die Verbesserung und Erhebung der Nation von Vorurtheil, Wahn und Aberglauben zur Ehrensache der Bayern und der Deutschen machen. Sobald dieser Plan in seiner Seele fest stand, warb er mit hinreißender Beredtsamkeit, wozu seine schöne kräftige Gestalt und sein offenes Wesen Vieles beitrugen, die Edelsten des Landes. Er hielt mit seinen Freunden Versammlungen, besuchte wachsam für die gute Sache die Säle der Großen, machte den Sachwalter seines Unternehmens in der Stadt und bei Hof und verbreitete die Flamme der Begeisterung zum Mitwirken, wo er nur immer erschien, und wies hier auf die bisherige Schmach, dort auf den künftigen Ruhm hin, sammelte immer mehr Streiter für Vernunft und Wahrheit wie ein Held um seine Fahne, und ruhte nicht, bis das Werk zu Stande kam. Und endlich am 28. März 1759 wurde die Akademie durch den Kurfürsten bestätigt und in's Leben eingeführt.

Die edlen Männer versammelten sich zuerst im Hause des gelehrten Hofbibliothekars Felix Oefele, unter ihnen die Grafen Haimhausen, Spreti, Törring, Salern, Eucharius von Obermaier, Michael Bergmann, der Augustiner Fulgentius Mayr, die Pröpste Franz Döpsel von Polling und Innocenz von Schlehdorf mit ihren Ordensbrüdern Prosper Goldhofer und Angelus März. Bald strebten die ersten Männer des Landes, auf welche der Kurfürst selbst sein Vertrauen setzte, nach der Ehre, Mitglieder jenes Vereines zu werden. Sie theilten sich freiwillig in die Arbeiten, zu welchen sie Lust und Fähigkeiten hatten und welche die deutsche Sprache, Größenlehre, Geschichte und Naturlehre betrafen, selbst die schönen besonders die redenden Künste waren nicht ausgeschlossen, man suchte vielmehr gerade durch sie auf die empfänglichen Gemüther zu wirken. Lori versah die Stelle eines akademischen Sekretärs, besorgte den mühsamen Briefwechsel, schrieb eine Abhandlung über Ludwig den Reichen, eine Sammlung des bayerischen Bergrechtes mit einer Einleitung in die bayerische Bergwerksgeschichte, dann einen chronologischen Auszug aus der Geschichte von Bayern in der Absicht, den Bürgern eine vaterländische Geschichte zu geben. „Denn wo diese wohl gefaßt wird, prägt sie in die Herzen der Jugend unauslöschliche Eindrücke zum Guten, sie unterrichtet und befestigt die männliche Denkungsart des Bürgers, belehrt oder erinnert den Höheren am

Ruder des Staates und verbreitet überall einen gewissen Stolz, der die Gemüther veredelt und den National-Charakter befestigt."

Die Akademie gewann bald die Theilnahme aller Edlen im In- und Auslande, und man kann mit Recht sagen, keine andere Anstalt wirkte in so kurzer Zeit so Vieles. Es war das muthige Erwachen eines ganzen Volkes, Tage voll heilsamer Kämpfe gegen Unwissenheit und Finsterniß brachen an; denn ohne Kampf kein Sieg. Keiner von all den Männern, die sich dem schönen Bunde angeschlossen hatten, zog sich scheu zurück, weil die Verlaümdung sie als Freigeister verschrie, am wenigsten zagte Lori. Alles geschah des guten Zweckes und der Ehre wegen und zum Ruhme des Vaterlandes. Gerecht gegen jedes Verdienst wußte Lori Inländer und Fremde zu gewinnen, und seine bange Sorge war nur, daß der Geist und Charakter des bayerischen Volkes, in welchem so viel Edles und Starkes liege, nie eine Verminderung erlitte und daß nie die Zeit käme, da Vaterlandsliebe ein leerer Name wäre.

Diese Zeit schien aber nach dem Tode Maximilians III. zu kommen. Bayern sollte zerstückelt werden. Mit Schmerz sah Lori das kommende Unheil bei Oesterreichs Ansprüchen, nur der Plan der Herzogin Maria Anna für die Untheilbarkeit Bayerns und die gesicherte Erbfolge des pfälzisch-wittelsbachischen Geschlechtes konnte Rettung bringen durch Preußens großen König Friedrich. Die hochsinnige Frau trat mit diesem in Verbindung und gewann ihn durch ihre Begeisterung; diese geheimen Unterhandlungen sollten aber auch durch Wort und Schrift unterstützt, das Nationalgefühl der Bayern rege erhalten, die öffentliche Meinung gewonnen werden. In dieser Absicht vereinten sich wieder mehrere Männer und legten in Druckschriften aller Art die Nichtigkeit der Ansprüche Oesterreichs an Bayern vor und wiesen auf die alten und neuen Verträge hin, durch welche Bayerns Untheilbarkeit und Selbstständigkeit gesichert worden. An der Spitze dieser Männer standen Lori und der Freiherr Johann Eucharius von Obermaier, geboren in Wemding, der Sohn bürgerlicher Aeltern, und in München, Ingolstadt und Würzburg gebildet, und durch seine Redlichkeit und feinen Scharfsinn bald so allgemein bekannt, daß er von dem Kurfürsten Maximilian von Würde zu Würde befördert und keine wichtige Sache ohne seinen Rath entschieden wurde. Im Jahre 1769 ward er vom Kaiser Joseph II. in den Reichs-Adelstand und drei Jahre später von seinem Kurfürsten zur Belohnung seiner wichtigen redlich geleisteten Dienste in den Freiherrnstand erhoben. Dieser Mann vertheidigte unaufgerufen sein Vaterland gegen die fremden Ansprüche. Lori half treulich mit Rath und That, und so verlor Bayern im Frieden von Teschen doch nur das Innviertel an Oesterreich.

Aber Lori sollte nun das Angesicht des neuen Kurfürsten, Karl Theodor, für dessen Rechte er doch gestritten, für immer meiden und ward

nach Neuburg an der Donau verwiesen. Er ging und lebte in stiller Zurückgezogenheit, geehrt von allen Biedern. Er konnte mit Freude auf sein Leben zurückschauen. Er hätte können reich werden, man wollte ihn einst mit einer ungeheuern Summe bestechen, wenn er eine wichtige Sache gegen seine Ueberzeugung und das Recht bei dem Kurfürsten Maximilian durchsetzen wollte, aber er wies die Summe mit Unwillen zurück. Er hatte seinem Vaterlande treu gedient, und konnte sterbend, 27. März 1786, noch freudig ausrufen: „Ist halt doch gut sterben, wenn man redlich gelebt hat!" „Erinnere dich," setzt Westenrieder bei, „unseres Lori, und kannst du nicht wie er deine ganze Nation zum Ziel deiner Gedanken und Worte machen, so begnüge dich mit deiner Stadt, mit deiner Gemeinde, mit deinem Haus, zeige und übe deine Talente, Kenntnisse und Tugenden auf dem Platz, den deine Bestimmung dir anweist."

Derselbe Befehl, der den muthigen Lori nach Neuburg verwies, verbannte den edlen Obermaier nach Amberg, wo er im stolzen Bewußtseyn seiner redlich erfüllten Pflicht lebte und am 5. Juli 1789 starb.

Franz Ludwig,
Fürstbischof von Bamberg und Würzburg,

aus dem freiherrlichen Geschlechte Erthal, war geboren 1730 16. September zu Lohr, einem Flecken im damaligen Gebiete von Kur-Mainz; sein Vater war Philipp Christoph, seine Mutter Maria Eva von Bettendorf. Die erste Bildung empfing er im elterlichen Hause, wo er zu wahrer Religiosität, zum Fleiße und zur Ordnung angeleitet wurde, welche Tugenden er auf den Schulen zu Bamberg und Würzburg bewährte und übte. Die hier erlangte Bildung suchte er, nachdem er schon in das Domkapitel zu Würzburg und Bamberg aufgenommen war, durch Reisen und die Bekanntschaft mit ausgezeichneten Männern aller Art zu vermehren, zu erweitern und zu befestigen; dadurch wurde sein Blick geschärft, seine Ansichten zeugten von einer Tiefe und Gründlichkeit, wie man sie selten traf. Er durchreisete Italien, kam nach Rom und zeichnete überall seine Bemerkungen auf. Im Jahre 1767 empfing er in Schönbrunn bei Wien im Namen des Bischofes von Bamberg, Adam Friedrich, vor dem kaiserlichen Throne, knieend die Belehnung für das Bisthum Bamberg. Damals lernte den hochsinnigen Mann der Kaiser Joseph II. kennen und schätzen, und er wählte ihn, der schon die Präsidenten-Stelle der weltlichen Regierung in Würzburg mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit bekleidet hatte, zur Untersuchung des Reichskammergerichtes in Wetzlar, welches Geschäft er mit den

anderen kaiserlichen Abgeordneten zu seinem Ruhme, zur Zufriedenheit Josephs und zum Besten der Sache vollzog, und darauf wurde er zum kaiserlichen Commissär am Reichstage zu Regensburg ernannt, und ihm so die Leitung jener Versammlung anvertraut. Deßwegen war er seit dem Jahre 1768 mit kurzen Unterbrechungen beinahe immer in Regensburg, und besuchte nur selten Bamberg und Würzburg. In jener Zeit ward die Umsicht und Würde, die schon in seiner Natur lag, noch mehr durch die ihm übertragenen Aemter genährt und gesteigert, und damals ward ihm jener bedächtige Gang in allen seinen nachmaligen Entschließungen eigen, da seine Verhältnisse sowohl zu dem kaiserlichen Hofe, als zu den deutschen Fürsten und ihren Gesandten die größte Umsicht erforderten, und er bei seinen diplomatischen Berichten jene abgemessene, nach allen Seiten hin abwägende Sprache sich angewöhnte, die Niemanden beleidigt und die Wahrheit stets auf die schonendste Weise enthüllen soll.

In diesem Wirkungskreise wäre aber sein Leben still und kaum bemerkt verflossen, wenn ihn nicht die Vorsehung zu einem größeren berufen hätte. Im Jahre 1779 18. Februar starb der Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Adam Friedrich, Graf von Seinsheim, und schon am 18. März wurde Franz Ludwig von Erthal vom Domkapitel zu Würzburg, und am 12. April von dem in Bamberg zum Nachfolger gewählt, und so traf es sich, daß damals die zwei Brüder Erthal über den größten Theil der fränkischen Gaue herrschte, da sein Bruder, Karl Joseph, Kurfürst und Erzbischof in Mainz war.

Am 25. September 1779 segnete ihn dieser zum Bischofe ein, und von dieser Zeit an verschwindet sein Name nicht mehr aus dem Andenken wegen seines gesegneten Wirkens, das wie eine befruchtende Quelle über die Gefilde seines Landes sich still ergoß. Um sein ganzes Walten recht zu würdigen, möge man Zeit und Lage betrachten, in welcher er auftrat und sich neue Bahnen zur Beglückung seines Volkes schuf, und das erst einführte, worin ihn größere Herrscher nachahmten und dessen wir jetzt genießen. Gleichgültig gegen alle bloß sinnlichen Vergnügen, ein Feind äußeren Prunkes, verbot er gleich anfangs bei dem Antritte seiner Regierung die üblichen kostspieligen Festlichkeiten; dann war sein erstes Augenmerk, den Boden, auf dem er sich befand, seine Hülfsmittel und Mitarbeiter kennen zu lernen, und sowohl aus Neigung, als aus Grundsatz that er keine Gewaltschritte, weder das Alte aufzuheben, noch Neues einzuführen.

Aber den Fortschritt des menschlichen Geistes wollte er fördern auf alle Weise, sein Volk durch Bildung bereichern und beglücken; darum war eine seiner ersten und größten Sorgen, die Armuth als die Quelle so vielen Uebels zu entfernen.

Schon als kaiserlicher Commissarius sammelte er aus den besten Schriftstellern treffliche Bemerkungen über die Armen-Anstalten, und die Ver-

besserung der Volks- und Mittelschulen; damals entwarf er schon seine eigenen Plane und war gewissermaßen davon, wie er selbst sagte, ganz erfüllt, als er die Regierung antrat. Daher kam es denn auch, daß seine erste Verfügung, die er in Würzburg erließ, die anzuordnenden Armen-Anstalten betraf.

Man schrieb an auswärtige Regierungen über die von ihnen getroffenen Maßregeln in Hinsicht der Armen, forderte Gutachten von Kaufleuten und Gemeinden, ließ die Armen des ganzen Landes aufzeichnen, und erließ an alle Beamten eine vorlaüfige Verordnung zur Durchführung. Alljährlich wurden die gemachten Anstalten verbessert, die Erfahrungen benützt; er ließ eigene Preisfragen über das Armen-Wesen an Geistliche und Weltliche stellen, zürnte, daß man anfangs so wenig Theilnahme dabei zeigte, gab seine Unzufriedenheit darüber öffentlich zu erkennen, und ließ dann die Namen derjenigen auch rühmlich öffentlich bekannt machen, welche die Fragen am Besten gelöst. So entstand endlich das sogenannte Gesetzbüchlein zur Behandlung der Armen-Polizei auf dem Lande. In jedem einzelnen Orte schuf er einen Armen-Rath, dessen Vorstand der Pfarrer war. Dessen vorzüglichste Aufgabe war, nach den Ursachen der Armuth zu forschen und sie zu verhüten; er sollte deßwegen hier väterlich rathen und vorbeugen, dort ernst und strafend einschreiten. Ueber zweckmäßige Verordnungen sollten die Mitglieder ihre Ansichten und Vorschläge schriftlich niederlegen zur Prüfung an die Armen-Obercommission, oder selbst an die Regierung und an den Fürsten einsenden. Derselbe Ortsverein sammelte und vertheilte die Almosen an die ganz oder zum Theil arbeitsunfähigen Armen und verwaltete den Armenfond, und so verschwand der Bettel aus den Kirchen und von den Straßen, und es ward damals wie ein Wunder gerühmt, daß man in jenen katholischen Fürstenthümern keine Bettler finde. Während so überall hin nach den Ursachen der Armuth geforscht wurde, lernte man nothwendig auch die Krankheiten des Staates kennen.

Mit derselben Sorgfalt und Liebe förderte er den öffentlichen Unterricht, denn er wollte Aufklärung unter seinem ganzen Volke verbreiten, oder es verständiger, sittlicher und besser machen; dabei sollte von Unten herauf gewirkt werden durch zweckmäßigen und gründlichen Unterricht, und so entging auch die kleinste Dorfschule seiner Aufmerksamkeit nicht. Viele Schulen wurden errichtet, neue Schulhaüser aufgeführt; er sandte den Normal-Schulen-Director G e r n e r auf das Land, um alle Lehrer in der Normal-Lehrart zu unterweisen; er forderte alle Pfarrer und Kapläne auf, allwochentlich die Schulen öfter zu besuchen; er selbst that dieses und wohnte öfter den Prüfungen bei, da er gern mit Kindern umging; ein gut eingerichtetes Seminar bildete die künftigen Schullehrer, sie erhielten im Hofgarten zu Würzburg auch Unterricht in der Baumzucht und im Gemüsebau. Mit den Volksschulen wurden Industrie-Schulen verbunden, die Kinder in

nützlichen Arbeiten unterwiesen. Er machte zuerst die Einleitung, daß in der Residenzstadt die Mädchen von den Knaben in den Bürgerschulen getrennt wurden, dasselbe sollte auch auf dem Lande geschehen, wo es nur immer möglich war; er ernannte den Dompropsten Dalberg zum Mitglied der Schulbehörde und übertrug ihm die Domscholastrie, damit dieser seine Plane durch das Beispiel der Domschule ausführen helfe, da er wußte, daß der Graf von Ostein als Domscholaster mit seiner Domschule die Verbesserungs-Absichten des vorigen Bischofs vereitelt hatte.

Auf gleiche Weise suchte er die Mittel- oder gelehrten Schulen und vorzüglich die Universitäten zu Bamberg und Würzburg zu erheben und zu verbessern, weil von diesen Bildungsanstalten für die künftigen Staatsdiener und Geistlichen die wahren Organe der Regierung, und Belebung und Bildung des Volkes ausgehen sollte. Die Geschichte der verbesserten Schulanstalten in der Stadt und dem Bisthume Würzburg von Meiners, dem Protestanten, zeugt für des Fürsten rühmliches Bestreben, sein Volk aufzuklären und zu veredeln. Kannte sein Herz einen Stolz, so war es der über das glückliche Gedeihen dieser Anstalten, und er, der sich selbst alle Festlichkeiten verbeten hatte, ließ die Feier des Jubiläums der Universität Würzburg wahrhaft prächtig begehen, daß sie seiner eigenen Achtung gegen die Wissenschaften und dem Vergnügen über den blühenden Zustand der hohen Schule und der Liebe zu einem der edelsten Werke seines mütterlichen Oheims Julius, des eigentlichen Stifters der Universität, entsprechen möchte.

An alle deutschen Hochschulen, auch an die beiden europäischen Mutter-Universitäten Bononien und Paris, erging die feierliche Einladung zur schwesterlichen Theilnahme an dem Feste. Die protestantische hohe Schule Duisburg dankte in einem verbindlichen Schreiben, und drückte ihre Freude, zugleich aber ihre Verwunderung über die Einladung aus; mehrere protestantische Universitäten schickten aber ihre Abgeordneten und erfreuten sich der liebevollsten Aufnahme; der katholische Fürstbischof wollte bei dieser Feier, 29. Juli 1783, die Wissenschaft, wo und von wem sie immer gepflegt wurde, ehren, und er gab seine Freude laut zu erkennen, daß die hohe Schule, dieser Musensitz, den seine Vorfahren wie ihren Augapfel bewahrt und dessen Einkünfte sie stets mit wachsamer Sorgfalt vermehrt hatten, nicht nur keinen Verlust gelitten, sondern sogar noch ein größeres Ansehen unter ihm bei den Auswärtigen erlangt habe. Er dankte den Lehrern öffentlich, daß sie eifrig in Religion und Gottesfurcht, frei von Vorurtheilen, jenen besonders, die ihre ganze Stärke von der Verjährung entlehnen, Alles nach Verschiedenheit der Gegenstände mit vernünftiger Mäßigung behandeln. Er selbst wählte seinen Platz bei der öffentlichen Tafel als Freund der Wissenschaften mitten unter den Lehrern. Am Ende der Feier dankte er den Einheimischen und Fremden für die allgemeine Theilnahme, und sprach: „Mein fester Entschluß ist, wenn mir Gott Leben und Kräfte fristet,

sie zu seiner Ehre und dem gemeinen Wohle des Vaterlandes aufzuopfern; den Werth meines Ranges in Wohlthun und Beförderung der Glückseligkeit Anderer zu setzen. Das Wachsthum der Wissenschaft, ohne welche der geistliche und weltliche Staat nicht bestehen kann, werde ich mir dermaßen angelegen seyn lassen, daß diese Universität einen noch höheren Grad der Ehren und Verdienste erreiche."

Die Universität konnte ihre Dankbarkeit gegen den Fürsten, der seine Liebe für die Wissenschaft bei dieser Feier so offen und großmüthig gezeigt hatte, nicht besser beweisen, als indem sie ihm unmittelbar das Rectorat antrug. Er nahm es an, ernannte den abgehenden Rector zu seinem Prorector, wohnte den Berathungen des Senates bei, und las alljährlich unter dem Traueramte für Julius in der akademischen Kirche Messe. So ehrte er die Wissenschaft und ihre Diener; kein Wunder, wenn diese hinwieder sich auszuzeichnen bestrebten und die schöne Anstalt damals mit Recht vor vielen anderen berühmt war.

Er ordnete ein selbstständiges Collegium an, welches mit zweckmäßiger Gerichtsbarkeit versehen, von Freunden der Jugend und Literatur besetzt und unter dem Vorsitze eines reifen erfahrnen Mannes die Bedürfnisse des Schulwesens stets im Auge behielte; so auch die Einführung einer Polizei-Aufsicht über Fleiß und Sitten der Studirenden, öftere öffentliche Prüfungen, und schon fragte man, ob es nicht besser sey, alle Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten und entschied dieses für die meisten. In der juridischen Facultät wurden eigene Repetitoren aufgestellt, und Semestral-Kurse eingeführt, in der medizinischen ein chemisches Laboratorium im Julius-Spital-Garten und ein klinisches Collegium eingerichtet, dazu kam die Erweiterung des anatomischen Theaters zur Förderung des Studiums der Anatomie, die Anlegung eines Kabinetes für anatomische, physiologische und pathologische Präparate; die Erweiterung, Verschönerung und Einrichtung des botanischen Gartens, die Aufstellung einer botanischen Bibliothek. Auch in der philosophischen Facultät stellte man eigene Repetitoren auf, erweiterte und verbesserte die Vorträge über Physik und praktische Mathematik.

Jünglinge, die durch Talent und Fleiß ausgezeichnet, für die Wissenschaften in der Folge etwas zu leisten versprachen, erhielten Reisestipendien zur weiteren Ausbildung, und neue Fächer, die wichtig erschienen, wie das Kameralfach und die Polizeiwissenschaft, wurden in das Gebiet der akademischen Vorlesungen aufgenommen und dafür tüchtige Lehrer angestellt, und eine gelehrte Zeitung gegründet, auch eine Zeichnungsschule angeordnet. Der Fürst war offenherzig genug, zu gestehen, daß sich die Verbesserungen anfangs wie zufällig machten, und erst, nachdem er den guten Anfang und Nutzen gesehen, sey die Begierde entstanden, dieselbe vollkommener zu machen; er habe sich mit Mehreren, mit Jedem einzeln über sein Fach unterhalten,

habe dann selbst überlegt, bis endlich eine plangemäße fortschreitende Verbesserung eintrat; so sey er auch nie einem Einzigen in die Hände gefallen, und habe nach dessen Ansicht schnell aufgebaut oder eingerissen, sondern er habe die Sache sich frei entwickeln lassen, und der Fürst leiste schon viel, welcher nur der Wissenschaft freie Muße und freie Forschung gewähre.

Eine Hauptquelle zu den fortdauernden Verbesserungen gaben die alljährlichen Rundreisen, denn dabei stößt man auf allerlei Gegenstände, die Aufmerksamkeit auf dieselben wird erregt, diese verursacht Nachdenken und führt dann auf mancherlei Entwürfe, zumal diejenigen, welche solche Gegenstände am nächsten und unmittelbar angehen, diese schickliche Gelegenheit zu nützen selten versaümen. Das war denn auch der eigentliche Hergang der trefflichen Entwickelung der Universität, die nothwendig erfolgen mußte, da jede Facultät über ihre eigenen Angelegenheiten berieth und ihre Wünsche dann dem Fürsten übergab, der gewährte und förderte, was er als billig und vortheilhaft erkannte. Diesen Ruhm der Universität, als der höchsten Bildungsschule, suchte er eifersüchtig zu bewahren sowohl durch die Verbesserung der Gesetze, die Erweiterung des Lehrplanes, die Freiheit vom ehemaligen Schulzwange, die Anstellung der tüchtigsten Lehrer, wobei ihn seine tiefen Kenntnisse und sein richtiger Blick leitete, als auch durch die trefflichsten praktischen Anstalten, die er mit der Universität verband.

Mit ihr in schöner Wechselwirkung blüheten die Pflanzschulen für den jungen Adel und die Welt-Geistlichen: Hof-Edelknaben- und das Klerikal-Seminar. Er besuchte die Seminaristen oft, sprach freundlich mit ihnen, oder rief sie zu sich; die jungen Kleriker ließ er die gewöhnliche Predigt auf Sonn- und Festtage in seiner Hofkapelle halten, um sie daraus zu beurtheilen, und suchte durch Preisfragen ihren Ehrgeiz und ihre Thätigkeit zu wecken und rege zu erhalten.

Eine wahrhaft neue Schöpfung ist die medizinische Facultät, besonders an der Universität in Bamberg. Diese Facultät wollte auf den bischöflich geistlichen Universitäten in Deutschland nirgends recht gedeihen, und waren auch ein oder einige Lehrer in diesem Fache gerufen, so bekamen sie selten Zuhörer, und Quacksalber, Bader und alte Weiber verkümmerten und tödteten das Leben auf dem Lande und in den Städten fort und fort. Auch dieses sollte anders werden, die medizinische Facultät sollte die künftigen Aerzte bilden, den hausirenden Arzneikrämern wurde ihr Unwesen untersagt und das Volk belehrt, und so wenigstens allmählig der Uebergang zu einer besseren Behandlung vorbereitet. Damals hielt eine gewisse Scheu noch die Jünglinge vor dem Studium dieser Wissenschaft zurück, und Niemand ahnete, daß nach einem halben Jahrhundert ganz Deutschland von Aerzten überschwemmt seyn würde, die auf Universitäten ihre Bildung erlangt hatten. In diesem wichtigen Zweige bediente sich der Fürstbischof am meisten des Rathes des Adalbert Friedrich Markus, seines Leibarztes. Er war

geboren am 21. November 1753 zu Arolsen im Fürstenthume Waldeck von jüdischen Eltern, hatte in Göttingen studirt und kam im Jahre 1778 nach Bamberg, ward in der Folge mit Franz Ludwig bekannt, nahm die christliche Religion an, und leitete das Medizinalwesen in den beiden Fürstenthümern zu seinem und seines Fürsten Ruhme und zum Wohle der Menschheit. Nach seinem Plane wurde das Krankenhaus in Bamberg erbaut, zu dem der Fürst am 29. Mai 1787 den Grundstein legte, und es reich begabte, und einrichtete. Diese Einrichtung, welche jetzt noch fortbesteht, übertrifft wirklich Alles, was Deutschland in dieser Art Ausgezeichnetes besitzt. Bei der Einweihung desselben sagte der Fürst: „Bei dem Antritte meiner Regierung habe ich mir ein System gemacht, solche Einrichtungen und Anstalten zu treffen, die das Wohl meiner Unterthanen befördern möchten. Ich muß hier das öffentliche Geständniß ablegen, daß ich nur wenige meiner Plane bis dahin ausgeführt habe. Meine oft schwankende Gesundheit, gewisse Aengstlichkeiten, die von meinem physischen Zustande herrühren, die meine guten Entschlüsse öfters vereiteln, haben mich gehindert, viele zum Wohle meiner Unterthanen entworfenen Plane auszuführen. Fristet mir aber Gott meine Tage noch länger, und befestigt meine Gesundheit: so hoffe ich das zu Stande zu bringen, wovon ich überzeugt bin, daß es das Wohl meiner Unterthanen befördert." — Im Jahre 1790 wurde das mit dem Krankenhause vereinigte und durch seine Unterstützung gegründete Gesellen-Institut eröffnet, und im Mai desselben Jahres auch das Institut kranker Dienstboten damit verbunden, daß auch sie Aufnahme und Pflege fänden. Damals bei der Eröffnung des Krankenhauses wurde Markus angewiesen, klinische Vorlesungen zu halten, sobald nur zwei Zuhörer sich einfinden würden, und dann befohlen, daß jeder ärztliche Candidat vor der Ertheilung des Doctorgrades erst einige Jahre an der Seite eines praktischen Arztes die Kranken besuchen und sich Erfahrungen sammeln solle. Auch an der hohen Schule in Bamberg wurden eigene Lehrer der Chemie, der Naturgeschichte und Thierarzneikunde angestellt und beschlossen, für die Beförderung der Physik, der Anatomie und Botanik zu sorgen, die Säle des Naturalien-Kabinetes und der Bibliothek wurden erbaut und mit Geschenken an Naturalien und Büchern ausgestattet, nur die bald darauffolgenden Kriegsjahre hinderten theilweise die Vollziehung der weisen Beschlüsse.

Aber nicht bloß durch Andere wollte er wirken, nicht bloß mit den Augen Anderer aus den Berichten sehen: sein eigenes Beispiel sollte dem Volke in Frömmigkeit voranleuchten, er wollte seine Beamten, seine Geistlichen und das Volk selbst kennen lernen mit seinen Bedürfnissen, Vorurtheilen und Schwächen, seiner Sittlichkeit und seinen Tugenden. Das Landvolk sollte ihm näher gebracht werden, und nicht weite und beschwerliche Wege, nicht Witterung hinderte ihn, seine Bisthümer öfter zu bereisen.

Er setzte sich in den rauhesten Jahreszeiten zu Pferde, entzog sich wochenlang die nächtliche Ruhe, blieb halbe Tage lang in Seele und Leib anstrengenden bischöflichen Verrichtungen. Dann besuchte er die Schulen, auch die Kranken in ihren niederen Hütten, sprach mit den Familienvätern, mit der Jugend; er predigte in den Landkirchen, und erklärte dem Volke die Wahrheiten des Christenthumes in leichtverständlicher eindringlicher Weise; er erließ die kräftigsten Hirtenbriefe an seine Geistlichen, ermunterte die Aelteren, suchte die Jüngeren fort und fort zu bilden, daß sie wieder dem Volke zum Troste, zur Belehrung und Erbauung seyn möchten. In einer Predigt am Ostertage sagte er selbst am Schlusse: „Da ich für Andere bete, laß mich selbst erst den Weg der Tugend betreten, damit ich, da ich gegen Aergerniß predige, nicht selbst Aergerniß gebe; damit, wenn ich gegen die Sünde predige, ich ihnen nicht selbst ein Stein des Anstoßes sey. Der du dein Volk öfters mit üblen Regenten heimgesucht und gestraft hast, mache, daß ich mein Vorsteheramt nicht unwürdig verwalte. Leite deinen Diener auf den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit, entzünde in meinem Herzen den Diensteifer zu deinem Heiligthum; laß mich selbst das gute Beispiel geben, das ich von Anderen verlange."

Aber nicht bloß das Seelenheil der Seinen lag ihm am Herzen, er sorgte auch für ihr leibliches Wohl, suchte Manufakturen und Fabriken, den Ackerbau, Hopfenbau und die Pferdezucht empor zu bringen und wirkte dahin durch Preisfragen, welche über die wichtigsten Gegenstände gegeben wurden, die auf das Wohl des Landes Bezug hatten; durch Preisevertheilung und Lob. Die fürstlichen Domainen vererbte er, um ständige Unterthanen zu vervielfältigen und dem Fleiße durch Uebertragung des Eigenthumes doppelt Reiz zu geben; öde Plätze ließ er urbar machen, die Lasten dem Landmanne erleichtern.

Als ihn die Bürger von Würzburg einst bei seiner Rückkehr von Bamberg feierlich empfingen und ihm für das wohlfeile Brod dankten, das er ihnen verschafft hatte, sagte er: „Ich habe nur meine Pflicht gethan, ich weiß nur zu wohl, daß ich der erste Diener und Bürger im Staate bin." — In Bamberg legte er bei der steigenden Holztheuerung einen eigenen Holzvorrath aus seinen Forsten zum gemeinen Besten an, theils um das Vorgeben eines Mangels sichtbar zu widerlegen, theils um die Armen zu unterstützen. Eben so legte er auch Getreide-Niederlagen an, und eine Noth-Leihkasse, um den Hülfe bedürftigen fleißigen Landmann und Handwerker schnell zu unterstützen; er schuf ein Arbeitshaus, worin der fleißige Arme Arbeit zu seinem Unterhalte fand; für die Hinterlassenen der Staatsdiener wurde eine neue Wittwenkasse gegründet, und wo nur das Unglück mit Wasser oder Brand gewüthet hatte, da war seine Hand stets offen zu helfen. Für das Landvolk sorgte er durch Bildung und Aufstellung von Hebammen, da durch die Ungeschicklichkeit der damaligen Bader alljährlich viele

Mütter und Kinder geopfert wurden; im schönen Thale zu Bocklet ließ er ein Kurhaus errichten. Bei jeder Gelegenheit suchte er das Volk zu belehren, denn er wollte durch Vernunft über Vernünftige herrschen und so ließ er seinen öffentlichen Befehlen haüfig die Auseinandersetzung der Gründe folgen. Religiös gesinnt sollte nicht nur seine nächste Umgebung, sollten nicht bloß die Geistlichen, sondern sein ganzes Volk seyn. Und darin ging er selbst mit dem schönsten Beispiele voran und leuchtete in seinem ganzen Leben als ein Muster wahrer Frömmigkeit. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit genügte er allen Pflichten eines Priesters und Bischofes, treu der katholischen Kirche; er führte den erhebenden Kirchengesang ein und belehrte das Volk über die Dinge, welche nicht zum Wesen der Religion gehören, und worüber gar haüfig die Hauptsache vergessen wird. Er mäßigte wenigstens die weiten Wallfahrten, suchte die unter dem Volke herrschenden schädlichen Vorstellungen vom Ablasse zu entfernen und umzubilden, abergläubische Andachten und Lesebücher zu verdrängen. Er erließ treffliche Verordnungen über die blauen Montage und die abgewürdigten Feiertage, von welchen damals selbst die Geistlichen noch unrichtige Begriffe hatten und die Ordensgeistlichen das Volk nicht gehörig unterrichteten.

Nachdem er für die Schulen, für die Bildung, Besserung und Aufklärung seines Volkes im Allgemeinen gesorgt hatte, wendete er sein Augenmerk auch auf die anderen Gegenstände, in welchen er etwas langsamer verfuhr, zumal sein Wille alle Zweige seiner geistlichen und fürstlichen Gewalt umfaßte und er Alles selbst sehen und ordnen wollte, und ihm gerade bei den mehr weltlichen Geschäften Bedenken und Zweifel erwachten, welche seine Entschließung verzögerten. Als jedoch der fünfundzwanzigjährige Professor Johann Michael Seuffert im Jahre 1790 in das Kabinet des Fürsten trat, und den alternden geheimen Referendär Wagner ersetzte, zeigten sich auch in diesem Zweige große vortheilhafte Veränderungen. Seuffert hatte durch mehrere gediegene Schriften die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich gezogen, besonders durch die: „über den deutschen Adel in den Erz- und Hochstiftern Deutschlands;“ dann jene „über die Jagdfrohnen.“ In dieser hatte er gegen die Bedrückung der Landleute durch den Mißbrauch der Jagdfrohnrechte geeifert; Franz Ludwig las sie mit Wohlgefallen und schrieb darüber an seine Rent-Kammer: „Da der Professor S. in seinem Programme über die Jagdfrohnen Grundsätze aufgestellt und als richtig nachgewiesen hat, deren Anwendung meinen Unterthanen zum großen Vortheile gereichen kann; so befehle ich Euch, demselben ein Honorar von vier Dukaten für den Bogen auszuzahlen.“ Bald darauf rief ihn der Fürst, während einer Reise Wagners, in sein Kabinet, und übertrug ihm mehrere Geschäfte, nach deren schneller und gediegener Erledigung er mit Beibehaltung seiner Lehrstelle im Kabinete blieb. Nacheinander wurden nun viele Sachen erledigt, welche seit Jahren liegen geblieben, da Seuffert

rasch arbeitete; die erledigten Staats-, Militär- und Kirchendienste wurden nun besetzt, was einen guten Eindruck im Volke machte. Den Fürsten leitete bei der Besetzung geistlicher wie weltlicher Stellen der hohe Begriff, den er von der Würde des Staatsamtes hatte, wobei die Forderung eines fleckenlosen Wandels, welche er von allen Staatsdienern verlangte, oft eine schwer zu besiegende Unschlüssigkeit der Auswahl unter mehreren Bewerbern erzeugte. Diese Grundsätze, welche er bei der Vergebung der Dienste aller Art befolgte, brachte Seuffert auf seine Veranlassung in ein wissenschaftliches System, und so entstand die Schrift: „Ueber das Verhältniß des Staates und der Staatsdiener."

Nach und nach erschienen auch im Gerichtswesen wichtige Verordnungen; die großen Gebühren der Gerichte wurden strenge gerügt und eingeschränkt; viele zur Verlängerung der Rechtshändel ersonnene Mißbraüche, welche die Zeit mit fortschleppte, abgeschafft; die Entscheidung der Gerichte gefördert, die peinlichen Gesetze gemildert. Bamberg erhielt ein ganz neues peinliches Gesetzbuch von dem geheimen Referendar Pflaum bearbeitet. Franz Ludwig hob, Einer der Ersten, die Folter in seinen Ländern auf; selbst die Verbrecher mußten seine Milde noch in ihrer Strafe preisen. Das Strafarbeitshaus wurde vom Zuchthause getrennt, dieses besser eingerichtet; denn der vorzüglichste Zweck war jetzt Besserung, nicht Peinigung der Unglücklichen. Selbst die Todesstrafe verschwand unter ihm. Nach der ungeschickten Hinrichtung zweier Tempelraüber beschäftigte er sich viel mit den Schriften über die Aufhebung der Todesstrafe. Als darauf die Gerichte einen Brudermörder zum Tode verurtheilten, und Seuffert dieses Urtheil, für dessen Milderung er keine Gründe wisse, dem Fürsten vorlegte, ließ es dieser eine geraume Zeit ruhen, und übergab es ihm dann zum neuen Berichte. Seuffert wiederholte seine frühere Ansicht zur Bestätigung des Richterspruches; der Fürst entschied auch dießmal nicht. Als darauf Seuffert sich vermählte, sandte Franz Ludwig, der sich damals in Werneck aufhielt und an seiner Freude innigen Antheil nahm, ihm seinen Glückwunsch und am Vermählungstage selbst jenes Urtheil mit der Frage, „ob er auch jetzt noch bei seinem Antrage verharre?" Diese Frage an diesem Tage zeugte zu deutlich von der Absicht des Fürsten, die Todesstrafe wurde darauf in beständiges Gefängniß verwandelt und jene Strafe verschwand geraüschlos nach der Ueberzeugung des Fürsten, sein Volk müsse mehr durch Schulen, als durch Schaffote vom Bösen abgehalten werden.

In solcher Weise waltete er in seinem Kreise mit dem vollen Bewußtseyn seiner redlichen Absichten, diesen Ruhm wollte er sich aber auch nicht schmälern lassen. Als daher bei der Gelegenheit der Feier über die Wahl des Karl von Dalberg, des bisherigen Dompropsten in Würzburg zum Coadjutor von Mainz 1787, der Festredner Oberthür in seiner Rede nicht undeutlich zu erkennen gab: Dalberg sey bisher die rechte Hand,

oder nach dem damaligen Ausdrucke das Faktotum des Fürsten Franz Ludwig gewesen, und als dieser die seinen Ruhm verdunkelnde Rede las, schrieb er, wie er selbst sagte, zur Belehrung des Redners seine Bemerkungen nieder, verzieh ihm gerne seine falsche Ansicht, und wollte ihm keinen Vorsatz und Willen beimessen, die Verdienste seines Fürsten vor der Mitwelt zu verkleinern; aber er selbst könne eben so wenig auf die Regenten-Ehre Verzicht leisten, obgleich er der Meinung sey, daß ein Regent nicht beleidigt werden könne, wenn nicht in seiner Person der Staat beleidigt, demselben geschadet werde, oder doch nach gegründeter Wahrscheinlichkeit geschadet werden könne. Aber es gebe auch recht brave Männer von vortrefflichen Geistesgaben und Herzens-Eigenschaften und vielen Kenntnissen, die gar zu leicht Alles sagen, was ihnen in irgend einem Gesichtspunkte nützlich scheine, die aber, wenn sie sich selbst strenge prüfen wollten, gewiß fänden, daß die Eigenliebe im Hinterhalt stecke, und die gewiß nur darum so frei reden, weil sie glauben, ihre Blicke ragen über alle anderen hervor, oder ihr Ansehen sey bei dem Publikum so entschieden, daß dasjenige, was sie säen, weder auf Felsen, noch unter die Dornen, noch neben die Wege fallen könne. Weniger Eigenliebe würde solche Männer gewiß weit gemeinnütziger machen. So mild urtheilte der Fürst in einer Sache, die seine Ehre, seinen Ruhm betraf!

Am meisten verwahrte er sich gegen die Meinung, er habe sich zu irgend einer Handlung stimmen lassen. „Ueberzeugen lasse ich mich gern von Jedermann, aber stimmen, wie es gewöhnlich genommen wird, in keiner Sache und von keinem Menschen, wer es auch immer sey. Das Stimmen deutet ein Leiden von Seiten desjenigen an, der gestimmt wird, und setzt bei ihm entweder eine Schwäche des Geistes, oder einen großen Mangel der Kenntnisse der Sache voraus, von welcher die Rede ist.“

„Ein Regent soll sich zwar gar keine Lobredner ansiedeln, vielmehr soll er sie gewissermaßen zu verscheuchen suchen, da er bei allen schicklichen Gelegenheiten zu erkennen gibt, daß er so wenig auf mündliches als schriftliches oder gar gedrucktes Lob einen sonderlichen Werth lege. Er soll sich auch nicht selbst sagen, oder den Gedanken bei sich nähren und unterhalten, daß er in seinen Werken, in seinen Unternehmungen groß sey. Hat er aber die natürlichen Anlagen dazu und schon Beweise von seinem guten Willen gegeben, soll er wirklich recht gemeinnützlich seyn und sollen seine Worte, seine Beispiele, Gesetze und Verfügungen den rechten Nachdruck und die wahre Kraft haben: so muß er immerhin groß vor seinem Volke dastehen, wozu jedoch keineswegs erforderlich ist, daß gerade die meisten oder gar alle guten Anschläge ursprünglich von ihm selbst herrühren. Genug und mehr als genug ist es, wenn nur mehrere von ihm herstammen und herrühren können, und wenn er in den anderen nicht bloß mit blindem Vertrauen zu Werke gegangen ist.“

Franz Ludwig durfte aber in der That sagen, daß Alles von ihm ausgehe. „Den besten Beweis der Selbstbeherrschung des Staates gibt der Regent durch die würdige Besetzung der geistlichen und weltlichen Stellen, und er stiftet Gutes noch nach seinem Tode, welches langsam fortwirkt.“ So sprach, so handelte er. Unermüdet thätig wollte er überall selbst sehen; wie er seine Länder bereisete, um sein Volk kennen zu lernen, so konnte ihm auch Jeder sein Anliegen selbst vortragen. Mit scharfem Blicke sah und maß er den Mann, den er vor sich hatte. Alle Heuchelei verabscheute er, und wer mit dem Scheine der Religion trügen wollte, den hatte sein tiefer Blick bald durchschaut und entlarvt. In seinem Charakter war nicht die leiseste Spur von Verfolgungssucht; vergebens suchten Heuchler und geheime Angeber sein Ohr zu gewinnen und zu schaden, er entdeckte wohl selbst dem Verlaümdeten die Umtriebe seiner Feinde, wie er dieses einst dem Seuffert that, der wegen des besonderen fürstlichen Vertrauens von Manchen insgeheim gehaßt wurde. Vergebens suchten Andere die Lehrer und Lehrweise und die Anstalten zur Bildung der Jugend als gefährlich zu verdächtigen, den Bann über die Kantische Philosophie zu bewirken. Der Fürst selbst studirte die Schriften desselben, forderte Gutachten von mehreren Männern darüber, und den frömmelnden geheimen Angebern blieb nichts, als die Schande der Abweisung. Auf seine eigene Aufforderung arbeitete Berg, der katholische Priester und Lehrer der Theologie, eine Schrift: „über die Folgen der Freiheit zu denken und zu handeln,“ aus, und stellte den Grundsatz als eine Forderung der Vernunft hin: „Daß die Bücher-Censur gar nicht befugt sey, dem Fortschritte der Vernunft und der freien Prüfung der Wahrheit Schranken zu setzen.“ Als diesen Grundsatz Andere zu frei und gefährlich fanden, es war im Jahre 1785, und ihm die Gnade des Fürsten verloren schien, prüfte dieser nur still, und entzog dem Lehrer weder seine Gnade, noch die Freiheit zu lehren, der frei aussprach: „Die Philosophie kann selbst in Beziehung auf die Religion unter keinen andern Gesetzen stehen, als jenen, welche die Vernunft gibt. Jede Einmischung von Gewalt hebt das Wesen der Philosophie auf; wollte man sie aber, die man sich nicht unterwerfen kann, wirklich aufheben, so würde sich ihr Tod rächen; es wäre so viel, als der Vernunft Schweigen gebieten und allen Wissenschaften ihr Auge ausschlagen. Keine Universität kann ohne Philosophie, keine Philosophie ohne Freiheit bestehen!“

Mit Widerwillen empfing Franz Ludwig einst von seinem Beichtvater zwei Schreiben eines Pfarrers, der diesen Schleichweg eingeschlagen hatte, seine Verdächtigungen anzubringen. Er fand sich bewogen, dieses Verfahren scharf zu rügen, 22. Julius 1791. Sein Beichtvater habe Recht gethan, keines zu beantworten, aber er solle sich überhaupt in solche Dinge nicht einlassen. Der bischöfliche Beichtvater sey in dieser Eigenschaft weder geistlicher noch Regierungsrath, noch Berichterstatter in außerlichen geistlichen

und weltlichen Geschäften; der Pfarrer habe einen sehr schiefen Begriff von einem Beichtvater. Ich will und will es, setzte er bei, mit vollem Rechte, daß alle Geschäfte in ihrer Ordnung und in ihrem gehörigen Gleise gehen sollen. Habe sich der Pfarrer zu beschweren, so wende er sich an die geistliche oder weltliche Behörde, die darüber an mich berichte, und ich pflege solche Berichte nicht unter den Tisch zu werfen. Dann geht er aber die Schriften in's Einzelne durch und zeigt die Richtigkeit der Beschwerden und Anklagen.

Waltete er so in den meisten Fällen als Vater, so zeigte er sich dagegen auch in anderen Fällen, wenn es nothwendig und nützlich war, als Herr und Fürst, und es ist schwer zu sagen, ob in ihm der Fürst den Bischof oder der Bischof den Fürsten glücklicher unterstützte. Schon im Jahre 1786 entzog er den drei Collegiatstiftern in Bamberg die weltliche Gerichtsbarkeit und übertrug sie weltlichen Richtern, und ließ auf die Gegenvorstellung der Stifter eine sehr belehrende abweisende Antwort ertheilen.

Seine Würde als deutscher Fürst und Bischof wußte er auch Rom gegenüber geltend zu machen und seine Rechte zu wahren, und kaum war ein päpstlicher Nuntius in München angekommen, als der bambergische Resident in Rom den Auftrag erhielt, anzufragen, ob derselbe mit Fakultäten oder mit Gerichtsbarkeit versehen sey, in welchem Falle man sich mit den übrigen deutschen Erzbischöfen und Bischöfen zur Wahrung seiner Rechte verbinden würde. Obgleich darauf sogleich geantwortet wurde, daß dieser Nuntius so wenig, als jener in Köln einen Eingriff in die Rechte der deutschen Bischöfe machen würde, so beantwortete man doch nicht einmal die Ausschreiben desselben von seiner Anstellung und Ankunft in München. Eben so muthig widersetzte sich der Fürst den Eingriffen des Kaisers Joseph II., den er übrigens verehrte, in die Rechte der deutschen Fürstbischöfe, bei Gelegenheit seiner Unternehmungen gegen den Bischof von Passau. Als darauf Joseph II. bei einer Rückreise nach Wien den Weg über Würzburg einschlug, verfügte sich Franz Ludwig nach Bamberg, um den Kaiser nicht persönlich empfangen zu dürfen, und antwortete dann, als der kaiserliche Gesandte seine Empfindlichkeit darüber äußerte: „Die Reichsstände können, geschreckt durch die Behandlung des Fürstbischofes von Passau, wohl nicht sehr geneigt seyn, dem Kaiser ihre Huldigung darzubringen, da man ihnen wenig oder keinen Werth beilegt." Uebrigens glaubte er doch, die kleineren deutschen Fürsten, besonders die geistlichen, fänden nur im Hause Oesterreich Schutz und Halt, weßwegen das gegenseitige Interesse sie miteinander verbinde. Mit dem Kaiser Leopold schloß er einen Unterstützungs-Vertrag, und sandte einen Theil seines Heeres ihm nach den niederländischen Provinzen zu Hülfe, die sich empört hatten. Seine Gesinnung war christlich und deutsch durch und durch, dieses hatte er schon früher auf dem

Reichstage in Regensburg gezeigt und zeigte es fort und fort, rathend und mahnend und helfend mit Wort und That, besonders bei dem Ausbruche und der Fortdauer der französischen Revolution, welche ihre Schrecken bald gegen Deutschland herantrug. Alle Geschäfte, die seine Stellung zu Deutschland oder dem Auslande betrafen, unternahm er selbst, und führte sie durch seinen Gesandten zu Regensburg während der schwierigsten Zeitverhältnisse mit gewohnter Umsicht durch. Er war der erste ausschreibende Fürst des fränkischen Kreises, sein Beispiel, sein Wort wirkte viel. Und als die Gefahr von Frankreich Vielen immer näher zu rücken schien, und sie riethen, man solle die Empörung schnell dämpfen, da war er Einer der Wenigen, welche den Leichtsinn und die Verblendung derer nicht theilten, welche glaubten, die Erhebung des französischen Volkes könne leicht durch Waffengewalt wieder unterdrückt werden. Er war überzeugt, daß fremde Einmischung die Bewegung eines ganzen Volkes nicht beschwichtigen und hemmen könne, zumal da von denen, gegen welche der Aufstand gerichtet sey, so viel und so großes Unrecht, durch die bisherige Geschichte erwiesen, vorläge.

Anfangs schienen seine Absichten durchzudringen, und da er von dem Kurfürsten von Pfalzbayern in dieser Angelegenheit schriftlich ersucht wurde, der Herzog von Württemberg und andere Fürsten eigene Gesandten an ihn schickten, um seinen Rath zu hören: so verhehlte er ihnen seine Meinung nicht, und er beschwor vorzüglich die deutschen Reichsstände, alle Anträge zu Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs abzulehnen, im Innern ihrer Staaten selbst jede Veranlassung zu Reibungen mit den Machthabern jenes Landes zu vermeiden, dagegen sich überall einig und stark zu zeigen. Sollte Deutschland ja gezwungen werden, zu beschließen und zu handeln, so müßte das ganze Reich als einig beschließen und handeln; er zwar würde nie für einen Reichskrieg gegen Frankreich stimmen, weil seiner Ueberzeugung nach eine ganze Nation, die sich erhoben, von Niemanden, am wenigsten von einem Reichsheere könne bezwungen werden; vielmehr glaube er, daß ein Reichskrieg unfehlbar die Auflösung des Reiches herbeiführen werde. Noch sicherer und schmachvoller aber würde der Untergang von Deutschland bei der Uneinigkeit der deutschen Fürsten und Stände seyn. — So rieth er, danach handelte er. Während am Rheine, besonders in den geistlichen Fürstenthümern, die französischen Auswanderer willkommene Aufnahme fanden und Waffenplätze zur Bekämpfung ihres eigenen Vaterlandes errichteten, gestattete Franz Ludwig denselben ohne Rücksicht auf Geburt, Stand oder Vermögen keinen längern Aufenthalt als drei Tage, selbst Kranke ließ er mit Schonung weiter bringen. Aber zugleich unterstützte er die Armen und Hülfsbedürftigen, besonders die Bischöfe und Geistlichen, mit fürstlicher Freigebigkeit. Indem er so dem französischen Reiche keine Veranlassung zu feindseliger Gesinnung gab, forderte er auch, mit den Streifzügen verschont zu bleiben, welche unter Custine bis Mainz

und Frankfurt sich ausdehnten. Zugleich rüstete er als deutscher Fürst zur Abwehr des Feindes; im Jahre 1793 wurden wegen der außerordentlichen Kriegskosten auch die Geistlichen und Stiftungen zur Abgabe des zehnten Pfennings angehalten, weil Beide ein höheres Interesse am glücklichen Ausgange des Krieges hätten, als der Bürger und der Landmann. Er befestigte Würzburg stärker, forderte die fränkischen Kreistruppen ein, und rief selbst die Bürgerschaft von Würzburg zur Vertheidigung ihrer Stadt auf mit dem Versprechen, in ihrer Mitte Alles erdulden zu wollen.

So sicherte er für den Augenblick seine Staaten gegen feindlichen Ueberfall, aber nun begannen die Berathungen zu Regensburg wegen der Verletzung des deutschen Reichsgebietes. Bei dem Kreistage zu Nürnberg machte der Gesandte des Fürstbischofes selbst bei jenen der größeren Fürsten noch die Meinung geltend, daß Deutschland und die einzelnen Kreise des Reiches ihr Heil nur in der Neutralität finden könnten. Aber auf dem Reichstage zu Regensburg wurde durch den überwiegenden Einfluß von Oesterreich und Preußen bald die kriegerische Stimmung vorherrschend. Franz Ludwig war jedoch weder mit den zu Nürnberg, noch mit den zu Regensburg laut werdenden Ansichten zufrieden, und er schrieb seinem Gesandten am Reichstage, der auch zugleich Oesterreich vertrat: „Er habe zu Nürnberg mit dem kalten Fieber der Neutralität, zu Regensburg mit dem hitzigen des Krieges zu kämpfen." Die Neutralität hielt er für unpatriotisch und unklug, die Kriegserklärung für unheilbringend bei der damaligen Zusammensetzung des Reichsheeres, in welchem die kleinen Abtheilungen der kleinen Fürsten und Städte neben den größeren verschwinden und der Uebermacht und Willkür dieser preisgegeben würden, so daß eine Kriegserklärung den Untergang des deutschen Reiches von den Freunden oder Feinden zur Folge haben würde. Die Neutralitätsversuche des fränkischen Kreises überwand sein Ansehen, aber in Regensburg wurde der Reichskrieg beschlossen; da that er das Seine als Mitglied des Reiches, dessen Auflösung er vorhersah, gab dem Kaiser Franz und dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen, da sie ihn bei dem anfangs glücklichen Fortgange des Krieges besuchten, glänzende Feste, war aber von seiner Ansicht nicht abzubringen, und noch vor seinen Augen geschah zum Theil schon, was er vorausgesehen. Während die österreichischen und preußischen Heere schon lange im Felde waren, hatte sich das Reichsheer noch nicht gerüstet, noch nicht zu einem Ganzen verbunden, so daß nichts übrig blieb, als die einzelnen Schaaren der Stände, wie sie nach und nach einrückten, einem jener Heere einzuverleiben. So wurde die Schaar, welche Franz Ludwig dem Hause Oesterreich zur Vertheidigung der Niederlande zu Hülfe geschickt hatte, als sein Contingent zum Reichskriege erklärt.

Nach der Einnahme von Mainz, zu dessen Belagerung Preußen die Kanonen von Würzburg gefordert und erhalten, dann aber wieder zurück-

geschickt hatte, entfernte sich der Krieg aus dem fränkischen Kreise, damit aber nicht die Gefahr, und Franz Ludwig fürchtete, derselbe werde wie der dreißigjährige mit der Auflösung der geistlichen Fürstenthümer als eine willkommene Beute für Freunde und Feinde enden.

Diese Furcht, dazu die Gewalthandlungen des näher rückenden mächtigen Preußen, als es die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth in Besitz nahm, der Schmerz, seinen Schöpfungen nicht die gewöhnliche Sorge und Theilnahme widmen zu können, vergrößerte seine Körperleiden und führten ihn dem Tode entgegen.

Seit drei Jahren schwanden seine Kräfte sichtbar, Bäder stellten sie zwar theilweise wieder her; als er aber am 26. November 1794 wieder schwer erkrankte, erkannten die Aerzte bald die Gefahr. Doch fristete die Kunst sein edles Leben so lang als möglich; auch während dieser Zeit war er noch thätig; er empfahl in seinem Testamente seine Anstalten dem Nachfolger und bat ihn, er möchte besonders die Jugend im Auge behalten. Die Armen, deren er keine überging, setzte er zu seinen Universalerben ein, und so starb er denn auch, von ihnen wie von jedem Guten beweint, am 14. Februar 1795.

Wigul. Xav. Alois Freiherr von Kreitmayr.

Weil die Erfahrung lehrt, daß unverdientes Glück gewöhnlich eitel und übermüthig macht, so verdient gewiß derjenige einer Erwähnung, welcher sich des Glückes würdig, mächtig und edel in jeder Beziehung zeigt, und dem sein Amt nicht ein sanftes Ruhekissen zum Nichtsthun, sondern ein heiliger Antrieb zur unermüdeten Thätigkeit wird, wie dieß bei Kreitmayr der Fall war.

Er ist geboren zu München den 14. December 1705, der Sohn eines kurfürstlichen Hofrathes, besuchte die Universitäten Ingolstadt, Utrecht und Leyden, dann als Begleiter der bayerischen Prinzen auch Frankreich, und wurde so vom Glücke begünstigt, daß er nach seiner Rückkehr als kaum zwanzigjähriger Jüngling zum Hofrathe ernannt wurde. Aber er trachtete nun, des fürstlichen Vertrauens und seines Amtes sich würdig zu zeigen und erwarb sich durch unermüdeten Eifer eine große Geschäftskenntniß; doch mangelte ihm die eigene Anschauung des bürgerlichen Lebens, der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels, dieser Grundquellen des Nationalwohlstandes, welche nur durch langes Beobachten und im Umgange mit dem Volke erworben werden. Er fühlte diese Lücke in seinem Wissen tief und suchte sie durch eine weise Auswahl ausgezeichneter und in Geschäften erprobter Männer,

die unter und neben ihm arbeiteten, und durch den belehrenden Umgang mit Anderen zu ergänzen, was ihm bei seinem regsamen Streben auch gelang. Im Jahre 1741 ward er zum pfalzbayerischen Reichsvikariats-Hofgerichts-Beisitzer ernannt und im Jahre 1745 in den Adelstand der Reichsritterschaft erhoben.

Seine Fähigkeiten waren anerkannt, weßwegen ihn der Kaiser Franz I. als Reichshofrath nach Wien mit einem jährlichen Gehalte von 12,000 Gulden berief; allein Kreitmayr blieb seinem Vaterlande und seinem Fürsten Maximilian III. treu ergeben, dessen edles Herz für Bayern glückliche lichte Zeiten versprach, und unter diesem Fürsten beginnt seine eigentliche Wirksamkeit, bis er von Stufe zu Stufe steigend endlich zum wirklichen geheimen Staats-Kanzler und Oberstlehen-Propsten, so wie zum Kanzler der Akademie mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Gulden ernannt wurde.

In diesen Aemtern und Würden wirkte er voll Vaterlandsliebe und unermüdeten Eifers, daß er nicht nur der vertraute Freund des Kurfürsten, sondern auch der Liebling des Volkes wurde und blieb. Beinahe in allen Zweigen der Staatswissenschaften gleich gelehrt und durch vieljährige Erfahrung geübt, immer im Geiste seines edelsinnigen Fürsten auf das Wohl des Volkes bedacht, um es vom geistigen Drucke und aus der Unmündigkeit emporzuheben und seine Lasten zu erleichtern, damit es eines frohen Daseyns genießen könnte, suchte er nur die fähigsten und rechtlichsten Männer zu befördern und sich stets über die Bedürfnisse des Volkes zu belehren. Deßwegen war er für Jedermann leicht zugänglich, hörte aufmerksam und theilnehmend die Bitten, Wünsche und Beschwerden, obgleich er nur wenig sprach, und Wenige verließen ihn ohne Hülfe oder Trost. Er verfolgte Niemanden, baute aber auch Niemanden goldene Brücken. Nicht leicht setzte er Jemanden ganz außer Thätigkeit, sondern wies ihn vielmehr, wenn er in dem einen Zweige nicht mit Erfolg wirken konnte, einem anderen zu; bloße Empfehlungen, die auf kein Verdienst gestützt waren, haßte er, und am wenigsten begünstigte er das Vetter- und Gevatterwesen, diese Pest alles wirklichen Verdienstes. Die Auswahl seiner Gehülfen, unter denen Lori sein vertrautester war, zeugte von seinem Scharfsinne und seiner Umsicht.

Im Jahre 1750 vermählte er sich, nach dem Tode seiner ersten Gattin, die ihm keine Kinder hinterließ, mit der Wittwe von Rocker, geborne von Frönau auf Offenstetten, und erlangte durch Gütergemeinschaft mit ihr ein schönes Landgut und bedeutendes Vermögen, und konnte nun mit desto größerer Zuversicht, unbekümmert um Gunst oder Ungunst der Zeiten und der launenhaften Wechselfälle, zum Ruhm und Besten seines Fürsten und Vaterlandes wirken, da er nicht sklavisch bloß des Brodes wegen zu dienen brauchte und er selbst überzeugt war, daß der höhere Staatsdiener nur dann mit Erfolg Nützliches leisten könne, wenn der Staat mehr seiner als er des

Staates bedürfe. Auch fanden die Staatsmänner von jeher auf ihren Landgütern Erholung und Ruhe oder eine angenehme Zufluchtstätte.

Kreitmayr wurde jedoch im Besitze dieses sicheren Rückhaltes nicht eitel und stolz und gab später auch seinen Söhnen den Rath, sie sollten bei den größten Talenten nie fühlen lassen, daß sie nothwendig seyen, denn die Fürsten würden sich sonst lieber weniger geistreicher Menschen bedienen, als abhängig seyn wollen auch von dem größten Geiste. Er lebte nur seinen Geschäften, er war die Seele jener Versammlungen, die der Kurfürst Maximilian berief, bei denen sein Scharfsinn, seine Umsicht und sein redlicher Eifer immer Anerkennung fanden; die Verwaltung seiner Güter überließ er ganz seiner Gattin, die durch weise Sparsamkeit dieselben vermehrte und auch das Landgut Hatzkofen ankaufte. Er kannte und liebte so wenig den Aufwand, daß sein Arbeitszimmer sein gewöhnlicher Aufenthalt war, welches eine ausgesuchte Bücher-Sammlung, aber keinen überflüssigen Prunk enthielt. Sein Gemüth war von Religion durchglüht und als er im Jahre 1759 nach der heftigsten Geistes-Anstrengung tödtlich erkrankte, gelobte er, nach seiner Genesung nie wieder eine äußere Auszeichnung, selbst nicht Gold, zu tragen oder anzunehmen, und er hielt, was er gelobt, so daß er selbst den Grafentitel ablehnte, den ihm der Kaiser Joseph II. geben wollte, und weder den Kammerherrn-Schlüssel noch je einen Orden hatte. Von jener Zeit an trank er auch nur Wasser, gewöhnlich schon des Morgens, und die einfachste Lebensweise erhielt seinen Körper und Geist bis in das höchste Greisenalter frisch.

Das größte Werk, welches er während seiner langen Dienstzeit vollendete und weßwegen er von der Mitwelt angestaunt und von den Rechtslehrern gepriesen wurde und welches zugleich einen treuen Spiegel seiner Zeit und seines eisernen Fleißes gibt, von dem auch die Nachwelt noch Vieles lernen kann: das ist die Bearbeitung der bayerischen Landesgesetze, jener berühmte Maximilianische Codex, das neue bayerische Landrecht (bestehend aus dem Criminal-, Civil- und Judiciar-Codex) mit den dazu gehörigen Anmerkungen, die Frucht eines neunzehnjährigen Fleißes, dessen Ausarbeitung um so schwieriger war, als damals eine Menge alter und neuer Gesetze galten, die gesammelt und nach ihrer Wichtigkeit untersucht, ausgeschieden und dazu neue als bindende Norm aufgestellt werden mußten.

Kreitmayr suchte nun Licht und Ordnung in die verworrene ungeheuere Masse der Gesetze zu bringen, die älteren und besseren wurden beibehalten, neue andere gegeben, wie sie für die veränderten bürgerlichen Angelegenheiten nothwendig waren. Zuerst erschien im Jahre 1751 sein Criminalrecht — das Recht in Ansehung der Verbrechen und Strafen, dem die Anmerkungen folgten, wobei er bloß als Sammler und Ordner der bisher üblichen Gesetze erscheint, die noch in ihrer ganzen barbarischen Strenge galten. Darin heißt es noch: „Stiehlt einer auf einmal oder zweimal

20 Gulden oder mehr in Geld oder Werth, so heißt es ein großer Diebstahl und wird mit dem Strang bestraft. Doch steht in richterlicher Willkür, nach Beschaffenheit der Person und Umständen statt des Stranges das Schwert oder noch eine gelindere Strafe zu erkennen. Bei einem dreifachen Diebstahl ist weder auf die Summe noch Zurückgabe zu sehen, sondern wird derselbe ohne Unterschied mit dem Strang bestraft. — Der Leichnam eines Selbstmörders wird durch den Scharfrichter unter dem Galgen begraben." — Aehnliche strenge Gesetze werden gegen Hexerei und Zauberei angewendet, und der Verfasser bringt in den Anmerkungen selbst nur die verschiedenen Meinungen darüber, aber keine Milderung bei. Auch billigt er selbst die Folter in ihrer furchtbaren Anwendung, um das Geständniß einer That oder der Mitschuldigen zu erpressen, und er meint, der Nutzen der Folter könne nicht in Abrede gestellt werden.

Es war noch an der Zeit, daß man glaubte, den Mangel an Erziehung, die Rohheit der Sitten und den eingewurzelten Müßiggang, welcher doch durch manchen Aberglauben genährt und gleichsam geheiligt wurde und der zu Lastern aller Art führte, durch strenge Gesetze zu heilen; man glaubte, es sey besser, jene Halbmenschen ohne Gefühl für Tugend, Ehre und Schande und ohne wahre Religion, am Besten so schnell als möglich durch Schwert, Galgen und Rad aus der menschlichen Gesellschaft zu tilgen, als sie durch Erziehung und Besserung der Menschheit zu erhalten!

Im Jahre 1753 erschien das übliche Landrecht, welches in klarer Zusammenstellung alle damals in bürgerlichen Dingen durch Bayern geltenden Rechte enthielt und nur in den Anmerkungen wies der Verfasser auf das ältere Recht zurück; ausdrücklich mahnte er, den studirenden Jüngling zuerst mit dem neueren oder jetzt geltenden Landrechte bekannt zu machen, statt seinen Kopf mit dem Naturrechte, mit dem römischen und mittelalterlichen Rechte anzufüllen. Zum bequemeren Gebrauche fertigte Kreitmayr auch noch ein Handbuch des bayerischen Codex, dann einen Grundriß des allgemeinen deutschen und bayerischen Staatsrechtes, und im Jahre 1771 erschien seine Sammlung der neuesten und merkwürdigsten kurbayerischen Verordnungen, in welcher er nur das Neueste und von den älteren das Merkwürdigste, folglich von beiden das Nöthigste und Brauchbarste gab und nach einem bestimmten Plane ordnete, daß es als Handbuch und zum gründlichen Unterrichte diene.

Darin besteht denn auch sein Hauptverdienst, daß er Plan und Ordnung in die Gesetzgebung brachte, daß er deutsch verständlich schrieb und den Nachkommen den Weg zeigte, wie die Gesetze gefaßt werden sollen, denn er selbst erkannte und sagte, daß nie ein Gesetzbuch verfertigt werden könne, welches nicht mit der Zeit der Zusätze, Erklärungen, Erlaüterungen oder Einschränkungen bedürfe. Hätte Kreitmayr seine Laufbahn im Dienste bei den niederen Gerichten begonnen, hätte er unter dem Volke gelebt und

dessen Verhältnisse, Glauben, Sitten, Freuden und Frieden, alle Hemmnisse des geistigen und körperlichen Wohles kennen gelernt, gewiß er wäre dann eben so mild geworden, als er rechtlich war. Aber sein Werk bleibt die Grundlage aller künftigen Gesetzgebung und ist am wenigsten durch Feuerbach überflüssig geworden, der auch nur aus Büchern seine Rechtskenntniß erlangte und nur Weniges änderte, was die Zeit selbst schon ausgestoßen hatte, dagegen manches andere Harte und Unhaltbare einschob.

Kreitmayr genoß das höchste Vertrauen des Kurfürsten Maximilian III. und blieb auch, als Karl Theodor nach Bayern kam, in seinen bisherigen Aemtern und Würden. Seine ausgezeichneten Kenntnisse und seine Charakterfestigkeit sicherten ihm seine Wirksamkeit, er gehörte nicht zu den Männern, welche bloße Gunst erhebt und ein Wechsel in der Regierung stürzt und dann dem Hohn und Spotte des Pöbels preis gibt und ihr Andenken brandmarkt. In gewohnter Thätigkeit und Biederkeit waltete er fort, suchte die neue Regierung über das Land und Volk aufzuklären und beliebt zu machen und vor Mißgriffen zu wahren und zu warnen. Deßwegen widerstrebte er der Einziehung des Vermögens aus den Jesuiten-Gütern, welches Maximilian III. für die Schulen bestimmt hatte und welches nun Karl Theodor zur Gründung eines Malthefer-Ordens-Zweiges verwendete, denn Kreitmayr sah die Nachtheile für die folgenden Geschlechter ein, wenn die Erziehung der Jugend wieder ganz in die Hände der Mönche käme. Vergebens bot man ihm, um seine Beistimmung zu erkaufen, zwei Kommentureien — einträgliche Pfründen aus jenen Gütern für seine Söhne an; er schlug sie aus und wahrte sich so dem Fürsten gegenüber bei aller Ehrerbietung das Recht der aufrichtigen Warnung, der Wahrheit, seine Gewissensruhe und die Achtung aller Edlen.

Seine Erholung von den fortgesetzten anstrengenden Arbeiten war Bewegung im Freien, früher stets zu Pferd, später zu Fuß, das trauliche Leben im Kreise seiner Familie und das Lesen der Alten, besonders der römischen Dichter, aus welchen er ganze Stellen mit jugendlichem Gefühle noch als Greis vortrug, wodurch er denn auch seinen Geist lebendig erhielt. Er starb in seinem fünf und achtzigsten Jahre, den 27. October 1790, und hinterließ seinen Söhnen kein anderes Vermögen, als ihr Muttererbe, so redlich hatte er nicht für sich und die Seinen, sondern für sein Vaterland gelebt. Sein Leichnam ruht in der Familiengruft zu Offenstetten. In München wurde ihm durch freiwillige Beiträge ein Denkmal errichtet den 27. October 1845. Seine Söhne setzten ihm einen Obelisken auf dem Dorfplatze in Offenstetten mit der bezeichnenden Inschrift: Dem Verfasser der Gesetze unter Kurfürst Max III.

Karl Theodor,
Kurfürst von Pfalz-Bayern.

Nach dem Tode des Kurfürsten Karl Philipp fiel das Erbe an die Nachkommen jenes Pfalzgrafen August, welcher nach dem Uebertritte seines Bruders Wolfgang Wilhelm zur katholischen Religion noch allein die lutherische Lehre in seinem Lande Sulzbach gegen alle Ansinnungen Oesterreichs, Bayerns und seines Bruders erhalten hatte. Jedoch schon sein Sohn und Nachfolger, Christian August, folgte dem Beispiele seines Oheims in Neuburg im Jahre 1655, übte aber mit einer damals seltenen Mäßigung keinen Gewissenszwang gegen seine Unterthanen und so blieb das Ländlein Sulzbach mit den dazu gehörigen Ortschaften lutherisch, jetzt vereinigte Karl Theodor die Kurpfalz, Sulzbach und Neuburg als nächster Erbe.

Er ist der Sohn des Herzogs Johann Christian von Sulzbach, geboren den 11. December 1724 zu Drogenbusch bei Brüssel, wo dieser mit seiner Gemahlin, der einzigen Tochter des Herzogs von Aremberg und Erbin von Berg op Zoom wohnte. Nach dem frühen Tode seiner Mutter wurde er hier von seiner mütterlichen Urgroßmutter liebevoll erzogen und dann nach dem baldigen Tode seines Vaters (1733) von dem Kurfürsten Karl Philipp nach Mannheim gerufen und als der künftige Erbe der kurpfälzischen und Sulzbachischen Länder mit Sorgfalt gebildet; denn, was freilich wundersam erschien, der Kurfürst mit seinen acht Brüdern hatte keinen männlichen Erben und Karl Theodor war auch der einzige Zweig der Sulzbachischen Linie, und der alte Kurfürst hatte ihn deßwegen schon mit seiner ältesten Enkelin Maria Elisabeth verlobt. Aber nach welchen Grundsätzen man ihn erzog, ist nicht unwichtig zu erfahren. Der Jesuit Seedorf entwarf den Plan und sagt im Eingange, daß die Fürsten mit größtem Fug die Götter dieser Welt genannt werden; dann stellt er die einzelnen Fürstenpflichten mit den Eigenschaften Gottes zusammen und fährt fort: „Geld und Credit sind der Prüfstein einer guten Regierung und der Landesherr darf verwenden und ausgeben, was er will, wenn das Geld nur im Lande bleibt. In religiösen Dingen soll sich der Fürst eines erbaulichen Lebenswandels befleißen und sich ganz besonders darin thätig erweisen, die katholische Religion zu erweitern und fortzupflanzen; dabei muß er mit aller Bescheidenheit verfahren, damit bei protestantischen Mächten keine Unruhe erweckt werde; doch kann er auf glimpfliche Weise die katholische Religion fördern, indem er die katholischen Pfarreien und Schulen mit tüchtigen Männern besetzt, in öffentlichen Aemtern (mit Ausnahme der Kirchenverwaltung)

keinen Reformirten oder Lutherischen befördert, selbst auf den Dörfern nur Katholiken zu Schultheißen nimmt, und später, wenn die katholischen Mächte durch göttliche Schickung die Oberhand gewinnen, kann ein katholischer Kurfürst von der Pfalz jederzeit weiter gehen und das Beste seiner heiligen Religion fast nach Wohlgefallen beeifern."

Dieß waren die Hauptgrundsätze, welche dem zarten wohlwollenden Gemüthe des jungen Fürsten eingeprägt wurden, und die denn auch ihre Früchte trugen. Nachdem der fürstliche Jüngling hinlänglich vorbereitet schien, besuchte er die Universitäten Leyden und Löwen, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete und dann nach seiner Rückkehr von dem Kurfürsten selbst in die Staatsgeschäfte eingeführt wurde, denen er sich um so lieber unterzog, da er keine Freude an den Waffenübungen und dem noch lange dauernden Kamaschendienste hatte, obgleich er zum Hauptmann in dem Leibregimente und bald auch zum Obersten eines Regimentes zu Fuß ernannt wurde. Er spielte nie den Soldaten als wenn er an der Spitze seines Regimentes erscheinen mußte, am liebsten weilte er in seinem Kabinete unter französischen Büchern, wo er sich auch mit wenigen vertrauten Räthen unterhielt, und so die Welt und Menschen nur aus Schriften oder mündlichen Berichten, aber nicht aus eigener Anschauung kennen lernte. Schon am 16. Juli 1741 übernahm er die Regierung von Sulzbach und Berg op Zoom, vermählte sich sechs Monate nachher in Mannheim, und ward nach dem Tode Karl Philipps, des letzten männlichen Sprossen der Pfalz-Neuburger Linie, den 31. December 1742, auch Kurfürst von der Pfalz.

Seine ersten Handlungen förderten das Wohl seiner Unterthanen und erregten größere Erwartungen von ihm: den haüfigen Beschwerden über die Zunahme und den Wucher der Juden begegnete er durch den Befehl, daß künftig nur dreizehn Juden-Familien in Sulzbach wohnen und nie mehrere aufgenommen werden sollten, dazu kam das Verbot des Hausirens; es wurde ihnen nur der öffentliche Verkauf der Waaren in ihren Haüsern gestattet. Dieser Befehl wurde in der Folge öfter wiederholt, da nach wenigen Jahrzehnden die Zahl der Juden-Familien durch manche Schleichwege wieder auf neun und fünfzig angewachsen war. Er vereinfachte in der Pfalz den schleppenden Gang der Geschäfte, verbesserte die Gerechtigkeitspflege, verlieh die erledigten Stellen mehr nach Verdienst als nach Familien-Rücksichten, suchte überall zweckmäßige Ersparungen einzuführen, und es war sein Grundsatz, die Besoldungen mehr ergiebig zu machen, als sie zu erhöhen, weßwegen er zu dem Gehalt in Geld auch Naturerzeugnisse reichen ließ. Uebervölkerung schien ihm eben so gefährlich, als zu geringe Bevölkerung ein Vorwurf für das Volk und die Regierung; der Handel wurde durch neu angelegte und gut erhaltene Straßen, so wie durch den Frankenthaler Kanal erleichtert, durch treffliche Maßregeln die Sicherheit gehandhabt, die Schulen

gut eingerichtet, die verschiedenen christlichen Gemeinden in ihren Rechten geschützt, wenn gleich der Kurfürst sich streng katholisch bei jeder Gelegenheit bewies, und so geschah es, daß Ruhe und Ordnung, Zufriedenheit, Fleiß und Wohlstand in seinen Staaten heimisch wurden.

Er hatte sich mit der Ritterschaft am Rhein wegen des Wildfangrechtes, mit Preußen wegen der Erbschaft in Jülich, Cleve und Berg verglichen, und überall blühte im Frieden das Land empor und die ganze Pfalz fühlte die Nähe des glänzenden und thätigen Herrschers, der in Schöpfungen der Wissenschaft und Kunst, so wie des Handels und Gewerbfleißes eigenen Ruhm und das Wohl seiner Unterthanen suchte, und nur ein Glück fehlte dem Kurfürsten, eigene Kinder. Endlich nach neunzehnjähriger Ehe sollte ihm auch dieses werden. Aber der langerwartete Erbe starb bald nach seiner Geburt und die schwächliche Mutter entsagte für immer dem Schmerz und der Freude wieder Kinder zu bekommen. Und damit beginnt eine folgenreiche Umgestaltung des haüslichen Lebens, das nicht ohne großen Einfluß auf das öffentliche bleiben konnte: Karl Theodor wählte zuerst eine Bäckerstochter und nach deren baldigem Tode nacheinander Diese und Jene, erhob ihre Kinder zu fürstlichen Würden und suchte sie mit reichen Gütern auszustatten, und ward so nicht nur zum Anstoße für Viele, weil Aller Blicke stets auf den Herrscher gerichtet sind und die Sittlichkeit meistens nach dem Beispiele der Höheren steigt oder sinkt, sondern es traf ihn auch der Vorwurf, den öffentlichen oder für das Volk bestimmten Schatz zu seinen Privatzwecken verwendet zu haben. Anfangs zwar deckte der Glanz so mancher von ihm in's Lebens gerufenen Anstalt jene Gebrechen, er gründete nach dem Beispiele Maximilians eine Akademie im Jahre 1763, deren Zweck war: die Natur der Dinge und die Geschichte der Pfalz und des regierenden Hauses zu erforschen und darin der Wahrheit als dem höchsten Gesetze zu folgen; in Mannheim entstand durch ihn eine physikalisch-ökonomische Gesellschaft und eine deutsche gelehrte Gesellschaft für Reinigung der Sprache und des Geschmackes in allen Ständen des deutschen Vaterlandes; vor Allen erhob sich die Musik, von ihm mit reicher Unterstützung gepflegt, und mit der italienischen Oper bald auch das Theater, für welches selbst Lessing den Plan entwarf und das wirklich die Kunstschule für ganz Deutschland wurde. Später errichtete er auch eine Zeichnungs- und Bildhauer-Akademie und ließ alle Jahre goldene Preismünzen austheilen für das beste historische Gemälde, die schönste Landschaft und den besten Bauentwurf, auch wurde die Gartenkunst gepflegt. Aber diese und andere glänzende und wohlthätige Schöpfungen konnten die tiefen inneren Gebrechen nicht verhüllen, die immer offener hervortraten, seitdem der erste Eifer des Kurfürsten erkaltet war und er um seiner Ruhe willen selten tiefer sehen wollte. Das verderblichste Uebel war die Kaüflichkeit aller Stellen bei weltlichen und kirchlichen Behörden und jene heillosen Anwart-

schaften, wodurch Kinder in den Wiegen schon zu Aemtern bestimmt und jedem Talentvollen der Weg zur Auszeichnung und zum segensvollen Wirken verschlossen wurde. Dazu kam die Neigung des Kurfürsten, seinen Geschmack in prachtvollen, aber unnützen kostspieligen Anlagen zu zeigen, die seine Aufmerksamkeit von allen ernsten und eines Fürsten wahrhaft würdigen Bestrebungen abzogen.

Mitten in diesem Wirken, diesen Beschäftigungen und Zerstreuungen traf ihn plötzlich die Nachricht vom Tode des Kurfürsten in Bayern. Er war gerade Abends bei dem Jahresschlusse in der Hofkirche zu Mannheim, als die Botschaft kam, über welche er beinahe erschrack und bei sich dachte: Nun sind die guten Tage vorbei. Doch eilte er schon am 1. Januar 1778 nach München, überdachte auf dem Wege die neue Lage der Dinge, die Ansprüche Sachsens und Oesterreichs, und war bei sich entschlossen, die Sache friedlich, wenn auch mit einigen Opfern, auszugleichen, und als ihm bei seiner Ankunft in München der Freiherr Hammerer von Hammerstein mit dem Glückwunsche und der Nachricht entgegen eilte, die sämmtlichen Lande seyen bereits für ihn in Besitz genommen, entgegnete er: „Voreiligkeit, die mir und dem Bayerlande mehr schaden als nützen kann.“

Als nun, durch Friedrich von Preußen und die patriotisch gesinnte Herzogin Maria Anna veranlaßt, die Unterhandlungen über die Selbstständigkeit Bayerns begannen, als die Herzoge von Zweibrücken im Vertrauen auf Preußens Schutz den Ansprüchen und Versprechungen Oesterreichs widerstanden, und die Bayern mit Wort und Schrift gegen die Zersplitterung des Landes eiferten: blieb Karl Theodor ein müßiger Zuschauer, als gelte es nicht sein Land und Volk, und er freute sich, als im Jahre 1779 der Frieden von Teschen mit Aufopferung des Innviertels zu Stande kam. Aber Lori und Obermaier fühlten seinen Groll, und dieser Anfang seiner Regierung in Bayern war nicht geeignet, ihm die Gemüther zu gewinnen, und bald zeigte sich, daß er nicht auf der Bahn seines Vorgängers, des geliebten Maximilian III., fortzuwandeln gesonnen sey.

Er hatte die Jesuiten in der Pfalz in ihrer geistlichen Wirksamkeit, so wie im Lehramte gelassen, so daß ihre Gesellschaft dort ohngeachtet ihrer Aufhebung noch fortdauerte und auch ihr ehemaliges Streben noch im Stillen fort lebte; sein vertrautester Rath war ein Jesuit; auch brachte er seinen ganzen Hofstaat aus der Pfalz mit nach Bayern und die einflußreichsten Personen der neuen Regierung waren nicht in Bayern geboren und gebildet, kannten das Volk und Land wenig, wußten nicht, wie sehr sich dasselbe in der letzten Zeit gehoben hatte. An sie aber schloßen sich schnell Alle, welche bisher als Vertheidiger der alten Unwissenheit, des Aberglaubens und der geistlichen Herrschaft sich selbst in den Schatten gestellt und um ihre Wirksamkeit gebracht hatten, und was ihnen unter der Regierung Maximilians nicht gelungen war, gelang jetzt.

Wohl war der Kurfürst für sich ein gebildeter freisinniger Mann, dieses zeigte er, als er einen großen Theil des Prunkes bei der Frohnleichnams-Prozession und jenes die wahre Andacht störende Schauspiel abstellte, daß am sogenannten Oelberge die den Heiland darstellende hölzerne Figur niederfallen mußte, auch verbot er jenen feierlichen Umzug um die Mariensaüle auf dem Hauptplatze zu München, wodurch bisher der Sieg auf dem weißen Berge des einen Wittelsbacher Zweiges über den andern alljährlich gefeiert wurde. Allein bald wurde er in seiner Wirksamkeit durch bösartige Verlaümdungen über das bayerische Volk irre geführt, jetzt vor dem freigeisterischen Streben der Einen gewarnt, dann zu dem Glauben verleitet, in Bayern könne man Licht und Bildung nicht ertragen und das ganze Volk müsse Kindern gleich behandelt werden. Bald zeigten sich merkwürdige Rückschritte.

Sein Vorgänger Maximilian Joseph hatte das berühmte Buch Veremund Lochstein, dessen zweite Auflage er selbst besorgte und hie und da einzelne Ausdrücke milderte, durch ein feierliches Schreiben als die unverwerfliche Grundlage in den kirchlichen Angelegenheiten gleichsam geheiligt; jetzt aber wurde das Buch verboten, und da selbst der kurfürstliche geistliche Rath sich desselben annahm, weil das Verbot in mehr als einer Rücksicht besonders für die fürstlichen Rechte selbst nachtheilig schien, erfolgte der denkwürdige Bescheid: „Lochstein solle weder verboten noch erlaubt seyn.“

Bekannt ist das Schicksal der Ode Zaupsers an die Inquisition. Dieser, ein geborner Münchner, hatte unter Maximilian mit Eifer die deutsche Sprache erforscht und das Schönste der neuesten Schriften in monatlichen Heften zum Unterrichte und Vergnügen für Bayern gesammelt, auch selbst Mehreres gedichtet, von dem seine Ode auf die Inquisition wegen ihrer bilderreichen lebendigen Kraft allgemeinen Beifall erhielt; auch der Kurfürst Maximilian hatte sie gelesen und gebilligt. Jetzt aber wurde der neue Abdruck untersagt, denn es erschienen einzelne Stellen wie gegen die neue Verfolgungswuth in Süddeutschland gerichtet, da es in der Ode heißt:

„O Duldung, Gotteskind! Du aus des Mittlers Wunden
Hervorgegangene Schöne, du,
Durch die Germaniens drei Kirchen eng verbunden
In Eintracht blüh'n und schwesterlicher Ruh',
O kehr' den sanften Blick nach Süden, wo mit Thränen
Die Menschheit dich um Hülfe fleht.“

Als das Verbot kund wurde, erschien die Sache so wichtig und zumal für den Ruhm des mißleiteten Landesfürsten so nachtheilig, daß das Bücher-Censur-Collegium vier Räthe mit dem Präsidenten an ihn abzuordnen beschloß, ihm die Sache vorzutragen; so sehr suchte man seine und des Landes Ehre zu wahren. Der Kurfürst entließ sie mit den Worten: „Wir werden die Sache untersuchen lassen.“ Bald darauf wurde jedoch Zaupser

angehalten, das katholische Glaubensbekenntniß abzulegen, und um das Maß voll zu machen, kam ein Befehl an seine Oberbehörde, den Hofkriegsrath, „daß man ihn dergestalt mit Arbeiten überladen solle, daß ihm zu theologischen und so anderen ausschweifenden Schreibereien keine Zeit übrig bleibe.“ Gewiß hatte, wer diesen und ähnliche Befehle veranlaßte und aufsetzte, nicht die geringste Achtung für die Ehre seines Herrn, aber alle erschienen nur wie Glieder einer endlosen Kette von Planen zum Verderben Bayerns: man wollte diejenigen, welche weiter sahen, als sie sollten, entfernen, und drückte sie auf alle Weise in der Hoffnung, daß sie endlich doch unvorsichtig und laut schreien würden, und dann war in jenen Zeiten ein einziges unvorsichtiges Wort hinlänglich, den Sturz und die Unterdrückung zu vollenden. Doch Zaupser duldete und schwieg; aber jener Befehl wurde durch ganz Deutschland bekannt, nun ward der Verfolgte merkwürdig, Bayern als ein barbarisches Land gescholten und der Genius des Volkes selbst beschuldigt, das doch an allen Dingen unschuldig war, während die gewissenlosen Räthe das Ansehen ihres Fürsten mißbrauchten und auf das Volk und die Regierung Schmach und Mißtrauen haüften.

Im Jahre 1781 errichtete der Kurfürst einen Zweig des Maltheser-Ordens, damit er auf diese Weise seine Söhne versorgen möchte, welchen kein Erbfolgerecht in Bayern zustand, und er verwendete zur Ausstattung des Ordens die Güter der Jesuiten, deren Einkünfte Maximilian so weise und wohlthätig für die Verbesserung der Land- und Stadtschulen, für Lehrer und Bücher verwendet hatte. Die bisherigen Lehrer, Geistliche und Weltliche wurden nun mit einem kärglichen Gnadengehalte entlassen und die gelehrten Schulen mußten die Klöster übernehmen, welche aus ihrer Mitte die Lehrer, fähige oder unfähige, wie es sich eben traf, zur Besorgung der ihnen aufgebürdeten Last auswählten, während die deutschen Schulen kümmerlich dahinsiechten. Damit sanken die schönen Anstalten und Plane zur geistigen Bildung und Erhebung Bayerns plötzlich, und der alte Aberglaube und sein Gefolge kehrten zurück, die abgewürdigten Feiertage wurden wieder gefeiert und seit dem Besuche des Papstes Pius VI. 1782 und seit der Ankunft des Nuntius in München war Bayern ganz dem Alten zugewendet. Bald darauf kamen die traurigen Jahre, in denen ein häßlicher Parteigeist und eine, jede persönliche Sicherheit gefährdende, Verfolgungssucht walteten, und Mißmuth und Unzufriedenheit und Mißtrauen bemächtigte sich der Gemüther.

Der gemäßigte Westenrieder schildert jene Zeit mit den lebhaftesten Farben des Unwillens und sagt, daß von der Kabinetsgerechtigkeit das Wirken der gesetzmäßigen Richter gelähmt und die unwürdigste Heuchelei genährt wurde, um nur den Günstlingen nicht zu mißfallen, in deren Willkür das Wohl und Wehe so Vieler lag. Diese Fremdlinge betrachteten Bayern wie ein erobertes Land, von dem man alle Lebensschätze erpreßte,

das man mit Mißtrauen und Verachtung behandelte, dessen Bewohner man in die alte Finsterniß geflissentlich zurückstürzte und mit frechem Hohne und stolzer Verachtung rief: die bayerische Nation ist dumm und abergläubisch! Aber noch gab es unter ihr redlich kühne Männer, welche das Unrecht zu rügen wagten: ja die ganze Nation that es, und man hörte im ganzen Lande nur Eine Simme über die Lage der Dinge, selbst Druckschriften gingen von Hand zu Hand. Nur zu den Ohren des Kurfürsten drang sie nicht! Denn er war von seinen Lieblingen ganz umstrickt und konnte nichts erfahren, als was sie wollten. Er wußte sich dem Volke nicht zu nähern, lebte in hoher fürstlicher Abgeschiedenheit und erfuhr weder die Leiden, noch lernte er den Charakter des biederen Volkes je kennen, da man geflissentlich Alles that, daß ihm dieses unmöglich wurde.

Immer deutlicher zeigte es sich, daß er ungern in Bayern weile, und plötzlich verbreitete sich im Jahre 1785 das Gerücht, er sey mit Oesterreich einverstanden, seine Herzogthümer Bayern und die obere Pfalz mit Neuburg und Sulzbach gegen die Niederlande als künftiges Königreich Burgund auszutauschen, schon habe man dafür Rußland gewonnen und die Herzoge Karl und Maximilian Joseph von Zweibrücken könnten gedrängt nicht länger dem Plane widerstehen. Allein da diese doch ohngeachtet aller Drohungen und Lockungen widerstanden und sich an Friedrich von Preußen wendeten, der ihre Rechte zu schützen versprach und den deutschen Fürstenbund schloß, um Oesterreichs Absichten zu vereiteln: wurde der schon weit gediehene Plan unterdrückt und Bayern wieder glücklich aus der Gefahr gerettet, eine bloße Provinz von Oesterreich zu werden.

Um jene Zeit ward in Bayern die Gesellschaft der Illuminaten entdeckt, welche von Adam Weishaupt dem öffentlichen Lehrer in Ingolstadt gegründet und in Bayern und durch ganz Deutschland weit verzweigt war und den Umsturz der bestehenden Verfassung und die allgemeine Herrschaft über Fürsten und Völker mittelst ihrer Eingeweihten beabsichtigte, weßwegen sie die fähigsten Jünglinge und die geistreichsten und angesehensten Männer in Amt und Würden zu gewinnen wußte. So war es beinahe dahin gekommen, daß eine neue Jesuiten-Gesellschaft, nur unter anderem Namen, die Menschheit verderben und fesseln wollte; die Mitglieder in Bayern wußten die Mißstimmung und Unzufriedenheit des Volkes und den geistigen Druck zu ihrem Vortheile zu benützen und unter dem Scheine eines Bundes, welcher bloß die geistige Förderung beabsichtige, Viele zu gewinnen, indeß ihre eigentliche Absicht ungemessene Herrschsucht und Befriedigung aller Lüste war. Der Kurfürst hatte schon im Jahre 1784 auf die Anzeigen vom Bestehen dieses Ordens ein strenges Verbot gegen alle nicht bestätigten Gesellschaften erlassen, dann wiederholte er seine Befehle gegen Freimaurer und Illuminaten, setzte Preise auf ihre Entdeckung, und nun zerstaübte der Bund.

Aber

Aber nun wurde der Argwohn des Kurfürsten durch seinen Beichtvater, den ehemaligen Jesuiten Frank und den geheimen Rath Lippert gegen die redlichsten Männer des Landes erregt und wach gehalten und alle, die noch im löblichen Streben aus der früheren Zeit frei zu denken und vernünftige Ansichten über das Christenthum zu verbreiten wagten, wurden verfolgt, unter ihnen der sinnige Alois Dietel von Pressath, Pfarrer zu Berg und später Professor in Landshut; die persönliche Sicherheit verschwand und das gelbe Zimmer im kurfürstlichen Schlosse wurde ein Schreckenswort. Und wie die schlechten Rathgeber bei der Unzufriedenheit des gedrückten unzufriedenen Volkes stets die Wahrheit verhehlen und die Ursache des Mißvergnügens in andern Dingen, nur nicht in sich selbst und in der fehlerhaften Regierung suchen und finden wollen, so geschah es auch hier. Jetzt wurde verboten, über Geschichte der Philosophie zu lesen, oder nach den Schriften des Denkers Kant zu lehren, eben so sollte die griechische Sprache nicht mehr so eifrig betrieben werden. Von der Akademie wurden die schönen Wissenschaften ganz ausgeschieden, durch welche man bisher auf die Veredlung des Geschmackes gewirkt hatte.

Der Kurfürst war ganz in den Händen seiner Räthe, und diese wußten sein ohnehin mißtrauisches Gemüth mit der Schilderung stets neuer Gefahren zu umstricken, daß weder er seines Lebens noch das Volk seiner Regierung froh wurde.

Und doch that er Manches für Bayern, zumal für München, was des Dankes und der gerechten Anerkennung würdig war; der Salz- und Bergbau wurde gehoben, die Straßen verbessert, eine gefährliche Fahrstelle an der Donau bei Abbach durch Sprengen des Felsen unschädlich gemacht; die Stadt München verschönert, das Karlsthor gebaut, die Gemälde-Galerien vereinigt und zugänglich gemacht, und durch Benjamin Thomson, den nachmaligen Grafen von Rumford, der englische Garten angelegt, eine Militär-Akademie errichtet und eine gute Armen-Anstalt in's Leben gerufen, um dem Bettel und Müßiggange zu wehren, eine Veterinärschule für gute Viehärzte gegründet. Zu München wollte er in gutgemeinter Absicht den Zunftzwang lösen und er erlaubte deßwegen den Handwerkern der Vorstadt Au und Haidhausen in der Stadt zu arbeiten und dahin Lebensmittel zum Verkaufe zu bringen, wodurch er eine Minderung des Arbeitslohnes und bei freiem Handel niedrige Preise und Güte besonders von Brod und Fleisch bewirken wollte: allein die Zünfte in der Stadt fanden sich dadurch in ihren alten Rechten verletzt und in ihrem Erwerbe beschränkt, und der Bürgermeister Reindl mußte an der Spitze mehrerer Abgeordneten am 27. September 1788 dem Kurfürsten die Beschwerden vortragen, vergaß sich aber am Ende so, daß er seine Rede mit den Worten schloß: „Man kann von Seiten des Stadtrathes mit Leib und Leben bürgen, daß Eurer Kur-

fürstlichen Durchlaucht höchsten Person nicht das mindeste Unliebe jemals begegnen werde, aber in der Folge nicht gut stehen, daß denen, welche die Bürgerschaft so außerordentlich kränken und beeinträchtigen, bei Gelegenheit keine Unannehmlichkeiten widerfahren."

Diese Rede machte auf Karl Theodor einen tiefen Eindruck; er zeigte sich jedoch gelassen, entließ die Abgeordneten gnädig, die Sache ward untersucht und wieder wie vormals hergestellt, und da er erklärte, er versehe sich zur Bürgerschaft, daß sie die Lebensmittel stets gut liefern und nicht vertheuern werde, schien Alles beruhigt und vergessen: als der Kurfürst am 11. October früh unvermuthet die Stadt verließ und nach Mannheim fuhr, wo man ihn mit Jubel begrüßte, dahin wurden auch die Leibwachen der Hartschiere und Trabanten und die Hofdienerschaft beschieden, und es schien, als sollte München eine bloße Provinzialstadt werden, und den Kurfürsten nie wieder in ihren Mauern sehen. Darüber entstand große Bestürzung, und es wurde eine Gesandtschaft nach Mannheim geschickt, um Gnade, Verzeihung und Rückkehr des Kurfürsten zu erflehen. Sie ward gütig aufgenommen und mit dem Versprechen entlassen, er werde ihrer Bitte willfahren; aber erst am 15. Juni 1789 verließ er Mannheim und zog nach wenigen Tagen unter dem Frohlocken der Bürgerschaft wieder in München ein, erließ zur allgemeinen Freude einen Theil der Steuern und gab am 10. August der Stadt ein großes Fest in der Reitschule und in dem daranstoßenden Hofgarten, wo der Wein aus den Brunnen sprang und das Volk öffentlich bewirthet wurde. Die Reitschule war zu einem Tanzsaale kostspielig eingerichtet worden; allein ehe noch Adel und Bürger sich versammelten, hatte man nicht ohne Absicht in die Raüme Menschen aus den niedrigsten Klassen gelassen, welche den Saal mit tollem Jubel erfüllten, daß sich alle Gebildeten fern hielten, und als darauf Karl Theodor mit dem Kurfürsten Erzbischofe von Trier zwischen zwei Reihen von Grenadieren im Saale ererschien, die auf dem Wege schon das betrunkene Volk mit Mühe zurückhielten, und er das Getümmel erblickte, unter dem man ihm die Gebildeten von München vorstellte, kehrte er unwillig nach seinem Palast zurück. So ward auch dieser Tag durch geflissentliche Schuld oder Sorglosigkeit für den Fürsten und das Volk getrübt.

Die nachfolgenden Jahre konnten um so weniger Vertrauen und Liebe wecken, da die Umwälzungsversuche von Frankreich aus auch Bayern bedrohten; die Bayern kämpften im Bunde mit Oesterreich gegen die Schaaren der französischen Republik ohne Vortheil, und Bayern war im Frieden von Campo Formio treulos von dem mächtigen Bundesgenossen als Entschädigung angesprochen und bewilligt worden, und so war es nahe daran, daß Oesterreich endlich unter Karl Theodor seinen langgenährten Wunsch erfüllt sah: als neue Kriegsereignisse und der plötzliche Tod des Kurfürsten,

den 16. Februar 1799, Alles anders gestalteten und Bayerns Selbstständigkeit retteten.

Karl Theodor starb unbeweint; er sorgte für seine unebenbürtigen Kinder mehr als für sein Volk, befolgte und schützte die äußeren Religionsgebraüche mit ängstlicher Genauigkeit, hemmte dagegen die freie Entwickelung des Geistes und brachte auf Bayern, das unter seinem Vorgänger mit Ruhm sich unter den deutschen Stämmen erhoben, üble Nachrede. Die Mitte und das Ende seiner Regierung verdunkelte den schönen Anfang derselben und er verlor seinen Ruhm, den er sich in der Pfalz erworben, durch sein nachmaliges Wirken in Bayern, und dieses Eine zeugt hinlänglich von dem Geiste seiner Regierung, daß von den drei Leichenreden, welche auch ihm, wie jedem dahingeschiedenen Fürsten gehalten wurden, keine dem öffentlichen Drucke übergeben wurde, als hätten sich die Redner geschämt, das, was sie zu seinem Lobe sagten, der Welt zu übergeben, und der eine Redner sagte am Schlusse geradezu: „Verbessern wir unser Urtheil über ihn, geben wir einer Kritik, die sich zu viel erlaubt, kein Gehör, und flehen wir den Allerhöchsten um ewige Ruhe für seine Seele an.“ An ihm zeigte sich der Spruch in voller Kraft: „Nach dem Tode die Wahrheit!“

Franz Xaver Kefer.

Wenn die Alten Denjenigen einer Bürgerkrone würdig achteten, der ein einziges Menschenleben erhielt, so verdient gewiß auch der Mann rühmlich genannt zu werden, welcher Tausende vom Verderben rettete, die Jünglinge dem Müßiggange und allen daraus entstehenden Lastern entriß und sie bildete und sittete: Franz Xaver Kefer, der Sohn eines Gerichtsdieners, geboren im Jahre 1764 zu Aix — gewöhnlich Ax Oed genannt — bei Eggenfelden in Niederbayern. Die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und Musik erlernte er in einem Kloster, besuchte dann das Gymnasium in Passau und das Lyceum in München, wo er in der Folge die Stelle eines Erziehers bei den Kindern einer adeligen Familie übernahm und dann eine Anstellung in der kurfürstlichen Militär-Akademie erhielt.

Still und thätig lag er seinem Berufe ob, aber damit nicht zufrieden wollte er für die Menschheit noch auf eine andere Weise wirken. Da er die jungen Leute, Lehrjungen und Gesellen, an den damals vielen Feiertagen müßig umherschweifen oder gar in Wirthshaüsern den Lohn vertrinken und verspielen sah, und zugleich erkannte, daß dieses nur daher komme,

weil die Jugend wenig oder nichts gelernt habe und dieses Wenige aus Mangel an fortgesetzter Uebung bald wieder ganz vergesse: so kam ihm der Gedanke, die Lernbegierigen an den Sonn- und Feiertagen um sich zu sammeln. Dieser Gedanke verließ ihn nicht mehr, und er bat daher die Regierung um Erlaubniß, eine Schule dieser Art zu eröffnen, um die heranwachsende Jugend vom müßigen oft ausschweifenden Zeitvertreibe zur Ordnung, zum Fleiß und zum Gehorsam zu gewöhnen und ihnen Gelegenheit zur Geistes- und Herzensbildung zu gewähren. Die Regierung ertheilte ihm die Erlaubniß und so eröffnete er denn im Jahre 1793 ohne alle Unterstützung seine Schule an Sonn- und Feiertagen, sammelte die Lehrjungen und Gesellen um sich, ertheilte in verschiedenen Klassen des Morgens vier und Nachmittags zwei Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, gab den Schülern dazu selbst die nöthigen Bücher und Anderes unentgeltlich, und wußte durch seinen Eifer und seine liebevolle Behandlung nicht bloß die Jugend, sondern auch Freunde und Wohlthäter zu gewinnen, von denen ihn die Einen im Unterrichte unterstützten, die Anderen ihm Geldbeiträge gaben. Am meisten förderte sein schönes Unternehmen der edle Steiner, früher Jesuit, geboren zu Wemding, der mit deutschem Sinne für die Erhebung der Schulen als Schulrath wirkte, der Bürger Scheuchenpflug und der Gastgeber Franz Albert. Im Herbste 1795 hielt er mit seinen Schülern die erste öffentliche Prüfung, zeigte, was geleistet worden, und von nun an galt seine Anstalt als eine öffentliche und erfreute sich der Theilnahme aller Guten.

Da Kefer in seiner Ehe keine Kinder hatte, wendete er auf seine Schule, die er sein Kind nannte, alle Kräfte, bezahlte selbst die Lehrer, und es unterstützte ihn darin seine Gattin mit redlichem ausdauerndem Eifer, obgleich sie aus Mangel einer Magd die Schulzimmer selbst reinigen mußte, und es gehörte große Aufopferung und ein hoher Seelenmuth dazu, die Anstalt ohne alle Hülfsmittel fortzuführen, besonders als nun auch der Neid erwachte und die Feinde und Verfolger alles Lichtes auch gegen diese Schule als eine verderbliche Neuerung schrieen. Kefer trat hier offen den Feinden entgegen, wußte dort mit anhaltender Geduld die Hindernisse zu besiegen, gab immer öffentlich Rechenschaft über sein Wirken, über die für seine Schule empfangenen Wohlthaten, sprach den Bürgern an's Herz und mahnte sie, ihre Lehrjungen zum Besuche der Schule aufzumuntern und sagte: „Bedenkt es doch selbst, es sind ja euere Kinder, euere Gesellen, vielleicht euere Nachfolger und Schwiegersöhne, und was sie lernen, gereicht ihnen und euch zum Nutzen. Wir sehen ja selbst unter uns Beispiele, daß die Söhne armer Aeltern, wenn sie sich tüchtig bildeten, den reichen Bürgersöhnen ohne Kenntnisse in allen Gewerben den Vorrang abgewonnen und sich zu bürgerlichen Ehren schwangen, indessen diese kaum das tägliche Brod verdienen. Aber wer ist noch so thöricht zu glauben, er bedürfe keiner Kenntnisse, weil er

Geld habe?" — Mit eindringenden Worten zeigte er, daß der ungebildete und unfleißige Handwerker auch der ungehorsame und allen guten Anordnungen widerstrebende sey. Wer von seinen Pflichten und von der wahren Ehre keine richtigen Begriffe in der Jugend erhalten und die Lehrjahre hinüber gebracht hat, ohne den Verstand zu bilden, der wird einst ein unglücklicher und armer Bürger. Woher sonst kommt die Klage, daß so wenig Aufrichtigkeit und Treue mehr herrscht, daß der ehrliche biedere Handschlag unserer Voraltern nichts mehr gilt, daß es dagegen so viele Faule gibt, die beständig blaue Montage und Feiertage halten wollen, als weil sie nichts gelernt haben und nichts lernen wollen. Nur die fortgesetzte Bildung des Verstandes und Herzens schafft redliche und arbeitsame Leute. Die Meister mögen bedenken, daß sie bei der Uebernahme eines Lehrknaben zugleich Vaterstelle übernehmen, und daß es nicht genug sey, wenn dieselben bloß das Handwerk lernen, sondern sie müssen auch gute Menschen, treue Unterthanen, rechtschaffene Bürger werden. — Nach und nach mehrten sich die Schüler, die er einer Baumschule verglich und nach ihrem Alter und ihren Fähigkeiten in Klassen eintheilte, und der Besuch der Schule stand Fremden und Einheimischen offen. Dann erweiterte er auch allmählig den Lehrkreis, und da er sah, daß die Erziehung des künftigen Bürgers, besonders des Handwerkers, so ganz vernachlässigt sey, unterrichtete er auch in der Geschichte, Erdbeschreibung und Handlungskunst, der künftige Bürger sollte wissen, wie Staaten und Völker und Gemeinwesen ehemals beschaffen waren, damit er mit der Gegenwart um so zufriedener sey; er sollte das Land kennen lernen, wo er geboren, und die Länder, woher er seine Waaren beziehe oder wohin er sie senden wolle, wie er dieselben am leichtesten beziehen und wie man gute von schlechter Waare unterscheiden könne. — Darauf gewann er die Professoren Mitterer und Schmidt für den Unterricht im Zeichnen und in der Naturgeschichte, und sie wendeten auch die Steindruckkunst mit Erfolg zum Besten der Schule an, der Lehrer Holzapfel lehrte die Rechenkunst und erleichterte durch die Erfindung der Lautmethode und das Kopfrechnen den Unterricht für die Jugend unendlich.

Bald galt die Schule als der kleine Anfang einer polytechnischen Schule, und nun überließ ihm die Landschaft im Jahre 1797 unentgeltlich ein Schulgebaüde, die Beiträge für Brennholz, Bücher und Papier mehrten sich, und im Jahre 1799 bezogen die fünf Lehrer miteinander für den Unterricht 429 Gulden. In diesem Jahre erschien der Kurfürst und nachmalige König Maximilian unvermuthet in der Preisevertheilung, und mit seinem scharfen Blicke erkannte er schnell das Gute, welches durch diese Schule gestiftet werde, nahm sie in seinen besondern Schutz, gab alljährlich eine Unterstützung zum Aufdingen und Freisprechen der armen und fleißigen Schüler, und von nun an blühete die Schule immer schöner empor. Selbst

die harten Kriegsjahre hemmten den Unterricht nur wenig und Kefer wachte über dieses sein Kind mit wahrhaft väterlicher Sorge. Die Lehrgegenstände vermehrten sich und vor Allem war Kefer bedacht, die Jünglinge denken und beobachten zu lehren, um mit klarem Blicke das Leben und die verschiedenen Erscheinungen besonders während der Wanderjahre zu betrachten und sich vor Schaden zu wahren. Deßwegen gab er selbst eine Anleitung zum Denken, die er praktische Vernunftlehre nannte; schon wurden auch die Anfangsgründe der Geometrie und Mechanik vorgetragen. Durch alles dieß wollte er seine Schüler lehren, bei ihren Arbeiten als Schlosser, Schreiner und dgl. zuerst auf Bequemlichkeit und Gediegenheit, dann auf Leichtigkeit und Zierlichkeit zu schauen, daß die Einfuhr von fremden Arbeiten in Bayern endlich aufhören müsse. Obgleich er nach seinem Grundsatze: Eile mit Weile! nichts übereilte, zeigten sich die Fortschritte seiner Schüler immer deutlicher, die Wohlthäter mehrten sich und mit ihnen die Instrumente, Maschinen und Modelle für die Anstalt. Der Zweck derselben wurde zuletzt ein dreifacher, daß sowohl die Lehrjungen und ohne Unterricht aufgewachsene Knaben, als auch Bürgerssöhne und Gesellen, die sich bloß für Handwerke und Gewerbe bilden, als auch angehende Schullehrer Unterricht und Ausbildung erhielten, und Kefer durfte wohl öffentlich sagen: Wahrlich, nicht gar viele Staaten in Europa besitzen eine ähnliche Anstalt von so weit umfassendem Wirkungskreise. — Bis zu seinem letzten Lebenshauche war er für dieselbe thätig und ein plötzlicher Tod endete sein Leben im neun und dreißigsten Jahre, als er eben beschäftigt war, die neuen Wohlthäter in das Gedenkbuch der Schule einzutragen, den 11. September 1802. Von seinem Fürsten wurde ihm ein Grabstein gesetzt, darauf steht: „Max Joseph, Kurfürst, ehret das Andenken an Franz Xaver Kefer, Stifter und ersten Lehrer der Feiertagsschule für Künstler und Handwerker in München durch dieses Denkmal. Tausende seiner Schüler durch Europa ehren es in ihren Herzen, Freunde und Mitgenossen seines Amtes durch Thränen."

Die von ihm gegründete Schule blüht fort und fort.

Karl Alexander,
Fürst von Thurn und Taxis.

Es gibt einzelne Menschen und selbst ganze Geschlechter, welche in stiller Thätigkeit, obgleich nicht durch außerordentliche Schicksale und Großthaten ausgezeichnet, unter ihrem Volke dahin wandeln, aber stets das Gute und Schöne zum Nützlichen fügen, und so ihren Namen zum unvergänglichen Ruhme in die Jahrbücher ihres Vaterlandes eintragen und dankbare Erinnerung an ihre vielfachen Verdienste hinterlassen. Zu diesen gehört das Geschlecht der Fürsten von Thurn und Taxis.

Es stammt ursprünglich aus Mailand und der erste bekannte Ahnherr soll gegen das Ende des vierten Jahrhunderts wegen der tapferen Vertheidigung des ihm anvertrauten neuen Thores gegen die Arianer zur Belohnung die Herrschaft Valsassina am Comer-See und den Namen della Torre — von Thurn — erhalten haben. Die Nachkommen desselben behaupteten eine Zeit lang selbst die Oberherrschaft über Mailand und andere Städte, und verschwägerten sich wahrscheinlich mit einer anderen edlen Familie der Tasso — Tazzis oder Taxis, von welcher der berühmte Sänger des befreiten Jerusalem abstammt, daß sie fortan die beiden Namen von Thurn und Taxis trugen; jedoch glauben Einige, der letzte Name stamme von einer ihrer Besitzungen und daher, weil bei einem naheliegenden Berge im Gebiete von Bergamo häufig Jagd auf Dachse gemacht wurde, so wie denn der Dachs noch jetzt das Mittelschild im Taxisschen Wappen bildet. Einer des Geschlechtes der von Thurn hieß Tacius, durch welchen der Name Taxis noch mehr verbreitet wurde, so daß sich der Sohn desselben, Lamoral, diesen Namen beilegte, der fortan dem Geschlechte blieb.

Der Urenkel dieses Lamoral war Roger I., der aus Italien nach Deutschland übersiedelte, vom Kaiser Friedrich III. im Jahre 1450 zum Ritter geschlagen wurde, und den Ruhm und Glanz seines Geschlechtes durch die Einführung des Postwesens gründete. Denn er war der Erste in Deutschland, der in Tirol eine Post anlegte — vom lateinischen Worte so genannt, weil in gewissen Zwischenraümen Pferde bereit standen, um Briefe und Reisende fortzuschaffen.

In den früheren Zeiten und im ganzen Mittelalter war die Verbindung der einzelnen Länder und Städte sehr mangelhaft, und es bedurfte vieler Wochen, bis eine wichtige Nachricht sich durch ganz Deutschland verbreitete; denn es gab noch keine Posten. Die Gutsherrschaften sendeten ihre Frohnboten oft nach weitentlegenen Städten, die den Weg um geringen Lohn laufen mußten; andere Privatpersonen bedienten sich zur Besorgung

ihrer Briefe und Nachrichten in der Nähe der Amtsboten, für die Ferne der Metzger, da diese des Einkaufes wegen selbst in entferntere Gaue fuhren, woher bei ihnen noch jetzt der Ausdruck üblich ist: in's Gaü gehen. Bisweilen traten auch Handelsleute zusammen und hielten ordentliche Boten unter sich; insbesondere aber besorgten Mönche, Pilger und Kaufleute auf ihren Wanderungen auch die Bestellung der ihnen anvertrauten Briefe. Wichtiger, sicherer und regelmäßiger war jedoch das städtische Botenwesen, welches wahrscheinlich schon seit dem dreizehnten Jahrhunderte bestand, wodurch die größeren Städte in ganz Deutschland miteinander in einen dauernden und geregelten Verkehr kamen, da die Boten einer Stadt zu bestimmten Zeiten in eine andere oft weit entfernte fuhren, wie denn der Bote von Lindau nach Augsburg, von hier einer nach Nürnberg und von da ein anderer bis Hamburg, wieder andere aber nach Frankfurt, Wien, Salzburg und Breslau fuhren. In der Folge beförderten diese Boten in ihren Landkutschen wohl auch Personen, aber meistens nur auf eine kurze Strecke.

Allein das Alles war sehr mangelhaft, der Briefwechsel unsicher, langsam und selten, und erst durch das edle Geschlecht der Thurn und Taxis kam eine gänzliche vortheilhafte Umgestaltung, die nicht bloß für den gewöhnlichen Verkehr, sondern auch für die Verbreitung der Kenntnisse und Erfindungen, ja der gesammten menschlichen Bildung in ihrer fortschreitenden Entwickelung von großer Wichtigkeit war. Franz von Taxis erweiterte und verbesserte das erste kleine Unternehmen seines Vaters Roger, und hatte anfangs wahrscheinlich für eigene und fremde kaufmännische Zwecke eine Post errichtet, die er dann für den Kaiser Maximilian I. in eine allgemeine von Wien nach Brüssel ausdehnte, weßwegen ihn dieser im Jahre 1516 zu seinem niederländischen Postmeister ernannte und ihm den damals noch sehr ungewissen Ertrag von dieser Post überließ. Dagegen mußte Franz von Taxis die Einrichtung und Erhaltung derselben ganz auf eigene Kosten übernehmen und die kaiserlichen Briefe unentgeldlich aus Oesterreich nach den Niederlanden und zurück befördern. Dieses niederländische Postmeisteramt blieb bei seiner Familie, ihm folgte zuerst sein Neffe Baptist, dann dessen Sohn Franz.

Die deutschen Reichsstände duldeten die Taxisschen Posten in ihren Ländern, und sie bestanden fort, obgleich der Reichstag schon im Jahre 1522 eine eigene Post nach dem Muster der Taxisschen für den Briefwechsel zwischen dem Kaiser zu Wien und dem damaligen Reichsregiment zu Nürnberg, und später wieder im Jahre 1542 bei Gelegenheit des Türkenkrieges eingerichtet hatte, die allmählig verbessert und über Deutschland ausgedehnt wurde. Die deutschen Fürsten und Herren wußten den Vortheil zu schätzen, der ihren Unterthanen durch die sich immer weiter verbreitenden Taxisschen Posten zuging, indem sie selbst für ihren eigenen und den amtlichen Briefwechsel ihrer Staatsbehörden Postfreiheit hatten.

Im Jahre 1543 wurde Leonhard von Taxis vom Kaiser Karl V. zum niederländischen General-Postmeister bestellt und von dessen Bruder, dem Kaiser Ferdinand I., bestätigt. Allein wie jede neue Anstalt, wenn sie noch so nützlich ist, hatte auch die Taxissche Post mit offenen und heimlichen Gegnern zu kämpfen; denn der Gewinn, welcher aus der trefflichen Leitung und Verwaltung der Posten floß, reizte den Neid, zumal Leonhard offen gestand, seine Postanstalt sey ein Brunnen, dahin alle Quellen zusammenfließen. So war es den Feinden sogar gelungen, die Taxisschen Posten einige Jahre lang aus Deutschland zu verdrängen, da viele Fürsten eigene anlegten und davon großen Gewinn zogen. Allein im Jahre 1595 wurde Leonhard vom Kaiser Rudolf II. in den Reichsfreiherrn-Stand erhoben und zum kaiserlichen General-Oberpostmeister im deutschen Reiche ernannt, und den Fürsten angedeutet, darauf zu achten, daß dem hochbefreiten kaiserlichen Regale (Vorrechte) kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geschehe. Zwar wollten die deutschen Reichsstände dieß neue kaiserliche Hoheitsrecht der Posten nie anerkennen; aber die Familie der Taxis wußte es durch kluges Unterhandeln bei den einzelnen Ständen dahin zu bringen, daß diese Reichsposten selbst neben den einzelnen Landesposten fortbestehen konnten, und so wuchs allmählig Ansehen und Reichthum des Geschlechtes, ohngeachtet ihr Briefsatz so ungemein billig war, daß am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ein Brief, der auf Taxisschen Posten von Hamburg an den Bodensee lief, nur höchstens achtzehn Kreuzer kostete, während man auf anderen fürstlichen Posten verhältnißmäßig mehr als das Dreifache zahlen mußte.

Lamoral, der Sohn Leonhards, wurde im Jahre 1615 in den Reichs-Grafenstand erhoben, und ihm und seinen männlichen und später auch seinen weiblichen Nachkommen die Belehnung über die Posten im Reiche ertheilt; Eugen Alexander erhielt darauf vom Kaiser Leopold I. die Reichsfürsten-Würde, und Alexander Ferdinand wurde im Jahre 1754 wirklich in das reichsfürstliche Collegium aufgenommen. Als dieser schon im Jahre 1745 zum kaiserlichen ersten Bevollmächtigten (Principal-Commissarius) bei dem Reichstage in Regensburg ernannt worden, verlegte er seinen Sitz von Frankfurt am Main nach jener Stadt, und seitdem wohnten er und seine Nachfolger meistens hier, und stifteten sich durch ihre Wohlthätigkeit unter den Einwohnern Regensburgs ein dankbares Andenken.

Die zwei Söhne desselben bildeten die deutsche und böhmische Linie, jene durch den Fürsten Karl Anselm, geboren 1733, gestorben 1805, diese unter dem Fürsten Maximilian Joseph, beide durch Erbverträge miteinander verbunden. Karl Anselm, bekannt und geehrt wegen seines wohlthätigen Waltens, gründete die erste schöne Baumanlage um die Stadt Regensburg, und erhielt dort vom Fürsten Primas von Dalberg ein Denkmal. Sein Sohn Karl Alexander war geboren den 22. Februar 1770

zu Regensburg von Auguste Elisabeth, der Tochter des Herzogs Karl von Württemberg, und mit seinem jüngeren Bruder Friedrich Johann durch tüchtige Lehrer und Reisen gebildet. Er vermählte sich im Jahre 1789 mit der Prinzessin Therese Mathilde von Mecklenburg-Strelitz, lebte im haüslichen Glücke meistens zu Regensburg oder auf dem Schlosse Trugenhofen in Schwaben. Im Jahre 1797 wurde er zum kaiserlichen geheimen Rathe ernannt, und erhielt auch die Stelle des kaiserlichen ersten Bevollmächtigten bei dem Reichstage, welche sein alternder Vater niedergelegt hatte. Indessen brachen die Stürme der französischen Revolution herein, welche einen großen Theil der alten Anstalten auch in Deutschland zertrümmerten und neue schufen. Der Verlust der österreichischen Niederlande und des linken Rheinufers traf auch das fürstliche Haus Taxis in seinen Posten; doch wußte es sich im berühmten Reichsabschlusse zu Regensburg für den Verlust das gefürstete Damenstift Buchau mit der Stadt und die Abteien Neresheim und Marchthal mit anderen Gütern als Entschädigung zu sichern, und still und umsichtig auch in den nachfolgenden großen Reichsveränderungen seinen Einfluß zu behaupten, wenn auch die Selbstständigkeit als eines deutschen Reichsfürsten mußte geopfert werden und die landesherrliche Wirksamkeit beschränkt wurde. Selbst in jener verhängnißvollen Zeit sorgte der Fürst mit väterlicher Treue für seine Unterthanen, obgleich sein Einkommen vermindert war, und wahrhaft königlich mild sind die Bestimmungen über den Gehalt seiner Diener. Besonders während der theueren Jahre 1816 und 1817 zeigte sich die fürstliche Wohlthätigkeit durch vielfältige und reiche Unterstützung nicht nur an die Diener und Unterthanen, sondern an die Armen überhaupt, zumal in Regensburg.

Hier hatte der Fürst die ehemalige Reichsabtei St. Emmeram durch Kauf im Jahre 1812 an sich gebracht und seinen Wohnsitz darin eingerichtet, und da vom Könige von Bayern die nahen Herrschaften Donaustauf und Wörth als Entschädigung für die abgelösten Taxisschen Posten, und durch Kauf die Herrschaft Heilsberg zu Wisent erworben waren, bildete sich in der Umgegend von Regensburg das geschlossene fürstliche Gebiet, während dasselbe durch andere Verträge sich auch in Preußen, Polen, Böhmen und Württemberg vergrößerte; das Schloß Trugenhofen in diesem Königreiche erhielt 1819 den Namen Schloß Taxis. Hier starb der Fürst Karl Alexander den 15. Juli 1827, der Freund Karl Theodors von Dalberg, der bereitwillige Förderer jeder wohlthätigen Anstalt, jedes gemeinnützigen Unternehmens, durch dessen Unterstützung auch die botanische Gesellschaft in Regensburg unter dem eifrigen und liebenswürdigen Forscher Hoppe und Schäffer immer schöner gedieh.

Die Hohenzollern
als Burggrafen und Markgrafen.

Mitten unter den Grafen und Freiherren der ostfränkischen Länder erwuchs ein großes Fürstenthum durch die Klugheit und Tapferkeit der Hohenzollern aus Schwaben, genannt von einem Schlosse, welches ihr Ahnherr Thassilo um das Jahr 801 erbaut haben soll. Von dort kamen sie als Reichsbeamte und Burggrafen nach Nürnberg, der Kaiserburg und Reichsfeste, und schon die drei ältesten bekannten Burggrafen Gottfried I. u. II. und Konrad I. von 1105—1190 sollen aus dem Geschlechte der Hohenzollern gewesen seyn. Die gewisse Reihenfolge beginnt mit Friedrich I., der um das Jahr 1200 in Kadolzburg wohnte.

Eine treffliche Hauswirthschaft, die vom Vater auf den Sohn erbte, machte es diesen Burggrafen möglich, jede Gelegenheit zur Güter-Erwerbung zu benützen. Dazu kam noch der Grundsatz dieser Reichsbeamten, sich stets dem herrschenden Kaiserhause anzuschließen und mit dessen Dank neue Vorrechte zu erringen. Sie kämpften für Rudolf von Habsburg und später für Ludwig den Bayern, erhielten die Grafschaft Abenberg und die Oberlehnsherrlichkeit über Virnsberg. Friedrich III., welcher mit der Schwester des letzten Herzogs von Meran vermählt war, wurde als Haupterbe und Nachfolger desselben schon im Jahre 1248 vom Kaiser mit Hof, Schauenstein, Rehau und Münchberg belehnt und legte den Hauptgrund zum Fürstenthume Baireuth, da er durch einen Vergleich mit Bamberg auch den Bezirk von Baireuth, Obernsees, Bindloch und Weidenberg bekam. Neustadt an der Aisch erhielten sie 1272 von dem Bischofe von Regensburg zu Lehen, Burg und Berg Kulmen vom Kaiser Rudolf, worauf ihnen der Kaiser Karl IV. eine Stadt (Neustadt am Kulm) zu bauen erlaubte, 1370. Von diesem Kaiser nahm der Burggraf Friedrich V., welcher wegen seiner vielen neuerworbenen Güter „der Erwerber" heißt, ein Fürstendiplom (1363), in welchem gesagt ist, daß Burggrafen schon vorher fürstenmäßig gewesen und nur bisweilen versaümt hätten, diesen Rang geltend zu machen.

Dieser Friedrich theilte seine Länder unter seine beiden Söhne Johann und Friedrich VI. so, daß Jener Baireuth, oder das Land oberhalb des Gebirges mit der Residenz Plassenburg; Dieser aber Ansbach oder das Land unterhalb des Gebirges erhielt, und nach dem frühen Tode seines Bruders das ganze Fürstenthum wieder vereinigte. Er wird als der eigentliche Gründer der Größe des Hohenzollernschen Hauses gepriesen. Schon im Jahre 1411 wurde er von dem geldbedürftigen Kaiser Sigismund,

dem er willfährig beistand, zum Verweser der Mark Brandenburg ernannt und im Jahre 1417 mit derselben und mit dem Kurfürstenthume trotz des Widerspruches der Wittelsbacher erblich belehnt. Aus Dankbarkeit und mit kluger Würdigung der Verhältnisse wahrte er mit dem luxemburgischen Hause in Allem das gute Einverständniß, da er von demselben durch Kauf Land und Würde in Brandenburg erlangt hatte; wer konnte wissen, ob bei der schlechten Haushaltung dieses Geschlechtes nicht selbst die königliche Krone mit Böhmen konnte erworben werden? Darum hielt er gute Nachbarschaft, lieh Geld und stellte sich an die Spitze des deutschen Heeres gegen die Hussiten, um die Luxemburger zu schützen. Zwar errang er hier keine Lorbern, aber er behauptete seine Erwerbungen und nahm den thätigsten Antheil an dem Kampfe gegen Ludwig den Gebarteten von Ingolstadt, daß dieser in seiner Nähe nicht zu mächtig wurde. Er starb im Jahre 1440.

Albrecht, genannt Achilles.

Die drei Söhne Friedrichs VI. theilten zwar das Land, aber Albrecht Achilles der Jüngste vereinigte dasselbe wieder, da ihm sein Bruder Johann der Alchemist Plassenburg oder das Land ober dem Gebirge, Friedrich aber (als Kurfürst der zweite) das Kurfürstenthum abtrat.

Albrecht wurde geboren den 24. November 1414 zu Tangermünde, kam darauf nach Landshut, wo er mit Ludwig, dem Sohne Heinrichs des Reichen, erzogen ward. Die jungen Fürsten schliefen in einem Bette und balgten sich oft miteinander in Ernst und Scherz, weßwegen Wilhelm von Rechberg oft sagte: „Ihr Herren tragt einen Korb voll Unglück feil, weiß Gott, wann ihr ihn werdet ausschütten!“ Vom Jahre 1430 bis 1437 war er am Hofe des Kaisers Sigismund, kämpfte dann für den Kaiser Albert II. gegen die Böhmen, welche ihn nicht als ihren König anerkennen, sondern den Wladislaus von Polen erwählen wollten, rückte diesem nach Schlesien entgegen, schlug die Polen zurück und waltete dann als des Kaisers Statthalter in Schlesien mit großer Kraft und Umsicht. Im Jahre 1440 trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung unterhalb des Gebirges in Ansbach an und wurde sogleich in manche Streitigkeiten verwickelt.

Im Jahre 1442 war Albrecht auf dem großen Turniere zu Augsburg, wo er an Tapferkeit und Behendigkeit vor allen andern Rittern strahlte. Siebzehnmal stürmte er bloß mit Helm und Schild und Lanze auf seine gleich gerüsteten Gegner ein und stürzte sie vom Pferde in den Sand, und er allein wurde nie besiegt. Damals schon erhielt er deßwegen den Namen „der deutsche Achill;“ man erzählt, daß seine Knochen um einen Zoll länger als bei andern Männern gewesen. Dazu kam ein edler natürlicher Anstand und eine große Beredtsamkeit.

Im Kampfe mit Ludwig dem Gebarteten von Ingolstadt erhielt er unter dem Namen einer Entschädigung für die Kriegskosten von Heinrich von Landshut gegen die Auslieferung des gefangenen unglücklichen Fürsten eine ungeheuere Summe. Immer bedacht, seines Hauses Ansehen und Macht zu erhalten und zu mehren, gerieth er auch mit den benachbarten Nürnbergern in Krieg. Sein Vater hatte im Jahre 1427 die Burg in der Stadt den Bürgern verkauft; nun wurden sie beschuldigt, die daran geknüpften Rechte, besonders das Gericht auch über die Stadtmauern hinauszudehnen, und daß sie zu den Kosten während der Hussitenkriege nicht nach Verhältniß beigetragen hätten. Ursache genug in jener Zeit zum Kriege, da die Fürsten den Glanz und Reichthum der Städte beneideten. Weil sich Nürnberg nicht friedlich um eine Geldsumme mit Albrecht vergleichen wollte, schloßen viele Fürsten umher einen Bund gegen die Stadt. Diese verband sich dagegen mit 72 Reichsstädten in Schwaben und Franken, nahm den Konrad von Kaufung und den Grafen Reus von Plauen zu Oberanführern und der Krieg begann, und jeder Theil suchte dem andern mit Niederbrennen von Städten, Schlössern und Dörfern und Vertreibung der Unterthanen allen möglichen Schaden zu thun. Nach einem Jahre kam ein Vergleich zu Stande, 1450; aber der Friede dauerte nicht lange, und obgleich stets wieder vermittelt wurde, blieb doch die gegenseitige Abneigung.

Aber auch mit Würzburg lag Albrecht im beständigen Zwist, und sein ganzes Leben war ein fortwährendes Kriegführen, sein Körper voll Narben von den vielen Wunden. Bei dem Papste Pius II. stand er in großem Ansehen, und dieser wußte den unermüdeten ehrgeizigen Fürsten durch Lobsprüche ganz für sich zu gewinnen, wollte ihn auch zum Zuge gegen die Türken bewegen. Doch die Streitigkeiten im Innern Deutschlands hinderten die Ausführung, und Albrecht wurde vom Kaiser und Papste gegen den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und Ludwig von Landshut und dann gegen den Erzbischof Dietrich von Mainz aufgeboten. Mit Recht mochte man damals sagen, das Ansehen Jener werde nur durch den Markgrafen Albrecht erhalten. Doch konnte er gegen den siegreichen Pfälzer nichts gewinnen. Treu dem habsburgischen Hause ergeben, übernahm er auch den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres gegen Karl den Kühnen von Burgund, und förderte nach dessen Tode die Vermählung seiner Tochter und Erbin Maria mit Maximilian.

Indessen nahten Albrechts Tage ihrem Ende, und ganz Franken schien darauf zu warten, die fränkischen Stände sahen mit Neid ihren ehemaligen Genossen mit der Kurwürde geschmückt und vom Papste als Herzog von Franken und der damals ausgezeichnetsten Anrede „Hoheit" begrüßt. Die Geistlichen konnten es ihm nie verzeihen, daß er sie zu einer Steuer gezwungen, der Adel aber war mißvergnügt, weil dem alternden Kurfürsten deutsche Lesebücher besser gefielen als Reigerbeitzen und Mummereien oder

Turniere, die Hauptvergnügungen des Hofes, und weil er selbst regierte, statt einigen Günstlingen Land und Leute zur Willkür zu überlassen; der Landmann erwartete eine ruhigere Regierung, und so war die Nachricht von seinem Tode, 11. März 1486 in Frankfurt, wohin er auf die Einladung des Kaisers zur römischen Königswahl gezogen war, Allen willkommen.

Friedrich IV. und seine Söhne.

Schon im Jahre 1473 hatte Albrecht zu Köln an der Spree seiner zweiten Gemahlin zu lieb verordnet, daß sein ältester Sohn Johann aus der ersten Ehe die Mark Brandenburg mit der Kurwürde, die jüngeren aber aus der zweiten Ehe, Friedrich und Sigismund, die beiden fränkischen Fürstenthümer nach dem Loose erhalten sollten: der Eine das Land zu Franken oder das Unterland mit Ansbach, der Andere das Land auf dem Gebirg und im Vogtland mit der Plassenburg, denn Baireuth, welches im Jahre 1430 von den Hussiten verbrannt war, stieg erst allmählig in neuer freundlicher Gestalt empor. So geschah denn die Theilung; allein da Sigismund, welcher den Kaiser Maximilian auf allen seinen Zügen als ein treuer Hof- und Kriegsgefährte begleitete, schon im Jahre 1495 starb, vereinigte Friedrich, geboren den 2. Mai 1459, die fränkischen Fürstenthümer wieder und waltete in der umsichtigen Weise seiner Väter, bedacht, sein Gut zu vermehren und seine Macht zu befestigen. Deßwegen schloß er sich eng an die Herzoge von Bayern gegen ihre Vettern, die pfälzischen Fürsten, damit ihm diese nicht in seiner Nähe gefährlich würden, half aber dagegen auch wieder dem Kaiser Friedrich III. gegen Albrecht von Bayern, daß dieser Regensburg wieder herausgeben mußte, und stellte mit Böhmen das alte freundliche Verhältniß wieder her. Auch suchte er die Reichsstände zu unterdrücken und den Adel in seinen hochstrebenden Planen zu hemmen.

Indessen erhielt er für alle die treuen Dienste, die er dem Kaiser leistete, nur schöne Versprechungen, aber nie eine Entschädigung für alle die aufgewendeten Kosten und Mühen, und auf das wiederholte Drängen Friedrichs erklärte endlich der Kaiser aus Dankbarkeit: „Man dürfe den Markgrafen einst zu Seiner Majestät in's Grab legen!"

Friedrich, der sich schon öfter dem Tode nahe fühlte, hatte schon im Jahre 1507 verordnet, daß nach seinem Tode seine beiden ältesten Söhne, Kasimir (geboren 1481) und Georg (geboren 1484), die Verwaltung der beiden Fürstenthümer gemeinschaftlich führen und jedem der jüngeren Brüder alljährlich zweitausend Gulden geben sollten. Fiele ihnen aber die Mark Brandenburg anheim, sollte der Eine diese, der Andere die fränkischen Fürstenthümer erhalten. So hatte er bestimmt, da er aber sich wieder erholte, führte er die Regierung fort und gönnte seinem Sohne Kasimir

großen Antheil an den wichtigsten Geschäften. Alter, Krankheit und Kummer über manche vereitelte Hoffnung hatten seinen Charakter reizbar gemacht, doch wußte er trotz seiner Leidenschaftlichkeit sich gefällig zu zeigen. Besonders gegen Kasimir bewies er sich seit seiner letzten Krankheit gütig. Allein diesem und seinen beiden nächsten Brüdern Georg und Johann lebte der Vater zu lange, sie verlangten nach eigener Herrschaft, größeren Einkünften, und wollten ihn der Regierung und Freiheit berauben. Der von treuen Höflingen gewarnte Markgraf glaubte anfangs das unnatürliche Vorhaben nicht, hielt dann den undankbaren Söhnen wüthend ihren Frevel vor, beschleunigte aber dadurch nur die Ausführung ihres scheußlichen Planes. Der Faschingsdienstag 1515 wurde unter lärmenden Tänzen und Gelagen hingebracht, Niemand schien an Verrath und Gewalt zu denken, da erbrachen Kasimir und Johann am Morgen die Thüre seines Schlafgemaches, und erklärten dem aufgeschreckten Vater, er sey ihr Gefangener. Zugleich legten sie ihm eine Urkunde zur Unterschrift vor des Inhalts: „Aus merklicher Nothdurft und Schwachheit seines Lebens und zur Verhütung ferneren Uebels habe er bedacht, daß bisher seinem Fürstenthume ein großer Schaden zugewachsen und künftig noch größer gedeihen möchte. Deßwegen habe er aus Pflicht gegen seine Kinder und zum allgemeinen Besten mit wohlbedachtem Muth und zeitigem gehabten Rath seinem Sohne Kasimir Fürstenthum, Land und Leute übergeben, alle Unterthanen ihrer Pflicht losgezählt und an ihn gewiesen.“ Darauf bemächtigten sich die Söhne der Thürme und Pforten, und zwangen das Gesind und die Ritter, ihnen zu huldigen; auch die Priester wurden gewonnen, und schmähten nun von allen Kanzeln über den alten Fürsten, welchen Gott mit Recht die Herrschaft genommen und den Söhnen übergeben habe. So weit ging der grausame Hohn, daß Kasimir verordnete: „Jeden Sonntag solle, weil alle Glückseligkeit von Gott komme, der Allmächtige angerufen werden, daß er dem alten Fürsten Geduld, Gnade und Vernunft zur Bewirkung seiner Seligkeit, den Söhnen aber ein glückliches Regiment verleihe.“

Der Markgraf wurde in einen Thurm gesperrt, dessen Thor nur am Morgen für die ablösende Wache geöffnet wurde, Speise und Trank reichte man ihm durch eiserne Klappen und Gitter; er durfte keinen Fuß über die Schwelle setzen, keinen andern Menschen sehen und sprechen als die ihn bewachenden rohen Landsknechte oder verdorbene Edelleute. Mit listiger Unterhandlung wußte man auch die Stände zu taüschen, und keiner von Allen hatte Muth oder Neigung, für den Gefangenen zu sprechen und auf eine wahrhafte Untersuchung seines Zustandes zu dringen. Ihre Bitte für ihn war nur, daß dem alten Herrn ein lustiges fürstliches Gemach mit einem Bade dabei gegeben werde, daß man ihn täglich eine Messe hören lasse und dem Prior von Kulmbach, Christoph Fladenstein, den freien Zutritt gewähre.

Kasimir aber trachtete nun, die Herrschaft allein zu behaupten, sandte einen Boten zu seinem Bruder Georg nach Ungarn, wo dieser als Vormund des minderjährigen Königs waltete, um ihm Nachricht von den Vorfällen zu geben und ihn zu bewegen, in Ungarn zu bleiben. Ein anderer Bote ging nach Mainz, um dem Kurfürsten Cardinal und Neffen des alten Fürsten Albrecht, und dem vierten Bruder Johann Albrecht die Sache zu berichten, der über die Kränkung seines Vaters zuerst heftig zürnte, dann aber sein Gewissen beruhigte, als man ihm alljährlich eintausend Gulden und Anderes versprach. Allmählig erkannten die Fürsten umher die neue Regierung, endlich ertheilte auch der Kaiser Maximilian I. im Jahre 1516 den beiden Markgrafen Kasimir und Georg die Belehnung über die fränkischen Lande und damit schien die Sache für immer geordnet. Aber nun begann der Zwist der Brüder, da Jeder Antheil an der Herrschaft begehrte, Kasimir sich dagegen allein behaupten wollte; so gestattete er zwar, daß alle Geschäfte in seinem und Georgs Namen ausgefertigt wurden, arbeitete aber insgeheim aus allen Kräften, daß sein Bruder nicht in's Land käme. Um sich noch mehr in seiner Herrschaft zu sichern, vermählte er sich mit Susanna von Bayern, einer Nichte des Kaisers, mit welcher er schon seit dem Jahre 1504 verlobt war, und erhöhte die jährlichen Summen für seine Brüder Johann Albrecht und Gumprecht. Nur der Prinz Albrecht, Deutschordens Hochmeister, war über dieses Treiben höchst empört, nicht bloß weil man ihm wegen seiner reichen Pfründe gar nichts gab, und ihn bei allen diesen Vorfällen weder gefragt noch begrüßt hatte, sondern weil ihm das ganze Verfahren gegen den Vater wahrhaft schmerzte, und so erklärte er mit dem Kurfürsten von Brandenburg ernst mahnend: „Sein Vater, der nichts weniger als blödsinnig sey, müsse wieder eingesetzt werden.“ Die mit Kasimir unzufriedenen Brüder schloßen sich enger an Albrecht, allein Jener wußte sie hinzuhalten, listig zu taüschen, Uneinigkeit zu säen, und so gelang es ihm, die Alleinherrschaft zu behaupten und den Vater fort und fort in Gefangenschaft zu halten. Der vergnügte sich in seiner Einsamkeit mit den Bildnissen seiner Ahnen, die an der Wand hingen, und mit den Spiegeln, indem er mit seinem eigenen Bilde Zweigespräche hielt. Der Hauptmann Boos, welcher ihn bewachte, hatte Mitleid mit dem Unglücklichen und gab ihm zuweilen einen Gulden, daß er mit den Aufwärtern um Pfennige spielen konnte. Darüber zürnte Kasimir wie über eine heillose Geldverschwendung, und war grausam genug, dem Gefangenen auch die Ahnenbilder und die Spiegel zu entreißen; endlich entfernte er auch den Hauptmann Boos, der ihm viel zu gut schien und sogar behauptete, der gefangene Fürst betrage sich ganz vernünftig und wie ein rechtschaffener und frommer Mann. Der rauhere Hans von Laineck erhielt darauf die Hauptmannstelle, und so streng würde der Unglückliche gehalten, daß der Kurfürst von Brandenburg, als er auf seiner

seiner Reise zum Reichstage in Augsburg durch Kulmbach kam, vergebens bat, seinen Oheim auf der Plassenburg besuchen und trösten zu dürfen. Vergebens drängte der Hochmeister Albrecht den unnatürlichen Bruder fortwährend um die Freiheit des Vaters, vergebens verwendete sich auch die Königin von Ungarn; Kasimir und Johann widerstanden hartnäckig und behaupteten, ihr Vater sey eher schlechter als besser geworden und würde am Ende gar noch ein Weib nehmen. Endlich im Jahre 1525 schien Kasimir dem Drängen und Bitten nachzugeben, legte aber dem Vater eine neue Schrift vor, von deren Unterzeichnung seine Freilassung abhänge, wenn er auf die Regierung verzichten, in seiner Freiheit Niemanden angreifen oder mißhandeln, sich vom Hofe seines Sohnes Kasimir nicht entfernen und ohne dessen Erlaubniß nicht aus dem Gemach gehen wolle. Ueber dieses Ansinnen gerieth der alte Fürst in einen heftigen Zorn, und statt die Schrift zu unterschreiben, ließ er vielmehr schriftlich erklären: „Er habe sich einer solchen Behandlung von seinem Geblüte nicht versehen, denn deß seyen alle Fürsten des Reiches Zeugen, ob es ihm je an Verstand oder Muth gefehlt, seine Anschläge hinauszuführen. Weil aber sein Sohn eine solche Begierde zu regieren habe, so will er ihn mehr als jeden Andern an allen wichtigen Geschäften Theil nehmen lassen. Wer gegen ihn klagen wolle, dem erbiete er sich vor dem Kaiser und den Ständen des Reiches zu Recht, ja selbst vor seinem eigenen Land und Leuten.“ Aber Kasimirs Herz blieb verhärtet, er würdigte den Vater keiner Antwort, und endlich besuchte diesen selbst der Prior von Kulmbach nicht mehr und entzog dem Unglücklichen den letzten Trost.

Indessen hatte sich der furchtbare Bauernkrieg über die fränkischen Gegenden verbreitet. Die Bauern der beiden Fürstenthümer Ansbach und Baireuth waren anfangs wenig geneigt, sich an die Empörer anzuschließen, allein durch die unklugen Maßregeln des Fürsten wurden sie selbst empört und gewaltsam in die Ereignisse mit fortgerissen. Denn als Kasimir durch seine Amtleute in allen Dörfern ein Aufgebot erließ, ihm mit Wehr und Waffen zuzuziehen, um gegen die Bauern aufzubrechen, mahnten Mehrere wohlmeinend von diesem Vorhaben ab, weil dadurch der Sturm herbeigelockt würde; Andere sagten geradezu, sie würden nicht gegen die Bauern kämpfen. Da diese Warnung nicht half, zogen sie dahin, wo die Uebermacht war, und nun begann auch in Ostfranken der Verwüstungskrieg, indem Kasimirs Anwesenheit wenig Sicherheit gewährte. Weil die Bauern einige Klöster und Schlösser abbrannten, zündete er ganze Reihen von Dörfern an, und die Bauern folgten hinwieder diesem Beispiele und vermehrten dadurch ihre Haufen, weil die Abgebrannten ihnen zuliefen. Kasimir blieb indessen in Ansbach, und erst als die Schaaren sich gegen Bamberg und Würzburg wendeten, und dort von dem schwäbischen Bundesheere geschlagen wurden, verließ er Ansbach und zog nach Schweinfurt, und nahm

allenthalben an den angeklagten Theilnehmern des Aufstandes gräßliche Rache, indem er Viele hinrichten, Andern die Augen ausstechen oder eine Hand abhauen ließ. Nur die Reichen, die statt Blutes Silber geben konnten, durften auf Verzeihung und Gnade rechnen, verloren gewöhnlich nur den vierten Theil ihres Vermögens und wurden des Landes verwiesen. Der Markgraf brachte auch unter dem Namen Strafgelder und Brandschatzungen selbst von den Obergebirgs-Ländern, die an dem Bauernkriege wenig oder gar keinen Antheil genommen, große Summen zusammen, reizte aber dadurch den Adel gegen sich auf, der ihm jedoch vergebliche Vorstellungen machte, bis endlich der edle Hans von Waldenfels voll Muthes dem Fürsten erklärte: „Es wären nichtswürdige unbedeutende Dinge, um welche noch eine Menge armer Gefangener bezüchtigt, gequält und untersucht würde. Unterdessen müßten ihre verlassenen Weiber und hülflosen Kinder vor Hunger verschmachten. Diejenigen, welche jetzt als die Angeber und heftigsten Eiferer erschienen, wären gerade die ärgsten Bösewichter, denen der Fürst am wenigsten trauen solle. Er bitte ihn um Alles in der Welt, jetzt einmal das Vergangene zu vergessen und sein Herz zur Barmherzigkeit zu neigen."

Diese Vorstellung wirkte und eine allgemeine Verzeihung brachte die Ruhe wieder. Auch Kasimir wälzte, wie so viele Andere, die Schuld dieses Aufstandes nicht auf den Druck und die schlechten Maßregeln, sondern auf die evangelischen Prediger, und schrieb deßwegen vor, daß sie künftig predigen und vorzüglich den Bauern erklären sollten, die wahre christliche Freiheit sey eine innerliche, nicht äußerliche, ein innerliches geistliches, so wie die weltliche Freiheit ein teuflisches Ding. Deßwegen war er denn auch der Reformation nicht hold, welche ohnehin meistens nur von den armen Geistlichen und Lehrern verbreitet, dagegen von den reichen Pfründenträgern verfolgt wurde, und so fand sie auch bei Hof wenig Theilnahme; man scheute alles Neue, und deßwegen erwiderte der Markgraf auch auf die Vorstellungen der evangelisch-gesinnten bürgerlichen Abgeordneten: „Sie sollten Geduld haben und nichts Neues vornehmen," und auf die wiederholte Bitte, einige Mißbraüche abzustellen, ermahnte er sie abermals zur Geduld, und als er endlich Einiges zu gewähren schien, waren es unbedeutende Dinge und Alles blieb beim Alten.

Darauf ordnete er eine Statthalterei in Ansbach an, ging nach Oesterreich und starb am 21. September 1527 als kaiserlicher Feldherr in der eroberten Stadt Ofen. Sein Leichnam wurde in Heilsbronn begraben. Schon vor ihm war sein Bruder Johann, der sich im Jahre 1519 mit der Wittwe des Königs Ferdinand von Spanien vermählt hatte, an Gram oder Gift zu Valencia den 5. Juli 1525 gestorben, und der unglückliche Vater überlebte seine beiden unnatürlichen Söhne, die ihn zu beerben dachten. So gerecht vergilt die Vorsehung oft schon auf dieser Erde die Frevelthaten!

Als Georg, der zweite Sohn Friedrichs, den Tod seines Bruders vernommen, eilte er nach Ansbach, um die Regierung zu übernehmen, da Kasimir nur ein unmündiges Söhnlein Albert hinterlassen hatte. Er war geboren den 4. März 1484, zeigte in seiner Jugend große Neigung zu den Wissenschaften, und wurde deßwegen für den geistlichen Stand bestimmt. Schon mit vierzehn Jahren erhielt er eine Pfründe an dem Domstifte zu Würzburg, welche er nach acht Jahren aufgab und sich zu seinem Oheim (seiner Mutter Bruder) Wladislaus, dem Könige von Ungarn und Böhmen, begab. Georg gewann dessen Gunst und erhielt eine Gespannschaft zum Geschenke, welche er jedoch verkaufte und dafür das Herzogthum Jägerndorf in Schlesien erwarb, wozu in der Folge auch noch Ratibor und Oppeln kam. Wladislaus ernannte ihn auch zum Vormund seines Sohnes Ludwig II., und so blieb Georg zuerst als Leiter des königlichen Kindes, dann als der Günstling des Herangewachsenen in Ungarn, bis der König in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz gegen die Türken im Jahre 1526 ohne Erben fiel, und darauf dem Erbvertrage gemäß Ferdinand, der Bruder des Kaisers Karl V., in den beiden Königreichen folgte, worauf Georg von ihm zu Breslau den 26. Februar 1527 die Belehnung mit Jägerndorf empfing und dann nach Ansbach zurückkehrte.

Hier kam ihm die Mahnung des Kurfürsten von Mainz zu, er möge den alten Fürsten entledigen. Jetzt erst wagten es auch die Landstände, sich des Unglücklichen anzunehmen, am meisten drängte der Prinz Albrecht, daß der Vater seine Freiheit wieder bekäme, und Georg willfahrte. So ging der Markgraf Friedrich wieder aus dem Gefängnisse hervor, und begab sich nach Ansbach, nahm sich aber der Regierung nicht weiter an, womit Georg wohl zufrieden war. Friedrich starb den 4. April 1536.

Darauf wendete der Markgraf Georg seine Aufmerksamkeit auf die unter dem Volke mit immer größerem Beifall aufgenommenen Lehre Luthers, welche den Höflingen zuerst unnütz und strafbar, dann aber, als der Eigennutz die geistlichen Güter durch sie zu ernten hoffte, zeitgemäß und wahrhaft christlich fanden. Wie beinahe alle nachgebornen Fürstensöhne, wurden auch die jüngeren Markgrafen bisher mit geistlichen Pfründen versorgt und die Brüder Georgs waren reichlich damit ausgestattet. Von ihnen erscheint als der ausgezeichnetste Albert, geboren 1490; er trat in den deutschen Ritterorden 1512 und wurde sogleich zum Hochmeister gewählt, da sowohl seine schöne Gestalt als sein Gemüth ihm alle Ritter geneigt machte, und sie hofften, er werde das Ordensland Preußen von der Abhängigkeit von Polen mit Hülfe seines mächtigen Hauses befreien. Dazu forderte er auf dem Reichstage zu Nürnberg 1524 die Unterstützung des Reiches; allein der Kaiser, in andere Kriege verwickelt, that nichts für den Orden, und Albert kehrte mit ganz anderen Gesinnungen nach Preußen

zurück. Er hatte in Nürnberg die Predigten Osianders gehört, wurde dadurch der Lehre Luthers geneigt, sprach diesen selbst und Melanchthon in Wittenberg über die Klostergelübde, und lächelte still, als ihm Luther rieth, die Ordensregel zu verlassen und zu heirathen. Albert wehrte darauf den Predigern nicht, die evangelische Lehre zu verbreiten, und als die Zeit des Waffenstillstandes mit Polen ablief und er vom Reiche ohne Hülfe blieb, trat er in Unterhandlungen mit dem Könige Sigismund, erkannte Polens Oberherrlichkeit über Preußen, und erhielt dagegen für sich und seine drei Brüder das Land als Herzogthum zum Erblehen, daß es in dem Hause Hohenzollern bleiben sollte. Die Abgeordneten des Adels und der Städte gaben ihre Zustimmung, so empfing Albert als Herzog die Huldigung zu Königsberg 1525, und vergebens war dann des Papstes und des Kaisers Groll. Sie konnten keinen Krieg gegen das verbündete Polen und Preußen beginnen; der neue Herzog bekannte sich darauf zur evangelischen Lehre, setzte die Reformation fort, welche sich schon überall im Lande verbreitet hatte, vermählte sich mit der Tochter des Königs Friedrich I. von Dänemark, und waltete klug und gerecht bis zu seinem Tode 1568.

In den Fürstenthümern ober und unter dem Gebirge herrschte indessen Georg, und seine vornehmste Sorge betraf die Reformation, für welche sich während Kasimirs Abwesenheit und trotz seiner Abmahnungen alle Städte, ein großer Theil des Landvolkes und Adels erklärt hatten. Auch Georg war, so lange er in Ungarn weilte, gegen die Reformation, glaubte aber in einem Briefe an seinen Bruder, man könne die Gelegenheit benützen und mit dem Willen des Papstes die geistlichen Güter zu verwalten bekommen, um damit die Schulden zu bezahlen. Als er nun die Regierung übernahm, und die Reformation bereits durch den Prediger Osiander in Nürnberg und den Rathsschreiber Spengler und die höchsten Beamten des Fürstenthumes zu Ansbach und in Baireuth die größte Theilnahme gefunden und feste Wurzeln geschlagen hatte, da erklärte auch er sich offen für die evangelische Lehre, besonders seitdem er in nähere Verhältnisse mit Luther selbst kam, der einen Prediger nach Plassenburg schickte. Allein mit großer Aengstlichkeit suchte der Markgraf zugleich sich den Kaiser geneigt zu erhalten, und erklärte den evangelischen Bundesgenossen, er werde sich nicht mit Gewalt wider den Kaiser setzen; an Luther schrieb er, er suche nichts als Gottes Ehre, das Heil seiner Unterthanen und den gemeinen christlichen Frieden, gedenke sich auch durch die Stift- und Klostergüter nicht zu bereichern; zwar wolle er die Klostergeistlichen absterben lassen, jedoch ihre Güter nur nach dem Rathe christlicher Personen zu Gott gefälligen Zwecken verwenden. Darauf antwortete Luther am 18. Juli 1529: „Er achte es für das Beste, die Klöster so bleiben zu lassen bis sie aussterben. Indeß solle man die neuen Ordnungen in den Kinderschulen und Pfarr-

kirchen anrichten; auch würde es gut seyn, wenn der Markgraf in seinem Fürstenthum eine oder ein paar hohe Schulen gründe; dazu solle man der Klöster Stiftung und Erbzins verwenden. In allen Städten und Flecken müßten aber nebenbei gute Kinderschulen seyn. Kämen der gemeinen Leute Söhne wieder zu Diensten und Ehren, so würden die Eltern schon selber gern ihre Kinder was lernen lassen."

Dieser Rath wurde aber nicht befolgt, vielmehr ließ der Markgraf gegen seine frühere Versicherung die Kostbarkeiten und Zierden aller Kirchen aufzeichnen und dann wegnehmen mit dem Versprechen, solche zu seiner Zeit zu bezahlen. Doch sollten in jeder Kirche ein Kelch, in Städten und Klöstern zwei, jedoch nur die zwei schlechtesten gelassen werden. Auf diese Weise erhielt der Markgraf bedeutende Summen.

Von nun an schien er ganz der Reformation ergeben, und als er im Jahre 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg erschien, und der Kaiser wollte, auch die evangelischen Fürsten sollten die Frohnleichnamsprozession begleiten, weigerte sich der Markgraf Georg dessen am heftigsten, und sagte, indem er an seinen Hals griff: „Lieber will ich sogleich niederknien und durch Henkershand meinen Kopf abschlagen lassen, ehe ich Gott und sein Wort verlaügne und einer irrigen Lehre beipflichte." Und die Evangelischen nahmen keinen Theil an der Prozession. Allein derselbe Fürst zeigte sich nach jenem Reichstage wieder zaghaft, und wagte es nicht, das zu Schmalkalden geschlossene Bündniß der evangelischen Fürsten zu unterschreiben, und sagte in einem Briefe an Luther: „Die Leute werden so roh, weil nicht alle Tage mehr Messe gelesen wird, ich will daher die tägliche Messe ohne Communion wieder einführen." Darauf antwortete ihm Luther: „Er solle gleich wieder alles Andere auch wieder aufrichten und das Evangelium fahren lassen."

Bei den wichtigsten Ereignissen, die nun einbrachen und die deutsche Reformation gefährdeten, blieb der Markgraf parteilos, während er doch in seinem Lande die Früchte derselben erntete und nun auch die Klöster aufhob, wobei man ohne Plan und Ordnung verfuhr, und nicht bloß die Güter der Kirchen, sondern auch das Vermögen der Brüderschaften, gestifteten Messen und Jahrtage ging im wilden Strome der Ereignisse unter, da nicht bloß der Fürst, sondern auch der Adel danach griff, und diese Schätze, als von den Ahnen herrührend, zur Ausstattung ihrer Töchter und zu den Studienkosten der Söhne verwendete. Wie in diesen fränkischen Fürstenthümern verfuhr Georg auch in den schlesischen, wo er längere Zeit weilte und von dorther die Kirchenschätze mit sich brachte, und dieselben allmählig im fürstlichen Aufwande, besonders seit seiner dritten Vermählung wieder verschwinden sah.

Der Markgraf mit seinen Räthen that, als handle er überall für sich und nicht als Vormund im Namen seines minderjährigen Neffen Albrecht,

und man schien recht geflissentlich mit der Verschwendung zu eilen, damit dem jungen Prinzen nichts mehr übrig bleibe. Darüber zürnte der weisere Oheim in Preußen, und wendete sich um Aufschluß über die Lage der Dinge an den alten, in Ungnaden entlassenen Kanzler Vogler, „woher der Herrschaft, Land und Leute Abnehmen, Verderben und übermäßiges Schuldenmachen?“ Und der Gefragte antwortete: „Von dem regierenden Herrn und seinen vielen Dienern, Jägern und Troßknechten; die Kirchengüter werden zu einem unchristlichen türkischen Leben verwendet; mit der Reformation sey es kein Ernst, denn man verachte Gottes Wort und die Prediger; die Dienste werden verkauft, der Fürst zieht auf Jagden im Lande umher und die Regierung bleibt gewissenlosen Räthen, die nur auf ihren Nutzen sehen, sich schnell bereichern und dann aus dem Lande ziehen.“

Auf diese Antwort mahnte Albrecht zwar seinen Bruder, er möge besser wirthschaften; aber alle Mahnungen blieben eben so vergeblich, wie die Verwilligungen der Stände, und der Zustand des Landes wurde täglich schlimmer. Deßwegen suchten einige Unzufriedene den sechzehnjährigen Erbfürsten gegen seinen Oheim aufzuhetzen, daß er jetzt schon Antheil an der Regierung erhalte. Der einmal erregte Zwist dauerte fort und wuchs, zumal Georg, der früher zu Augsburg so heftig für die Reformation geredet hatte, sich nun immer enger an den Kaiser und die katholischen Fürsten anschloß. Der alte Kanzler Vogler und der Amtmann Wilhelm von Grumbach in Kadolzburg umstrickten den unerfahrenen Jüngling mit ihren Rathschlägen und nährten den Streit zwischen Oheim und Neffen, bis endlich im Jahre 1541 die Theilung erfolgte, und Albrecht das Land ober dem Gebirge mit Baireuth, Georg aber Ausbach mit dem Fürstenthume unter dem Gebirge erhielt. Der Markgraf Georg starb schon nach zwei Jahren, 1543 den 17. December. Sein Sohn Georg Friedrich, geboren 5. April 1539, wuchs unter der vormundschaftlichen Pflege der Mutter empor, um einst das väterliche Erbe zu regieren.

Albrecht, genannt Alcibiades.

Als der Markgraf Kasimir starb, hinterließ er einen Sohn Albrecht, welcher im Jahre 1522 28. März geboren war, und nun unter den Augen seines Großvaters und unter der Pflege seines Oheims aufwuchs. Jener alt und durch die erlittene Kränkung und Gefangenschaft abgestumpft konnte den Enkel kaum ohne Wehmuth und die schauderhafte Erinnerung an die von dessen Vater erlittene Mißhandlung betrachten und nichts für dessen Erziehung thun. Der Oheim aber vernachlässigte diese ganz und gar, und so wuchs der Erbfürst auf wie ein wilder Baum ohne Unterricht und Lehre, unter einem eben so unwissenden als rohen Hofmeister Beck, der seinen Zögling, statt zu bilden, vielmehr verderbte, wie schon dieser einzige Fall

zeigt. Als die Hochzeitfeier der Schwester Albrechts mit einem Pfalzgrafen im Jahre 1537 gefeiert wurde, sollte der Hofmeister um so wachsamer auf den fürstlichen Zögling schauen, da bei solchen Gelegenheiten zumal in jener Zeit die Freude leicht in Uebermaß ausartete. Allein, was geschah? Der Hofmeister und der junge Fürst zechten an dem Feste, daß der Hofmeister selbst mit drei Andern sich zu todt tranken, der junge Fürst aber einige Tage bewußtlos im Rausche lag und man für sein Leben fürchtete.

Als er zum Jüngling herangewachsen war, wollten die beiden Oheime, Georg und Albrecht, daß er eine hohe Schule besuche, und sie waren nur in der Wahl derselben uneins; der Erbfürst aber hatte dazu keine Neigung, sondern blieb im Lande, war bei allen Jagden und Gelagen und schwärmte, nachdem er einmal in das Haus des Wilhelm von Grumbach gekommen war, Tag und Nacht in Lust und Spiel und Scherz mit schönen Frauen, wodurch er seine Gesundheit bald so zerrüttete, daß er keines langen Lebens fähig schien. Er war ganz in der Gewalt Grumbachs und des alten Kanzlers Vogler, die seinen Leidenschaften überall willfahrten und auch die Theilung des Landes billigten. Und so trat denn der neunzehnjährige Fürst die Regierung an, ohne alle Erfahrung in den Geschäften, ohne höhere Bildung, ohne einen wahren Freund, dazu mit einer bereits zerrütteten Gesundheit, die auf sein leidenschaftliches Gemüth heftig einwirkte. Er wählte nicht die Plassenburg, sondern Neustadt an der Aisch zu seiner Residenz, weil er, in Ansbach erzogen, eine Vorliebe für diese Nachbarschaft hatte und die mildere Luft seiner schwächlichen Gesundheit zuträglicher schien.

Statt bei seinem Regierungsantritt den Landtag zu berufen, um sich mit den Ständen zu berathen, Plane und Wünsche vorzulegen und ihre Unterstützung anzusprechen; berief Albrecht in langen Jahren keinen Landtag, als scheute er sich, offen vor ihnen zu erscheinen, und obgleich zu furchtsam, mit Gewalt die Summen zu dem steigenden Aufwande zu nehmen, wollte er doch nicht als Bittender erscheinen und half sich deßwegen durch fremde Hülfsgelder, was nicht bloß damals, sondern selbst noch in den folgenden Jahrhunderten eine oft reiche Quelle von Einkünften aber auch großen Verderbens für Deutschland wurde. Der geldbedürftige Fürst trat in die Dienste eines Größeren, nahm Sold und warb dafür Kriegsschaaren, die er anführte, unbekümmert um die Gerechtigkeit oder Häßlichkeit der Sache, welche er verfechten half. Das that denn auch Albrecht. Zuerst schloß er im Jahre 1543 einen Vertrag mit Granvella, Minister des Kaisers Karl V., auf drei Monate lang und versprach, an fünfhundert Reiter zu werben und dem Kaiser gegen Frankreich als Hauptmann seiner Schaar zu dienen. Albrecht gab sich zwar alle Mühe, auch mehrere Edle zum Zuge zu bewegen, allein die Bestallung — der Sold des Kaisers waren ihnen zu gering, und so brachte er nur 357 Reiter zusammen, und ohne etwas Wich-

tiges mit ihnen ausgeführt zu haben, kam er am Ende des Jahres wieder in seinem Fürstenthume an. Wenige Tage darauf starb sein Oheim Georg in Ansbach und sogleich begehrte Albrecht die Vormundschaft über dessen minderjährigen Sohn Georg Friedrich, um dann auch für Ansbach Hülfsgelder anzusprechen. Allein die Räthe dieses Landes standen ihm heftig entgegen, weil er selbst erst 21 Jahre alt und mit dem Hause Ansbach noch in viele Streitigkeiten verwickelt wäre, worüber er solchen Groll gegen sie faßte, daß er sich an dem Statthalter Friedrich von Knobelsdorf zu rächen suchte und zwei seiner Vertrautesten mit dem Auftrag absandte, denselben vor die Stadt in einen Hinterhalt zu locken, daß er ihn fangen könnte. Allein die Abgesandten gingen so leidenschaftlich blind vorwärts, daß sie vor der Stadt den Hals brachen, und Albrecht harrte vergebens. Als aber das Unglück bald darauf ein anderes Mitglied der Statthalterei, den Edlen von Leonrod, an seine Tafel führte, trank er ihm geflissentlich so lange zu, bis derselbe todt vom Stuhle sank.

Der Zwist mit Ansbach dauerte fort; Albrecht, der sich in seinem Lande nicht heimisch fühlte, nahm eine neue Bestallung vom Kaiser und suchte ganz dessen Gunst zu erwerben, wozu ihn auch Wilhelm von Grumbach drängte, der nach dem Tode des Fürstbischofes Bibra 1544 Würzburz als beleidigter Höfling erzürnt verließ und auf Rache sann. Der junge Fürst war nun ganz in dessen Gewalt, und während er mit dem Kaiser gegen die evangelischen Fürsten zog, waltete der Günstling herrisch im Lande ober dem Gebirge, das des Schutzes gegen die sächsischen Einfälle entbehrte und Vieles litt. Es war ein leidiger Trost, daß Albrecht auf die Nachricht von den Plünderungen der Sachsen erwiderte: „Es habe nichts zu sagen, er wolle dafür zehn andere Dörfer abbrennen!“ Er mußte auf Befehl des Kaisers sein eigenes Land preisgeben und gegen den geächteten Kurfürsten von Sachsen ziehen. Bis Rochlitz drang er vor, welche Stadt er wohl verschanzte, ließ sich aber unklug aus seiner festen Stellung locken und wurde am 2. März 1547 von dem Herzoge Ernst von Braunschweig gefangen, zugleich fiel all sein Silbergeschirr und seine Wagen sammt 270 Pferden den Feinden in die Hände. Er wälzte die Schuld seines Unglückes auf seine Reiter, die ihre Schuldigkeit nicht gethan; der kaiserliche Hof ließ ihm sein Beileid bezeugen, that aber nichts, ihn zu befreien. Erst als die Evangelischen bei Mühlberg gänzlich geschlagen und der Kurfürst von Sachsen selbst gefangen wurde, erhielt Albrecht seine Freiheit wieder und Grumbach benützte die Freude seines erlösten Gönners und ließ sich von ihm die Herrschaft Schwarzenberg als Lehen ertheilen, welche der Kaiser von dem geächteten Friedrich von Schwarzenberg eingezogen und dem Markgrafen geschenkt hatte.

Bisher hatte Albrecht die Sache des Kaisers und der Katholiken verfochten, weil er dafür Hülfsgelder bekam, allmählig neigte er sich ganz

zur katholischen Partei, und er antwortete dem Kaiser auf die Einladung zur Kirchenversammlung nach Trient: „er sey zwar bis ein siebenjähriger Knabe in der veränderten Religion auferzogen und unterrichtet worden, als er aber erwachsen, habe er sich nicht zum Augsburger Glaubensbekenntnisse gehalten, sondern wie seine Vorältern als ein katholischer Fürst der alten Religion angehangen. Die Kirchenordnung des Markgrafen Georg habe er nur deßwegen im ganzen Lande bleiben lassen, weil er es nicht habe ändern können. Mit der größten Unterwerfung unter das Concilium wolle er auch noch nicht zur Schärfe, sondern nur zu einer allmähligen Herstellung des alten Kirchenwesens rathen.“ Zu gleicher Zeit ließ er in einer eigenen Schrift den Papst betheuern, er sey ein guter katholischer Christ und würde die lutherische Faction in seinem Lande schon längst abgestellt haben, wenn er nicht Aufruhr besorgte. Dann bat er, der Papst möge ihm und seinen männlichen Nachkommen mit der Nutzung der inländischen Stifter und Klöster bedenken. Darauf ließ er nach dem Befehle des Kaisers das bekannte Interim in seinem Lande einführen, und Alles zur Herstellung der katholischen Lehre vorbereiten, und die neue Kirchenordnung trotz dem Widerstreben der evangelischen Geistlichen am 11. Januar 1549 öffentlich bekannt machen. Als aber die Geistlichkeit darauf in großer Mehrzahl erklärte, sie wolle die vorgeschriebene Kirchenordnung unter keiner Bedingung annehmen, sondern wolle vielmehr um ihren Abschied gebeten haben; da geriethen die Räthe in große Verlegenheit und man drängte nicht weiter; ohnehin änderten sich die Ereignisse und damit auch die Ansichten bei Hof bald.

Während Albrecht auf der einen Seite die katholische Religion wieder einführen wollte, ließ er auf der andern mit der Einziehung der Stifter und Klöster fortfahren, und nun wurden auch diejenigen aufgehoben, welche bisher durch reiche Geschenke ihre Fortdauer gesichert glaubten. Aber auch diese neuen Summen waren bald verschwunden und der Markgraf harrte ängstlich auf Gelegenheit, neue Hülfsgelder von Außen her zu erlangen, und bald galt ihm gleich, ob er sie im Dienste des Kaisers oder gegen denselben von den Katholiken oder Protestanten erhielt. Da in der Nähe jetzt überall Frieden war, schickte er sogar an den Hof von England einen Unterhändler, um seine Dienste gegen Frankreich anzubieten. Schon glaubte er seiner Sache gewiß zu seyn, warb Soldaten und machte Schulden in der Hoffnung reichlichen Ersatzes von England; aber dort lehnte man nach langer Zögerung seine Dienste ab und er sah sich von einer großen Schuldenlast, von Mangel und Verdruß gequält.

In dieser Verlegenheit berief er im Jahre 1550 einen Landtag nach Kulmbach, um mit den Versammelten über das Religionswesen und die Tilgung der fürstlichen Schulden zu handeln. Neue Summen wurden bewilligt, neue Steuern auferlegt; aber indeß die Amtleute die lautesten Klagen erhoben, daß es mit der Einnahme des hundertsten Pfennings und des neuen

Umgeldes sehr hart gehe, und daß sie allenthalben große Armuth, Jammer und eine Noth zum Erbarmen finden, stieg die üble Haushaltung und Verschwendung des Hofes immer mehr, und im Rausche seiner Freigebigkeit warf Albrecht seinen Günstlingen, besonders dem Grumbach, ungeheuere Geschenke zu. Dann ging er zu dem neuen Kurfürsten Moriz von Sachsen, der die dem Kaiser widerspenstige Stadt Magdeburg ohne Ernst belagerte und indessen seine Plane zur Reife brachte. Jetzt übertrug er die Belagerung dem Markgrafen als seinem obersten Stellvertreter, und dieser setzte hier im Lager sein Wohlleben und dabei seine Grausamkeit fort und verschrieb am 17. April 1551 von Plassenburg seinen Koch und seinen Scharfrichter.

Nach der Uebergabe der Stadt soll Albrecht mit Schertlin von Burtenbach im Auftrage Morizens nach Paris gegangen seyn und dort einen Vertrag der protestantischen Stände mit der Krone Frankreich gegen den Kaiser abgeschlossen haben am 2. Febr. 1552. Von nun an zeigte sich der Markgraf als der Feind Karls V., schildert dessen Undankbarkeit und die Sklaverei des deutschen Reiches mit bittern Worten und will die gedrückten Protestanten gegen die Katholiken beschützen! Bald erschien er mit einem Heere, das er unter dem Namen des Königs geworben hatte, und erpreßte am Rhein, in Franken und in Schwaben von den katholischen Ständen große Summen. Am 5. Mai 1552 lagerte er sich vor Nürnberg, auf welches er schon lange einen Groll hatte, und verlangte eine Erklärung, was sich die Krone Frankreich und die ihr zugewandten Stände zur Erhaltung der deutschen Freiheit und wahren christlichen Religion von ihr zu versehen hätten? Im Grunde war es nur eine Aufforderung, Kriegssteuer zu zahlen. Die erschreckte Stadt, welche vor Kurzem an den Kurfürsten von Sachsen und an den Landgrafen von Hessen 100,000 Gulden bezahlt hatte gegen das Versprechen, sich nicht öffentlich gegen den Kaiser erklären zu dürfen, entgegnete, sie habe sich schon mit den vereinigten Ständen vertragen. Zu gleicher Zeit mahnten ihn Moriz und Philipp, Nürnberg nicht zu befehden. Allein alles dieß erbitterte ihn nur noch mehr, und obgleich auch der König von Frankreich mahnte, er möchte seinen Privatzwist mit Nürnberg auf eine andere Zeit sparen und seine Kräfte nützlicher anwenden: so drängte der erzürnte Markgraf die Stadt immer mehr und verlangte 600,000 Gulden Kriegskosten, oder 200,000 Gulden baar und statt der übrigen die Abtretung eines großen Gebietes. Am 19. Juni erfolgte endlich der Vertrag, durch welchen er Nürnberg demüthigte.

Während er aber vor dieser Stadt lag, ließ er einen Theil seines Heeres in das Fürstenthum Bamberg einrücken und zwang den Bischof unter dem Vorwande, derselbe habe sich nicht zeitlich gegen ihn erklärt, am 19. Mai zur Abtretung von zwanzig Aemtern und zur baaren Zahlung von 80,000 Gulden. Dasselbe übte er an dem Bischofe von Würzburg, welcher

200,000 Gulden baar erlegen und 350,000 Gulden von den Schulden des Markgrafen übernehmen mußte. Grumbach ließ sich damals das Würzburgische Amt Mainberg übertragen. Voll Freude über diesen glücklichen Zug verließ Albrecht Nürnberg und Franken und eilte gegen Mainz, welche Stadt auch in seine Gewalt fiel. Allein hier empfing er die Schreckensbotschaft vom Abschlusse des Friedens zu Passau am 2. August zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Moriz von Sachsen. Albrecht mußte jetzt der Rache des Kaisers gewärtig seyn, er fühlte sich preisgegeben als Anhänger und Hauptmann eines fremden Königs gegen deutsche Fürsten. Eine Rückkehr der alten Ordnung zeigte ihm nichts als Mangel und einen Abgrund von Schulden; er getraute sich nicht ohne Lebensgefahr die mit vielen Versprechungen geworbenen Soldaten abzudanken, da er ihnen meistens ihre Löhnung noch schuldig war, und er wußte nicht, woher im Frieden das Geld nur zu seinem gesteigerten Unterhalte zu nehmen, darum wollte er allein den Krieg fortführen, und nicht undeutlich erschien sein Plan, die geistlichen Fürsten aus Franken zu vertreiben und sich aus ihren Gütern ein großes Reich zu gründen. Er suchte sich mit dem französischen Heere in Lothringen zu verbinden, und während ihn schon die kaiserlichen Drohbriefe verfolgten, die zugleich seine Verträge mit Würzburg und Bamberg für nichtig erklärten, schien er ganz sorglos im Kreise seiner tausend Kriegsgesellen. Um ihn desto sicherer zu verderben, versprach ihm der Herzog Alba Vergessenheit des Geschehenen, ja sogar die Bestätigung der Verträge mit Würzburg und Bamberg, wenn er nur mit seinem Kriegsvolke dem Kaiser zuziehen wolle. Die 500,000 Kronen, welche er seinen Soldaten schulde, könne er sogleich in Frankreich eintreiben; und Albrecht, der am Anfange dieses Jahres im Solde Frankreichs auf den Kaiser schmähte und gegen ihn als den Unterdrücker der deutschen Freiheit ausgezogen war, trat jetzt wieder in die Dienste desselben Kaisers gegen Frankreich. Seine erste Unternehmung war sehr glücklich, er nahm den französischen General Herzog von Aumal gefangen, und der darüber erfreute Kaiser bestätigte die Verträge Albrechts mit Würzburg und Bamberg. Allein schon nach zwei Monaten am 17. Januar 1553 erhielt der Markgraf seinen Abschied ohne den Rückstand seiner Besoldung, und als er jetzt die bestätigten Verträge mit den Fürstbischöfen gewaltsam durchzusetzen suchte, beriefen sich diese auf die Entscheidung des Reichskammer-Gerichtes, rüsteten indessen zum ernstlichen Widerstande und boten das Landvolk auf.

Der Anfang des neuen Krieges war für Albrecht unglücklich; die aus Bauern bestehenden Besatzungen übergaben die ihnen anvertrauten Burgen; und erst als er selbst in seinem Fürstenthume eintraf, wurden schnelle und kräftige Anstalten zur Abwehr der Feinde getroffen. Er warb Landsknechte, eroberte mehrere Bambergische Schlösser und übte, um seine Gegner zu schrecken, unerhörte Grausamkeiten. Mit Schaudern erzählte man, wie er von

Forchheim abziehend zu Kunnersreut die Kinder aufhängen, in den Gefängnissen zu Neustadt die todten Gefangenen neben den Lebendigen faulen ließ und Dachsbach mit eigener Hand anzündete, um den Pfeffersäcken — den Nürnbergern — das Brennen besser zu lehren, wie er im grausamen Spotte sagte.

Aber die Vergeltung kam bald. Das Bambergische Volk zog verheerend durch das untere Fürstenthum und übte furchtbare Rache; die dagegen aufgebotenen Bauern entliefen in wilder Verzweiflung und die brennenden Dörfer stürzten hinter ihnen in Asche. Während der Kaiser die früheren Urkunden bestätigte, durch welche er die Verträge des Markgrafen mit Bamberg und Würzburg für ungültig erklärt hatte, forderte das Reichskammer-Gericht den Markgrafen als Landfriedensbrecher vor, und gebot den bei ihm dienenden Soldaten, seine Fahnen zu verlassen. Die Sühnversuche blieben vergeblich, da die Bischöfe vom Kaiser nicht zum Frieden ermuntert, vielmehr mit der Stimmung des Hofes und der üblen Lage Albrechts wohlbekannt keine Versöhnung wollten. Ihre Hoffnungen wurden bald erfüllt, denn während Albrecht sein eigenes Land unbeschützt verließ, um des Feindes Lande zu verheeren, traf er am 9. Juli bei Sievershausen im Hannöverischen auf den Kurfürsten Moriz von Sachsen, und die noch vor einem Jahre Bundesgenossen waren, begegneten sich in ungestümer Schlacht. Aber es kämpfte Verzweiflung und tolle Kühnheit mit entschlossener Verschlagenheit; der Ausgang war nicht lange zweifelhaft. Albrecht wurde gänzlich geschlagen und konnte sich über seine Niederlage nur damit trösten, daß sein Gegner bald nach der Schlacht an der erhaltenen Wunde starb.

Die Nachricht von der Niederlage des Markgrafen, der am 12. September auch bei Braunschweig von dem Herzoge Heinrich geschlagen wurde, regte alle seine Feinde in Franken auf; der Kriegsoberste des deutschen Königs Ferdinand eroberte Hof und belagerte Baireuth; am 1. December wurde Albrecht feierlich in die Acht erklärt, und er wußte dem Ausspruche nichts als Schmähungen und Mordbrand entgegenzusetzen, und befahl dem Wilhelm von Grumbach und Wolf Christoph von Redwiz, am Christtage gegen zehn Feuer um Windsheim zu machen, er selbst wolle um Schweinfurt zum neuen Jahr auch gegen zwanzig Feuer anzünden. Zugleich erließ er aus seiner eigenen Druckerei heftig bittere Schriften gegen Bamberg, für deren Verbreitung Grumbach sorgte, und erklärte darin den geistlichen Fürsten ungescheut, sie hätten zu viel und der Himmel würde nicht einfallen, wenn sie in Zukunft weniger besäßen. In seinem Grolle wollte er selbst die Geschichte zu seinem Willen zwingen und zürnte heftig über den Geschichtschreiber Sleidan, weil dieser die Albertinischen Kriegsthaten nicht nach des Markgrafen Gefallen vorgetragen. Er hatte die Meinung, es würde die Geschichte um Geld geschrieben, wie er für Geld focht, und

bedachte nicht, daß die Wahrheit einer Schrift das erste Erforderniß sey, sie auf die Nachwelt zu bringen.

Allmählig nahte der Krieg seinem Ende. Albrecht wurde immer heftiger von allen Seiten bedrängt; die verbündeten Stände erklärten offen, sie wollten keinen Frieden und wenn sie ihn mit drei Hellern kaufen könnten. Nun verließ Albrecht, aus Furcht in Schweinfurt eingeschlossen zu werden, heimlich diese Stadt in der Nacht am 15. Juni; das verbündete Kriegsvolk aber eilte ihm nach und er rettete sich mit genauer Noth mit dem Verlust seines Geschützes, Silbergeschirres, seiner Kleider, Gelder und Schreibereien und über fünfhundert Todten und tausend Gefangenen nach Uffenheim und dann in fernere Gegenden. Am 22. Juni erlag auch die Feste Plassenburg und wurde zerstört; bald fiel das ganze Fürstenthum in die Gewalt der Verbündeten, die es unter sich zu vertheilen begannen, was der Kaiser billigte, und ernannten bis zur völligen Ausgleichung einen gemeinschaftlichen Hauptmann. Allein bald erwachte in dem Kaiser die Lust, diese Länder selbst zu nehmen und so verlangte er am 26. September 1555 die Herausgabe derselben an ihn, und zu spät bedauerten die Verbündeten, mit vielen Kosten und großer Gefahr dem Kaiser die schönen Länder erobert zu haben, und es blieb ihnen nur der Wunsch, lieber Alles wieder dem Hause Brandenburg zurückgestellt, als in den Händen des Kaisers zu sehen.

Albrecht irrte indessen als ein dürftiger Flüchtling an mehreren deutschen Höfen umher, da er nirgends als ein willkommener Gast erschien, den man lange beherbergen wollte; der Herzog von Württemberg, den er inständig bat, ihm insgeheim einen Aufenthalt zu gewähren, schlug seine Bitte ab. Aus der oberen Pfalz wurde er ausgeboten. Am 10. Juni 1554 war er in Schweinfurt, das sich ihm allein noch ergeben zeigte, und hier kam ihm die Erinnerung seines früheren Lebens und er glaubte, Gott wolle an ihm die Stadt Magdeburg rächen.

Auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 schien die Sache endlich einem friedlichen Vergleiche nahe, und der König Ferdinand ertheilte ihm sicheres Geleite auf zwei Monate, daß er im März des folgenden Jahres den Verhandlungen zu Regensburg beiwohne. Allein bald erkannte er die Taüschung, und selbst die Wiedereinsetzung in sein ganz verderbtes Land schien ihm wenig erwünscht zu seyn, und so trieb ihn die Lust nach Hülfsgeldern auf's Neue und zum letzten Male nach Frankreich, von wo er aber eben so unbefriedigt, mürrisch, dürftig und krank bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, zu Pforzheim anlangte. Bald fühlte er sein Ende nahen und erklärte: „Es solle nun seinen Feinden verziehen seyn; er wolle sterben wie ein deutscher verjagter Fürst und als ein frommer Christ. Man möchte nur ein Vater unser für ihn beten.“ Darauf empfing er zum ersten und letzten Mal das heilige Abendmahl und starb am 8. Januar 1557 in seinem

sechs und dreißigsten Jahre. Er heißt gewöhnlich Albrecht der Jüngere oder auch Alcibiades.

Armer, unglücklicher Mann! sagt sein Geschichtschreiber, dem die Liebe seines Volkes kein Reiz, aber fremdes Gold mit Blut erkauft eine Lockspeise war. Nachdem du als ein Flüchtling deine Zufriedenheit, dein väterliches Erbe, Alles verloren, so lege nun auch den Namen eines Helden nieder: denn der ist kein Held, dessen Absicht nicht ist zu retten, sondern nur zu gewinnen, der um Geld gegen den Stärkeren, aber auch mit ihm ficht, und ohne einen geheiligten Endzweck sein Leben dem Ohngefähr preisgibt.

Georg Friedrich.

Die beiden fränkischen Fürstenthümer boten nach dem Tode des Markgrafen Albrecht einen traurigen Anblick dar: in Schutt lagen Plassenburg und Kulmbach, Baiersdorf, das Schloß und ein Theil der Stadt, Plech, Spies, Streitberg, Creussen, Gefrees und die Mauern von Hof. Dazu kam die Gefahr, daß das Land ober dem Gebirg ganz mit Böhmen vereinigt würde, da der letzte Zweig des Ansbacher Fürstenhauses, Georg Friedrich, der einzige Sohn des Markgrafen Georg, geboren den 5. April 1539, unter der vormundschaftlichen Regierung seiner Mutter, während dieser kriegerischen Ereignisse ohne große geistige Pflege aufwuchs, aber gesund und kräftig am Körper erschien. Im Jahre 1556 übergaben ihm Mutter und Räthe die Regierung des Ansbacher Landes und nach dem Tode seines Oheims fiel ihm auch Baireuth als gesetzmäßiges Erbe zu und der Kurfürst von Brandenburg unterstützte mit Andern die gerechten Ansprüche des jungen Fürsten am kaiserlichen Hofe mit großem Ernste, und sie erklärten endlich geradezu, der Markgraf werde unter ihrem Schutze sich in den Besitz des Fürstenthumes Baireuth setzen. Der König Ferdinand, damals Willens die Kaiserkrone von seinem Bruder Karl V. zu übernehmen und von einem Türkenkriege bedroht, wagte es nicht, die Fürsten gegen sich zu reizen und erklärte, er wolle Baireuth dem jungen Markgrafen übergeben, wenn dieser verspreche, weder Gewalt noch Rache an den Bundesständen Würzburg, Bamberg und Nürnberg zu üben und keine Berechnung und Herausgabe der bezogenen Einkünfte zu fordern. Und so zog Georg Friedrich schon am 27. März 1557 unter dem Jubel der Bürger und begrüßt von dem Adel und allen Beamten des Landes in Baireuth ein. Auf inständiges Drängen des edlen Wolf von Schaumberg, bisherigen Hauptmanns des Gebirges, erließ er die Abgaben auf zwei Jahre, was dem verderbten Lande wirklich nöthig war.

Im Herbste des folgenden Jahres 1558 vermählte er sich mit Elisabeth, der Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Cüstrin; dann aber begann er seine Klagen gegen die Bundesstände, welche ohne Noth und zum

Unglimpf des Hauses Brandenburg in Albrechts Landen Alles verderbt hätten. Er verlangte Schadenersatz und nach langem Unterhandeln bewilligten ihm dieselben 175,000 Gulden, damit er Plassenburg wieder erbauen könne. Den Forderungen der vielen Glaübiger Albrechts auf die Erbschaft begegnete er schlau, indem er selbst mit ungeheuern Ansprüchen auftrat und die ganze Sache am Reichskammer=Gerichte hinzuziehen wußte, indem er gegen jede Forderung neue Gegengründe vorbrachte, daß erst nach 44 Jahren der Hauptspruch erfolgte, gegen welchen er jedoch wieder Einwendungen machte und auf nochmalige Durchsicht der Streitsache drang, daß endlich darüber die Richter und Parteien starben.

Das Glück begünstigte den Fürsten auf manche Weise, und als dem Herzoge Albrecht von Preußen sein schwächlicher Sohn im Jahre 1568 in der Regierung gefolgt war, schickten die Stände schon im folgenden Jahre eine Gesandtschaft an den Markgrafen nach Ansbach, daß er als der nächste Verwandte die Verwaltung Preußens übernehme. Obwohl ihm dieser Ruf wenig erfreulich war, da die Verhältnisse Preußens mit Polen noch nicht genau geordnet erschienen, ging er im Jahre 1574 endlich doch dahin, da sich der geistige und körperliche Zustand des jungen Herzogs indessen immer mehr verschlimmert hatte, und wurde 1578 zu Warschau feierlich als Mitbelehnter und Erbfolger in Preußen anerkannt und ihm die Regierung übertragen. Da ihm während der Reise dahin seine erste Gemahlin gestorben war, vermählte er sich im folgenden Jahre mit Sophie, der Tochter des Herzogs Wilhelm des Jüngeren von Braunschweig=Lüneburg, und von nun an weilte der Fürst abwechselnd in Preußen und in seinen fränkischen Ländern.

Indessen hatte die allwaltende göttliche Gerechtigkeit auch den treulosen Rathgeber des jüngeren Albrecht, Wilhelm von Grumbach ereilt und dadurch zugleich für immer die Macht und Empörungslust des Adels gegen die Fürsten gebrochen.

Der Fürstbischof Zobel von Würzburg, zuerst Albrechts Verfolgter, dann sein glücklicher Verfolger und getaüschter Eroberer seines Landes, fiel von der mörderischen Kugel Wilhelms von Grumbach 1558 getroffen, der das ganze Stift brandschatzte, und es schien, als hätte sich der Adel besonders gegen die geistlichen Fürsten verbündet. In seiner Vertheidigungsschrift führte Grumbach an, seine Haüser in Würzburg seyen ihm während seiner Abwesenheit niedergerissen und er auf alle Weise beeinträchtigt worden; erst lange nachher habe man ihm, um den Schein der Rechtlichkeit zu retten, absagen lassen. Besonders aber haben ihn die Bischöfe deßwegen gehaßt, weil er die Freiheit des fränkischen Adels so fest gehalten und Alles angewendet habe, damit sie denselben nicht unterdrücken und zu Bauern machen möchten. Ein großer Theil des Adels rüstete, den kühnen Mann zu unterstützen, und dieser trachtete, den Herzog Johann Friedrich von

Sachsen-Gotha, den Sohn des unglücklichen Kurfürsten gleichen Namens zu seinem Schutze zu gewinnen, indem er ihn überredete, der fränkische Adel sey verbündet, werde die geistlichen Fürsten vertreiben und ihm selbst das Kurfürstenthum wieder erobern. So fand Wilhelm von Grumbach mit seinen Genossen Ernst von Mandelslohe und Wilhelm Stein zum Altenstein bei dem Herzoge eine freundliche Aufnahme. Aber der Kaiser Ferdinand sprach über Grumbach und dessen Anhänger die Acht aus; der Kaiser Maximilian II. erneuerte den Spruch, mahnte den Herzog, den Grumbach auszuliefern und warnte ihn vor der drohenden Gefahr. Da jedoch Johann Friedrich den Verbrecher nicht auslieferte, wurde dem Kurfürsten von Sachsen die Vollziehung der Acht übertragen, Gotha erobert 1567, der Herzog darauf nach Oesterreich abgeführt und endete sein Leben in der Gefangenschaft; Grumbach aber wurde mit dem Kanzler des Herzogs lebendig geviertheilt.

Während dieser kriegerischen Unruhen war in der Reformation der fränkischen Fürstenthümer ein Stillstand eingetreten, ja es zeigte sich, daß die Religion und Sittlichkeit einem tiefen Verfalle nahe, Gotteslästerung und Laster bei dem Volke, Unduldsamkeit und ärgerliches Leben bei den neuen Geistlichen überhand nehme und daß man in verschiedenen Gemeinden es verschieden in der Lehre und in dem äußeren Gottesdienste und in der Verwaltung der geistlichen Güter halte. Um wenigstens hierin Einheit herzustellen, wurde das Land nach dem Muster von Sachsen in kleinere kirchliche Bezirke getheilt, über welche man Obergeistliche setzte und sie Superintendenten nannte, weil man den Namen Bischöfe wegen der benachbarten katholischen Fürstbischöfe und vorzüglich deßwegen nicht wollte, damit die alten Ansprüche der Bischöfe nicht mehr erwachen möchten. Die neuen Kirchensprengel waren: Baireuth, Kulmbach, Hof und Wunsiedel, Neustadt und Baiersdorf. Um von dem Zustande der einzelnen Gemeinden eine genaue Kenntniß zu erlangen, wurden mehrere Kirchenvisitationen vorgenommen, ein General-Superintendent führte die Oberaufsicht und hatte den Vorsitz bei dem neuerrichteten Consistorium und Ehegericht, welches nicht nur in rein geistlichen Sachen, sondern auch in Ehe- und Schulsachen die Gerichtsbarkeit hatte. Wie man sich in dieser Hinsicht ganz an die in Sachsen geltende Einrichtung hielt, so auch in der Glaubenslehre, weßwegen man alle kalvinischen Neuerungen sorgfältig unterdrückte und die berühmte Eintrachtsformel als allgemein geltende Norm annahm.

An seinem drei und vierzigsten Geburtstage 1582 errichtete der Markgraf die Kloster- und Fürstenschule zu Heilsbronn, daß darin hundert arme, aber fähige Knaben nicht nur mit Büchern, sondern in Kleidung und Kost frei gehalten und bei ihrem Abgang auf eine hohe Schule noch mit ansehnlichen Stipendien unterstützt wurden. Mit großer Mühe suchte er auch den vernachlässigten Bergbau wieder zu erheben und man grub in der Erde nach Schätzen,

Schätzen, welche ober der Erde gar haüfig durch übermäßig gehägte Jagdthiere zertreten und zerfressen wurden. Denn Jagd und Feste waren das Lieblingsvergnügen des Markgrafen, welchen er ohngeachtet seiner Körperschwere immer beiwohnte; er soll sieben Fuß groß gewesen seyn, und als er starb, den 26. April 1603, wog sein Leichnam vier Centner. Er hinterließ keine Kinder, und so trat denn die ältere oder kurbrandenburgische Linie der Hohenzollern nach der Bestimmung des Albrecht Achilles in das Erbe ein.

Damals herrschte in Brandenburg Johann Georg, reich gesegnet an Kindern, und als er starb 1598, schloßen seine älteren Söhne zu Gerau unter dem Beistande des Markgrafen Georg Friedrich einen Vergleich, daß der älteste, Joachim Friedrich, die Kurwürde mit Brandenburg und Preußen, die beiden nächsten aber, Christian und Joachim Ernst, die Fürstenthümer in Franken erben sollten. Dasselbe wurde im Jahre 1599 auf's Neue bestätigt, und jetzt übernahm denn Christian das Oberland Baireuth, Joachim Ernst aber das Land unter dem Gebirg.

Die Markgrafen von Ansbach.

Der Name des Fürstenthumes stammt von der Stadt und diese heißt so von ihrem ersten Ursprunge, an (das) Bach gebaut, der oberhalb dem Weiler Hinterholz entspringt, oder wie man früher sagte: Onolzbach — an Holz Bach, da die ganze Gegend früher mit Holz bewachsen war. Ihren Ursprung verdankt die Stadt dem heiligen Gumbert, der hier zuerst ein Kloster gründete, in dessen Nähe sich bald viele Leute ansiedelten. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts gehörte der Ort den Grafen von Dörnberg; der Letzte dieses Geschlechtes war Wolfram, welcher im Jahre 1299 starb, dessen Tochter Elisabeth mit dem Grafen Friedrich von Oettingen vermählt war. Von diesem gräflichen Hause wurde Ansbach sammt der Grafschaft im Jahre 1331 an die Burggrafen Johann und Albert verkauft, bei deren Nachkommen das Gut blieb.

Als Joachim Ernst jetzt am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts seine Regierung über das Fürstenthum Ansbach begann, brach jener verhängnißvolle Krieg herein, der um die Fortdauer der Reformation geführt wurde. Die Protestanten, offen und heimlich in der Ausübung ihrer Religion gestört und beschränkt, schloßen im Jahre 1608 zu Aschhausen einen Bund, den sie Union nannten, zu ihrer gegenseitigen Vertheidigung und ernannten den Markgrafen zu ihrem General, da er im Kampfe der Niederländer gegen die Spanier unter Moriz von Oranien seine ersten Kriegsdienste rühmlich gethan hatte. Um so mehr hoffte man von ihm für die Protestanten in Deutschland, und als ein gutes Zeichen nahm man es, daß im Jahre 1609 am Hofe zu Ansbach der Mathematiker Simon Maier oder Marius von Gunzenhausen die vier Jupiters-Trabanten entdeckte, welche er das brandenburgische Gestirn nannte.

Allein die Thätigkeit der Union wurde bald gelähmt, der Markgraf ließ sich durch die französischen Gesandten taüschen und schloß zu Ulm einen Vertrag mit der Liga — dem Bunde der Katholiken, — gab dadurch den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in Böhmen preis und bald schien durch die Schlacht auf dem weißen Berge nicht bloß dessen, sondern auch das Schicksal aller Protestanten für immer entschieden. Vergebens suchte der Markgraf durch Kreis- und Landwehr-Anstalten sich und sein Land vor dem ärgsten Unfug der durchziehenden Heerschaaren der Liga zu schützen und sich Maximilian von Bayern zu befreunden. Er starb den 25. Febr. 1625. Ihm folgte sein Sohn Albert, geboren 1620, dessen Jugend unter kriegerischen Ereignissen und großen Kummer verfloß.

Nach dem berühmten Wiederherstellungs-Befehle rückten kaiserliche Schaaren zu Windsheim ein, den 18. November 1629, um von da aus die katholischen Stifter und Klöster wieder herzustellen. Im Jahre 1631 kam Tilly nach Ansbach und nahm, was zu nehmen war; die Fürstin Wittwe Sophie flüchtete mit ihren Kindern nach Wilzburg, und als auch diese Festung sich dem Tilly ergeben mußte, sandte sie dieselben nach Frankreich. Die Siege Gustav Adolfs waren für die fränkischen protestantischen Länder nur schwache Hoffnungsstrahlen, die bald wieder in der Nacht der Kriegsstürme verschwanden. Im Jahre 1634 wurde Ansbach nicht nur von dem bayerischen Feldherrn Johann Werth gebrandschatzt und geplündert, sondern Ferdinand II., nachmals als Kaiser dieses Namens der dritte, sprach alle Einwohner des Fürstenthumes Ansbach von ihrem Eide und ihren Pflichten gegen die bisherigen angebornen Landesfürsten los und forderte die Huldigung an Kaisers Statt.

Erst im Jahre 1639 erhielt Albert die kaiserliche Belehnung über sein Erbland, das er in einem jammervollen Zustande fand und Manches für dessen Wiedererhebung that. Ihm folgte 1667 sein Sohn Johann Friedrich, geboren 1654, trefflich in Wissenschaften und ritterlichen Künsten erzogen. Er starb 1686. Sein Sohn Georg Friedrich übernahm mit Erlaubniß des Kaisers schon in seinem sechzehnten Jahre die Regierung, zeigte sich als ein tapferer Führer zuerst in dem Kriege gegen Frankreich, da auf Befehl Ludwigs XIV. die Pfalz am Rhein mit barbarischer Lust verwüstet wurde, und dann im spanischen Erbfolgekriege. Er wurde vom Kaiser zum General-Feldmarschall ernannt, wohnte dem Feldzuge in Italien bei und kämpfte dann in Deutschland gegen die vereinigten bayerisch-französischen Heere als General über die gesammte Reiterei des deutschen Reiches, wurde aber gleich darauf bei Schmidmühlen an der Vils durch eine feindliche Kugel tödtlich verwundet und starb, nicht volle 35 Jahre alt, den 28. März 1703.

Ihm folgte sein Bruder Wilhelm Friedrich, der 1725 starb und dann dessen Sohn Karl Wilhelm Friedrich, welcher das Residenzschloß

in Ansbach vergrößerte und verschönerte, das Gymnasium oder Carolinum daselbst errichtete und die St. Gumbrechts-Stiftskirche neu erbaute 1736. Ihm folgte 1757 sein Sohn Karl Alexander, der nach dem Aussterben der Baireuther Linie die beiden fränkischen Fürstenthümer wieder vereinigte.

Die Markgrafen von Baireuth oder Kulmbach.

Mehrere Ortschaften an dem Fichtelgebirge enden sich auf reut, offenbar von dem Worte Reuten, da die Niederlassungen entstanden, als die Gegend vom Wald gereutet, befreit war. So entstand auch Baireut, dessen Alter aber ungewiß ist. Erst als der Markgraf Georg Friedrich das Schloß daselbst erbaute und den Ort, wenn auch nur auf kurze Zeit, zur Residenz wählte, erhob es sich schnell, zumal der Markgraf Christian den Sitz der Regierung von Kulmbach für immer nach Baireuth verlegte und das von Georg Friedrich vollendete Schloß erweiterte und andere Gebaüde errichtete. Er überlebte die Schrecken des dreißigjährigen Religionskrieges und sorgte treulich für die Wiederherstellung der Kirchen und Schulen, welche das Schwert, der Hunger und Mangel an Menschen bisher geschlossen hatten. Er starb den 30. Mai 1655, und es folgte ihm sein Enkel Christian Ernst, geboren 1644, der Sohn des früh verstorbenen Erdmann August, anfangs unter der Vormundschaft seines Oheims Georg Albrecht. Nachdem er unter tüchtigen Lehrern und durch Reisen gebildet war, übernahm er die Regierung und war bemüht, das herrschende Sittenverderben in seinen Landen zu bessern, welches sich während des langen Krieges durch die Zuchtlosigkeit der Soldaten und die drückendste Armuth überall verbreitet hatte. Er gründete ein Gymnasium in Baireuth, führte eine neue Mauer um die Stadt und nahm die aus Frankreich vertriebenen Reformirten mit christlicher Liebe in seinem Lande auf, und legte für sie bei Erlangen eine neue Stadt an 1686, die anfangs Christian-Erlangen hieß, wo Christoph Adam Groß von Trockau eine Ritter-Akademie für die Erziehung junger Edelleute anlegte, welche der Margraf großmüthig unterstützte. Später wurden die beiden Städte verbunden und in Erlangen eine Amts-Hauptmannschaft errichtet 1708. Auch er kämpfte in den Kriegen für Deutschland und Oesterreich gegen Frankreich und die Türken, und war in seiner ganzen Regierung für seine Unterthanen väterlich gesinnt bis zu seinem Tode 1712.

Georg Wilhelm, sein Sohn, zeigte von frühester Jugend eine große Vorliebe für den Soldatenstand und trat daher, nachdem seine Bildung durch Reisen nach Holland und England vollendet schien, in das kaiserliche Heer und zeichnete sich in vielen Gefechten und Schlachten während des spanischen Erbfolgekrieges aus. Nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Sophie von Sachsen-Weißenfels 1699 erbaute er mehrere Lustschlösser um

Baireuth. Im Frühling weilte er im Schlosse bei dem ehemaligen Brandenburger See und vergnügte sich mit Lustfahrten auf demselben, im Sommer zu Himmelskron mit der Reigerbeitz, im Herbst in der schönen Anlage Eremitage, Einsiedelei bei St. Johannes mit einem Jagdhause und Thiergarten. Seine Liebe zur Pracht verursachte auch, daß er einen größeren und glänzenderen Hofstaat hielt, als seine Vorgänger. Er starb schon im Jahre 1726. Da er keine männlichen Erben hinterließ, kam das Land an die jüngere Baireuthische oder Kulmbachische Linie, welche von dem zweiten Sohne des Markgrafen Christian ausging, von Georg Albrecht, der im Jahre 1666 starb und dem sein ältester Sohn Erdmann Philipp durch einen unglücklichen Sturz auf dem Schloßplatze zu Baireuth schon im Jahre 1678 im Tode nachfolgte. Der jüngere Sohn war Christian Heinrich (gest. 1708), dessen ältester Sohn Georg Friedrich Karl, geboren 1688, jetzt nach dem Tode des Markgrafen Georg Wilhelm zur Regierung von Baireuth gelangte.

Der neue Markgraf war unter wenig glänzenden Verhältnissen aufgewachsen und anfangs ohne alle Hoffnung, je zur Regierung zu gelangen, da er und seine Brüder auf das Dringen des Vaters ihr Erbfolgerecht an den König Friedrich I. von Preußen im Jahre 1703 abtraten, wofür sie von diesem das Amt und Schloß Weferlingen erhielten. Allein da die Hoffnung auf die Erbschaft von Baireuth immer näher rückte, bereuten die Brüder nach dem Tode ihres Vaters 1708 den eingegangenen Vertrag und wendeten sich unter Begünstigung des Reichs-Vicekanzlers von Schönborn, des nachmaligen Bischofes von Bamberg, an das Reichsgericht, und der König von Preußen entsagte seinen Ansprüchen unter der Bedingung, daß ihm einst bei dem wirklichen Anfall eines der fränkischen Fürstenthümer fünf Tonnen Goldes bezahlt würden. Darauf verließ Georg Friedrich Karl mit seiner Familie Weferlingen in dürftigen Umständen und lebte zu Rotenburg an der Tauber, bis er im Jahre 1726 in das Erbe des Markgrafen Georg Wilhelm eintrat. Georg Friedrich Karl wurde zuerst von seiner Mutter auf dem Schlosse Schönberg bei Lauf in Gottesfurcht erzogen und dann der Leitung des brandenburgischen geheimen Rathes Busch zu Bielefeld übergeben.

In der Schule mannichfacher Leiden geprüft war er keineswegs unbekannt mit den sogenannten Herrlichkeiten der großen Welt; er hatte auf seinen Reisen so gut als andere deutsche Fürsten den prachtvollen üppigen Hof in Frankreich gesehen, aber er ahmte die französischen Sitten nicht nach und blieb auch nach dem Antritte seiner Regierung der einfachen Lebensart treu, welche er von Jugend auf gelernt hatte. Deßwegen ward er auch mit Jubel begrüßt. Er veranstaltete seinem Vorfahrer ein prächtiges Leichenbegängniß, verabschiedete aber die Menge der Sänger, Komödianten und die überflüssigen Soldaten und Hofleute und führte in allen Zweigen des Haushaltes eine weise Sparsamkeit ein. Seine Anordnungen in geistlichen und

weltlichen Angelegenheiten waren musterhaft, er zeigte sich für alle Unterthanen zugänglich und lernte so den Zustand seines Landes und Volkes auf das Genaueste kennen, und half vielen Gebrechen ab.

In Baireuth stiftete er ein Waisenhaus und eine Armenschule, in Neustadt an der Aisch errichtete er eine Schule. Wohlthätig für das ganze Land war auch seine Bauverordnung, daß künftig nur feuerfeste Wohnungen und zugleich in äußeren angenehmen Verhältnissen gebaut würden, da früher bei der schlechten Bauart leicht und oft gefährlicher Brand entstand, wie denn auch Wunsiedel im Jahre 1731 bis auf acht kleine Wohnungen ganz in Asche gelegt wurde. Der gute Fürst war in seinen haüslichen Verhältnissen nicht glücklich; schon im Jahre 1716 hatte er sich von seiner ihm an Gemüthsart ganz unähnlichen Gemahlin Dorothea, einer Herzogin von Holstein-Beck, scheiden lassen und sich nicht wieder vermählt. Dazu kam, daß seine Gesundheit immer mehr schwand; eine Reise nach dem milden südlichen Frankreich brachte nur wenig Erleichterung und in stiller Thätigkeit weilte er meistens zu Himmelskron, wo er auch begraben zu seyn wünschte. Eine große Freude gewährte ihm 1731 die Vermählung seines Sohnes Friedrich mit der Prinzessin von Preußen, Friedrika Sophie Wilhelmine, der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen. Er starb 1735.

Friedrich, geboren 1711, wurde von Köhler in Altdorf, dann in Genf erzogen und gewann durch ein liebenswürdiges Betragen die allgemeine Liebe; als er die Regierung antrat, verschwand bald die einfache Sitte am Hofe wieder, die sein Vater eingeführt hatte, da seine hochgebildete Gemahlin Glanz und Pracht liebte, und so sollte Baireuth ein Sammelplatz für die Meister in den bildenden Künsten werden: es entstand eine Zeichnen- und Maler-Akademie, die Hofkapelle und das Theater wetteiferten mit denen großer Reiche, dazu kamen Hetzjagden, die Falknerei und ein kostspieliger Marstall, dazu die lockende Lust zu bauen, es erhob sich das Opernhaus, ein Theil der Kanzlei, die Münze, das Jagdhaus und andere Gebaüde, dann auch das neue Schloß mit einer Kirche, nachdem das alte durch Brand zerstört war 1753, und so verschönerte und vergrößerte sich Baireuth, gewann aber erst dadurch am meisten, daß die Stadtgräben und nahen Sümpfe ausgefüllt und in Gartenanlagen umgeschaffen wurden. Wahrhaft feenartig gestaltete sich die Einsiedelei bei St. Johannes mit dem Sonnentempel und der Buchenhain zu Zwernitz, von seiner reizenden Ausschmückung mit Felsen, Grotten und Höhlen, Unvergleichlich — sans pareil — genannt.

Friedrich rief auch eine hohe Schule in's Leben, die seinem Fürstenthume bisher noch mangelte. Sie war um so nöthiger, da die Klosterschule in Heilsbronn aufgehoben 1736, die Ritter-Akademie aber ganz verfallen war. Die neue Anstalt wurde Anfangs in Baireuth 1742 als Friedrichs-Universität unter dürftigen Hülfsmitteln eröffnet und schien kaum fortbestehen zu können; im folgenden Jahre aber wurde sie nach Erlangen verlegt

und gleich anderen Universitäten mit kaiserlichen Privilegien begnadet und hinlänglich ausgestattet. Im siebenjährigen Kriege gerieth das Land in große Drangsal, während desselben starb des Markgrafen erste Gemahlin 1758, deren schöne Tochter sich mit dem Herzoge Karl Eugen von Württemberg vermählt hatte, aber noch vor der Mutter Tode nach Baireuth zurückkehrte und darauf zu Neustadt an der Aisch und später zu Dondorf weilte, in welcher Gegend sie schöne Anlagen unter dem Namen Fantasie gründete. Friedrich vermählte sich im Jahre 1759 mit einer Prinzessin von Braunschweig, starb aber schon im Jahre 1763 ohne Erben.

So erschienen denn plötzlich Abgesandte des Fürstenthums vor dem Oheim des Verstorbenen Friedrich Christian, dem jüngsten Bruder des Markgrafen Georg Friedrich Karl, und meldeten dem Erstaunten, wie ihn die Vorsehung zur Regierung von Baireuth berufen habe. Er war unter der Aufsicht seines ältesten Bruders erzogen worden, hatte sich auf Reisen gebildet und sich dann in Neustadt an der Aisch niedergelassen, wo er in freudenloser Ehe mit einer Prinzessin von Anhalt-Schaumburg lebte, von welcher er sich jedoch in der Folge trennte. Wegen seiner Heftigkeit gerieth er einst mit seinem regierenden Bruder in solchen Zwist, daß ihn dieser auf die Plassenburg setzen ließ; nach seiner Befreiung ging er nach Holstein, da seine Schwester Sophia Magdalena an den König Christian IV. von Dänemark vermählt war, und lebte unter der Vorsorge der Beiden bald zu Hamburg, bald auf seinem Landsitze zu Wandsbeck. Hier empfing er die unerwartete Botschaft von dem kinderlosen Tode seines Neffen. Er war so überrascht und hatte seine einsame Lebensweise so lieb gewonnen, daß er sich schwer entschloß, dem Rufe zu folgen. Sein stiller Einzug in Baireuth bildete einen sonderbaren Gegensatz zu den prachtvollen Festen des Markgrafen Friedrich. Die Schauspieler und Sänger nahmen alsobald Abschied, Andere des bisherigen großen Trosses erhielten ihn, nur treue und nützliche Diener wurden bestätiget, die zahlreichen und kostbaren Tafeln hörten auf, denn der neue Markgraf vermied allen Aufwand, zahlte dagegen viele Schulden seines Vorgängers. Er zeigte sich nicht rachsüchtig gegen diejenigen, welche ehemals den Zwist zwischen ihm und seinem Bruder genährt hatten, beschäftigte sich ernstlich mit Regierungsangelegenheiten und Religionsübungen, gab gern Almosen und führte beinahe ein einsiedlerisches Leben. Der gute Fürst regierte viel zu kurz für die Wünsche seines Volkes, da er im Jahre 1769 ohne Kinder starb, fiel Baireuth an Ansbach zurück und die beiden Fürstenthümer wurden wieder vereinigt unter Karl Alexander, dem Sohne des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach.

Lang, der Geschichtschreiber dieser beiden Fürstenthümer, schildert die Regierung derselben kurz so: „Seit 1603 zeichneten sich die Baireuther Fürsten, dem Charakter ihres Gebirgslandes gemäß, durch ein patriarchalisches

Wesen, durch Religiosität und Kunstsinn aus, und während sich die adeligen Körperschaften und das städtische Ständewesen unangetastet erhielt, stiegen die Lasten des Bauernstandes und die Schulden des Landes bedeutend. Zu Ansbach hingegen nahm unter einem beständigen wilden Hoftaumel und Jagdlärm ein gewaltthätiges, selbst grausames Fürstenwesen überhand. Dem letzten Markgrafen Karl Alexander selbst ist von diesem wilden Brausen nichts mehr übrig geblieben. Dafür mangelte es ihm aber auch an Stärke, es an Anderen zu dämpfen. Es freute ihn sehr, was den Wohlstand seiner Unterthanen förderte. Den ausgezeichneten Stand der Viehzucht hat man seinem Aufwand, seinen Musterwirthschaften und Ermunterungen zu danken. Ohne Vertrauen auf sich und auf Andere verzweifelte er an der Möglichkeit, seinen Pflichten zu genügen, und ließ für den Preis eines im Ausland zu hoffenden seligeren Stilllebens mit einer alten Freundin gern eine Regierung zurück, die ihn nie glücklich gemacht."

Im Jahre 1791 übergab er die Regierung zuerst in die Hände des Freiherrn Karl August von Hardenberg, und trat dann die Fürstenthümer ganz an den König Friedrich Wilhelm von Preußen ab. Durch die großen Welt umgestaltenden Ereignisse wurden aber Baireuth 1810 und Ansbach im Jahre 1806 mit dem Königreiche Bayern vereinigt.

Maximilian Joseph,
König von Bayern.

Wenn die Vorsehung beschlossen hat, ein Volk in gefährlichen Zeiten zu retten und es aus seiner Versunkenheit zu einem neuen Leben in geistiger und leiblicher Beziehung zu erheben: dann gewährt sie ihm einen Fürsten, der selbst, durch Leiden und Erfahrung geprüft und gestärkt, mit Muth, Weisheit und väterlicher Liebe sein ihm anvertrautes Volk auf der verhängnißvollen Bahn führt, ermuntert und kräftigt, dessen Selbstständigkeit für Jahrhunderte sichert. Ein solcher Fürst ward Bayern gegeben in Maximilian Joseph, aus dem Hause Wittelsbach-Zweibrücken. Schon daß er zur Regierung berufen wurde, scheint wunderbar, wenn man bedenkt, daß bei seiner Geburt die kurfürstlichen Zweige in Bayern und in der Pfalz noch blüheten, und daß er selbst nur der Zweitgeborne eines kleinen Fürsten war. Denn während in Bayern der jugendliche Maximilian III., in der Pfalz aber Karl Theodor beinahe von demselben Alter herrschte, waltete über Birkenfeld und Zweibrücken, den kleinsten Theil der wittelsbachischen Güter, der Herzog Christian IV. Dessen Bruder Friedrich Michael, geboren

1724, widmete sich als der nachgeborne Sohn eines kleinen deutschen Fürsten dem Kriegsdienste zuerst in Frankreich, dann in Oesterreich, trat im Jahre 1746 von der reformirten zur katholischen Kirche über, vermählte sich in demselben Jahre mit einer Prinzessin von Sulzbach und starb im Jahre 1767. Sein älterer Sohn war Karl August, geboren 1746, sein jüngerer, geboren den 27. Mai 1756 zu Mannheim, erhielt von seinem Pathen, dem Kurfürsten von Bayern, den Namen Maximilian Joseph.

Niemand ahnete wohl bei der Geburt dieses fürstlichen Knaben, welch ein glänzendes und glückliches Loos ihm die Vorsehung beschieden habe, und daß er berufen sey, das alte Geschlecht der Wittelsbacher mit königlichem Glanze zu verherrlichen und die lange getrennten Völker und Länder unter sich zu vereinigen. Die ersten Jugendjahre verlebte Maximilian in der lieblichen Gegend von Mannheim und Schwetzingen, wodurch das Gefühl für die Schönheit der Natur geweckt wurde, welches in seiner Seele stets lebendig blieb; nach dem sechsten Jahre kam er zu seinem Oheim, dem Herzog Christian, nach Zweibrücken, der nun für seine Erziehung sorgte, und ihn vorzüglich in Sprachen, Geschichte, Mathematik und den militärischen Wissenschaften unterrichten ließ, da Maximilian dem Soldatenstande bestimmt war. So entwickelte sich Geist und Körper gleichmäßig, und er wuchs zu einem kräftig schönen Jünglinge empor, in dessen Gang und Haltung sich deutsche Ritterlichkeit gepaart mit Anmuth zeigte.

Die Ferien brachte er in Mannheim und Schwetzingen bei der geliebten Mutter, oder in München bei dem Kurfürsten Maximilian zu, dessen mildes lichtfreudiges Wirken er sah, und leicht gewann er die Zuneigung Aller durch seine Freundlichkeit, besonders die Herzen der Armen durch seine Güte. Geiz kannte er nie. Im Jahre 1775 erbte sein Bruder Karl August nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Christian IV. Zweibrücken, zwei Jahre darauf wurde Maximilian Obrist des französischen Regimentes Elsaß, und lebte von dieser Zeit an bis zum Ausbruche der französischen Revolution meistens in Straßburg, wo man sich lange Zeit erzählte von dem schönen Prinzen, dem Lieblinge des Frauengeschlechtes, der heiter und liebenswürdig in Gesellschaft, treu und streng im Dienste sich zeigte, und deutsche Biederkeit mit französischer Artigkeit verband. Schon damals erschien er den Armen ein liebevoller Helfer, und jeder Unglückliche, wessen Glaubens und Standes er war, hatte Anspruch auf seine Unterstützung.

Auf Reisen, wobei er auch einige Male Paris besuchte, und im Umgange mit den edelsten und gebildetsten Männern, so wie mit Hohen und Niederen, lernte er Menschenkenntniß und die Forderungen der Zeit würdigen. Im Jahre 1785 vermählte er sich mit der Prinzessin Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt, die ihn zum glücklichen Vater machte, und als nach wenigen Jahren die Stürme der französischen Revolution began-

nen, zog er sich nach Mannheim zurück, wo er mit seiner Familie selbst während der Belagerung blieb und einfach und still lebte, denn seiner Einkünfte waren damals sehr wenige, und nur die Landschaft von Bayern unterstützte ihn bereitwillig. Die Güter seines Hauses, ganz Zweibrücken war von den Franzosen genommen, und hart prüfte ihn das Schicksal, selbst da es ihm günstig schien; sein Bruder, der Herzog Karl August, starb nach dem Tode seines einzigen Sohnes im Jahre 1795, in Bayern war Maximilian III. kinderlos gestorben, auch Karl Theodors Ehe blieb ohne Kinder, und so war denn Maximilian Joseph der rechtmäßige Erbe von Zweibrücken, Pfalz und Bayern. Aber jenes war in Feindes Hand, und ob er je zum Besitze Bayerns kommen würde, war bei den langjährigen Absichten Oesterreichs und Karl Theodors Zuneigung für dieses Haus, so wie bei dem unglücklichen Gange des Krieges sehr zweifelhaft, da ihm Karl Theodor aus Eifersucht nicht einmal den Aufenthalt in Bayern gestattete. Deßwegen suchte Maximilian durch Preußens Vermittelung sich Frankreich geneigt zu machen, um doch Einiges vom Erbe seiner Väter zu retten; aber die Entscheidung lag noch ferne. Indessen starb seine Gemahlin, er vermählte sich mit der Prinzessin Karoline von Baden, und harrte, in stiller Thätigkeit durch seinen treu ergebenen Rath Montgelas in Berlin und Paris unterhandelnd und weise die Zeit beachtend, auf die Früchte der Zukunft. Da rief ihn die Vorsehung nach Karl Theodors plötzlichem Tode, 16. Februar 1799, nach Bayern, und als er seinen feierlichen Einzug mit seiner Familie in München hielt, jauchzte ihm alles Volk mit Jubelgeschrei und Freudenthränen entgegen, und der naive Gruß eines Bürgers drückte das Gefühl des ganzen Volkes aus, als dieser dem hochsinnigen Fürsten die Hand mit den Worten reichte: „Nun Maxl! weil Du nur da bist. Nun wird es wieder gut werden!“ Und so ward es.

Maximilian kannte die Fehler der vorigen Regierung und die Forderung der Zeit, welche ernst mahnend zu ihm gesprochen, danach berechnete er sein Wirken, und sein Wahlspruch: „Für Gott und Volk,“ bestimmte den Charakter seiner Regierung, dem er sein ganzes Leben treu blieb. Vor Allem strebte er im Geiste Maximilians III. das Volk zu bessern, zu bilden, zu erheben; denn er wußte, wie tief Bayern in Unwissenheit und Aberglauben versunken war, wie weit das edle kräftige Volk hinter allen übrigen Völkern Deutschlands an geistiger Bildung und deßwegen an wahrhafter Glückseligkeit zurück sey. Von hundert Landleuten, in manchen Gegenden selbst von zweihunderten, konnte kaum Einer lesen und schreiben.

Zur Umgestaltung Bayerns suchte er weise und redliche Männer, sein richtiger Blick fand sie bald, und während Montgelas die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, führte der Graf Morawizky, welcher sich unter Karl Theodor von allen Geschäften zurückgezogen hatte, die Leitung der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichtswesens, zu ihnen kamen noch

die Freiherren von Hompesch und Hertling. Darauf begannen die Verordnungen zur Bildung und Erhebung des Volkes, an welchen Maximilian den thätigsten und entschiedensten Antheil hatte, und bei den Berathungen war seine Meinung klar und beinahe immer die richtigste; alle wichtigen Anordnungen gingen nur durch ihn, und kamen auch meistens nur deßwegen, weil er sie angeregt hatte, und er allein war der leitende und bewegende Mittelpunkt des Ganzen. Gleich anfangs wurden die Dienstanwartschaften und Erbämter aufgehoben, und so jedem tüchtigen Manne die Bahn zur Auszeichnung und Belohnung geöffnet, während sie früher, wenn sie nicht von Adel waren, im unteren Dienste ihr Leben verkümmern und für die Begünstigten arbeiten mußten. Durch das ganze Land wurden die Schulen neu eingerichtet, Sonn- und Feiertagsschulen angeordnet, gute Schulbücher zu wohlfeilen Preisen vertheilt, um das heranwachsende Geschlecht zu bilden und den alten Aberglauben zu ersticken. Eine Feuerversicherungs-Anstalt wurde durch das ganze Land eingeführt, eine Wittwenkasse für die Hinterbliebenen der Staatsdiener errichtet, der Bier- und Brodzwang aufgehoben, der Ackerbau verbessert und seiner bisherigen Fesseln entlastet, Vorbereitungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft getroffen und endlich allgemein durchgeführt, der Verkehr mit den Nachbarländern gefördert. Bei allen neuen Gesetzen und Verordnungen suchte die Regierung durch Darlegung der Gründe in öffentlichen Blättern für das Neue und Bessere zu gewinnen, und Belehrung wurde ertheilt in Wort und Schrift, in den Schulen und von den Kanzeln herab; zugleich suchte die Regierung das Volk durch milde Behandlung von den unteren Behörden allmählig vom sklavischen Sinne zu entwöhnen und zu erheben. Die größte Aufmerksamkeit aber wurde dem vernachlässigten Schul- und Erziehungswesen gewidmet, in der Ueberzeugung, daß kein Kapital größere Zinsen trage als eine gute Erziehung, und Maximilian wollte die ehemaligen Jesuitengüter, welche Karl Theodor seinen Maltheser-Rittern gegeben, wieder zur Ausstattung der Schulen verwenden, als die Ritter an dem Kaiser Paul von Rußland einen mächtigen Beschützer fanden, und der edle Plan mußte unterbleiben; aber doch geschah zur Hebung der Schulen, was nur möglich war. Die Universität wurde von Ingolstadt nach Landshut verlegt, 1800, und durch treffliche Lehrer kam Licht und Ruhm an die lange vernachlässigte Anstalt.

Mitten in dieses schöne Walten kam die Verdächtigung der Lichtscheuen, die stets die alten Mißbraüche lieben, kam der Krieg, ehe noch die neuen Verordnungen gehörig wurzeln konnten, und Bayern stand in Gefahr, ganz in die Gewalt von Oesterreich zu kommen, dieses mochte siegen oder unterliegen, und schon waren deßwegen mit Rußland und England die Unterhandlungen eingeleitet. Maximilian, der davon noch nicht genaue Kunde hatte, suchte das verwahrlosete bayerische Heer zu ergänzen, zu stär-

ken, mit Kriegsmuth zu beseelen und für alle Bedürfnisse zu sorgen; er schloß mit England einen Hülfsvertrag, wodurch er die nöthigen Geldsummen erhielt, und ließ seine Heerschaaren mit Oesterreich gegen Frankreich ziehen. Allein das Glück war nicht mit ihnen, die Franzosen drangen siegend in Süddeutschland vor, Maximilian mußte mit seiner Familie nach Preußen flüchten, ganz Bayern war in der Gewalt des Feindes und litt furchtbar, und während Einige aus den höheren Ständen, unzufrieden mit der Regierung Maximilians, alles Alte wieder herzustellen suchten, wollten die ungestümen Neuerer die ganze Verfassung ändern und Bayern nach Frankreichs Beispiele in eine Republik verwandeln. Nur der biedere treue Sinn des Volkes und die Ungeneigtheit des französischen Heerführers mit dem Plane retteten Bayern vor gewaltsamer Umwälzung. Indessen schloß Oesterreich einen Waffenstillstand ohne Bayerns Mitwirkung, welches doch so treu mitgekämpft hatte, die Festung Ingolstadt wurde den Franzosen als Pfand übergeben, und dann doch zerstört; die Schlacht bei Hohenlinden, in welcher die Bayern ritterlich unter Wrede kämpften, ging verloren. Zwar der Kaiser Franz erkannte in einem eigenhändigen Schreiben die großen Dienste und die zweimalige Rettung seines Heeres durch Bayern an und gelobte die engste Freundschaft; allein durch Waffengewalt war nichts mehr zu erringen, die Friedens-Unterhandlungen zu Luneville begannen. Diesen wichtigen Augenblick erkannte Maximilian, er sah und erwartete kein Heil für sein Land von Oesterreich, dessen Absicht auf Bayern sich gerade in den letzten Jahren ganz offen gezeigt hatte; deßwegen sandte er einen Bevollmächtigten nach Frankreich, um mit diesem einen besonderen Vertrag zu schließen, was auch gelang. Durch die Abtretung der wittelsbachischen Länder auf dem linken Rheinufer wurde ihm eine Entschädigung gewährleistet und Bayerns Fortbestehen gesichert. Im Reichsschlusse erhielt er die Fürstbisthümer, welche in oder an Bayern lagen, daß dieses Land nun außer der gewonnenen Vergrößerung ein zusammenhängendes Ganzes bildete.

Maximilian war mit seinen Räthen nun vor Allem darauf bedacht, die neuen Völker mit den alten zu verschmelzen, sie in Gesittung weiter zu führen, zu beglücken und zu Einem Volke zu bilden. Bald fühlten die Franken und Schwaben, daß ihr neuer Landesherr wahrhaft väterlich für sie gesinnt sey und daß die Auflösung der alten Verhältnisse viele Vortheile für sie gebracht habe. Bayern wuchs an innerer Kraft, an Bildung und vermehrtem Wohlstande, da Maximilian nach seiner Weise und nach seiner innersten Ueberzeugung die begonnenen und durch den Krieg wenig gehemmten Verbesserungen zur Erhebung und Kräftigung seines Volkes fortsetzte, nicht entmuthigt durch Undank oder irre gemacht durch das Geschrei der Gegner. Von größter Wichtigkeit war die Erklärung, alle christlichen Glaubensbekenntnisse in Bayern zu dulden, und das Gesetz, daß die

katholische Religion nicht ferner Bedingung zur Ansiedelung in den bayerischen Landen sey, und daß bei gemischten Ehen kein Zwang, sondern freie Uebereinkunft wegen der Erziehung der Kinder herrschen solle. Damit war die große Scheidewand gebrochen, welche Bayern bisher seit länger als zwei Jahrhunderten von den übrigen deutschen nichtkatholischen Völkern geschieden, und es in Abhängigkeit von Rom und Oesterreich und in feindlicher Stellung besonders gegen die nördlich-deutschen Staaten erhalten hatte. Diese neue Stellung schien Manchen wie das plötzliche Licht in der Nacht gefährlich und selbst alte Rechte kränkend, daß ein reformirter Pfälzer sich erst durch den festen ernsten Willen Maximilians in München einbürgern konnte.

Darauf erfolgten die weisen belehrenden Verordnungen, um die katholische Religion von manchen außeren Mißbraüchen zu reinigen und sie in ihrer hohen beseligenden Würde zu zeigen: die meisten Prozessionen und alles unwürdige Schaugepränge, die tageweiten Wallfahrten, besonders in das Ausland, viele Feiertage wurden abgeschafft und das Volk darüber belehrt, die Leichenhaüser und Begräbnißplätze aus den Städten und Märkten entfernt, und Alles gethan, durch Belehrung Frieden und Ordnung zu erhalten. Die Regierung stellte sich über alle kirchlichen Bekenntnisse, die Genossen eines jeden in ihren Rechten und vor Beleidigung durch Andere schützend, Alle zur christlichen Duldung, gegenseitigen Liebe ermahnend und Allen gleiches Vertrauen und gleiche Sorge gewährend. Die Predigerstellen übergab die Regierung darauf meistens jüngeren eifrigen Männern, welche das Volk in der christlichen Religion unterwiesen, statt es nach der Sitte der Früheren mit Legenden und schauervollen Schilderungen des Fegfeuers und der Hölle zu unterhalten. Die geistliche Gewalt wurde in ihre Schranken zurückgewiesen, aber in ihrem eigentlichen Wirkungskreise in den Gegenständen des Gewissens und in Lehr- und Glaubenssachen nicht gehemmt, doch jedem einzelnen Staatsbürger die Religions- und Gewissensfreiheit gesichert, bei Besetzung der Staatsämter ohne Unterschied der im deutschen Reiche eingeführten drei christlichen Bekenntnisse auf die Fähigsten Bedacht genommen, die Bildung eigener Kirchengemeinden nirgends gehindert, vielmehr befördert, die oberste Aufsicht des Staates über die Kirche mit Ernst und Würde behauptet, und die Regierung erklärte wiederholt, sie werde nie dulden, daß die Geistlichkeit und die Kirche einen Staat im Staate bilde, oder daß dieselbe in ihren weltlichen Handlungen und mit ihren Besitzungen sich den Gesetzen und der gesetzmäßigen Obrigkeit entziehe. Dabei war es der aufrichtige Wunsch Maximilians, daß geistliche und weltliche Obrigkeiten im gleichen Geiste, jede in ihrem Wirkungskreise, zu dem nämlichen großen Zwecke, zur Bildung und Beglückung des Volkes hinarbeiten. Vor Allen wurden die Priester ermahnt, sich der Landschulen, dieser ehrwürdigen Bildungsstätten der aufblühenden Menschheit, anzunehmen, richtige

Begriffe über die wichtigsten Gegenstände der Religion, Naturlehre, Geschichte und menschlichen Einrichtungen zu verbreiten und den noch immer herrschenden Aberglauben über Hexen, Schatzgräberei und Aehnliches zu verdrängen, dagegen überall einen reinen christlichen Religionsdienst zu befördern. Deßwegen sorgte aber auch die Regierung für die Bildung von edlen Geistlichen, schützte sie gegen Verläumdung und sicherte deren Wirksamkeit.

Denn diese gutgemeinten und das Volk wahrhaft erhebenden Bestrebungen fanden große Mißbilligung bei Allen, welche mehr ihren Nutzen als das Beste des ganzen Volkes wollten, die mehr an Rom und dem Papste als mit deutschem Sinne an ihrem Fürsten und Vaterlande hingen; in lügenhaften Schilderungen wurde die allmählige Umgestaltung Bayerns nach Rom berichtet und der Papst um Hülfe angerufen, und dieser erließ wirklich im Jahre 1803 ein Schreiben an Maximilian voll heftigen Tadels über sein Walten, zugleich voll ungerechter Vorwürfe, die deutlich zeigten, wie übel man in Rom berichtet war. Dieses Schreiben wurde geflissentlich verbreitet, und es erschien deutlich das Bestreben, das Volk in Bayern aufzuregen gerade damals, als ohnehin die Saat der französischen Umwälzungs-Versuche überall gesäet wurde. Aber Maximilian achtete im Gefühle seines Rechtes und seiner edlen Absicht weder der Vorwürfe, noch durfte er von seinen Bayern fürchten, die seine wahrhaft väterliche Gesinnung kannten: das Schreiben ging spurlos vorüber, und der geliebte Fürst fuhr fort, wie er begonnen. So edel war das Streben der Regierung und konnte deßwegen dem Volke gegenüber auch offen seyn, daß sie sich nicht scheute zu bekennen, daß sie nicht unfehlbar sey, und manche Verordnung zurückzunehmen, wenn der Erfolg der Erwartung und dem Besten des Landes nicht entsprach, oder abzuändern, weil in Gegenständen der Erfahrung ein Tag den anderen belehre. Die Verwaltung des Landes wurde von Jahr zu Jahr zweckmäßiger eingerichtet, die einzelnen Landestheile allmählig zu Einem Ganzen verschmolzen; Maximilian ging selbst mit seinem Beispiele voran, und erklärte alles Familien-Gut zum Staats-Gut, vereinigte alle vorbehaltenen Einkünfte und Gefälle mit dem Staatseigenthum, und entzog durch eine sogenannte Schuldenpragmatik des Kurhauses allen Nachkommen die schädliche Leichtigkeit, willkürlich Schulden auf Schulden zum Verderben des Hauses und Landes zu haüfen. Damals endlich wurde auch die Folter in Bayern aufgehoben.

So nach fünfjährigem, ausdauerndem Kampfe mit altverjährtem Aberglauben und Kastengeist schien die Saat der neuen Bildung fröhlich zu keimen, und dann erst war der ritterliche, dem Kriegerstande bestimmte und demselben stets geneigte Kurfürst bedacht, auch das Heerwesen ganz umzugestalten. Die bisher übliche Werbung ward aufgehoben, dagegen die Söhne aller Unterthanen zur gleichen Ehre berufen, für den Fürsten und das Vaterland zu kämpfen, das Cadetten-Corps als Bildungsschule für die künftigen

Offiziere trefflich eingerichtet, der Straßen- und Wasserbau von berühmten Meistern geleitet und verbessert, Gemeinde-Brücken und Wege hergestellt, eine vollständig topographisch richtige Karte von Bayern besorgt und alle Anstalten zur Abwehr oder zur Theilnahme eines Krieges getroffen. Denn daß der Krieg nahe, erkannte Maximilian wohl; Oesterreich war wegen der früheren Unterhandlung Bayerns mit Frankreich und die dadurch bewirkte Rettung und Vergrößerung ungehalten, nährte darum den Zwist in Bayern, nahm sich des unzufriedenen Adels und der Geistlichkeit an, welche miteinander viel von ihren alten Vorrechten und Auszeichnungen verloren hatten, und weil Maximilian die nahe Gefahr erkannte und sonst nirgends Hülfe dagegen sah, suchte er die Freundschaft Frankreichs. Und als der Augenblick der Entscheidung kam, und Oesterreichs Plan sich immer offener zeigte, Bayern zu entwaffnen und es zum willenlosen Werkzeuge für seine eigene Vergrößerung zu machen; als seine Heerschaaren schon München bedrohten, ohne daß Maximilian auf seine Anfragen irgend eine Versicherung über Bayerns künftiges Loos erhielt, da entschied er sich für den Bund mit Napoleon, verließ München und begab sich nach Würzburg, von wo er in einer öffentlichen Staatsschrift sein Verfahren rechtfertigte, und sein Heer zog darauf mit den Franzosen von Sieg zu Sieg. Die Schlacht bei Austerlitz und der Friede von Preßburg am Ende des Jahres 1805 brachten ihm dafür die schöne Frucht: Bayern wurde zu einem Königreiche erhoben und seine Selbstständigkeit für die Zukunft mehr und mehr gesichert.

Am ersten Tage des Jahres 1806 wurde die hohe Feier durch das ganze Land begangen; in der Fürstenburg zu München harrten die ersten Diener des Reiches auf den König, ihm die Glückwünsche darzubringen; da trat er in seiner einfachen hohen Würde und Freundlichkeit mit dem Gruße unter die Versammelten: „Es freut mich, euch zu sehen. Ich wünsche euch Allen ein gutes neues Jahr. Wir bleiben die Alten.“ Und er blieb derselbe in seiner Güte und Liebe, in seinem Streben nach Volks-Veredlung und Beglückung; die neue Würde verleitete sein Gemüth nicht zum Stolze, auch erkannte er wohl, daß nur Klugheit und Mäßigung in den wechselvollen Zeiten retten könne. So blieb er zwar dem Bundesgenossen treu, an den ihn die Vorsehung gewiesen, aber er blieb zugleich deutsch in seiner ganzen Gesinnung und der Hoffnung, Deutschland werde sich endlich wieder aus seiner Zersplitterung und Erniedrigung erheben. Gerade damals zeigte sich Bayern als eine Vormauer gegen das überhandnehmende Franzosenthum und gegen die willkürliche Beschränkung der freien Presse; durch die Regierung wurden mit echt deutschem Geiste die deutschen Einrichtungen bewahrt und belebt; Maximilian wußte, obgleich ein abhängiger Bundesgenosse, doch sein Recht und seine Würde dem mächtigen französischen Kaiser gegenüber zu wahren, zugleich bewies er sich gegen diejenigen deutschen Für-

sten, welche ihre Selbstherrlichkeit verloren und unter Bayerns Hoheit kamen, so edel und wußte ihren gerechten Schmerz so zu ehren, daß seine Verordnungen im Betreff ihrer Verhältnisse wegen ihrer Milde und Billigkeit in der Folge durch ganz Deutschland als Muster galten.

Von ihm ging die neue Stiftung und erweiterte Thätigkeit der Akademie der Wissenschaften aus, daß die Mitglieder derselben durch Nachdenken, Erforschen und fortgesetzte Beobachtung neue Wahrheiten im Gebiete der Wissenschaft entdeckten oder die alten ergiebiger machten, und sowohl jenen als diesen Anwendung in Bayern verschafften zur Verbreitung des Wahren, Nützlichen und Schönen. Von ihm stammt die Akademie der bildenden Künste, die so königlich ausgestattet und auf so feste Grundlagen gebaut war, daß ihre Einrichtung allen übrigen Anstalten dieser Art zum Muster dienen konnte; sie sollte die Künste durch lebendige persönliche Ueberlieferung erhalten, fördern und fortpflanzen, ihnen ein öffentliches Daseyn, eine Beziehung auf die Nation und den Staat selbst geben; zugleich wurden die herrlichsten Kunstschätze, woran die Wittelsbacher seit Jahrhunderten gesammelt hatten, dem öffentlichen Gebrauche übergeben. Welch ein edler Wetteifer in beiden Anstalten unter den tüchtigsten Männern entstand, die entweder als geborne Bayern oder vom Auslande gerufen waren, davon zeugen ihre Schriften und Kunstwerke und die noch im Andenken lebenden Namen, und es wurde durch die Verbindung trefflicher Männer Gediegenes zum Ruhme und Nutzen des Landes geleistet, während das bayerische Heer sich auf allen Schlachtgefilden neue Lorbern errang. Die Verdienste der Krieger, bürgerliche Tugend und das eifrige Wirken im Staatsdienste zu ehren und lohnen, gründete M a x i m i l i a n zwei Orden, die er ohne Rücksicht auf Religion, Geburt und Rang dem Verdienste gewährte.

Dieß Alles geschah während der fortdauernden Kriege, ja es wuchs mitten unter den gefahrvollsten Verhältnissen Bayerns Macht und Ruhm, und die verschiedenartigsten Kräfte wirkten im Einklang zur Erhebung der Nation, denn M a x i m i l i a n verstand es, sie zu wecken und Staatsdiener durch großmüthige Besoldung und Ehren als treue Diener und redliche Vollzieher der Gesetze zu erhalten, und Bürger und Bauern durch Erleichterung des Handels und Gewerbe und Entfesselung des Ackerbaues und gleichmäßige Besteuerung, Alle durch sein offenes Streben nach Volksbeglückung zu gewinnen. Zur inneren Sicherheit erstand damals das Bürgermilitär, und schon wurden die Grundzüge einer allgemeinen Verfassung in's Leben gerufen. Dadurch wuchs denn das Vertrauen zur Regierung und die Liebe zu dem Könige immer mehr, und als im Jahre 1809 Oesterreich zum neuen Kriege gegen Frankreich sich erhob und wie im Durchzuge Bayern wegzunehmen dachte, wobei es sich des gefährlichen Mittels bediente, das bayerische Volk durch eine Masse von Flugschriften zum Abfalle von seinem Fürsten aufzureizen, da fand sich auch nicht ein Bayer, der seinen König

verrieth, und Maximilian konnte damals wieder auf's Neue erkennen, welch ein Loos ihm der mächtige Nachbar gern bereiten möchte. Tirol, welches mit Bayern während weniger Jahre noch nicht innig verschmolzen und deßwegen dem Aufrufe seines ehemaligen Landesherrn gefolgt war, blieb lange Zeit der Schauplatz blutiger Ereignisse, bis die Siege Napoleons auch dort den Frieden herstellten. Maximilian verzieh, ja er hatte schon während des Kampfes für die gefangenen Söhne der Hauptempörer wie ein Vater gesorgt, und als Hofer, der an der Spitze des Aufstandes war, auf Befehl der Franzosen erschossen wurde, rief Maximilian bei der Nachricht davon zu einem gegenwärtigen Staatsmanne: „Jetzt haben sie mir den Hofer erschossen!" Mit milder Hand suchte er die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen und neues Leben aus der Verödung zu wecken. In jenen Tagen entstand der landwirthschaftliche Verein, und zur Belebung der Landwirthschaft wurden nicht bloß in München, zum ersten Male bei der Vermählung des Kronprinzen Ludwig, sondern nachmals auch in den verschiedenen Provinzen Bayerns Feste angeordnet, Preise an die thätigsten Landwirthe vertheilt, ein eigenes Wochenblatt gegründet und zur allgemeinen Belehrung der Landleute vielfach verbreitet. Eben so wurden eigene Musterwirthschaften eingeführt und an denselben Landwirthe gebildet, der Obstbau ermuntert und die Gemeinde-Gründe zum besseren Anbau haüfig vertheilt; Baukunst, Landbau und Gartenkunst wetteiferten, das Land zu verschönern und die Menschen zu bereichern und zu beglücken.

Aber das Alles war in beständiger Gefahr durch die fortwährenden Kriege, zu welchen sich Napoleon fortreißen ließ und welche auch seine Bundesgenossen mitkämpfen mußten. Niemand wußte das Ende, und Maximilian, der sein Volk innig liebte, war darüber oft bekümmert, und mahnte selbst, nicht das Äußerste zu versuchen. Doch Napoleon wurde durch sein Verhängniß nach Rußland geführt, wo seine und seiner Bundesgenossen Heere auf den Eisfeldern erstarrten und auch dreißigtausend Bayern dahinsanken. Als der Himmel ein solches Gericht gehalten hatte, da ermannten sich endlich die bisher uneinigen Deutschen; Oesterreich und Preußen, von denen jedes bisher theilnahmslos den Unfällen des anderen zugesehen hatte, verbündeten sich mit Rußland zum gemeinsamen Kampfe gegen Napoleon. Mit banger Erwartung harrte Bayern auf den Entschluß seines Königs, der Alles aufbot, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu legen und Bayerns Ruhm und Selbstständigkeit zu wahren. Aufmerksam beobachtete er den Gang der Ereignisse, er sah das Ringen der ungeheueren Kräfte, kannte die Sehnsucht und Wünsche seines Volkes; die Großmächte fühlten aber die Wichtigkeit des Anschlusses von Bayern an die gemeinsame Sache, man hatte den stolzen Plan aufgegeben, Maximilian in der Mitte seines treuen Volkes zu zwingen und dieses nach Belieben zum fremden Dienste zu lenken; man kannte die

Festigkeit und Biederkeit des Königs, und mit Recht hatte der preußische Gesandte nach Berlin berichtet, Bayern sey mit seinem Könige immer deutsch gesinnt. Darum traten die Großmächte mit Maximilian in Unterhandlung, und gewährleisteten ihm feierlich Land und Leute, wenn er sich ihnen anschließe, und Maximilian sprach sich offen und frei für Deutschlands Sache aus. Aber nach altdeutscher biederer Sitte verließ er den noch immer mächtigen Bundesgenossen nicht treulos, sondern kündete ihm offen ritterlich an: Bayern sey von Oesterreich bedroht, doch wolle er noch vierzehn Tage zuwarten; könne ihm Napoleon aber dann keine Hülfe senden, so wolle er den Bitten seines Volkes nachgeben und den Bund mit den Großmächten schließen. So übergab der König die Entscheidung in dieser wichtigen Sache wie einem Gottesurtheile, und als die verlangte Hülfe nicht erschien, entsagte er seiner Verbindung mit Napoleon und schloß sich den Verbündeten an, jedoch so, daß Bayern mit seinem ganzen damaligen Ländergebiete dem Könige erhalten werden und sein Heer selbstständig als ein Theil der großen verbündeten Armee im Vereine mit Oesterreich handeln sollte.

So wurde denn Bayern jetzt wirklich als eine freie, deutsche selbstständige Macht geachtet, und stellte sechzigtausend Streiter gegen Napoleon, die auf allen Schlachtgefilden in Frankreich den neuen Bund mit ihrem Blute heldenmüthig kämpfend besiegelten, bis endlich der Friede erkämpft und in Wien die verwickelten Länderverhältnisse neu geordnet wurden. Wie sehr Maximilian geliebt wurde, wie sehr man seine Herrschaft als gemäßigt, weise und gerecht erkannte, davon zeugte, daß insgeheim von Düsseldorf Abgeordnete an ihn nach Wien kamen und ihm den Wunsch der Wiedervereinigung von Cleve und Berg mit Bayern dringend vortrugen. Nach langem Verhandeln, während dessen man öfter einen Krieg zwischen den früher Verbündeten fürchtete, und erst als der nach Elba verbannte Napoleon wieder in Frankreich erschien und der Weltfriede vom Neuen gefährdet schien, erst da vereinigte man sich über Entschädigung, Länderabgränzung und den neuen Krieg, in welchem Napoleons Herrschaft endlich für immer erlag, worauf der neue Pariser Friede die europäischen Verhältnisse gestaltete und befestigte und Bayerns Gebiet bestimmte. Da wurde denn trotz der früher gegebenen feierlichen Zusagen das Land nicht nur geschmälert, sondern auch in zwei ungleiche Theile geschieden, Bayern wurde aus seinen natürlichen Bollwerken von Mittag und Aufgang her durch die Eifersucht des mächtigen Nachbars verdrängt; Maximilian erhielt einen Theil der Rheinpfalz wieder, das Land seiner Väter, welches er alsobald bereisete. Mit ungeheuerem Jubel wurde er dort überall bewillkommt, und Jedermann fand Zutritt zu ihm vom ersten Beamten bis zum geringsten Taglöhner, Jeder erhielt ein freundliches theilnehmendes Wort. Als der König einst im Dorfe Sempach Mittag hielt, war und blieb die Stube mit Bauernkindern angefüllt.

Nach langen Stürmen war denn endlich das bayerische Gebiet geordnet und seine Selbstständigkeit befestigt; die Bevölkerung betrug damals drei und eine halbe Million Menschen auf 1382 Geviertmeilen, und darauf begann die umfassende Gestaltung der einzelnen Theile zu Einem Ganzen entschiedener als früher, damit alle die, welche das Schicksal mit Gewalt aus ihrem früheren Verbande gerissen und Bayern zugetheilt hatte, durch die Wohlthat einer einfachen milden Regierung an das neue Herrscherhaus geknüpft würden. Nacheinander erschienen die Verordnungen über die Verwaltung des Stiftungs- und Gemeinde-Vermögens und über die Bildung des Staatsrathes; um den Gemeinsinn zu wecken, wurde jeder Gemeinde die Leitung der Angelegenheiten überlassen, welche sie zunächst betrafen, in der Ueberzeugung, daß die gute Verwaltung des ganzen Staates von der Ordnung und dem Wohlstande der einzelnen Gemeinden abhänge. Als besonders wichtig erschien die Uebereinkunft (das Konkordat) mit dem Papste über die Eintheilung, Einrichtung und Besetzung der Bisthümer, in welchen zwar offenbar der römische Geist der vorherrschende ist, und Alles davon zeugt, daß jene Uebereinkunft eigentlich von Rom ausging und daß Maximilian sie nur des Friedens wegen annahm, da der Regierung selbst nach den Bestimmungen des Konkordates noch Mittel und Wege genug bleiben, die Uebergriffe des römischen Hofes in Staatsdingen jederzeit zurückzuweisen, sobald man dazu den ernsten Willen hat. Diesen mußte die Regierung wirklich gleich anfangs zeigen, da Rom alte angemaßte Vorrechte wieder erwecken und durchsetzen wollte, weßwegen sich denn auch die wirkliche Vollziehung des Konkordates noch mehrere Jahre verzögerte. Ehe dieses noch geschah, erschien am 27. Mai 1818 das Staatsgrundgesetz mit der Volksvertretung, freudig begrüßt vom ganzen Lande, ein wahres Geschenk des Königs, der schon früher geneigt war, die Stimme seines Volkes in dessen Vertretern zu hören, was jedoch während der Kriegsjahre nicht möglich war. Was der dreizehnte Artikel der deutschen Bundesakte aussprach: „In jedem deutschen Bundesstaate wird eine landständische Verfassung seyn“ — das wollte Maximilian halten, und darin ließ er sich nicht irren weder durch das Geschrei der Einen, noch durch die Furcht der Anderen. Die Grundsätze der Verfassung sind ganz im christlichen Geiste gedacht und ausgesprochen. Am 4. Februar 1819 eröffnete er persönlich die erste Ständeversammlung mit den Worten: „Ich sehe mich am Ziele eines seit langer Zeit in meinem Herzen getragenen Wunsches. Was ich durch meine ersten Regenten-Handlungen bezweckte, liegt offen vor den Augen der Nation; diese edle und brave Nation erinnert sich aber auch der wüthenden Stürme des Krieges, welche damals meinen Absichten die mächtigsten Hindernisse entgegengestellt und meinen Staaten die empfindlichsten Opfer abgedrungen haben. Erst nach der Wiederkehr des allgemeinen Friedens und nach der Vereinigung aller deutschen Völker in einen gemeinschaftlichen Bund konnten

meine früheren reinen Wünsche neu belebt und die Hoffnung auf Erfolg dauernd gegründet werden. Ich genieße heute den erhebenden Moment, in der Mitte von Ständen zu seyn, welche das freie Wort meines festen Entschlusses hervorgerufen und eine vertrauungsvolle Wahl um meinen Thron gestellt hat. Es ist an Ihnen, Stände von Bayern, diesem Bilde seine lebendige Erscheinung zu geben; vergessen Sie aber nicht, daß die Entwickelung der zarten Pflanze zu einem kräftigen Stamme und zu den edlen Früchten der Pflege und der Zeit zugleich angehöre."

Der Tag, an welchem er die Verfassungs-Urkunde gab, wurde alljährlich feierlich begangen; die Verhandlungen zeigten gleich anfangs die allgemeine Liebe zu dem Könige, da die für seinen Haushalt geforderte Summe mit Einem Beifallrufe genehmigt wurde, um seiner allgemein bekannten Wohlthätigkeit keine Schranken zu setzen. Durch die Verfassung wuchs das öffentliche Vertrauen, stellte sich Bayern an die Spitze der kleineren Staaten in Deutschland, und zeigte eine fortschreitende Entwickelung in allen geistigen und materiellen Bestrebungen; durch die schöne Duldung aller christlichen Glaubensgenossen verschmolz das Volk immer mehr zu Einem Ganzen, und freudig regte sich in Kunst und Wissenschaft das gekräftigte Leben, und Bayern, vor wenigen Jahrzehnten seiner Auflösung nahe, stand in selbstständiger Wirksamkeit da, und Maximilian ist in der That der Schöpfer des neuen Bayern. Edel und männlich gegen die Großmächte, freundnachbarlich gegen die kleineren gesinnt, ein treuer Vater seines Volkes erhielt er diesem den Frieden und die gerechte Anerkennung, und er verfocht mit Würde und Beharrlichkeit das Fortbestehen der gegebenen Verfassung, als von Außen her manches Bedenken besonders gegen die öffentlichen Verhandlungen rege ward, denn gerade durch diese sollte die Regierung und das Volk den Zustand des Landes kennen lernen.

Maximilian genoß jetzt alternd, aber in seinen Gesinnungen und in seiner Liebe zum Volke immer derselbe, einfach und mäßig in seinem Aufwande und in seinen Vergnügungen, der Früchte seines Wirkens. Glücklich wie wenige Herrscher auch in der Ehe, fand er die größte Freude im Kreise der Seinen. Nicht selten fanden ihn die Gesandten fremder Höfe in seinen Zimmern mit einem seiner Enkel auf dem Knie; es geschah, daß Manche lange mit ihm sprachen, ohne ihn zu kennen, wenn sie zum ersten Male am Hofe erschienen, um ihre Beglaubigungsschreiben zu übergeben, denn er haßte allen Prunk und allen erborgten Schein; die Würde seines Charakters und seiner Hoheit genügte und verbannte selbst jeden Schatten von Leichtfertigkeit aus seiner Nähe. Er hatte eine wahrhaft königliche Gestalt und Haltung. Gern erschien er unerkannt im dichten Volksgedränge und hörte und beachtete so manches Urtheil. Jedes Leiden des Volkes schlug an sein fühlendes Herz und gern hätte er jedes gemildert. In den theueren Jahren 1816 und 1817 ließ er Getreide auf seine Kosten aus

weiter Ferne bringen, besuchte an jedem Markttage die Schranne in München, weilte mitten im Gewühle der Kaüfer und Verkaüfer, sprach diesen zu, redlich zu seyn, tröstete Jene, und wenn der Preis zu hoch stieg, rief er laut: „Hieher kommt, zu mir, liebe Kinder! und kauft, ich gebe euch das Getreide um einen Gulden wohlfeiler.“ Dadurch hemmte er oft glücklich den ungeheueren Wucher der Kornhändler und wehrte der Verzweifelung der Armen, deren er Tausende auf seine Kosten täglich speisen ließ. Er betrachtete sich als die lebendige Schatzkammer seines Volkes; was er empfing, spendete er wieder, und oft war seine Kasse durch lauter Spenden schon vor der Hälfte des Monats leer. Seit dem Jahre 1800 ließ er fünfzig arme, ganz verlassene Waisen auf dem Lande erziehen, so oft eine Waise austrat, nahm eine andere ihre Stelle ein. Wo ein Unglück sich ereignete, war er hülfreich tröstend und ermunternd nahe. Mitten in der Nacht weckten ihn, selbst da er schon im Greisenalter stand, die Diener nach seinem Befehle, wenn irgendwo Feuer ausgebrochen war; schnell eilte er hin, belebte die Arbeitenden und erhielt mit seinem Worte die Ordnung. Bei solch einem Unglücke wurde durch ihn einer der größten Geister für Bayern und die Welt erhalten, Joseph Fraunhofer, zu dessen Erziehung er wohlthätig beitrug.

An Allem, was die Erhebung seines Volkes betraf, nahm er innigen Antheil: er besuchte die Werkstätten der Künstler und Handwerker, ermunterte und unterstützte, wo und wie er nur konnte. Manchen überraschte er mit einem Geschenke, der sich von ihm unbeachtet glaubte, Manchen sagte er ein freundliches Wort und förderte ihr Streben. Wie richtig und zart er die Verhältnisse zu würdigen und wie edel er Verlaümdern zu begegnen wußte, zeigte sich oft und besonders bei einer Gelegenheit, als einige Offiziere ihm mit Bedauern und mit gekränktem Ehrgefühle vortrugen, einer ihrer Mitoffiziere ertheile in mathematischen und anderen Wissenschaften Unterricht. Die kurze und schlagende Antwort darauf war: „Wenn ihr etwas gelernt habt, so geht hin und thut deßgleichen.“ — Nirgends zeigte sich seine Güte und Menschenfreundlichkeit haüfiger, als in der Umgegend von Tegernsee, welches er durch Kauf an sich gebracht hatte und wo er die Sommermonate zubrachte, angezogen von der Nähe des Hochgebirges und dem lieblichen See. Einige Stunden tiefer im Gebirge hatte er die neuentdeckte Heilquelle der leidenden Menschheit zum Troste benützen und ein Badhaus errichten lassen, dazu eine bedeutende Summe angewiesen, daß vielen Armen der Gebrauch des Bades alljährlich unentgeltlich gewährt würde. Vielen in jener Gegend wurde er Pathe, den Meisten auf irgend eine Art Wohlthäter, und er war Allen umher so bekannt und von Allen so geliebt, daß er nur der gnädige Herr Vater hieß. Dort in Tegernsee feierte er die schönsten Familienfeste; leider benützte man den ländlichen Aufenthalt des königlichen Greises oft, ihn von ernsten Geschäften abzu-

ziehen, und an den Tagen solcher Feste erlangte man von ihm die Unterschrift zu mancher Verfügung, die er in früheren Zeiten und in besonneneren Augenblicken nicht gegeben hätte. Aber in seinen Neigungen und Ansichten blieb er sich treu immerfort; fromm und bieder in seinem ganzen Leben und Wirken verachtete und haßte er alle Scheinheiligkeit und das bloße Formenwesen in heiligen Dingen, so gerieth er auch nicht in die Fesseln eines Beichtvaters, welche früher in Bayern so viel vermocht hatten. Er war kein Freund geheimer Angeberei, offen und redlich liebte er die Redlichkeit und in seine Nähe wagte sich selten ein Verlaümder, das Glück Anderer zu vergiften; er kannte und übte keine Kabinetsjustiz und die Gnade galt ihm als eines der schönsten königlichen Rechte, denn gar haüfig milderte sein reiner Sinn die Strenge der Gesetze. Und überall war sein Streben nur Wohlthätigkeit und Liebe, die Liebe des Volkes sein größter Schatz, und diese zu erringen mahnte er auch seine Enkel, und sprach einst zu Max und Otto: „Um was ich euch, meine Lieben, bitte, ist, daß ihr nicht stolz werdet; unser Stolz soll allein seyn, von Allen geliebt zu werden." Diese Liebe wurde ihm reichlich zu Theil und aüßerte sich überall. Als er einst nach Regensburg kam, begrüßte ihn das Volk mit lautem Jubel; er zeigte sich demselben öfter, und als das Freudengeschrei bis in die Nacht fortdauerte, rief er der Menge freundlich zu: „Jetzt, meine Kinder, habt ihr mich lange genug hoch leben lassen, nun laßt mich auch schlafen. Gute Nacht!" worauf ein allgemeines Jubelgeschrei nachhallte, dann aber Alle still auseinander gingen. Am rührendsten und glänzendsten zeigte sich diese treue Anhänglichkeit des Volkes im ganzen Lande bei der Feier seiner fünf und zwanzigjährigen Regierung, als es überdachte, welche Stürme vorübergegangen und wie mitten in denselben sich Bayern gekräftigt hatte. „Weil seine Regierung vom Anbeginne an dem Lichte zugewendet war," sagte der Festredner der Akademie, „so hatte Bayern gewonnen an Größe, an innerer Ordnung und Schönheit, an Vertrauen, an rechtmäßiger Freiheit, an wissenschaftlicher Ausbildung, an militärischem Ansehen, so wie an wohlthätigen Anstalten, an Blüthe der Gewerbe und des Ackerbaues. Das Volk war erhoben und gekräftigt, es fühlte und wußte, daß es wieder zählte unter den deutschen Völkern, und so bereitete es sich, den schönen Tag zu feiern."

Da war durch ganz Bayern nur Ein Ruf der Freude und des Dankes; ein Fest, welches nicht befohlen war, sondern wie ein schönes Familienfest das ganze Land umschlang. Dörfer wetteiferten mit Städten, der Bauer mit dem Bürger, seine Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen, und Alle freuten sich Bayern zu seyn und unter einem solchen Könige zu leben. Es war das Volk, welches am lautesten seine Freude kund that, welches zeigte, wie sehr die Zeiten des Kampfes und der allgemeinen Bewegung wohlthätig erregend auf dasselbe eingewirkt, und wie es gelernt hatte, das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden. Dasselbe Volk, das vor fünf und zwanzig

Jahren dem einziehenden Maximilian voll Vertrauens entgegengekommen war, und von ihm Hülfe und Rettung, Lehre und einen gesicherten Zustand des Landes erwartet hatte: dasselbe Volk vergrößert und im innigen Bunde mit den anderen deutschen Stämmen stand jetzt vor ihm und dankte mit inniger Rührung für Alles, was Gott durch ihn gethan. Der König empfand es aber auch tief und fühlte, was es heiße, über ein liebendes treues Volk zu walten. In diesem Gefühle sprach er bewegt und mit Thränen in den Augen zu dem Bürgermeister Klar von München: „Daß ihr mich liebt, ihr Münchner, die ihr mich immer in euerer Mitte seht, die ihr mich kennet und wißt, daß ich es gut meine, das ist mir begreiflich. Aber wie ich es um alle Dörfer der äußersten Grenze verdient habe, die mich nie gesehen, das weiß ich nicht und glaube fast, ich sey solcher Liebe nicht würdig. Doch mein Wille war rein und gut immerfort und meine Bayern sind ein treues biederes Volk. Das habe ich zu den Kaisern von Rußland und Oesterreich gesagt und möchte mit ihren großen Reichen nicht tauschen. Das habe ich oft gesagt und wiederhole es als Greis: Alles für meine Bayern, denn sie thun Alles für mich!"

Am 16. Februar 1824 erklangen die Glocken zur Feier durch das ganze Land, Gebete in allen Kirchen, in allen Hütten; laute Freude auf den Straßen, stille daheim. Während des Tages wurden viele Spenden an die Armen gegeben, denn es sollten auch diese in fröhlicher Gemeinschaft den Tag mitfeiern. In großartigen Anstalten zur Feier des Festes zeichnete sich München aus, das auf dem größten Platze in fünf und zwanzig sinnig erfundenen Darstellungen die Jahre seiner Regierung und seines segenreichen Wirkens vergegenwärtigen ließ und dem geliebten Könige ein Denkmal von Erz zu errichten beschloß. Mehrere Städte gründeten Denkmale oder Stiftungen für die Armen. Maximilian selbst hatte den Tag still gefeiert. Als man ihn drängte, er möge durch Beförderung und Standeserhöhung einiger Staatsdiener diesen Tag verherrlichen, und man ihm einige nannte, die er zu Fürsten und Grafen erheben möchte, sagte er: „Und alle diese sind in München, um mich. Haben denn diese allein mir treu gedient? Warum soll ich an diesem Tage viele Unzufriedene machen, indem ich einige Wenige begünstige?" Also entließ er die Drängenden, wies aber an diesem Tage mehrere tausend Gulden an, daß von den Zinsen alljährlich zwanzig Kinder unterstützt würden, deren Väter den Civil-Verdienst-Orden erhalten hatten. Den Abgeordneten der Münchener Bürgerschaft, welche mit einem Geschenke den Wunsch des ganzen Landes darbrachten, daß ihn der Himmel noch lange seinen Bayern erhalten möchte, antwortete er ernst bewegt: „Daß ihr es wünscht, freut mich, ob es aber gut wäre, weiß ich nicht. Die alten Regenten liebt man selten, es wird nichts besser, mit der Kraft schwindet das Ansehen, und gar Vieles geschieht ohne Wissen und Willen des alten Herrn." Er wußte, daß ihn seine Hofdiener so nannten. Wenige Tage darauf sprach

er dem Volke öffentlich seinen Dank aus: „Wir haben mit Rührung die vielfältigen Beweise aufgenommen, durch welche Unsere getreuen Unterthanen aller Kreise und aller Stände am 16. Februar ihre liebevolle Anhänglichkeit an Uns sowohl schriftlich als durch öffentliche Veranstaltungen aller Art abermals an den Tag zu legen wetteiferten. Erfreulich und erhebend ist dieses von Bayerns Bewohnern in schöner Eintracht gefeierte große Familienfest. Kein Band kann inniger als diese treue Liebe Uns mit Unserem Volke und dieses unter sich vereinigen, kein Lohn für die treue Regenten-Sorge, deren Wir Uns bewußt sind, beneidenswerther seyn. Wenn Wir mit Gottes Hülfe den Staat durch 25 Jahre einer thaten- und gefahrvollen Zeit glücklich hindurch geleitet haben, so war es die unerschütterliche Gesinnung Unseres Volkes, auf welche Wir dabei vertraut haben und durch die Wir mit gleichem Vertrauen unterstützt worden sind. Wir bitten den Allmächtigen, daß er Unsere Bemühungen zum Wohle dieses Volkes, dessen Liebe Unser Glück und Unser Stolz ist, fortan segnen, und, was Er an Jahren Uns noch beschieden haben mag, mit solchen Ereignissen erfüllen möge, durch die Wir in dessen dankbarem Andenken fortzuleben hoffen können."

Dem schönen Leben folgte ein eben so schöner Tod. Maximilian hatte die Feier des Octoberfestes zu München wie beinahe immer, so auch im Jahre 1825 durch seine Gegenwart verherrlicht und wahrhaft zu einem großen Volks- und Familienfest erhöht, und als er am 9. October bei dem Schlusse des Festes, Allen unerwartet, auf der Theresien-Wiese ankam, erhob sich rings der begeisterte Ruf: „Es lebe der König!" daß er mit Thränen im Auge dankte, freundlich einige Zeit unter den Bürgern weilte und tief bewegt nach Nymphenburg zurückkehrte. Am dritten Tage darauf feierte das Land seinen Namenstag. An jenem Abend erschien er mit der königlichen Familie bei dem russischen Gesandten, der ihn zu einem Balle gebeten hatte; er war ernster als gewöhnlich, entfernte sich bald und still, um das Fest nicht zu stören, das ihm zu Ehren veranstaltet war, und kehrte nach Nymphenburg zurück, und konnte auf dem Wege dahin noch von nah und fern den Jubel eines glücklichen Volkes vernehmen. Der Morgen fand ihn todt; wie im süßen Schlummer lag er mit den edlen Zügen im Antlitze, die den Lebenden ausgezeichnet hatten. Er hat keine Schätze hinterlassen, des Volkes Liebe war sein größter Schatz, sein dauerndes Denkmal gründete er in den Herzen seiner Bayern.

Kajetan von Weiller.

Er ist der Sohn eines bürgerlichen Taschners, geboren den 22. August 1762 zu München, und wurde von seinen Aeltern unter mißlichen Verhältnissen einfach, religiös und tüchtig erzogen. Mit welcher Liebe er an ihnen hing, zeigte später seine Äußerung: „Ich hatte drei Daseyn, eines in mir und zwei in meinen Aeltern; diese zwei verlor ich, jetzt habe ich nur noch ein einziges. Jede Freude berührte mich sonst dreimal, jeder Schmerz nur zum dritten Theil. Jetzt fühle ich jene nur ein Mal und diesen ganz."

Schon früh entwickelte sich seine Neigung für die Wissenschaft und er war nie vergnügter, als wenn er unter seinen Büchern saß; aber nur durch die Unterstützung der Freunde seines Vaters konnte er seiner Neigung genügen. Seine Schulbildung vollendete er in München unter manchen Unfällen: er hatte sich einst den Arm gebrochen und war so ungeschickt behandelt worden, daß er ihm mußte zum zweiten Male gebrochen werden, was er standhaft ertrug; sein täglich bis in die späte Nacht fortgesetzter Fleiß brachte den Jüngling dem Tode nahe und sein Körper blieb schwach. In seinem siebzehnten Jahre begann er, Willens in den Orden der Benedictiner zu treten, das Probejahr im Kloster Benedictbeuern, verließ es aber vor dem Abflusse desselben und setzte das Studium der Theologie in München fort. Er wurde Priester und dann nacheinander in mehreren adeligen Familien Erzieher ihrer Söhne, darauf Professor der Philosophie bei den Theatinern und im Jahre 1799 am Lyceum zu München, womit seine eigentliche wirksame Laufbahn begann, besonders als er im Jahre 1806 auch zum Director des Gymnasiums und Lyceums ernannt wurde.

Durch Beruf und Neigung zum Denken getrieben, suchte er mit gewissenhaftem Ernste in allen Dem sich selbst klar zu werden, was er Andere lehren, in Anderen wecken sollte. Er konnte sich nicht mit gaukelnden Nebelgestalten, nicht mit bloßen Bildern der Phantasie genügen, welche vor der strengen Beurtheilung des Verstandes und dem Lichte der Vernunft in Nichts verschwinden. Vor Allem suchte er auf das Gemüth zu wirken, die Liebe zu Gott zu wecken, daß sie in den Willen dringe und da ein höheres Leben, eine dem Heiligen zugewandte Gesinnung erzeuge. Die Philosophie war ihm die Kunde des Göttlichen durch die Vernunft: die Idee Gottes aber ist, wie er in seiner Grundlegung zur Psychologie schön ausführt, dem Menschen angeboren, Gottes-Glaube die tiefste Wurzel seines Wesens. Dieser lebendige Gedanke ist der Genius für alle Kunst, die Wahrheit für alle Wissenschaft, die Liebe für alle Tugend und die Wurzel der Andacht in allen Reli-

gionen. Das Schicksal unserer Bildung ist nur die Folge des Schicksals unseres Gottes-Glaubens, darum stellte Jesus das: „Geheiliget werde dein Name“ an die Spitze aller Güter, nach welchen wir bittend aufblicken und aufstreben sollen.

Weiller durfte Gott nicht erst suchen und beweisen, er trug und fühlte ihn in seinem Inneren, und wie sein ganzes Leben ein Gemüthsleben war, so konnte er sich mit Denen nicht befreunden, welche das Höchste, dem sie ähnlich werden sollen, erst in weiter Nebelferne suchen und seine einzelnen Merkmale erst zusammen finden und vereinigen wollen. Der Gedanke „Gott“ in seiner Wesenheit ist ihm ein zündender Lichtstrahl für Wahrheit, Liebe und Tugend. Er sah die trostlose Leere, bei welcher die gepriesenen Philosophen seiner Zeit am Ende ihrer Forschung ankommen mußten, das Nichts, welches sie so gerne zu einem Wesen gestempelt hätten, und er zeigte dieses klar in der Schrift: „Geist der allerneuesten Philosophie.“ Daß er wirklich richtig gesehen hatte, bewies die Folgezeit. Am innigsten befreundet war Weiller deßwegen mit dem religiösen Denker Friedrich Heinrich Jakobi, mit dem er im vertrauten Umgange lebte. Seinem edlen Freunde und Lehrer Mutschelle setzte er ein biographisches Denkmal, das ihrer Beider würdig ist.

Als ein wahrer Seher der Zukunft zeigte sich Weiller in seiner Rede: „über die religiöse Aufgabe unserer Zeit“ am Schlusse des Schuljahres 1819. Aber wie alle wahrhaften Seher, die im tiefsten Geiste der Menschheit und im Spiegel der Vergangenheit lesen, ward auch er mißkannt, mißverstanden, angefeindet und verfolgt, und es war doch seine Lehre und Mahnung nur: nach dem ächten Christenthume zu streben, nach der Religion der Liebe und des Friedens; dieses sey die Aufgabe unserer Zeit. „Die Zeit will eine lebendige Religion, in welcher sich der Geist des Menschen auch mit seinen zartesten Kräften bewegen könne; aber sie will zugleich eine lichte Religion, eine selbst in ihren Geheimnissen noch dämmernde. Die Zeit will Glauben, kräftigen, unerschütterlichen Glauben, aber auch Forschung, gründlichere, als bisher gewöhnlich statt hatte. Sie will eine aufgeklärte Frömmigkeit, weil sie die ganze, wahre und unwandelbare will, weil sie das Wesen derselben will und nicht bloß ihren Schein.“ Weiller warnt deßwegen vor den Versuchen, die alten Formen und die alte Zeit wieder zu rufen, denn was heißt das: irgend eine Zeit zum Maß und Vorbilde aller Zeiten erheben? Muß das Muster für alle Zeiten nicht über allen Zeiten liegen? Jesus und nur Er allein ist das Muster für alle Zeiten, Er die Feuersaüle, welche über jegliche Zeit hinausragend allen Geschlechtern durch die Labyrinthe der Zeit hindurch und bei dem Ausgange aus derselben auch in die Ewigkeit hinüberleuchtet. Will man der Zeit zu Hülfe kommen, so zeige man ihr diesen Christus immer mehr; man gebe ihn aber in keiner Rücksicht anders, als er sich selbst gab, und suche ihn

nicht mehr zu verstehen, als er sich selbst verstehen lassen wollte. Es sind nur wenige Grundlehren und Grundforderungen, welche in seinen Reden und Thaten so oft und deutlich vorkommen, daß sie eigentlich gar nicht unbeachtet bleiben oder mißverstanden werden können, wenn man sich ihnen nur einigermaßen aufmerksam und unbefangen nähert. Und diese Fundamental-Artikel machen die unerläßliche Grundlage aller christlichen Rechtglaübigkeit, den Kern derselben aus, wahrhaft die Orthodoxie der Religion, während eine andere, die sich gern mit diesem Namen brüstet, an Wahnsinn gränzt, unverträglich und ungestüm am liebsten zu aüßeren Gewaltmitteln greift, grimmig verfolgt und unbarmherzig verdammt. Darum lehre man nur die Grundwahrheiten des Christenthums mit aller Anstrengung und Umsicht, man lehre immer wieder sie, unter allen Formen und bei allen Anlässen sie, man lasse sich nicht irre machen, wenn von einigen Seiten die Unterscheidungslehren als die wichtigeren vorgeschoben werden. Man greife diese nicht an, selbst wenn sie unrichtig sind, man wende ihnen aber, selbst wenn sie wahr sind, vor der Hand auch nicht die vorzüglichste Sorgfalt zu. Nicht die bloße Lehre macht selig, sie kann streng gefaßt nur wahr seyn und dadurch zur Seligkeit Anweisung, nicht aber die Seligkeit selbst ertheilen. Erst wenn die Grundwahrheiten des Christenthums lebendig geworden, in unser Streben und Thun übergegangen sind, erst dann gewähren sie Frieden und Seligkeit."

Darauf fährt er fort: „Der Mensch ist nicht wahrhaft christlich, dessen Herz heidnisch ist. Gerade die gegenwärtige Zeit strebt vorzüglich nach der Orthodoxie des Herzens, sie will die religiösen Wahrheiten in den Gesinnungen widerstrahlen sehen und kann es sich schlechterdings nicht abgewinnen, einen Glauben wahrhaft christlich zu nennen, welcher sich nicht auch in einem christlichen Leben darstellt. Darauf wies ja der göttliche Lehrer unserer Religion bestimmt und ununterbrochen hin: nur die reines Herzens sind, werden Gott anschauen; nur wer den Willen des Vaters im Himmel thut, nicht bloß seinen Namen anruft, hat seine Lehre aufgefaßt; nur an der gegenseitigen brüderlichen Liebe erkennt man seine Jünger. Die Religion, welche Christus vom Himmel brachte, spendet wie der Himmel, aus dem sie genommen ist, keine Verdammniß, sie hat wie Christus nur Segen, keinen Fluch. Man fühlt es immer mehr und mehr, daß die Christus-Religion durchaus keinen Haß, keine Entzweiung, keine Scheiterhaufen, Kerker und Fesseln kenne, nichts als Lehre und Beispiel und Liebe."

„Die Religion soll dem Herzen zurückgegeben werden, aber man soll sie deßwegen dem Verstande nicht entziehen, denn eine unverständige Religion wäre nothwendig auch dem Herzen fremd. Weit entfernt, dem Verstande wenigstens in Sachen der Religion einmal Stillstand zu gebieten, wollen wir ihn vielmehr gerade hierin nie stille stehen lassen, denn hat er nicht gerade hier Unendliches vor sich? Hat der Sternenhimmel etwas zu

besorgen von der Schärfe unserer Augen? Die Religion soll ein Eigenthum unseres Geistes werden und aus eigener Ueberzeugung erstehen, sie soll Anbeter Gottes im Geiste und in der Wahrheit bilden. Der Himmel bewahre uns mehr, als vor Hunger, Krieg und Pestilenz, vor einer Religion der Heuchler, vor einer Religion, welche unsern Leib beregelt und bewegt, unseren Geist aber unberührt läßt; welche auf die Unterlassung einiger Kniebeugungen und den Genuß gewisser Speisen die Hölle setzt, aber auf Meuterei und Hochverrath und Freundes- und Königs-Mord, wenn sie zu ihrem Vortheil unternommen werden, den Himmel."

„Die Edlen aller christlichen Bekenntnisse streben nach jenem ächten Katholicismus, wie er im Geiste Christi lag und sie suchen ihn in sich darzustellen. In hoher begeisternder Gestalt," schließt Weiller, „kündete sich dieser Katholicismus durch Lehre und Beispiel verehrter Aeltern schon früh in meinem kindlichen Gemüthe in der Ahnung an. In dieser hohen Gestalt suchte ich ihn als Jüngling in der Forschung wieder; in dieser Gestalt fand ich als Mann ihn immer bestimmter und fester, und verkündete ihn dann auch in allen mir gewordenen Berufskreisen. Wenn meinem Wirken manche Mißverständnisse und mitunter Bitterkeit und Haß in den Weg traten, so begegneten demselben doch ungleich öfter empfängliche Gemüther, Beistimmung und Liebe, und ich glaube, in solcher Thätigkeit den Sinn meines Daseyns nicht verfehlt zu haben. Ich stehe nun schon weit im letzten Dritttheile wahrscheinlicher Lebensdauer und immer inniger bewährt sich nur die Wahrheit der berührten religiösen Ueberzeugungen. Der Abschiedhimmel meines Daseyns, einst in Wolken gehüllt, klärt sich in demselben Grade immer mehr auf, in welchem ich ihm näher rücke. Und was sich an mir bewährte, diese siegende Macht des Inwendigen und Allgemeinen in unseren christlichen Ansichten und Anstrebungen, dieses hat sich an Tausenden bewährt, auf welche zu wirken mir gegeben war, und an tausendmaltausend Anderen, die außer meinem Wirkungskreise standen. Dieses wahrhaft Katholische in den christlichen Wahrheiten ist eben das große Ziel geworden, auf welches der Zug unserer Zeit gerichtet ist."

Zwei Monate darauf, den 1. November 1819, entwickelte er in einer anderen Rede, bei der feierlichen Eröffnung der Lehrvorträge, in der neugestaltenden Studienkirche: „Was ist Christenthum?" und drängte klar und begeistert die Antwort in die kräftigen Sätze zusammen: „Christenthum ist Glaube, heiliger, aus lebendiger Liebe im eigenen Busen stammender Glaube an eine heilige über dem All waltende lebendige unendliche Liebe, und da diese göttliche Liebe dem Christenthume zufolge nicht nur in unendlicher Erhabenheit über uns thront, sondern zugleich unter uns in menschlicher Weise wandelnd selbst vor unsere Anschauung in Christus trat: so ist Christenthum auch Glaube an Christum." Darauf zeigte er, wie heilige Liebe das einzige Kennzeichen der Rechtglaübigen seiner unfehlbaren Kirche sey,

wie der Gottesdienst, von dem das Christenthum nie freispreche, der sogar in manchen Fällen allein hinreiche, ohne welchen aber durchaus kein anderer genüge, der Gottesdienst der Tugend sey. Der Christ bringt ein der Pflicht geweihtes Daseyn, bringt heilige Thaten zum Opfer und, wenn ihm Umstände aüßeres Wirken unmöglich machen, ein reines Herz, und die Huld seines Gottes ist ihm gewiß. Die christliche Religion ist nicht gleich anderen nur eine Tempel- und Feierlichkeiten-Religion, sondern eine Religion unseres ganzen Sinnens, Trachtens und Thuns. Man ist am wahrsten und vollständigsten Christ, indem man Vater, Sohn, Freund, Nachbar, Vorgesetzter, Untergebener im Sinne Christi, indem man ein gewissenhafter in allen Lagen und Verhältnissen nach heiliger Regel wandelnder Christ ist. Durch das Christenthum soll ein Reich Gottes auf Erden begründet werden, ein Tugendstaat unter den Menschen aller Weltgegenden und Zeiten.

Dann rief Weiller seinen jungen Freunden zu, auf die Zeit zu achten und muthig zu stehen im Kampfe für das wahre Christenthum, und das Geschrei und die Wünsche Weniger nicht für das wahre Bedürfniß der Zeit zu halten, „denn der eigentliche Geist der Zeit ist kein sprudelnder brausender Gebirgsbach, sondern ein stiller, aber um so unwiderstehlicher Hauptstrom, in welchen endlich alle lauten Wasser einmünden müssen.“ Er mahnte, weder unbedingt dem Alten noch dem Neuen, sondern lediglich nur dem Geiste Christi zu huldigen, der ewig über Beiden walte. Dieser rein und lebendig erfaßt werde sie als Schutzgeist durch alle Verhältnisse und Ereignisse der Zeit geleiten; er tröstete sie, wenn sie sähen, daß sich Manche wieder für den Aberglauben anstrengen, und rief vom christlichen Geiste erfüllt: „Mögen sie zu diesem Behufe alte, schon lang enthüllte Trugschlüsse in Bewegung setzen, oder neue dem jetzt gewandteren Verstande leichter zu enthüllende ersinnen! Mögen sie der Unzulänglichkeit ihrer alten und neuen Gründe durch Haß und Verachtung, durch Verlaümdung und Verfolgung, durch Kerker und Fesseln, durch Feuer und Schwert zu Hülfe kommen; ihr segenloses Geschäft wird doch nicht mehr nach Wunsch gedeihen!“

Mit gleich überzeugender gewinnender Begeisterung entwickelte er in einer öffentlichen Rede: „Tugend die höchste Kunst,“ ihr Wesen, ihr Walten in unserem Willen und Gefühle, in unserer Vernunft, im Verstande und in der Phantasie. Er zeigte, daß es die große Aufgabe der Tugend sey: in jeder Lage, zu allen Zeiten recht zu thun. Die Tugend ist keine bloße vorübergehende Anwandlung unseres Lebens, sondern sie ist der ganze bleibende Geist und Charakter desselben. Darum muß sie das ganze Leben des Menschen durchdringen und zu einem wahrhaft christlichen machen; aber sie ist nicht ohne Uebung, ohne allseitige Uebung, also nicht ohne die höchste und schwierigste Kunst Mensch zu seyn in der vollen lebendigen Ueberzeugung möglich; sie liegt zumeist nur im Wollen, denn der kräftige Wille bezwingt alle Hindernisse.

Beinahe in ähnlicher Weise hatte er schon zwanzig Jahre früher gesprochen in der Rede „über die Fehler unserer heutigen Erziehung, mehr weiche als gute Herzen zu bilden.“ Damals hatte er ernstlich gewarnt vor der Mode, nur Anekdoten — Bruchstücke aus dem Leben irgend eines guten Menschen — der Jugend vorzuhalten, weil man ihr dadurch unvermerkt die schädliche Meinung beibringt, daß man schon gut ist, wenn man nur zu Zeiten gut ist; daß die Tugend wie ein anderes Geschäft ihre besonderen Zeiten habe, daß man es also mit ihr nicht immerfort so genau zu nehmen habe. Man erzähle den Zöglingen nicht bloß einzelne schöne Handlungen, sondern man schildere ihnen auch oft das ganze Leben guter Menschen und mache sie nicht bloß auf tugendhafte Einfälle, sondern auf den Geist aufmerksam, der das ganze Thun des Edlen edel macht. Man lasse sie nicht bloß auffallende Thaten bewundern, sondern man lehre sie auch die stillen Tugenden lieben, die so gemein scheinen, weil sie so nothwendig und doch nicht allgemein sind, und weil sie eben so gut wie die auffallenden ihre Opfer und vielleicht noch größere fordern. Man bedenke, daß man seine Zöglinge für kein Theater, sondern für ein Leben erzieht, wo man länger als drei Stunden tugendhaft seyn muß und wo nicht immer ein gutwilliges Publikum zusieht und Beifall klatscht.

So lehrte, so wirkte Weiller als Erzieher und Vorstand des Gymnasiums und Lyceums, nicht die Gelehrsamkeit und das Wissen war ihm die Hauptsache, sondern die Ausbildung eines christlich starken Charakters. Immer und immer drang er auf thätiges Christenthum, auf wahrhaft christliche Gesinnung und Handlung. Der Christ soll heilig seyn, sich nicht heilig machen lassen; das wahre Christenthum kennt nur edle Menschen.

Aber diese Ansichten und Lehren konnten weder denjenigen gefallen, denen alles Denken ein Graüel ist, noch denen, welche vom außeren Gottesdienste und zumal von den römischen Formen alles Heil erwarten und deßwegen jene alte gute Zeit, in welcher diese Gebraüche am meisten blühten, zurückführen wollen. Was Weiller selbst von dem edlen Kanzler l'Hopital sagte, mußte er selbst erfahren: Seine Religion wurde verdächtigt von allen denjenigen, die ihre Religion nur auf den Lippen, mit ihren Händen, in ihren Gebärden herumtrugen, dann auch von denjenigen selbst, die gar keine hatten. Dazu kam, daß Weiller im Unmuthe über ein solches unchristliches Streben zuweilen scharf bezeichnende Worte gebrauchte, und er war den Frömmlingen ein ewiger Vorwurf, den Schwachen ein Aergerniß; deßwegen suchte man ihn von seiner Lehr- und Vorsteherstelle zu entfernen, und bekannt ist das Wort des damaligen päpstlichen Nuntius in München: „So lange diese Lehrer wirken und dieser Weiller an der Spitze steht, ist kein Heil zu hoffen.“ Der Minister Graf von Thürheim wurde endlich gewonnen und brachte es bei dem Könige Maximilian, der dem tiefen Denker persönlich gewogen war und ihm den Civil-Verdienst-Orden

verliehen hatte, dahin, daß Weiller im Jahre 1823 von der Anstalt, deren Vorstand er so viele Jahre gewesen war, entfernt und wie in ehrenvoller Beförderung zum beständigen Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Die ein und vierzig im Lehramte zugebrachten Jahre nannte er die glücklichsten seines Lebens. Darum schied er ungern aus seinem bisherigen Wirkungskreise; er fühlte sich durch die Enthebung von seinem Lehramte nicht etwa von einer Bürde erleichtert, sondern geistig gelähmt; denn ohngeachtet er öfters an Blutbrechen litt, war ihm Lehren Pflicht und Freude, weil er es für seinen Beruf erkannte. Nach drei Jahren, am 23. Juni 1826 schied er vom Schlage berührt aus diesem Leben.

Was er als Lehrer wirkte, wie tief er das Gemüth zu ergreifen, für Wahrheit und Tugend zu begeistern wußte, darüber können und werden seine vielen Schüler zeugen, welche durch ganz Bayern als Priester oder weltliche Beamte wirken, und sie werden der Wahrheit das Zeugniß geben, daß ihm die religiöse, die wahrhaft christliche Bildung an seiner Anstalt Gewissenssache war. Sein Vortrag war frei, er bedurfte dazu selbst nicht des geringsten Hülfsmittels; was er sprach, war durchdacht, er hatte es in seinem Innern selbst erfahren und daraus schöpfte er wie aus einer lebendigen Quelle; daher kam seine Innigkeit, seine Ueberzeugungskraft. Die beiden Anstalten, welche er leitete, wurden Muster-Anstalten für ganz Bayern. Ein gefälliger Freund gegen seine Mitlehrer, streng und ernstbedacht auf die Handhabung der Zucht seiner vielen Zöglinge unterstützte er die Armen derselben wie ein Vater, warnte und mahnte die Fehlenden wie ein greiser Freund, verfuhr er als strenger Richter gegen den immer wiederkehrenden ungebesserten Leichtsinn. In den theueren Jahren 1816 und 1817 entlehnte er selbst Geld, um nur die armen Schüler unterstützen zu können; von seinen Einkünften gab er regelmäßig zwei Drittheile an dürftige Wittwen und Studenten, besonders an solche, die sich einem bestimmten Fache widmeten. Darum hinterließ er kein großes Vermögen, das er noch zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Sein Andenken lebt und wird fortleben unter Allen, denen freie geistige Entwickelung theuer ist.

Tonkünstler.

Nicht bloß derjenige wirkt erregend auf den Menschen, der zu ihrem Verstande spricht, sondern auch der, welcher das Gefühl zu ergreifen, zur Andacht zu stimmen, den Geist auf den melodischen Schwingen der Tonkunst über die Erde emporzutragen und ihn zu beruhigen, zu beseligen weiß. Bayern zählt auch unter diesen Künstlern mehrere ausgezeichnete Namen, hier nenne ich nur Gluck, Vogler und Winter.

Christoph von Gluck

ist geboren im Dorfe Weißenwangen in der Oberpfalz an der böhmischen Gränze im Jahre 1714. Mit seinem Vater, der Jägermeister bei dem Fürsten Lobkowitz war, kam er nach Prag, hier wurde sein Sinn für Tonkunst früh geweckt, hier studirte er die Anfangsgründe der Musik, sang im Chore mit und spielte bald mehrere Instrumente; schon wagte er eigene Compositionen, aber wie der ächte Meister nie mit seinen Leistungen zufrieden und immer weiter strebend. Im Jahre 1738 reiste er nach Italien und studirte dort die Regeln der Composition, und schrieb in einem Zeitraume von 18 Jahren an 45 Opern nach dem Muster seiner Vorgänger; da aber die lyrische Dichtung ohne Kraft und inneren Zusammenhang und meistens Alles auf eine glänzende Arie, eine effectvolle Scene für irgend einen Sänger oder eine Sängerin berechnet war, so konnte eben so wenig in der Musik ein Grundgedanke in seinen mannichfaltigsten Abstufungen durch das ganze Gedicht lebendig hervortreten. Dieß sah der deutsche, innig fühlende Künstler ein, und suchte nach einem glücklich bearbeiteten Stoffe die Fülle seiner Darstellung zu zeigen, und dieß gelang ihm ganz in den drei Opern: Alceste, Orpheus, Helene und Paris, welche er von 1762—69 in Wien schrieb und mit ungeheuerem Beifalle in Wien und Italien zur Aufführung brachte.

Darauf unternahm er es, Racine's Iphigenia, die in eine Oper umgewandelt war, mit ungewöhnlicher Sorgfalt für die französische Bühne zu bearbeiten, da er wohl einsah, er müsse Alles aufbieten, die gekränkte National-Eitelkeit der Franzosen zu versöhnen. Allein nur durch das persönliche Fürwort der Königin Maria Antoinette, einst in Wien seine Schülerin und Gönnerin, gelang es ihm, die Oper zur Aufführung zu bringen, nachdem er am Anfange des Jahres 1774 sich selbst nach Paris begeben hatte. Am 19. April endlich wurde die vielbesprochene Oper zum ersten Male vor einem überfüllten Hause mit so ungewöhnlichem Beifalle gegeben, daß die Ouverture schon wiederholt werden mußte, und der

Beifallssturm stieg mit jeder einzelnen Abtheilung. Die Oper wurde in den ersten zwei Jahren 170 Mal aufgeführt. Mit gleichem Entzücken wurden Orpheus, Alceste und Armida aufgenommen. Der Eindruck, den seine Compositionen in Paris machten, war ungeheuer, die ganze Stadt nahm Theil an dem Streite, der zwischen den Musikern, seinen Anhängern und deren Gegnern sich erhob. Er ist der Erste, der Tiefe und Wahrheit sowohl in den erschütterndsten als in den sanftesten Scenen dramatisch durchzuführen verstand. Er führte zuerst den Gebrauch der Trompete in die französischen Orchester ein und ihr mäßiger und zweckmäßiger Gebrauch erhöhte damals die Wirkung seiner großen Tonwerke.

Im Jahre 1787 kehrte er zum Ritter erhoben mit einem großen Vermögen nach Wien zurück, wo er noch in demselben Jahre am 15. November starb.

Georg Joseph Vogler

ist geboren den 15. Juni 1749 zu Würzburg. Der Vater war Geigenmacher, und da er die ausgezeichneten musikalischen Anlagen seines Sohnes erkannte, verschaffte er ihm früh tüchtige Lehrer, und Vogler verlegte sich zuerst mit außerordentlichem Eifer auf das Klavierspiel, erlernte dann auch andere Instrumente, und widmete sich nach dem Tode seines Vaters, da sein Stiefvater der Instrumentenmacher Staudinger für ihn liebevoll sorgte, dem Orgelspiele, worin er sich bald neue Regeln im Fingersatz erfand, neue Applicaturen im Pedal schuf und selbst schon Mehreres in Tönen darzustellen versuchte, auch ein eigenes Liebhabertheater errichtete, während er in Würzburg und Bamberg der Rechtswissenschaft oblag. Da er in seinem Vaterlande keine Anstellung fand, reiste er nach Mannheim, gewann die Gunst des Kurfürsten, der ihn nach Italien zur vollständigen Ausbildung in der Tonkunst schickte. Dort entwickelte er, während er Theologie studirte, allmählig ein eigenes musikalisches System, das er mit größter Einfachheit durchführte und die sonst so verwirrte Harmonielehre auf die einfachsten und leicht verständlichsten Grundgesetze zurückführte. Er wurde Priester, kehrte als Ritter vom goldenen Sporn und mit anderen Auszeichnungen nach Deutschland zurück, übernahm die Leitung der Mannheimer Hofkapelle, der ersten damals in Deutschland, nebst der Stelle eines öffentlichen Lehrers der Tonkunst, geistlichen Rathes und Hofkaplans.

Im Jahre 1778 ging er mit dem größten Theile des Mannheimer Hoforchesters nach München und wirkte hier noch einige Jahre, bis ihn eine Wanderungslust ergriff, die ihm selten vergönnte, lange an einem Orte zu weilen. Von 1780 an war er beinahe beständig auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England und Spanien, und fand überall Beifall und Auszeichnung als Orgelspieler. Indessen war sein musikalisches System in London und Paris angenommen. In Stock-

holm

holm hielt er öffentliche Vorlesungen über Musik, unterrichtete den Kronprinzen darin, schrieb mehrere Opern, und reiste dann, um die Lehre vom Chorale und dessen Behandlung in gehöriges Licht zu setzen, nach Afrika und Griechenland, um die griechischen Tonarten in ihrer Reinheit zu hören. Auf die in diesen Ländern gemachten Entdeckungen baute er sein Choralsystem. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wirkte er vorzüglich für die Vervollkommnung und Verbreitung seines Vereinfachungs-Systemes für den Orgelbau. Die Orgel war ihm ein mächtiges Orchester, über das ein Einzelner weit sicherer herrschen könne, als mittelst eines Taktstabes über eine Schaar verschieden organisirter Individuen. Er verstand die effectvollste Benützung der Register, wie kaum wieder ein Anderer, Caspar Ett sein Schüler und Freund in München vielleicht ausgenommen. Allein Vogler wagte oft das nicht zu Wagende und wollte die Orgel zwingen, jede ihm beliebigen Töne auszudrücken oder zu malen. So kündigte er an, er werde ein Gewitter, eine Seeschlacht, den Einsturz der Mauern von Jericho, das Reisstampfen der Afrikaner u. s. w. darstellen. Den Sturz der Mauern von Jericho drückte er damit aus, daß er mit beiden Armen über die Tastatur des vollen Werkes herfiel. Um den Sturmwind darzustellen, zog er alle Register, verband die Tastatur mit dem Pedale und drückte so viele Pedale anhaltend nieder, als seine beiden quergelegten Fußsohlen erreichen konnten. Auch schienen die Schilderung der Hirtenwonne, die afrikanischen Nationallieder, sein Marsch des schwedischen Wasa-Ordens unter der Würde dieses ernsten ungeheueren Instrumentes.

Im Sommer 1807 trat er in die Dienste des Großherzogs von Hessen und weilte darauf bis zu seinem Tode 1814 in Darmstadt. Seine Kirchenmusik drückt hohes religiöses Gefühl aus und ist reich an einfachen ansprechenden Gesangweisen.

Peter von Winter,

geboren 1754 zu Mannheim, wo sein Vater unter den Hausgarden des Kurfürsten Karl Theodor war, widmete sich früh der Tonkunst und übte sich vor Allem im schwierigen Spiel der Violine, daß er schon im eilften Jahre in den Künstlerreihen der Hofkapelle stand. Bei glücklichen Naturanlagen, einem feinen Gefühle und der Fähigkeit, alles Schöne und Wesentliche eines Kunstwerkes zu fassen und sich anzueignen, entbehrte er eines tüchtigen Meisters, der ihn unterrichtend durch das Reich der Harmonie leitete; er ging nicht durch die Schule der alten Contrapunktslehre, auch glaubte anfangs wohl Niemand, daß er sich als Tonsetzer jemals auszeichnen würde, die Virtuosität auf der Violine schien ihm das Erste, das Wichtigste, und darin zeigte er sich denn bald als kräftiger, großartiger Spieler. Allmählig versuchte er aber, geweckt durch die gefälligen, liederreichen Opern französischer und italienischer Meister, selbst zu schaffen, und war auch anfangs noch

Alles ohne harmonischen Zusammenhang, die Begleitung und ihre Folge oft matt und unrichtig, so sprach die erste Stimme mit dem Grundgedanken schon an. Im Jahre 1778 begab er sich mit der Hofkapelle nach München, hier erweiterte sich sein Gesichtskreis im Sinne wissenschaftlich gebildeter Männer, die ihm den inneren Bau und das Ebenmaß eines Kunstwerkes zeigten, bald erkannte er den Unterschied zwischen der Instrumental- und Gesangcomposition und so schrieb er anfangs, gleichsam nur die Worte schildernd, mehrere Melodramen, als Armida, Leonardo und Blandine, dann im Jahre 1780 die erste deutsche Oper: Helena und Paris mit Balletten, glänzenden Dekorationen, großen Chören und Kampfspielen, und brachte dabei auch die Arie mit concertirenden Instrumenten an, wodurch er sich allgemeinen Beifall errang.

Bisher zeigte er sich aber nach seinem eigenen Ausdrucke nur als Orchesterspieler, der durch glänzendes Instrumentenspiel hinreißt, aber den Gesang nur als Nebensache betrachtet. Als er aber nach Wien kam, und Salieri, dem er seine Arbeiten vorlegte, scherzend fragte: „ob er auch das Münchner Orchester im Koffer mit sich führe," ward ihm auf einmal Alles klar, er entsagte von nun an der sogenannten Orchesterschreiberei und verwendete all sein Studium auf die ächte Behandlung der ersten Stimme: wie nämlich ein Motiv anzulegen, fortzuführen, in verschiedenen Abweichungen scheinbar widerstrebende Tonweisen zu verwickeln, und wieder zu lösen und im schönen Ebenmaß zu einem gut geordneten Ganzen klar und aus sich selbst fließend an's Ende zu bringen sey. Darüber konnte er sich klar und bestimmt aussprechen, und er zeigte eine ungewöhnliche Beharrlichkeit, um einer Folge von Takten Rundung zu geben und für sie eine reine Folge zu finden, wodurch er das Gemüth des Zuhörers in angenehmer Empfindung erhält. Der Gesang war ihm nun die Hauptsache und dem Orchester wie bei einem Gemälde der Hintergrund angewiesen.

Im Jahre 1788 wurde Winter Kapellmeister, darauf war sein Ziel Italien zu sehen, diese ewig junge Schule des Gesanges und der Tonkunst. Dort componirte er 1791 Mehreres, was jedoch nicht dauernden Beifall erhielt, ging dann nach Wien 1794—96, wo er das unterbrochene Opferfest schuf, welches lange Zeit eine Zierde der deutschen Bühne war. Dann begab er sich nach London und Paris. Hier setzte er die Dichtung Tamerlan in Musik. Nach seiner Rückkehr huldigte er aber wieder einem falschen Geschmacke, gab sich der Tonmalerei hin und schrieb ein Siegesfest 1814, in welchem er neben allen möglichen Blas- und Saiten-Instrumenten noch hölzerne Klappermaschinen verfertigen und im Orchester anbringen ließ, um, wenig bekümmert um den Chor, das Pelotonfeuer recht wirksam auszudrücken. Dann unternahm er es, eine Gesangschule zu errichten, aus welcher jedoch nur eine ausgezeichnete Schülerin hervorging, Clara Metzger-Vespermann.

Auch in der Kirchenmusik leistete er nicht Gewöhnliches und schrieb drei und zwanzig vollständige Messen. Die Vorzüge und das Eigenthümliche seiner Compositionen sind die Pracht seiner Chöre, eine immer reiche Instrumentation, die weit entfernt den Gesang zu decken, ihn nur mehr heraushebt, eine kräftige Behandlung der Blech-Instrumente, Kunst in der Anlage, in der Abstufung der Tonbildung. Seine Muse schreitet immer ruhig würdig einher, sie spricht auch in den geraümigsten Kirchen immer klar und verständlich zur Versammlung, erregt und unterhält die frommen Gefühle. Seine Kirchenmusik ist, wie Alles, was er schrieb, einschmeichelnd, leicht und einfach. An's Große und Erhabene reichte er aber hier noch weniger als in seinen Opern.

Eine Eigenthümlichkeit an ihm ist, daß er für alle Instrumente schrieb, nur nicht für das Klavier; er konnte nie Geschmack finden an diesem Geklimper, wie er es nannte, eben so abhold war er der Orgel. Er starb in der Nacht vom 17—18. October 1825, wenige Tage nach dem Könige Maximilian, der ihm das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens ertheilt hatte.

Georg Michael Wittmann.

Im Jahre 1760, den 23. April, wurde auf dem Finkenhammer bei Pleistein den Besitzern desselben ein Knabe geboren, der an seinen Aeltern, wie er heranwuchs, das Beispiel eines einfachen ächt christlichen Wandels sah und wegen seiner glücklichen Naturanlagen in seinem zehnten Jahre zu dem Pfarrer in Mißbrunn gebracht wurde, der ihn für die lateinischen Schulen vorbereiten sollte. Darauf kam er nach Amberg, wo er mit stillem Fleiße und frommem Sinne, ein Muster seiner Mitschüler, seinen Studien oblag, dann ging er auf die Universität Heidelberg, um dort Philosophie und Theologie zu studiren. Als Doctor der Theologie kehrte er in das väterliche Haus zurück, verließ es aber bald wieder, um sich durch Reisen für das Leben zu bilden und die Menschen und Sitten verschiedener Länder kennen zu lernen, denn wer diese Erfahrung machte, der wird mit mehr Umsicht und Liebe in seinem Kreise wirken als ein Anderer, dem sie fehlt. Auf diesen Reisen öffnete sich sein Auge und Herz ganz den Wundern der Schöpfung, indem er meistens zu Fuße und allein dahin wanderte, und als er sich einst in eine Gebirgsschlucht bei Koblenz verirrte, war er darüber mehr erfreut, als wenn er den schönsten fürstlichen Garten gesehen hätte, da die regellosen großartigen Felsenmassen und Baumgruppen auf ihn den Eindruck

der von Menschen-Ränken unentweihten Schöpfung machten. Er suchte, wie er selbst sagte, nicht Vergnügen auf seinen Reisen, sondern Kenntniß der Menschen und seiner selbst, und so kehrte er denn in jeder Hinsicht gekräftigt nach Hause zurück, wurde am 21. December 1782 zum Priester geweiht und begann darauf seine Wirksamkeit als Hülfspriester und schon nach wenigen Jahren als Pfarr-Verweser auf dem Lande, lernte die Leiden und Freuden des Volkes kennen, und lehrte, stärkte, tröstete und ermunterte mit Ernst und Liebe, und widmete seine Sorgfalt nach dem Beispiele Jesu vor Allen den Kleinen.

Sein segenreiches Wirken, besonders seine Liebe zur Jugend, blieben nicht verborgen und im Jahre 1788 erhielt er den Ruf als Subregens in das bischöfliche Clerical-Seminar zu Regensburg, dessen oberste Leitung ihm 1803 übertragen wurde, und diesem wichtigen Amte widmete er sich als Bildner der künftigen Priester mit gewissenhafter Treue bis zu seinem Tode. Anfangs artete sein Eifer zuweilen in ungeziemende Strenge aus und seine Aengstlichkeit hielt wohl auch die kleinsten Dinge für wichtig oder gefährlich, daß es schien, als solle und wolle er bloß Mönche heranbilden. Allmählig aber lernte er das Wesentliche von dem Unwesentlichen scheiden, seine Zöglinge väterlich behandeln und klärte sie über ihre wahre Bestimmung auf; auch mit seinen Fehlern versöhnte seine ungeheuchelte Frömmigkeit und seine innige Liebe zur Menschheit, die er durch Verbreitung des wahren Christenthums bessern und dadurch beseligen wollte. Mehr als tausend der eifrigsten und tüchtigsten Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, beinahe der ganze Clerus des großen Regensburger Kirchensprengels wurde in einem Zeitraume von mehr als vierzig Jahren durch ihn vorzüglich gebildet, und sie sahen in ihm nicht bloß das Muster der Frömmigkeit, der Liebe und Arbeitsamkeit, sondern auch der Gelehrsamkeit. Er war nicht nur in den heiligen Schriften, in den alten, besonders den orientalischen Sprachen, sondern auch in weltlichen Geschichten und in den neueren Sprachen wohl erfahren, und pflegte beide, wovon mehrere gründliche Schriften zeugen, die er ohne seinen Namen herausgab; aber sein Lieblingsstudium war die heilige Schrift, besonders das neue Testament. Diese Quelle unseres Glaubens und unserer Zuversicht suchte er unter dem Volke zu verbreiten. Gleich den Kirchenvätern und nach der Mahnung der Apostel empfahl er das Lesen der heiligen Schriften dringend, übersetzte deßwegen selbst die Bücher des neuen Testamentes in so faßlicher und kräftiger Weise, daß sie bald als wahres Volks-Belehrungs- und Erbauungsbuch galten und von demselben 25 stets verbesserte Auflagen aus der Druckerei des bischöflichen Seminars hervorgingen.

Da er das Volk kannte und wußte, was demselben fromme, ließ er sich durch den Unwillen des römischen Hofes über diese Bibel-Uebersetzung und ihre Verbreitung in seinem edlen Unternehmen nicht hemmen, und so gehorsam er auch sonst der Kirche war, so kühn und männlich wahrte er die

Freiheiten der deutschen Kirche gegen die Angriffe der römischen Kurie, in dem Glauben, daß nicht das Oberhaupt der Kirche, sondern nur die übelbelehrten römischen Höflinge die Bildung der Völker durch die heilige Schrift in der Muttersprache verweigern. Wittmann ließ sich darin nicht irren, obgleich noch im Jahre 1820 der Bischof von Chur, Karl Rudolf, in einem öffentlichen Ausschreiben von dieser Bibel-Uebersetzung sagte, daß sie an manchen Stellen ungetreu, von der Lehre der heiligen Väter so wie von dem Sinne der katholischen Kirche abweichend, zuweilen sogar schlimmer sey als die Uebersetzungen der Ketzer. „Wie dem aber auch sey," fuhr er fort, „so wissen wir, daß vom heiligen Stuhle alle Bibel-Uebersetzungen in jeder lebenden Sprache, die vom apostolischen Stuhle nicht ausdrücklich gut geheißen worden, verworfen und verboten seyen." — Gerade dadurch, daß Wittmann in dieser wichtigen Sache solchen ausdauernden Muth zeigte, half er das wahre Christenthum verbreiten, und war vielleicht die Ursache, daß Rom endlich nach seinem Tode zum ersten Male eine deutsche Bibel billigte.

Im Jahre 1804 wurde Wittmann von dem Primas, Karl Theodor von Dalberg, zum Dompfarrer ernannt, da diese Pfarrei als die erste und wichtigste des ganzen Kirchensprengels galt und Dalberg an derselben den Mann wirksam wissen wollte, den er als den frömmsten und eifrigsten Priester kannte. Damit erweiterte sich der Kreis der Thätigkeit Wittmanns und sein Eifer, vom Himmel gesegnet, schien mit seinen Geschäften wenn möglich noch zu wachsen. Mit solcher Aufopferung unterzog er sich dem neuen Amte, daß der Fürst ihn wieder davon entfernen wollte, weil er für dessen Gesundheit und Leben fürchtete. Das ganze Leben Wittmanns theilte sich von nun an in die Sorge für seine Pfarrkinder und die zu bildenden Priester: er kannte keinen anderen Gang als in die Kirche, in das Seminar, in die Schulen, die öffentlichen Kranken- und Armenhaüser, und die Hütten der Armuth und des Elendes; er war nur Priester, Lehrer, Tröster und Wohlthäter, und vor Allem trug er das Wort des Herrn lebendig im Herzen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht." Er lehrte die Kinder in der Schule Gottesfurcht und Liebe und ließ sich ganz zu ihnen herab, er ward den Waisen Mutter, Vater und Schutzengel, er kleidete die Armen. Sein Nebenzimmer enthielt eine Kleider-Niederlage, aus welcher er dem Einen Dieses, dem Andern Jenes mittheilte, er brachte selbst die Stoffe zu Kleidern in die Schule mit und vertheilte sie, und welches arme Kind einen Schulpreis erhielt, dem legte er ein Kleidungsstück bei. Seine Liebe kleidete die ehelichen und unehelichen Kinder, er nahm für sie oft selbst das Maß und besorgte die Verfertigung der Kleider. Nach seinem Tode sah man aus den bezahlten Rechnungen, daß er alle Monate wenigstens hundert Gulden bloß für Schneiderlohn ausgegeben hatte. Er sorgte für die armen Kinder auch noch nach ihrem Austritt aus der Schule, brachte sie zu rechtschaffenen Meistern in die Lehre, bezahlte das Lehrgeld

und seine Milde unterstützte sie auch noch später. Tagtäglich besuchte er die Knaben- und Mädchenschulen seiner Pfarrei, selbst die in Stadtamhof, er gab in allen Klassen den Religions-Unterricht, wöchentlich 37 Stunden, er begleitete die Kinder bei religiösen Festzügen und führte sie an gewissen Tagen des Jahres zur Erheiterung auf das Land, und dieses war zugleich für ihn selbst die einzige Freude und Erholung, die er sich gönnte. Jedem Kinde, reich oder arm, schenkte er, wenn es zum ersten Male zum Tische des Herrn ging, ein schönes Crucifix von schwarzem Holze an einem seidenen Bande und er suchte diese Feierlichkeit als dauernde heilige Erinnerung für das ganze Leben auf jede Weise zu verherrlichen. Und so war er wirklich nach Jesu Beispiele der wahre Kinderfreund und man sah ihn überall von Kindern umgeben.

Zu diesem frommen wohlthätigen Wirken verwendete er sein ganzes bedeutendes älterliches Vermögen, dazu wurde er edelmüthig von den Bewohnern Regensburgs unterstützt, sowohl von Katholiken als Protestanten; man wußte die Wohlthat durch keine bessere Hand zu spenden, und Niemand war in der Vertheilung gewissenhafter, als er. Denn er kannte alle Familien seiner Pfarrei, besonders die Armen, und er wußte die wahre Armuth von der Bettelhaftigkeit zu unterscheiden. Daher widersetzte er sich standhaft manchen Verfügungen des Armen-Rathes, wenn minder Bedürftige sollten auf Kosten der wahrhaft Armen unterstützt werden, lieber gab er diesen von seinem Eigenen. Stillschweigend ertrug er dann die Vorwürfe der darüber Unzufriedenen, und man sah ihn einst, wie er über die lange steinerne Brücke von einem lautscheltenden Weibe verfolgt ruhig seines Weges in die Schule nach Stadtamhof ging. Eben so gewissenhaft wachte er als Pfarrer über seine Gemeinde und drang ernstlich auf die Erfüllung der kirchlichen Pflichten. Als er einst von einem hochgestellten Manne das Zeugniß über dessen österliche Beicht verlangte und Jener trotzig erwiderte, er habe keines, entgegnete Wittmann mild: Nun, so komme ich morgen wieder. Und alltäglich kam er mit derselben Forderung und schied mit denselben Worten, bis der Mann ihm endlich einen Beichtzettel übergab, worauf der Pfarrer beruhigt fortging und nicht wieder kam, weiter wollte und durfte er nicht forschen, das Uebrige mochte der Mann mit seinem Gewissen ausmachen.

Wie in seinem ganzen Leben, so zeigte sich Wittman auch auf der Kanzel als Lehrer und Menschenfreund; seine Rede war einfach und herzlich; es schien, als rede er zu einem Einzelnen, nicht zu Vielen, die ganze Gemeinde war ihm wie ein Einzelner, und wie seine Worte aus der Fülle seines Herzens oft in hoher Begeisterung strömten, so drangen sie auch wieder zum Herzen. Im Beichtstuhle war er der sorgsamste Gewissensrath, nicht ein liebloser Ausforscher und vor Allem drang er auf Nächstenliebe und auf die Erfüllung der Berufspflichten. Eben so sehr Feind des Unglaubens wie des Aberglaubens suchte er stets und überall nur das wahre Christenthum zu

pflanzen und zu pflegen und wies Alle, die im Vertrauen auf seine Einfalt und Frömmigkeit sich wegen Teufelbeschwörungen und Segensprechungen oder gar wegen Schatzgrabens an ihn wendeten, ernst mahnend und belehrend von sich. Eben so wenig Beifall und Ermunterung fanden bei ihm die sogenannten Betschwestern und die geheimen Zusammenkünfte der Frömmlinge und Kopfhänger. Aber mitten in der Nacht ging er oft auf den Kirchhof, noch für die Abgeschiedenen zu beten, mitten in der Nacht ging er, so oft er gerufen wurde, zu den Kranken und Sterbenden, selbst in die abgelegensten Höhlen der Armuth und ließ sich davon nicht abschrecken, als er einige Mal auf solchen Gängen von Ruchlosen angefallen, mißhandelt und beraubt wurde. Noch in seinen letzten Jahren wurde er von Jemanden, der sich als Beichtkind auf sein Zimmer meldete, bestohlen, der Diebstahl aber sogleich entdeckt und der Thäter konnte leicht eingeholt werden, aber er verwehrte es mit den Worten: „Laßt den Schelm laufen!“ Den armen Kranken war er gewöhnlich Leib- und Seelenarzt; unvermuthet erschien er oft, wo Zwist in der Familie war und die Erziehung der Kinder dadurch vernachlässigt wurde, und nicht selten warf er sich, wenn freundlicher Zuspruch vergeblich war, mitten unter den Entzweiten und ihren Kindern auf die Knie und begann laut zu beten, und dadurch gelang es ihm wirklich zuweilen, den haüslichen Frieden herzustellen.

Mit demselben priesterlichen Eifer besuchte er die Gefängnisse und Krankenhaüser und schlug ohne Scheu seinen weiten Mantel um den Beichtenden. Als im Jahre 1813 die aus Rußland zurückkehrenden Franzosen am Nervenfieber zu Hunderten halb nackt, krank und sterbend in den Spitälern lagen, besuchte und tröstete er allein sie und wehrte selbst seinen Hülfspriestern den Zutritt zu den Unglücklichen, indem er sagte, sie sollten sich für die Pfarrei erhalten, er habe lange genug gelebt. Und wenn die Verlassenen in seinen Armen verschieden waren, eilte er heim, zeichnete ihre Namen in die Pfarrbücher ein, um ihren Familien Nachricht zu geben, und er ließ nicht eher von seinem frommen Werke, bis ihn die gefährliche Krankheit selbst ergriff und er zu sterben meinte und wünschte. — Aber der Himmel erhielt ihn zum ferneren segensreichen Wirken.

Je größer die Gefahr, um so größer war sein Muth und seine Hingebung. Während einer großen Wasserfluth fuhr er mit Lebensgefahr in einem Nachen zu den umspülten Haüsern auf dem Steinwege und reichte den Bedrängten Nahrungsmittel durch die Fenster. Während der verhängnißvollen Tage des Jahres 1809, da bald die Oesterreicher, bald die Franzosen die Städte Regensburg und Stadtamhof besetzt hielten und die Feinde sich nah und drohend einander gegenüber standen, ließen ihn Beide ungehindert von einer Stadt zur anderen wallen, daß er seinen Gemeinden Trost und Unterstützung brächte. Als am 23. April die Franzosen Regensburg bestürmten und das Feuer an verschiedenen Orten aufschlug, eilte er zum

Löschen herbei, rief den furchtsamen Bewohnern, welche sich in die Keller geflüchtet hatten, Muth zu und mahnte sie zur Rettung ihrer Haüser und ließ erst ab, als Alles um ihn her erschrocken floh, die Kanonenkugeln rechts und links einschlugen und das Kleingewehrfeuer schon in der Nähe wüthete. Die Franzosen und Oesterreicher ließen ihn ungehindert ziehen, was nicht bloß seine schwarze priesterliche Kleidung, sondern wohl noch mehr seine ganze Haltung bewirkte und seine ruhige priesterliche Erscheinung in Mitten der Graüelscenen gränzte an's Wunderbare. Ueber Leichen und Verwüstung gelangte er wieder nach Hause, die Pfarrbücher hatte er früher schon mit Lebensgefahr in Sicherheit gebracht, und nun erwartete er ruhig, was da kommen würde. Der furchtbare Brand, welcher in Regensburg 150 und in Stadtamhof 95 Haüser verschlang, verzehrte auch das Clerical-Seminar mit Wittmanns Büchern und Handschriften; er konnte nichts retten, klagte aber nie über seinen Verlust, nur bei der Gefahr, daß das Seminar wegen der verlornen bedeutenden Kapitalien durch die Wiener Bank nicht fortbestehen könne, ward ihm bange und er schilderte in einer eigenen Schrift jene Unglückstage und schloß mit den Worten: „In so einem traurigen Zeitpunkte thut Hülfe noth.“ Und sie ward der von ihm gepflegten Anstalt im reichlichen Maße.

Unter so großen Anstrengungen fühlte er sich zum Tode ermattet und glaubte nicht lange zu leben; immer zum Tode bereit suchte und erwartete er nichts von dieser Welt, und das Streben nach weltlichen Auszeichnungen war seiner Seele ganz fremd, er kannte nur seine Pflicht, that Alles nur aus Menschenliebe und Pflichtgefühl und war demüthig vom Herzen. In diesem Gefühle und Sinne aüßerte er, als man ihm einst hinterbrachte, seine großen Tugenden und Verdienste würden mit dem Verdienst-Orden belohnt werden: „Wahrlich, eine Laus, die mir in meinem Berufe vom Krankenlager der Armen auf mein Kleid kam, gilt vor Gott mehr als eine solche, wenn gleich ehrenvolle Auszeichnung, von der ihr sprecht.“ Als ihm in der Folge bei der Feier seines fünfzigjährigen Wirkens als Priester das Ehrenkreuz des Ludwigs-Ordens im Auftrage des Königs vom Regierungs-Präsidenten Schenk übergeben wurde, dankte er mit wenigen Worten für die unverdiente Auszeichnung, nahm das Ordenszeichen, steckte das königliche Geschenk in seine Seitentasche und nie hat man es an ihm bemerkt.

Er forderte und bat nie für sich, alle Aemter wurden ihm ohne sein Begehren übertragen und er betrachtete sie nicht so fast als Würden und Erhöhung, sondern vielmehr als neue Pflichten, die ihm auferlegt wurden, ja er nahm dieselben nur aus Gehorsam an, und als er Domcapitular wurde, blieben ihm nach seinem Wunsche seine bisherigen beschwerlichen Aemter und Geschäfte, und doch genügte er auch den neuen Pflichten. Kaum wußte er, welcher Gehalt mit den neuen Würden verbunden war, und nicht er, sondern nur die Armen wurden dadurch reicher und er freute

sich nur deßwegen, weil er wieder für Mehrere sorgen konnte. Er selbst bedurfte nichts als alljährlich neuer Wäsche und weniger Kleider; seitdem ihm sein Bücherschatz verbrannt war, sammelte er auch dafür nicht mehr, zumal ihm verschiedene andere Büchereien stets zu Gebote standen. Sein Leben und Streben gehörte nicht der Erde an und er machte sich immer freier vom Erdenstaube, der den Geist niederzieht. Er aß stets mit seinen Seminaristen, und als er zum Weihbischof befördert und geweiht und von den anwesenden Bischöfen zur Tafel geladen war, erschien er wohl, um das Fest nicht zu stören, aß aber nichts, er habe schon mit seinen Zöglingen gespeist.

Die Würde eines Weihbischofes anzunehmen kostete ihm einen schweren Kampf, da er nicht glaubte, zugleich der Kirche in der Erfüllung der Pflichten eines Bischofes und der weltlichen Obrigkeit genügen zu können, und er fürchtete, sich der ewigen Verdammniß als untreuer Hirt oder der weltlichen Strafe, des Zuchthauses, wie er sich ausdrückte, schuldig zu machen, wenn er sein Amt streng verwalte. Nur auf das Zureden edler Männer und seines Freundes Sailer unterzog er sich der Bürde und nahm einen rührenden Abschied von seinen Schulen, Armen- und Krankenhaüsern, da er die Sorge über die Pfarrei nun einem Anderen überlassen mußte, weil ihm die höhere für den ganzen Kirchensprengel oblag, zumal Sailer öfter schwer krank danieder lag. Obgleich ihn mit diesem Ein Streben, Ein Glaube und Eine Liebe vereinigte, so war doch in Jedem manche eigenthümliche Ansicht. Wittmann billigte die gemischten Ehen nicht, weil seine Erfahrung nicht für sie sprach, und er gab in einer eigenen lateinischen Schrift die Grundsätze der katholischen Kirche über solche Ehen heraus, war aber unzufrieden, als sie übersetzt und so zum Zankapfel der Parteien wurde. Solche Dinge sollten nicht als Gegenstand des Streites unter das Volk kommen. Nach dieser Ansicht hatte er schon als Pfarrer gehandelt und sich standhaft geweigert, solche Ehen von der Kanzel zu verkünden, er wurde deßwegen mehrmal um Geld gestraft, das er willig zahlte; aber er wahrte sein Gewissen rein und erklärte offen, er werde stets so handeln.

Auch als Bischof blieb er in seiner Lebensweise ganz derselbe; er brachte es nicht so weit, einen eigenen Wagen im hohen Alter für seine Reisen im großen Kirchensprengel zu halten, wenn er die Pfarreien untersuchte und die heilige Firmung spendete, und oft begnügte er sich auf dem Lande mit einer Mahlzeit von Kartoffeln, Wasser und Brod. Bei seinen Untersuchungen drang er streng auf sittliches Leben, denn der Priester der Gemeinde müsse darin Allen zum Muster seyn; die Talarkleidung sah er gern, sie erinnere unwillkürlich an das wichtige Amt des Priesters und halte von manchem Fehltritte zurück; das Gebet empfahl er überall dringend. Er selbst zog sich alljährlich eine Woche lang von allen Geschäften zurück und widmete diese Tage bloß der Betrachtung und dem Gebete in der ehemaligen Einsiedler-Klause bei Abbach. Wie sein Herz ohne Falsch nur Liebe,

Demuth und Verzeihen kannte und übte, so empfahl er diese auch Anderen und ein merkwürdiges Beispiel gab er noch wenige Jahre vor seinem Tode. Als Sailer in seiner bischöflichen Würde von Jemanden öffentlich geschmäht und verlaümdet wurde, daß Viele sich darüber ärgerten, trug er die Sache dem versammelten geistlichen Rathe vor und überließ es dessen Entscheidung, was in dieser Angelegenheit zur Rettung seiner Ehre und der geistlichen Würde geschehen solle. Und nacheinander riethen Alle, man müsse die Sache dem weltlichen Gerichte übergeben und es müsse das öffentliche Aergerniß durch eine öffentliche Ehrenrettung gut gemacht werden. Nur Wittmann widersprach diesem Rathe: „ein Christ und um so viel mehr ein Priester müsse dulden und dürfe keinerlei Rache üben, er müsse vielmehr verzeihen und die Sache Gott anheim stellen.“ Diese Rede machte auf Alle einen tiefen Eindruck, Sailer wollte die Sache vergessen. Aber sobald der Verlaümder von dieser Milde hörte, ward sein Herz bewegt, er kam zu Sailer, bat ihn um Verzeihung und machte dieses selbst bekannt.

Als nach Sailers Tode der König Ludwig nach Regensburg kam und in der Domkirche die Grabstätte des Dahingeschiedenen besuchte, den 1. Juli 1832, sprach er zu dem Weihbischofe Wittmann: „Sie sind Sailers Freund gewesen, Sie sollen sein Nachfolger seyn; ich weiß keinen Würdigeren. Auf seinem Grabe ernenne ich Sie zum Bischofe von Regensburg.“ In Demuth und Ehrfurcht suchte Wittmann Entschuldigung, er sey der Ehre nicht würdig, die Bürde für ihn, der am Rande des Grabes stehe, zu schwer. Aber der König entgegnete: „Wer sich selbst erniedrigt, wird von Gott, der auch die Kraft verleiht, erhöht.“

Die Freude über diese Ernennung war allgemein, nur Wittmann theilte sie nicht, ja er sagte ganz bestimmt, er werde den bischöflichen Stuhl nicht besteigen. Und so geschah es. Am 21. December desselben Jahres feierte er still das Andenken an sein fünfzigjähriges Priesteramt, das jedoch durch die sinnige Veranstaltung seiner Freunde und Verehrer verherrlicht ward; dabei zeigte sich ein sichtbares Schwinden seiner Kräfte, doch gönnte er sich keine Ruhe. Am 22. Februar 1833 hielt er in Obermünster noch die erste Fastenpredigt mit aüßerster Anstrengung, am andern Tag ergriff ihn die Krankheit so gewaltig, daß die Aerzte sogleich die große Gefahr erkannten. Alle Bemühungen zu seiner Rettung blieben erfolglos. Noch hofften seine Freunde auf die päpstliche Bestätigung der königlichen Ernennung zum Bischofe, sie verzögerte sich in der römischen Kanzlei, oder wie Einige glauben, weil Wittmann wegen seiner Bibel-Uebersetzung in Rom noch im schwarzen Buche stand und man geflissentlich mit der Bestätigung zögerte, um ihm ein Neueschreiben abzupressen. Er entgegnete den harrenden Freunden stets mit Milde: „So geht mein Wunsch in Erfüllung, ich sterbe nicht als Bischof.“ Am 7. März ließ er sich aus dem Bette auf die Erde, auf das Brett legen, welches sein gewöhnliches Lager war und das er mit in's Grab

zu nehmen wünschte, dann hieß er Alle sich entfernen, denn er wolle allein sterben. Und als doch immer wieder Geistliche zu ihm kamen, sagte er mit schwacher wehmüthiger Stimme: „Seyen Sie doch nicht so grausam. Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein sterben!“ Der Wärter mußte ihm gegenüber das Kreuz aufstellen. Den Blick auf dasselbe geheftet erwartete er den Tod und entschlummerte im Herrn den 8. März früh Morgens.

Sein ganzer Nachlaß bestand in 700 Gulden und diese waren nur deßwegen unvertheilt geblieben, weil er mehrere Wochen krank lag, sonst hätte er gar Nichts hinterlassen. Er lebte von einem Tage auf den anderen und befolgte ganz den Grundsatz Fenelons: Der Priester sey ohne Geld und ohne Schulden. Vergebens hatte man ihn zu bereden gesucht, seine Verwandten zu seinen Erben einzusetzen. Ein Geistlicher, sagte er, lebt von der Kirche, deßwegen müssen sie und die Armen seine Erben seyn. — Seine Zimmer-Einrichtung war auf das Allernöthigste beschränkt und dieses von ganz gewöhnlicher Art, kaum konnte er den ihn Besuchenden einen schlechten Stuhl anbieten. Die Verehrung gegen ihn zeigte sich erst recht nach seinem Tode. Die wenigen Geräthschaften und seine Kleider wurden als theuere Erinnerungszeichen zu ungeheueren Preisen, sein dreieckiger Hut um 200 Gulden von einem Protestanten ersteigert. Sein Erbe war das Priester-Seminar.

Eine der letzten und wichtigsten Angelegenheiten war, den Willen seines Freundes Sebastian Job in's Leben zu führen. Dieser, der Sohn eines Schreiners, war geboren 1767 zu Neunburg vorm Wald und sollte das Handwerk seines Vaters lernen, da sein älterer Bruder Martin schon studirte und der Vater zu arm war, um Beide zu unterstützen. Allein seine Kenntniß im Gesange verschaffte ihm eine Freistelle im Kloster Frauenzell und dann im Studenten-Seminar von St. Paul in Regensburg, wo er seine Studien vollendete und im Jahre 1791 Priester ward. Darauf lehrte er am Gymnasium und Lyceum die verschiedenartigsten Gegenstände nach der Weise der Jesuiten noch in lateinischer Sprache, und erhielt dann im Jahre 1808 durch Sambuga in München den Ruf als Beichtvater der königlichen Prinzessin Karoline von Bayern, die sich zuerst mit dem Kronprinzen von Württemberg und dann mit dem Kaiser Franz von Oesterreich vermählte. Job war ihr Gewissensrath in Stuttgart und Wien, legte den Gehalt, welchen er aus Bayern bezog, zu wohlthätigen Zwecken zurück und bestimmte diese Summe zur Gründung einer Anstalt für arme Schulschwestern in seiner Vaterstadt Neunburg, damit sie den Unterricht der weiblichen Jugend übernähmen. Sterbend hinterließ er die Ausführung dieses Planes seinem Freunde Wittmann, der den Willen des Verstorbenen gewissenhaft erfüllte, und darauf fanden die armen Schulschwestern auch anderwärts in Bayern Eingang.

Armen- und Waisen-Väter.

Großes zu wirken ist nur Wenigen gegönnt, aber Gutes kann Jeder thun, wenn sein Wirkungskreis auch noch so sehr beschränkt ist, und an Armen und Waisen Vater- und Mutterstelle vertreten gewährt das Gefühl himmlischer Seligkeit schon hier. Beinahe unzählig sind die frommen christlichen Stiftungen durch Deutschland, die von Königen und Fürsten zur Pflege der Hülfsbedürftigen jeder Art nach und nach entstanden sind; aber hier will ich nur einige Männer und Frauen aus dem Adel oder dem bürgerlichen Stande anführen, und an ihnen zeigen, welche die Früchte des Fleißes, der Treue, Sparsamkeit und Wohlthätigkeit sind.

Krauſs.

Im Jahre 1569 wurde zu Brunamberg den armen Bauersleuten Hans Streit und seiner Ehefrau Elisabeth ein Mädchen geboren, welches in Zirndorf getauft und Elisabeth genannt wurde. Schon mit dem zehnten Jahre mußte es das elterliche Haus verlassen und seinen Unterhalt durch Dienen suchen. Da nahm es sein Wanderbündelchen unter den Arm und ging, eine Strecke Weges von den Eltern begleitet und unter Segenswünschen entlassen, nach Nürnberg, suchte und fand Dienste. Anfangs ging es ihr freilich hart, und sie mußte sich schwer plagen und viel erdulden, bis es allmählig besser ging. Weil sie aber folgsam, treu und thätig sich bewies, und als heranwachsende Jungfrau sittsam in ihrem Wandel und sparsam war, und ihr frommes Vertrauen auf Gott durch Leiden und Unglück nur noch mehr wuchs, wurde sie gern in Dienste genommen und von ihrer Herrschaft geachtet. Sie kleidete sich reinlich, aber nicht kostspielig, und legte immer einen Sparpfennig zurück, um einst ein eigenes Hauswesen errichten zu können. So wurde sie neun und zwanzig Jahre alt, als sie den eben so treuen als fleißigen Handlungsdiener Konrad Krauß von Kitzingen heirathete, 1598. Obgleich Beide nur ein geringes Vermögen zusammenbrachten, errichteten sie doch eine eigene Handlung; denn Krauß war von einem echten Handlungsgeiste beseelt und mit tüchtigen Kenntnissen zur Führung einer Handlung ausgerüstet, aufmerksam auf alle Veränderungen, welche ein solches Unternehmen fördern oder hemmen konnten, und nicht übermüthig im Glücke. Erst allmählig begann er, sein Geschäft zu erweitern, nachdem er zuerst die geliehenen Gelder größtentheils heimbezahlt hatte. Er ließ sich nicht von neuen lockenden Unternehmungen hinreißen, sondern überlegte und prüfte zuerst sorgsam, dann aber sparten die Eheleute weder Fleiß noch Mühe, und ließen sich Tag und Nacht willig finden, hielten

das Ihrige zu Rath, und verpraßten den redlichen Gewinn nicht in Gastgelagen und Putz, sondern begnügten sich mit schlechter und geringer Speise, blieben fromm und Gottes Segen nahm sichtbar zu.

Gerade damals war aber eine harte Zeit; der Religionskrieg begann, die Straßen wurden unsicher, Freunde und Feinde zehrten vom Gute der Bürger, nach der Verwüstung legten sich Krankheiten auf Stadt und Land, und das Elend wuchs von Tag zu Tag. Auch Nürnberg wurde hart bedrängt, und es brachen mit den Heeren Hunger und Elend aller Art herein. Aber Krauß überwand mit Geduld und Standhaftigkeit alle Hindernisse, bekämpfte die seinem Handel drohenden Gefahren mit kluger Vorsicht und erhielt das Ansehen seines Namens. In allen Nöthen und Unternehmungen aber war seine Ehefrau die redlichste, fleißigste und sorgsamste Theilnehmerin, die das Hauswesen mit weiser Sparsamkeit besorgte, die Dienerschaft überwachte und die Erziehung ihrer beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, mit mütterlicher Aengstlichkeit leitete. Zugleich war sie gerade in jener furchtbaren Zeit eine wahre Mutter der verwaiseten Kinder, eine Pflegerin der Kranken und Wohlthäterin der Armen. Sie nahm viele vertriebene heimathlose Unglückliche in ihr Haus, speisete und kleidete sie, verschaffte den Knaben Lehrmeister, den Mädchen Dienste; sie scheute sich nicht, die auf der Straße Dahinschmachtenden mit eigener Hand noch zu laben, und sie achtete selbst des Neides und Spottes nicht, und blieb wohlthätig selbst gegen die, von welchen sie verlaümdet wurde. Wohl hatte sie viele Widerwärtigkeiten zu ertragen, aber ihre christliche Geduld ermüdete nicht. Gegen das Ende ihres Lebens trafen sie die härtesten Prüfungen: es starb ihre Tochter erst ein und zwanzig Jahre alt, dann ihr Sohn Konrad in der vollsten Manneskraft, der eine große Neigung zu den Wissenschaften hatte, und im Jahre 1632 auch ihr Gatte. Darauf lebte sie noch sieben Jahre als Wittwe, mit Sehnsucht nach der Auflösung harrend. Ihr hinterlassenes Vermögen betrug gegen einhundert dreißigtausend Gulden, die sie größtentheils zu frommen Stiftungen verwendete, für die Schulen, Armen, Waisen und vorzüglich zu Stipendien für Studirende, und nach den ersten hundert Jahren hatte man aus ihren Vermächtnissen gegen zweihundert tausend Gulden ausbezahlt.

Aufseeß.

In Bamberg lebte das edle Geschlecht von Aufseeß, von welchen einzelne Mitglieder schon früh genannt werden. Einer dieses Geschlechtes, Jobst Bernhard von Aufseeß, erhielt seine erste Bildung im adeligen Knaben-Seminar zu Würzburg, wurde an diesem Domstifte und in Bamberg Kapitular, dann Vicedom im bambergischen Kärnthen, und lebte von seinen Pfründen und seinem elterlichen Vermögen nach Art der meisten

Domherren jener Zeit mit großem Aufwande, daß er bald bei unchristlichen Wucherern Schulden machen mußte, bis ihm endlich Niemand mehr borgte. In dieser Zeit soll ihm seine Haushälterin einst einen Thaler mit den Worten gegeben haben: „Das ist der letzte!" Dieses und seine bisherigen Erfahrungen wirkten so auf ihn, daß er von nun an sparsam und mäßig lebte, und sogar den Gedanken faßte, wahrhaft wohlthätig zu werden. Er bezahlte allmählig seine Schulden, versagte sich dann nicht nur die meisten Vergnügen, sondern ging selbst in ärmlicher Kleidung einher, daß die Studenten deßhalb, und weil er kein Almosen gab, oft mit Fingern auf ihn deuteten und spottend riefen: „Armer Aufseeß!" Er ließ sich indessen in seinem Vorsatze nicht irren, und antwortete den Spottenden, wie den Bedürftigen: „Nach meinem Tode wird euch Alles, was ich habe." Und kurz vor seinem Tode, 1738 17. Februar (er starb den 2. April), machte er seine letzte Verfügung, und bestimmte seinen mühsam errungenen Schatz von 400,000 Gulden zur Errichtung eines Seminars, eines Erziehungs-Hauses für so viele Knaben, als die Kräfte der Erbschaft füglich ernähren und erhalten könnten. In dasselbe sollten auf- und angenommen werden, arme Knaben zu zwei Drittheilen aus dem Bamberger und zu einem Drittheile aus dem Würzburger Hochstifte; sie sollten darin Kost, Kleidung und Unterricht erhalten. Den Willen des Verstorbenen vollzog sein innigster Freund Eustach von Werdenstein, baute das Erziehungshaus und sorgte für die Einrichtung; es wurden 24 Knaben von Bamberg und 12 von Würzburg aufgenommen, auf die Bediensteten der Domkapitel und die doppelten Waisen sollte vorzüglich Rücksicht genommen, die Kinder der noch lebenden Staatsdiener aber ganz ausgeschlossen werden. Die schöne Anstalt wurde trefflich geleitet, bis das Vermögen derselben am Anfange dieses Jahrhunderts theils zu Stipendien, theils zu andern Zwecken bestimmt wurde; unter dem Könige Ludwig aber ward die Anstalt zu ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder hergestellt, da der ritterlich gesinnte Freiherr Hans von Aufseeß, obgleich Protestant, sich kräftig für die Stiftung verwendete.

Johann Michael Poppel und Hermann von Patz.

Es ist schön, von der Fülle seiner Schätze den Armen und Waisen spenden; aber noch schöner und edler ist es, wenn der Arme selbst mit äußerster Anstrengung und mit aufopfernder Liebe sein Leben dem Dienste der Menschheit widmet und an den Waisen Vaterstelle vertritt, wie dieses Johann Michael Poppel that. Er war der Sohn eines Faßbinders in der Au bei München, hatte sich anfangs dem Handwerke seines Vaters gewidmet, besuchte dann, von einem unbestimmten inneren Drange getrieben, eine Zeit lang die lateinische Schule, wollte Schullehrer werden, und

war als Lehrgehülfe in den Waisenhaüsern zu Freising und Erding thätig, ließ sich dann als Franziskaner-Bruder aufnehmen, verließ aber auch das Kloster wieder, und fand bald darauf seinen eigentlichen Beruf darin, der Wohlthäter und Vater ganz verlassener Kinder zu werden.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges ging das Verderben wieder über Bayerns Fluren, den Feinden und der Verwüstung folgte das Elend und der Hunger auf dem Fuße nach und raffte viele Menschen dahin, und die Waisen irrten ohne Obdach, ohne Nahrung und Unterricht umher. Poppel nährte sich damals vom Privatunterrichte in der Au, und als er den Jammer der unglücklichen Kinder sah, fühlte er inniges Mitleid mit ihnen, und er beschloß, Alles aufzubieten, ihnen zu helfen, und das edle Vorhaben entflammte seinen Muth und mit frommer Begeisterung griff er das Werk an. Er kannte weder reiche, noch sonst vielvermögende Verwandte und hatte nicht die geringste wahrscheinliche Aussicht auf irgend eine hinlängliche Unterstützung, als er sich entschloß, der Vater der verlassenen und von der Mitwelt unbeachteten Waisen zu werden. Der damalige Gerichtsherr (Landrichter) Freiherr Franz Karl von Widemann gab ihm die Erlaubniß, mit seinem Vorhaben einen Versuch zu machen, und Poppels Hausherr, der Gerichtsdiener Christoph Nußbaum in der Au, raümte ihm eine große Stube um sehr geringen Zins ein. Darauf sammelte er am St. Andreastag, den 30. November 1743, ohngefähr dreißig Knaben und Mädchen, führte sie zuerst in die Kirche Mariahülf, dann in seine Stube und begann sie zu reinigen, zu nähren, zu kleiden und zu unterrichten.

Mit unermüdeter Geduld, mit einem wahren Vaterherzen kämpfte er gegen Spott und Hohn und gegen ein ganzes Heer von Hindernissen Jahre lang, um das unternommene Werk fortzuführen. Seine Aufopferung machte ihn kühn und beredt, er ging umher und sammelte Wohlthäter für seine Waisen, und ließ sich weder durch Drohungen noch Schmähreden abweisen. Man erzählt, daß ihm einst ein reicher Mann, den er lange vergebens um eine milde Beisteuer gebeten hatte, mit dem Stocke gedroht habe, wenn Poppel noch einmal vor ihm erscheine. Aber dieser ließ sich dadurch nicht abschrecken, kam wieder, und als der Reiche ihm wirklich einen Schlag versetzte, rief er: „Schlagen Sie mich nur, aber geben Sie meinen Waisen.“ Dadurch wurde das Herz des reichen Mannes gerührt und er zeigte sich fortan als der Wohlthäter der Waisenschule.

Nach dem Kriege durften allgemeine Sammlungen für die Armen und Waisen veranstaltet werden, Poppel benützte diese Gelegenheit und brachte so viel zusammen, daß er für die Waisen ein eigenes Haus kaufen konnte. Er richtete es für seinen Zweck ein, und da der Bau wegen Geldmangels bald wieder stockte, ging und flehte er von Neuem, und als es endlich ausgebaut und eingerichtet war, 1751, überschaute er die Mühen der verflossenen

Zeit mit Freude und Dankbarkeit gegen Gott. Vom Reste der Sammlungen ersparte er noch eine Summe von 4822 fl., welche er seinem Waisenhause als Grundstock hinterlegte. Allmählig gedieh die schöne Anstalt weiter, er theilte die Kinder in verschiedene Klassen, nahm einen Gehülfen an, und die Kinder erhielten Unterricht in der Religion, im Lesen, Stricken, Spinnen und Nähen. Als Poppel im Jahre 1763 starb, war dieselbe fest begründet und bildete die Grundlage des jetzt reich ausgestatteten Waisenhauses in München.

Eben so wohlthätig, aber in anderer Weise erscheint Hermann von Patz von München, der Sohn eines Criminalrathes. Er lebte von Jugend an in stiller Abgeschiedenheit und galt als Sonderling, wie er sich denn wirklich, von einer schönen Idee erfüllt, dem eitlen nichtigen Treiben der Menge entzog und absonderte. Einfach und genügsam und so gewissenhaft, daß er als Advokat keine Sache zur Vertheidigung übernahm, wenn er nicht juristisch und moralisch überzeugt war, daß das Recht auf der Seite seines Schützlings sey, hatte er durch redlichen Fleiß und glücklichen Kauf von Staatspapieren sein väterliches Erbe zu einer sehr großen Summe anwachsen sehen. Was sollte er damit beginnen, da er ohne Gattin und Kinder war? Anfangs wollte er es einem geistlichen Orden übergeben, aber nur zu dem Zwecke, daß die öde Gegend um München zu einem Garten verwandelt würde; später aber beschloß er, Vater der Wittwen und Waisen zu werden, und fand sich in diesem Gedanken ganz selig. So vermachte er denn in seinem letzten Willen zwar seinen Anverwandten und Bekannten bedeutende Summen, zum Erben seines noch übrigen Vermögens aber von 272,000 Gulden setzte er ein die Advokaten-Wittwen- und Waisen-Anstalt Bayerns.

Die Inschrift der ihm gewidmeten Denktafel in den Arkaden des Münchner Kirchhofes lautet: „Die Mitglieder des Advokaten-Standes des Königreiches Bayern dem Wohlthäter und väterlichen Freunde ihrer Wittwen und Waisen, dem k. Advokaten Hermann von Patz, geboren den 31. August 1787, gestorben den 16. April 1843.“

Lorenz Freiherr von Schäzler.

stammt aus dem alten Geschlechte der Freiherren von Schätzl, die in der Gegend von Passau ihre Güter (Kading, Hörmannsberg, Waizmannsdorf und Tyrnau) besaßen und mit den angesehensten Familien in Bayern verschwägert waren. Ihre Güter kamen aber nach und nach an die Fürstbischöfe von Passau, die Nachkommen verließen jene Gegend und siedelten sich in Ansbach an. Hier wurde Lorenz am 15. September 1762 geboren, besuchte das Gymnasium in Ansbach und kam 1778 als Lehrling in eine Ausschnitthandlung nach Frankfurt am Main. Da er aber keine Gelegenheit

heit hatte, etwas zu lernen, blieb er nur zwei Jahre, und nahm dann Privatunterricht. Seine weitere Ausbildung verdankte er dem Benj. Metzler'schen Wechselhause. Darauf kam er nach Aachen in eine Tuchfabrik, wobei er zugleich eine Stickereifabrik für eigene Rechnung führte. In der Folge übernahm er die Bergwerke zu Trarbach an der Mosel in Gemeinschaft mit dem Eigenthümer, da dieser aber ganz verschuldet war, gerieth Schäzler in mehrere Prozesse, verlor dabei all sein Vermögen und rettete kaum zweitausend Gulden durch die Aufgebung des Antheils am Bergwerke. Doch mit dieser geringen Summe legte er den Grund zu seinem künftigen Reichthume. Im Jahre 1791 kam er in das Wechselhaus des Baron von Liebert in Augsburg, heirathete eine Tochter desselben 1793, und stand ihm als treuer Gehülfe bei, bis er im Jahre 1800 ein eigenes Wechselhaus gründete. In seinem Geschäfte zeigte er die pünktlichste Ordnung und weise Einrichtung in den kleinsten, wie in den bedeutendsten Sachen, unermüdete Anstrengung, besonnenes Abwägen und Benützen der Zeit und tiefe Einsicht, wodurch er in kurzer Zeit einen solchen ehrenvollen Ruf im In- und Auslande erhielt, daß sein Name überall mit Achtung genannt, und er selbst der Rathgeber und Freund seiner Mitbürger und der Wohlthäter der Armen wurde. Er ward mit einigen Andern als Abgeordneter des Handelsstandes im Jahre 1805 an Napoleon geschickt, und es gelang ihnen, die Befestigung der Stadt und die gedrohte Niederreißung der Gartenhaüser und Fabriken abzuwenden und die Erlassung der rückständigen Forderungen von 400,000 fl. zu bewirken. Als Augsburg mit Bayern vereinigt wurde, leistete Schäzler der neuen Regierung durch Geldanleihen wichtige Dienste, weßwegen ihn der König Maximilian zum Finanzrath ernannte, in welcher Eigenschaft er öfter nach München berufen und um sein belehrendes Gutachten in Finanzgegenständen gefragt wurde. Am meisten aber wirkte er für seine Vaterstadt. Hier war es die Verbesserung der Gewerbe, die Belebung der Industrie und die Ermunterung der Künste, so wie die Unterstützung des Landbaues, worüber er nachdachte und Summen spendete; dort war es der Verarmte, der Kranke, der Unbeschäftigte, der mit Mangel im Stillen kämpfende Hausvater aus den verschiedensten Ständen, denen er die hülfreiche Hand reichte. Vor Allen richtete er seinen Blick auf die Erziehung der Jugend, und er war auf die mannichfaltigste Weise thätig für die armen Waisen und verlassenen Kinder der Armen, und er spendete große Summen auch dafür, daß die öffentlichen Strafanstalten in Besserungshaüser verwandelt würden. Das Alles konnte er aber mit segensreichem Erfolge nur deßwegen rathen und leisten, weil er als Reisender nicht in eitlen Zerstreuungen dahin lebte, sondern sein wachsames Auge auf alle Anstalten zum Wohle der Menschheit gerichtet hatte. Er widmete das Haus seines Oheims in Ansbach zu einer Familienstiftung für die dort wohnenden Wittwen seiner Anverwandten väterlicher Seite und unterstützte Waisen und Gewerbsleute; in Augsburg

übernahm er allein die Besoldung eines Armenarztes und die Abgabe des Weines an arme Kranke. Schon im Jahre 1804 gründete er eine Rumforder Suppenanstalt, miethete zu diesem Zwecke ein Haus, richtete es ein und ließ täglich mehrere tausend Suppen-Portionen an die Armen unentgeltlich austheilen, und gab durch wohlfeilen Verkauf der Suppe anderen Reichen Gelegenheit, die dürftigen Taglöhner zu unterstützen. Darauf wurde 1806 die Anstalt in das ehemalige Dominikanerkloster verlegt, und die wachsende Noth brachte in jener kriegerischen Zeit ihn auf den Gedanken, das Gebaüde zur Ausführung umfassender Wohlthätigkeits-Plane zu benutzen. Er erbaute zwei Wartstuben, in welchen die Kinder dürftiger Eltern den ganzen Tag Pflege, unentgeltliche Beköstigung und Beschäftigung im Stricken und Wollspinnen erhielten, er besoldete eigene Personen zur Aufsicht über die Kinder und ihre Arbeiten; er verschaffte auch den die Stadtschulen besuchenden Kindern Beschäftigung und Absatz ihrer Arbeiten. Als ihn darauf viele Arme baten, sich in jenen Zimmern aufhalten und arbeiten zu dürfen, gründete er in jenem Gebaüde eine ausgedehnte Beschäftigungs-Anstalt und eine Armenschule, und er verwendete vom Jahre 1814—1825 auf diese allein 25,546 fl. Erst in diesem Jahre, da er seines Alters wegen die Oberaufsicht nicht mehr führen konnte, gab er dieselbe auf, sorgte aber noch väterlich für die Knaben und Mädchen, die nun entlassen wurden, durch milde Einlagen in ihre Sparbücher und durch Anlage von Capitalien zu ihrer Unterstützung während der Lernzeit, Wanderschaft, Dienstjahre und im Falle der Verehelichung, wenn sie sich sittlich betragen würden. Er suchte das Webergeschäft in Augsburg wieder in Aufnahme zu bringen und den Meistern den Ankauf besserer Webstühle zu erleichtern. Durch ihn wurde das Waisenhaus neu hergestellt, die Anzahl der Zöglinge vermehrt, und er gab zu diesem Zwecke allein 25,000 fl.; ihm dankt Augsburg die heiteren Säle der Kunstschule, er gab die erste Anregung zur Errichtung einer Sparkasse, er wirkte zur Verschönerung der Umgegend durch Gartenanlagen, er förderte den Bau einer Kirche im Gottesacker und dessen ganze Umgestaltung. Mit Recht beweinten ihn die Armen, als er am 19. März 1826 starb, und sein Name lebt noch im dankbaren Andenken fort.

Maximilian Graf von Montgelas.

Es ist edler und rühmenswerther, einer Nation Ehre und Selbstständigkeit retten und sie durch Wiedererweckung ihres Selbstbewußtseyns erheben und kräftigen, als ein Land erobern, und es ist schwerer, dem Wahn der Dummheit und den heimlichen Ränken der Bosheit und des Neides begegnen, als im offenen Kampfe dem Feinde gegenüberstehen und durch eigene Klugheit und durch die Tapferkeit seiner Soldaten siegen; denn gegen den offenen Feind schaaren sich leicht die Streiter, indeß um den muthigen Vorkämpfer für geistige Güter gegen Unwissenheit und Aberglauben sich anfangs nur wenige Gutgesinnte schüchtern reihen, bis endlich im Fortgange des Kampfes immer Mehrere zu den Freunden des Lichtes herübertreten, und so verdient denn Montgelas unter allen früheren Staatsmännern Bayerns gewiß am meisten Ruhm und Dank.

Er ist geboren zu München den 10. September 1759. Sein Vater war bayerischer General-Major, seine Voreltern gehörten zum alten savoyischen Reichsadel. Den ersten Unterricht und die erste Erziehung genoß er in München unter den Augen seiner Mutter, einer gebornen Gräfin Trauner, dann bei deren Eltern in Freising am bischöflichen Hofe, wo die Umgebung auf den Knaben so mächtig wirkte, daß er sich dem geistlichen Stande widmen wollte, weßwegen ihn der damit unzufriedene Vater in eine Erziehungsanstalt nach Nancy und dann nach Straßburg schickte, wo der junge Montgelas vom Jahre 1768—1776 weilte. Straßburg war damals der Sammelplatz der fähigsten Lehrer und der geistreichsten jungen Männer, auch Göthe hatte sich dort gebildet. Dort lernte Montgelas nicht bloß die französische Sprache in ihren feinsten Wendungen, sondern auch jene Geschmeidigkeit und Anmuth im Umgange, jene Kunst, das Gespräch und die Unterhaltung mit Leichtigkeit zu leiten, wozu seine hohen geistigen Fähigkeiten und seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Geschichte und Staats- und Rechtswissenschaft, die er unter dem berühmten Schriftsteller Koch erlangte, und sein lebendiges Gedächtniß das Meiste beitrugen, ohne daß deßwegen seine Ueberlegenheit stolz oder drückend erschien.

Als er in sein Vaterland Bayern zurückkehrte, genügte ein halbjähriger Aufenthalt auf der Universität Ingolstadt, um eine Hofrathsstelle in München zu erhalten, die ihm der Kurfürst Maximilian ertheilte; auch Karl Theodor war dem trefflichen jungen Manne gewogen und ernannte ihn zum Kammerherrn und Bücher-Censur-Rathe. Da aber Montgelas in den Bund der Illuminaten trat, welcher bald entdeckt und verfolgt wurde, entwich auch er, wie viele Andere, weil seine Sicherheit gefährdet schien,

und begab sich im Jahre 1785 an den Hof des Herzogs Karl von Zweibrücken, wo er eine günstige Aufnahme fand und am 29. April 1787 in die Dienste des Herzogs trat, nachdem der Minister von Hofenfels die ausgezeichneten Fähigkeiten Montgelas durch mehrere Arbeiten erprobt hatte.

Bald wußte sich Montgelas nicht bloß das Zutrauen des Herzogs, sondern in noch höherem Grade die Gunst des Prinzen Maximilians zu erwerben, der von Straßburg häufig zum Besuche zu seinem Bruder nach Zweibrücken kam. Plötzlich folgte jedoch der Gnade des regierenden Herzogs die Ungnade, und Montgelas wurde entlassen, ohne daß er je die eigentliche Ursache erfuhr, worauf er als Privatsekretär Maximilians, und dann nach dem Tode des Herzogs Karl am 1. April 1795 der vorzüglichste Rathgeber und Gefährte bei allem Mangel und Unglück in treuer Anhänglichkeit war. Maximilian war nun Erbe von Zweibrücken, aber das Land war in der Gewalt der Franzosen, und Montgelas bemühte sich, durch kluge Unterhandlungen ihm das väterliche Erbe zu retten. Er begleitete ihn bei dem wechselnden Aufenthalte auch nach Ansbach, wo am 12. October 1796 unter seiner Mitwirkung der Hausvertrag zwischen Maximilian und dessen Schwager, dem Pfalzgrafen Wilhelm von Birkenfeld, geschlossen wurde.

Als Maximilian durch den Tod Karl Theodors am 16. Februar 1799 Kurfürst von Pfalzbayern wurde, kam Montgelas mit ihm nach München, und wurde sogleich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, welche Stelle damals bei Weitem die wichtigste war, und das Glück hätte dem Kurfürsten und dem Lande keinen verständigeren und ergebeneren Diener zuführen können; achtzehn Jahre blieb er der eigentliche erste und leitende Minister am bayerischen Hofe, in welcher Zeit die Umgestaltung und Erneuerung des in jeder Hinsicht tief gesunkenen Landes und Volkes glücklich durchgeführt und Bayerns Macht und Selbstständigkeit gerettet und befestigt wurde. Die meisten Verbesserungs-Vorschläge kamen aus der Seele von Montgelas oder wurden doch nach reifer Ueberlegung durch ihn an den Kurfürsten gebracht, und seinen Planen, seinen Unterhandlungen, seinem richtigen Ergreifen des Augenblicks verdankten Fürst und Land nicht bloß Rettung, sondern auch Macht, Glanz und Ruhm. Mit klugem Sinn wußte er zwischen den Kriegswogen, die von Aufgang und Untergang Verderben drohend hereinbrachen, den bayerischen Staat zu erhalten, mitten in den Stürmen durch rasches Erwecken des alten Nationalgefühles und durch die Aufstellung tüchtiger Heere zu erheben und von nun an ein Gewicht in die schwankende Wagschale der Ereignisse zu legen.

Vorzüglich auf seinen Rath wurde ein eigener Bevollmächtigter nach Frankreich gesandt und am 26. August 1801 der Friede zwischen Frankreich und Bayern geschlossen, welcher die Grundlage des späteren freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Staaten wurde, zumal Montgelas

aus langer Erfahrung die Plane Oesterreichs auf Bayern kannte und von den neuesten Absichten wohl unterrichtet war. Deßwegen leitete er auch im Stillen mit großer Gewandtheit die Unterhandlungen mit Frankreich wegen der Entschädigung, welche dem Kurfürsten für die jenseits des Rheines abgetretenen Länder werden sollte. Montgelas errang recht eigentlich durch seine Thätigkeit und Klugheit das Fürstenthum Passau, auf welches Oesterreich lebhafte Ansprüche machte und es schon besetzt hatte. Am 5. September 1802 erfolgte ein Vertrag mit Frankreich über die Entschädigung für Bayern, wobei die Herausgabe von Passau festgesetzt wurde, die im Nothfalle selbst, mit Beistimmung Preußens, durch Waffengewalt sollte erzwungen werden. Von jener Zeit an suchte Montgelas mit großer Umsicht die Gunst Napoleons für seinen Kurfürsten zu erhalten, indessen er zugleich an der inneren Umgestaltung Bayerns den thätigsten Antheil nahm, aber dabei immer die Klugheit und Mäßigung walten ließ. Als merkwürdig verdient erwähnt zu werden, daß er gegen die gänzliche Aufhebung der Klöster war, sondern einige wenige als Erziehungshaüser, Heimathstätten der Wissenschaften und Ruheörter für alte verdiente Priester wollte erhalten wissen. Bei schwierigen Dingen, deren Entscheidung gerade nicht dringend war, gab er bei dem Vortrag oft den Bescheid: „Lassen wir die Sache noch eine Weile liegen,“ und dadurch kam nicht selten eine Sache weit besser in's Reine, als durch ein hastiges vorschnelles Entscheiden und Hin- und Herzerren. Der bayerischen Geschichte widmete er besondere Aufmerksamkeit, und wollte, daß die wichtigsten Ereignisse der früheren Zeit aus den Quellen dargestellt würden, wozu er die Hülfsmittel im reichsten Maße gewährte, weßwegen denn auch wirklich Vieles begonnen wurde, was ihm und denen zur Ehre gereicht, die er gewählt hatte. Sein scharfer Blick fand schnell die tüchtigsten Männer für jedes Fach, und ein Feind alles pedantischen Treibens gewährte er gern freie Wirksamkeit, wo es möglich war. Die Zeit seiner Erholung war dem Umgange mit den gebildetsten Männern gewidmet, wodurch er immer wieder auf's Neue belehrt und angeregt wurde; auf diese Weise unterrichtete er sich über Vieles, was er sonst vielleicht nie oder nicht so klar erfahren hätte. Er gab sich nicht einer Partei allein hin, sondern erhielt sich, durch seine geistige Ueberlegenheit getragen, über den Parteien, nur bedacht, die Macht und das Wohl Bayerns zu fördern.

Nach reiflicher Ueberlegung, in welcher Montgelas die damaligen Verhältnisse von Frankreich und Oesterreich klar und bestimmt darlegte, und auf die Gefahr hinwies, bei dem Festhalten am undankbaren Bunde mit dem mächtigen Nachbarstaate nach dem glücklichen und noch mehr dem unglücklichen Ausgange des Krieges, die Selbstständigkeit Bayerns zu verlieren, entschied sich Maximilian für den Bund mit Frankreich, und die Folge war die Erhebung Bayerns zu einem Königreiche und eine Vergrößerung seines Gebietes mit einem Theile seines ehemaligen Stammlandes, Oesterreichs.

Damals wurde dem Minister Montgelas eine Million Gulden geboten, wenn er ein Gebiet, das durch seine Unterhandlung schon für Bayern bestimmt war, einem anderen Staate zuwenden wollte. Er schlug aber das Anerbieten aus, und sorgte mit treuem Sinne für das Beste seines Herrn und Bayerns. Bald darauf mußte sich Bayern dem rheinischen Bunde anschließen, aber Montgelas vorzüglich war es wieder, der durch kluge Zögerung die Ausbildung und innere Gestaltung desselben hinderte, und so die Abhängigkeit des ganzen südlichen und westlichen Deutschlands von Napoleon wenigstens mäßigte. Er wahrte, wo und wie er nur konnte, Bayerns Selbstständigkeit auch dem mächtigen Frankreich gegenüber: kein Bayer zog für Frankreich nach Spanien und das französische Gesetzbuch wurde in Bayern nicht eingeführt.

Montgelas nahm, so viel es die fortdauernden kriegerischen Bewegungen erlaubten, den entschiedensten Antheil an der inneren Umgestaltung Bayerns; alle die wichtigen, tiefdurchdachten und tiefeingreifenden Verordnungen gingen meistens von ihm aus; er war es, der die Constitution entwarf, um alle einzelnen Provinzen Bayerns zu einem Ganzen zu vereinigen; alle einzelnen Theile und Bestimmungen dieses Staatsgrundgesetzes wurden bis auf die Ständeversammlung wirklich eingeführt, da diese wegen der beständigen Kriege nicht wohl eingerufen werden konnte.

Zur Vermehrung der nationalen Streitkräfte wurde die Nationalgarde errichtet, zur besseren Uebersicht und Handhabung der Ordnung das Reich in Kreise getheilt, die beinahe ganz in Verfall gerathene Akademie der Wissenschaften neu hergestellt und königlich begabt, fremde Gelehrte und Geschäftsmänner, unter ihnen manche Zierde der deutschen gelehrten Republik gerufen und ihnen eine angemessene Thätigkeit gewährt, damit Deutsche mit Deutschen verbunden blieben, das Talent zur Nacheiferung geweckt, die mannichfaltigen Zweige des Wissens ausgetauscht und zum Ruhme und Nutzen des Landes verwendet würden. Die Akademie der Künste blühte herrlich auf, nachdem sie ganz neu gegründet war, und bereitete jene Kunstepoche vor, die später über Bayern aufging. Montgelas stand mit den vorzüglichsten Mitgliedern der beiden Akademien in beständiger freundlicher Berührung, seine ausgezeichneten Kenntnisse in der europäischen und vaterländischen Geschichte, sein tiefer und klarer Blick, der die verschiedenen Ereignisse leicht und schnell unter Eine Beziehung brachte, sein feiner Kunstsinn, dem die glatte Geleckheit nicht das Vorzüglichste der Kunst war, die er nur als Zierde und Würze des Lebens und eines wohlgeordneten Staates ansah: dieses Alles förderte in seinem Umgange talentvolle Männer und weckte manchen schlummernden Gedanken. In ähnlicher Weise wurde das Unterrichts- und Erziehungswesen gefördert, und die unerreichten Muster der Griechen und Römer sollten die Grundlage aller höheren Bildung seyn. Die mannichfaltigsten Verordnungen aus jener Zeit werden stets von der

tiefen Einsicht, der Willenskraft und Humanität des leitenden Ministers zeugen, der zu den äußeren Angelegenheiten auch die inneren und später auch noch die des Finanz-Ministeriums mit großer Umsicht besorgte. Was einmal nach reiflicher Ueberlegung beschlossen war, blieb nicht bloß auf dem Papiere, sondern trat wirklich in's Leben. Sein ernstes Streben, seinen guten Willen und seine Klugheit mußten selbst seine Feinde und Neider anerkennen, vor Allen würdigte des Ministers Thätigkeit der König, und erhob ihn zum Danke für die treu geleisteten Dienste im December 1809 mit einer bedeutenden Güterausstattung in den Grafenstand. Er bekam die Krone in sein Wappen, weil er seinem Könige die Krone erringen half.

Obgleich er auch als Finanzminister manche gute Einrichtung traf, und dem durch die fortdauernden Kriege zerrütteten Staatshaushalte durch die Errichtung einer eigenen Staatsschulden-Tilgungsanstalt so viel als damals möglich war aufhalf, so blieb seine Hauptthätigkeit doch fortwährend auf die Leitung der schwierigen und verwickelten äußeren Verhältnisse gerichtet. Dabei war sein höchstes Ziel, Bayern immer mehr zu einer unabhängigen Macht zu gestalten und zu erheben, weßwegen auch das Heer, diese vorzüglichste Stütze des politischen Ansehens, das sich in allen bisherigen Kriegen Lorbern gesammelt, aber auch große Verluste erlitten hatte, immer vollzählig und wohlgerüstet erhalten wurde. Ein kräftiger Nachwuchs wurde demselben durch das neue Conscriptionsgesetz vom Jahre 1812 gesichert. Auch hier übte Montgelas großen Einfluß. Und als der Krieg gegen Rußland das schöne tapfere Heer beinahe ganz aufgelöst und vernichtet hatte, und jeder tiefer Blickende erkannte, wie entscheidend die Zeit herannahe: da wurde mit großen Kosten und aller Kraftanstrengung ein neues Heer aufgestellt, die National-Garden im ganzen Umfange des Reiches aufgeboten, und überhaupt Alles gethan, um Bayerns ehrenvolle Stellung in jener Zeit zu retten.

Schon hatte sich der große Bund zwischen Rußland, England, Preußen und Oesterreich gegen Napoleon gebildet, der aber noch mitten in Deutschland stand; noch war die Wagschale in der Schwebe, das bayerische Heer am Inn, das bedeutende Heer des Vicekönigs Eugen in Italien lähmte Oesterreichs Wirksamkeit, Bayerns Uebertritt erst konnte der Sache der Verbündeten großen Vorschub gewähren, und Montgelas zögerte klug, um Bayerns Selbstständigkeit, Macht und Ehre zu wahren. Dieses Zaudern war aber nicht nach dem Sinne des Oberanführers des bayerischen Heeres, des Grafen Wrede. Dieser, persönlich gegen Napoleon und die Franzosen erbittert, wußte die Beistimmung des Königs Maximilian zu Unterhandlungen mit Oesterreich zu erlangen, und ohne Montgelas wurde jener für Bayern so verhängnißvolle Vertrag zu Ried am 8. October 1813 geschlossen, der Bayern von Neuem dem guten oder schlimmen Willen Oesterreichs anheimgab.

Das bayerische Heer kämpfte darauf den Kampf mit den Verbündeten gegen Napoleon in Frankreich mit der altgewohnten Tapferkeit. Napoleon mußte nach Elba wandern. Damals erinnerte Montgelas den in Paris anwesenden Grafen Wrede, darauf zu dringen, daß er den Pariser Frieden mit unterzeichen dürfe; allein der General achtete dieses für gering und der Pariser Friede ward ohne Bayern geschlossen. So war dieses abermals der Willkür troz der früheren Verträge und Versicherungen von Oesterreich preisgegeben, wie sich bald auf dem Congresse in Wien zeigte. Zu den Verhandlungen dort wurde von Oesterreich eigens Wrede verlangt, als fürchte man die Umsicht und Klugheit des alterfahrnen Montgelas, und die Angelegenheiten Bayerns wurden mit wenig diplomatischer Gewandtheit geführt, und es zeigte sich damals, daß ein guter Feldherr nicht immer auch ein guter Staatsmann sey. Auch der zweite Pariser Friede und die Verträge mit Oesterreich wurden wieder durch den zum Fürsten erhobenen Wrede abgeschlossen, und Bayern sollte ganz nach dem Westen Deutschlands zurückgedrängt und seiner wichtigsten militärischen Haltpunkte gegen Oesterreich verlustig werden. Da zeigte Montgelas noch einmal alle Kraft und feurige Thätigkeit, welche er seit langer Zeit entwickelt hatte, und die Verhandlungen darüber in Klübers Acten des Wiener Congresses werden ein denkwürdiges Zeugniß von der Wahrhaftigkeit, Kenntniß und dem Eifer des Ministers bleiben, mit welchen er die Rechte seines Königs und Bayerns vertrat. Aber nun war Alles vergeblich. Oesterreich hatte, unterstützt von den anderen Mächten, über Bayerns Loos entschieden und dieses mußte gehorchen; aber es wich erst den wiederholten Drohungen, um den Krieg nicht zu verlängern. Die schönsten Landstriche, die ältesten Bestandtheile Bayerns gegen Osten hin wurden wieder abgerissen und der Staat in militärischer Hinsicht bloßgestellt und in zwei Theile zerstückelt.

Von dieser Zeit an schien Manches darauf hinzudeuten, den bisher mächtigen Minister, der in den Zeiten der größten Gefahr das Staatsschiff so sicher und kräftig gelenkt hatte, allmählig aus seinem Wirkungskreise zu entfernen, zumal sich der Kaiser Franz mit einer königlichen Prinzessin vermählte und Montgelas am österreichischen Hofe nie angenehm werden konnte. Neue Ansichten, von anderen Männern gepflegt, wußten sich geltend zu machen, und man schien ganz zu vergessen, wie tiefgestaltend und kräftig Montgelas selbst während der Kriegszeiten in die innere Verwaltung Bayerns eingriff. Um so mehr wendete er jetzt, so viel er noch konnte, in den Jahren 1815 und 1816 sein Hauptaugenmerk auf die Vereinfachung der Geschäfte und durchgängige Ersparung. Zu diesem Ende setzte er eine Commission aus Mitgliedern der ihm untergebenen Ministerien zusammen, und er soll es für möglich und für das Wohl des Landes und Volkes ersprießlich gehalten haben, die Ausgaben durch die höchste Vereinfachung der Verwaltung auf zwanzig Millionen herabzusetzen, dagegen

sollten bedeutende Summen auf großartige Unternehmungen verwendet, Kunst und Wissenschaft gefördert werden. So viel als möglich hatte er sie bisher schon gepflegt und manchem Schriftsteller Muße und Unterstützung gewährt, so auch dem beliebten Johann Paul Friedrich Richter. Dieser war früher durch den edlen Primas von Dalberg für seinen Lebensunterhalt sicher gestellt, nachdem dieser aber durch den Umschwung der Dinge sein Land verloren und kaum zu leben hatte, wendete sich Richter an den Kaiser von Rußland auf dem Congresse von Wien. Allein seine Bitte verhallte in dem Geraüsche der Feste, da gewährte ihm der König Maximilian, durch Montgelas veranlaßt, die Unterstützung, die Richter früher von Dalberg hatte, und der Erfreute schrieb darüber an den Minister: „Empfangen Sie meinen gerührtesten Dank für nicht bloß erhörte, sondern sogar übertroffene Hoffnungen. Aber am Besten danke ich Ihnen, wenn ich Ihnen, so weit der Abstand der Kraft verstattet, nachahme, nämlich wenn ich das Licht, das Sie durch Akademien und Schulen, durch Vereinigung und Belohnung heller Köpfe in die dunklen und jungen senden, mit meiner kleinen Feder fortpflanzen helfe, das Licht, das moralisch wie physisch das köstlichste und kräftigste Element der Erde bleibt, ohne welches jedes andere Element erstirbt.“ Ein solcher Dank gebührte dem Minister von vielen Anderen.

Seine wichtigste Angelegenheit war es, die Constitution in's Leben einzuführen, deßwegen ließ er den früheren Entwurf mit allen seinen einzelnen Bestimmungen auf's Neue prüfen und Alles zur Ausführung vorbereiten. Eben so eifrig war er bedacht, die kirchlichen Verhältnisse in Bayern zu ordnen, welche durch die Aufhebung der Abteien und Klöster, durch die neugestalteten Landesverhältnisse und die dadurch veranlaßte Erweiterung oder Verkleinerung der Kirchensprengel und so vieles Andere bedeutende Veränderungen erfahren hatten. Diese wichtige Angelegenheit fest auf feste Grundlagen zu bestimmen, war er selbst unmittelbar in Unterhandlung mit dem päpstlichen Nuntius della Genga in Regensburg schon im Jahre 1807 getreten, und die Sache war nach sehr vortheilhaften Bestimmungen für Bayern so weit gediehen, daß der Abschluß erfolgen sollte, als der Nuntius plötzlich abreiste und der römische Hof die Unterhandlungen abbrach, welche Montgelas nachmals in Rom und Paris und später nach der Wiedereinsetzung des Papstes durch den Ritter von Holler auf die einfachsten Grundlagen der alten Kirchenverhältnisse wieder anknüpfte. Dabei zeigte sich wieder sein Scharfblick, der in die Zukunft sah, und, als ahnete er alle die kommenden Plane zur Herstellung der römischen Macht und der Priesterherrschaft in Deutschland, wollte er es der Zustimmung der Stände übergeben, wenn die Rede seyn sollte von der Einführung eines abgeschafften oder neu zu errichtenden Ordens.

Während er mit der Anordnung und Durchführung dieser Angelegenheit beschäftigt war, kehrte der König am 1. Februar 1817 von einer Reise nach Wien zurück, und am folgenden Tage verkündete eine öffentliche Bekanntmachung, daß er dem Grafen Montgelas auf dessen Ansuchen die Entlassung von dem hohen Posten, den er bisher inne hatte, bewilligt, demselben in Rücksicht seiner großen Verdienste um den Staat einen jährlichen Gehalt von 30,000 Gulden gelassen, seinen erprobten Rath sich jedoch für außerordentliche Fälle vorbehalten habe. Damit endete die öffentliche Wirksamkeit des Grafen, er trat ehrenvoll von der hohen Stelle, die er beinahe achtzehn Jahre zum Wohle von Bayern und zum Ruhme und zur Zufriedenheit seines Königs bekleidet hatte. Sein Lob verkündete der Zustand Bayerns. Selbst seine Feinde geben ihm das Zeugniß: „Er war ein klug besonnener, einsichtsvoller Staatsmann, von bewährter Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn, ein kundiger gewandter Steuermann, der am Tage der Gefahr den ruhigen Blick nicht verlor. Der König entzog ihm sein Wohlwollen nicht, sah ihn haüfig noch bei sich und erhielt ihm die alte Zuneigung bis zum Tode; aus der Art der Entlassung erhellt offenbar, daß er nur fremden Drängen nachgegeben habe."

Bald darauf machte Montgelas eine Reise nach Italien, und weilte dann abwechselnd auf seinen Gütern in der Schweiz und in Bayern oder in München, wohnte später den Ständeversammlungen als erblicher Reichsrath bei, war im Jahre 1827/28 zweiter Präsident der Kammer der Reichsräthe, und erhielt vom Könige Ludwig im Mai 1828 in Anerkennung der treuen und nützlichen Dienste, die er während fünfzig Jahren dem Staate geleistet, den Ludwigs-Orden. Mit großer Theilnahme beobachtete er fort und fort den Gang der Zeitereignisse, sein klarer Blick durchschaute die Quelle und die verschlungenen Irrwege derselben, und selten taüschte er sich in der Vorherverkündigung der wichtigsten Begebenheiten, die als Endpunkte sich nothwendig an die Kette der früheren anschließen mußten. Noch immer sah er in seinem Hause gern die geistreichen Männer, welche früher mit ihm gleiche Gesinnung gezeigt und später noch bewahrt hatten, auch sah er wohl die neugeltenden Gestalten, lächelte aber oft ironisch über Manches, was als neue Staatsweisheit auftauchte, und über die gewaltigen Kirchenwirren. So kam das Jahr 1838. Er hatte das 78. Jahr zurückgelegt, zeigte aber noch keine oder nur geringe Abspannung seiner geistigen Kräfte. Noch am 12. Juni sah er Gesellschaft bei sich, und obgleich man an seinen Gesichtszügen eine Veränderung bemerkt hatte, fürchteten seine Söhne und Töchter, die ihn mit kindlicher liebevoller Sorgsamkeit pflegten, noch nichts für sein Leben. Noch an jenem Abende unterhielt er die geladenen Gäste durch sein geistreiches Gespräch, ließ sich dann ein Buch bringen und zog sich in sein Schlafgemach zurück. Um Mitternacht fühlte er sich unwohl und verschied kurz darauf sanft.

Sein Name ist unzertrennlich verbunden mit der Regierungsgeschichte des geliebten und verehrten Königs Maximilian Joseph. Diesem war die Wahl dessen, was dem Volke und Lande in jener verhängnißvollen Zeit frommte, nicht schwer, da Montgelas ihm mit bewunderungswürdiger Klarheit, mit richtigem Sinn für die Gegenwart und mit sicherem Rückblicke auf die Vergangenheit alle Falten des verwickelten Zustandes seines Reiches auseinander legte. Welche Macht, welchen Ruhm hätte Bayern erlangt, wenn es im Laufe der früheren Jahrhunderte nur Einen Mann wie Montgelas gehabt hätte! Solcher Minister, die so redlich und einsichtsvoll für das Beste ihres Herrn und Landes sorgen, nicht jeder auftauchenden Meinung sich schnell hingebend und nach schnell beweglicher Gunst haschend, gab und gibt es wenige.

Utzschneider, Fraunhofer und Reichenbach.

Mannichfach sind die Anlagen des Menschen, vielfach die Bahnen zur Auszeichnung und zur Wirksamkeit für das Vaterland, und wer immer seinen Mitbürgern neue Erwerbsquellen eröffnet, oder ihrem Geiste neue Hülfsmittel zur Förderung ihrer Erkenntniß, zur Erforschung der Wahrheit darbietet, verdient gleich den bisher genannten Männern als Wohlthäter gerühmt zu werden.

Joseph von Utzschneider ist der Sohn eines Landmanns, geboren zu Rieden am Staffelsee den 2. März 1763. Durch den Bruder seiner Mutter Andrä, welcher bei der Herzogin Maria Anna Zahlmeister war, kam er nach München, besuchte die lateinischen Schulen, wurde dann in das Kadettencorps aufgenommen und von der Herzogin als Geheimschreiber in jenen wichtigen Verhandlungen gebraucht, welche sie mit Preußen für Bayerns Selbstständigkeit gegen Oesterreichs Ansprüche anknüpfte und glücklich zur Rettung Bayerns endete. In dem jungen Utzschneider aber erwachte durch die Bekanntschaft mit den Gesinnungen des großen Friedrich eine solche Begeisterung für den König, daß er mit einigen gleichgesinnten Alters- und Schulgenossen den Entschluß faßte, heimlich zu entfliehen und nach Preußen zu gehen. Allein sie waren erst bis Freising gekommen, als sie schon von den nachgeschickten Dienern eingeholt und nach München zurück gebracht wurden. Darauf besuchte Utzschneider die Universität Ingolstadt, verließ sie als Doctor der Philosophie und ward sogleich als Repetitor der Mathematik und Physik und Lehrer der Cameral-Wissenschaften an der damals blühenden und von der Herzogin errichteten Landes-Akademie — nachmals

Militär-Akademie — angestellt, zugleich übertrug ihm die Fürstin die Verwaltung der Schwaige Anger im bayerischen Oberlande, wodurch er allmählig eine große Neigung für die Landwirthschaft gewann, die sich immer mehr steigerte und der er bis an sein Lebensende treu blieb.

Anfangs war er von der Gesellschaft der Illuminaten gewonnen, jedoch bald wieder aus derselben geschieden, da man Unbilliges, ja Verrätherisches von ihm forderte; gedrängt von der Herzogin gestand er, was er von der Gesellschaft wußte, nachdem von Anderen schon ähnliche und wichtigere Geständnisse gemacht waren; darauf begann die Verfolgung der Illuminaten und Utzschneiders Name wurde von Freunden und Feinden jener Gesellschaft vielfach genannt, gepriesen und geschmäht. Er glaubte sich kaum mehr sicher, da man jetzt manchen Freisinnigen als Anhänger derselben verfolgte; sein Oheim Andrä war auf des Kurfürsten Karl Theodor Befehl in's Gefängniß geworfen, weil auch er Bayerns Selbstständigkeit gegen Oesterreich mit Schrift und Wort zu vertheidigen gewagt hatte: deßwegen war Utzschneider vom Neuen entschlossen, nach Preußen zu gehen. Die Herzogin, seine treue Gönnerin, ahnete jedoch seine Absicht und sie erhielt den aufstrebenden jungen Mann seinem Vaterlande und verschaffte ihm 1784 die Stelle eines Hofkammer-Raths mit Sitz und Stimme.

Dadurch wurde er noch vertrauter mit den Gegenständen der Staatswirthschaft, des Handels und der Technik, welchen er von nun an seine ganze Kraft und fördernde Theilnahme widmete, seine Kenntnisse nach allen Seiten hin erweiterte. Er wirkte vorzüglich thätig zur Austrocknung des Donaumooses, weßwegen ihm der Kurfürst so gewogen ward, daß Utzschneider es wagte, um die Befreiung seines Oheims zu bitten, die er aber nicht erlangte. Bald darauf schlichtete er im Auftrage des Kurfürsten die Irrungen mit Salzburg und Berchtesgaden wegen der bayerischen Salzwerke, berichtigte die Salinen-Waldgränzen mit jenen Ländern, nahm über Berchtesgaden eine Karte auf, brachte die bedeutendste Saline zu Berg mit Pfanne und Wald von dem Stifte an Bayern 1795, und blieb als bayerischer Geschäftsträger und Salinen-Verwalter in jenem Fürstenthume, wo er bis zum Jahre 1798 sehr umsichtig und thätig zum Vortheile Bayerns in der Verbesserung des Salzbergbaues und Sudwesens wirkte.

Maximilian Joseph ehrte ihn mit gleichem Vertrauen, ernannte ihn am 23. April 1799 zu einem der sieben Directoren bei der neu errichteten General-Landesdirecton, dann zum geheimen Referendar in den landständischen Angelegenheiten. Sein erstes Geschäft in der neuen Stellung war die schwierige und höchst unangenehme Untersuchung und Darstellung des zerrütteten Finanzzustandes, den er dem Kurfürsten und seinen Ministern gewissenhaft aufdeckte. Bei der darauf folgenden Umgestaltung im Inneren Bayerns stand Utzschneider mit an der Spitze der thätigsten und einsichtsvollsten Männer, und seine Entschließungen waren um so umfassender

und durchdachter, je vertrauter er mit der Lage des Staates war und sein Vaterland innig liebte. Am 5. October 1799 brachte er mit den Ständen des Herzogthums Neuburg einen Abschluß zu Stande, wobei er im Sinne der neuen Regierung die Grundsätze entwickelte und geltend machte, wie sie nicht bloß die Zeitverhältnisse forderten, sondern wie sie im Wesen der fortschreitenden Menschheit sich gegründet zeigten und ganz auf die Erhebung Bayerns abzielten. Da aber diese Grundsätze dem bisherigen Verfahren widersprachen, manche Vortheile der bisher bevorrechteten Stände gefährdeten und vorzüglich von Utzschneider auszugehen schienen, wendete sich gegen ihn der persönliche Haß und es wuchs noch die Zahl seiner Gegner, als die „neue Erklärung der Landesfreiheit“ erschien. Er wurde als Revolutionär und Jakobiner verdächtigt, der alle bestehenden Verhältnisse und Formen umzustürzen trachte; ja man verbreitete das Gerücht, er wolle mit Hülfe der Franzosen ganz Süddeutschland in eine Republik umwandeln und sey bereits zu deren Präsidenten ausersehen. Die Vorwürfe, Anklagen und Verlaümdungen haüften sich, man taüschte den edlen Kurfürsten und Utzschneider ward am 10. Juni 1801 seiner Dienste entlassen.

Von nun an betrat er eine neue Laufbahn, die er rastlos thätig verfolgte. Er wollte als Mensch, als Bürger wirken, da er es nicht mehr als Beamter konnte. Mit Feuereifer ergriff er Alles, was den Aufschwung der Kultur in Bayern fördern und seinen Mitbürgern nützlich werden konnte. Sein Geist umfaßte das ganze Gebiet landwirthschaftlicher Bestrebungen, Erfindungen und Verbesserungen, stets zeigte er sich unternehmend ohne Eigennutz und männlich entschlossen zur Ausführung. Aber er wollte nur schaffen, Andere lehren, wie Dieses und Jenes mit Vortheil in Bayern anzuordnen und zu betreiben sey, er selbst hatte von allen seinen Schöpfungen wenig Vortheil; die Summen, welche er auf die kostspieligsten Versuche wendete, bis ein glücklicher Erfolg sich zeigte, überwogen haüfig die für mehrere Jahre zu erwartenden Einnahmen. Zuerst gründete er eine Leder-Manufaktur in München, die in kurzer Zeit trefflich gedieh. Allein bei Weitem wichtiger und erfolgreicher war seine Verbindung mit Reichenbach, Liebherr und Fraunhofer.

Georg Reichenbach, geboren am 24. August 1772 zu Mannheim, wurde 1793 Offizier, später Artillerie-Hauptmann, ging dann auf den Antrag des Grafen Rumford von Karl Theodor unterstützt nach England, studirte dort die großen Werkstätten zur Verfertigung mathematischer Instrumente und faßte nach seiner Rückkehr den Entschluß, eine ähnliche in Bayern zu gründen, wozu er sich mit dem tüchtigen Uhrmacher und Mechaniker Joseph Liebherr, einem einfachen schlichten Manne, verband, der eine Werkstätte in München hatte. Bald wurde Utzschneider von Beiden eingeladen, sich ihnen anzuschließen, ihrem Unternehmen eine größere Ausdehnung

zu geben und eine ordentliche Anstalt zur Verfertigung allerlei großer und kleiner Instrumente nach dem Muster derer in England zu gründen. Und Utzschneider, der die Nützlichkeit des Unternehmens sogleich erkannte und hoffte, es würden aus dieser Anstalt einst tüchtige Mechaniker für Bayern hervorgehen, trat demselben bei, der Vertrag wurde am 20. August 1804 geschlossen und das neue Institut „Reichenbach, Utzschneider und Liebherr" begann seine Geschäfte mit großer Thätigkeit. Diese Anstalt, neben und mit welcher das optische Institut anfangs bestand und sich später selbstständig ablöste, war das liebste Pflegekind, dem Utzschneider von allen seinen Schöpfungen die innigste Theilnahme zuwendete, das er trotz Neid und Haß unter mancherlei Unfällen und manchem Wechsel glücklich erhielt. Durch seine Ausdauer wurden die vielen und großen Hindernisse besiegt, die sich anfangs dem Unternehmen entgegenstellten. Aber es gehörte Utzschneiders ganze Thätigkeit dazu, die Verlegenheiten zu besiegen, besonders als es sich darum handelte, die astronomischen Instrumente zugleich mit den optischen zu versehen. Er selbst machte Reisen, um die berühmtesten Optiker in ihrer Heimath und Werkstätte aufzusuchen. In Genf fand er den Glasschmelzer Guinand, der früher brauchbares Flintglas erzeugte. Mit diesem unsicheren Praktiker und dem geschickten Glasschleifer Niggl begann er in Benediktbeuern die optische Anstalt. Der Anfang war klein und unscheinbar, aber die Beharrlichkeit führte allmählig zum Ziele, besonders nachdem Fraunhofer in die Anstalt aufgenommen war.

Joseph Fraunhofer, der Sohn eines unbemittelten Glasermeisters, war am 6. März 1787 zu Straubing geboren, früh zum Geschäfte seines Vaters verwendet und in seiner Erziehung vernachlässigt, kam nach dem Tode seiner Aeltern zu einem Drechslermeister in die Lehre, und da dieses Handwerk für seinen schwächlichen Körper zu schwer war, brachte ihn sein Vormund 1799 zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Weichselberger in München, bei dem er sechs Jahre als Lehrling bleiben sollte, weil er kein Lehrgeld bezahlen konnte. Er wurde so hart gehalten, daß er selbst die Feiertagschule nicht besuchen konnte und fast des Lesens und Schreibens unkundig blieb. Allein die Vorsehung wachte über ihn und die größte Lebensgefahr wurde die Veranlassung zur günstigen Aenderung seines Geschickes. Es war am 21. Juni 1801, als das Haus seines Meisters im Thiereckgäßchen zusammenstürzte und Fraunhofer unter den Trümmern begraben wurde; aber die stürzenden Balken hatten über seinem Haupte ein schirmendes Dach gebildet, daß er sich etwas bewegen und durch Rufen die nachgrabenden Arbeiter auf seine Spur leiten konnte. Der Kurfürst (nachmalige König) Max war, wie stets der Erste, wenn es Unglückliche zu retten galt, auf den Platz des traurigen Ereignisses geeilt, ermunterte durch seinen Zuruf die Arbeiter, begab sich trotz der augenscheinlichen Gefahr, selbst verschüttet zu werden, an die

unterdessen gemachte kleine Oeffnung, sprach dem Knaben Muth ein und verließ den Ort nicht eher, als bis er denselben gerettet wußte. Des andern Tages ließ er den Knaben zu sich kommen, befragte ihn mit dem ihm eigenen Wohlwollen über seine Gedanken und Empfindungen bei jenem schrecklichen Vorfalle, versprach dem Verwaiseten Vater zu seyn und entließ ihn mit einem Geschenke von achtzehn Dukaten.

Die Gnade des Fürsten ließ einen unauslöschlichen Eindruck im Gemüthe Fraunhofers zurück, er verwendete einen Theil des Geschenkes zum Ankauf einer Glasschneide-Maschine, übte sich an Feiertagen im Schleifen optischer Gläser, wobei er jedoch aus Mangel an allen mathematischen Kenntnissen auf große Hindernisse stieß, bis er an Utzschneider einen Gönner fand, der ihn ermunterte, ihn bei seinen Studien selbst anleitete und ihm auch die nöthigen Bücher gab, durch welche er bald mit den Anfangsgründen der Mathematik und Optik bekannt wurde. Allein die Kriegszeiten schienen seine fernere Ausbildung zu hemmen; Utzschneider war entfernt, Andere konnten oder wollten dem wißbegierigen Jünglinge keine Aufschlüsse geben, sein Meister untersagte ihm sogar das Studiren in jenen Büchern, des Nachts durfte er in seiner fensterlosen Schlafkammer kein Licht haben und nur an Feiertagen konnte er einige Stunden außer dem Hause studiren. Aber er besiegte alle Hindernisse und ruhte nicht, bis er mit der mathematischen Optik vertraut ward. Dann suchte er sie anzuwenden, kaufte seinem Meister mit dem Reste des fürstlichen Geschenkes das letzte halbe Jahr der Lernzeit ab, um die Feiertagschule besuchen zu können, erwarb aus der Verlassenschaft des Grafen von Salern eine optische Schleif-Maschine und fing sogar an in Metall zu graben um sich etwas Geld zu verdienen. Doch diese Noth und die Anstrengung, nur sein Leben zu fristen, hemmte seine Fortschritte und er mußte sich wieder ganz dem Handwerke eines gewöhnlichen Spiegelmachers und Glasschleifers widmen und konnte nur die Feiertage auf das Studium der Mathematik verwenden, da er zu schüchtern war, die Gnade seines Kurfürsten anzusprechen. Im Jahre 1806 endlich empfahl ihn Utzschneider dem Professor Schiegg, der ihn unterrichtete, seine herrlichen Talente weckte und ihm dann die Aufnahme in die mathematisch-mechanische Anstalt verschaffte. In diesem neuen Wirkungskreise entwickelte sich Fraunhofers Geist rasch, bald setzte er durch seine vielen gelungenen Versuche die Welt in Erstaunen und brachte uns wahrhaft die Gestirne durch seine unübertroffenen optischen Gläser näher.

Nachdem Niggl ausgetreten war, wurde die optische Anstalt, bisher nur eine Abtheilung der mechanischen, von dieser getrennt und selbstständig in Benediktbeuern eingerichtet und am 7. Februar 1809 der Gesellschafts-Vertrag zwischen Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer geschlossen. Bald darauf erfand dieser eine Maschine zum Poliren der sphärischen Flächen großer Objecte; im Jahre 1811 gelang es ihm nach vielfachen

Versuchen, eine völlig gleichartige (homogene) Masse Flintglases und später Crownglas zu bereiten, welches selbst das englische an Güte übertraf. Zu den wichtigsten von ihm verfertigten Instrumenten, welche durch ganz Europa berühmt und verbreitet sind, gehören das Heliometer, das repetirende Lampenfilarmikrometer, das zum Messen im absoluten Maße bestimmte achromatische Mikroskop, das Ringmikrometer, das Lampenkreis- und Netzmikrometer.

Die unter solchen Männern vereinigte Werkstätte wurde die Pflanzschule, aus welcher die tüchtigsten Künstler hervorgingen, die sich dann in verschiedenen Ländern niederließen. Als Haß und Neid der Feinde den schönen Bund zu zerstören und aufzulösen drohten, bot Utzschneider all sein Ansehen und Vermögen auf, ihn zu erhalten, er war der Mittel- und Haltpunkt der herrlichen Anstalt. Im Jahre 1814 trat jedoch Reichenbach aus und führte die mechanische Werkstätte für sich fort. Seine großen dreifüßigen Meridiankreise, die zwölfzolligen Repetitionskreise, die Theodoliten sind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, so wie in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Ein eigenthümliches Instrument verfertigte er für den Freiherrn von Zach, wahrhaft eine tragbare Sternwarte, da es ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebst einem Repetitionskreise und einem repetirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe in sich vereinigte. Außerdem machte er sich berühmt durch seine vortrefflichen mechanischen Einrichtungen in den Salinen zu Berchtesgaden und Reichenhall, wegen welcher Verdienste er zum Ritter und Oberst-Berg- und Salinenrath ernannt wurde. Er starb den 21. Mai 1826. Seine mechanische Werkstätte war schon 1820 an Ertl übergegangen.

Utzschneider führte indessen die optische Anstalt mit Fraunhofer allein fort, mit welchen ihn Feinde, jedoch nur für eine kurze Zeit, zu entzweien gesucht hatten und dessen schwächlicher Körper die beständige geistige Anstrengung und die gefährlichsten Versuche in seiner Kunst aufgerieben dem Tode zueilte. Noch sah der König Max mit Freuden, welche schöne Frucht seine Unterstützung getragen, er belohnte ihn mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens. Fraunhofer starb am 7. Juni 1826. Während die Anstalt auch nach seinem Tode fortblühte, war Utzschneider im Jahre 1807 wieder in den Staatsdienst berufen und vom Könige Max, der seine Fähigkeiten kannte und für Bayern nützen wollte, zum geheimen Finanz-Referendar und General-Administrator der Salinen ernannt worden. Mit erneueter Thätigkeit wirkte er in diesem Kreise und erhöhte die Einkünfte aus den Salinen, die der Staat damals verpachten wollte, aber dann auf Utzschneiders Antrag besser bewirthschaften ließ; auf sein Drängen wurde eine neue Saline in Rosenheim errichtet, und die Regierung konnte das in jener Gegend vorhandene Holz auf keine Weise besser benutzen, und Reichenbach führte die Solenhebung und Leitung mit einer Kühnheit und Sicherheit aus, die seinen Namen durch ganz Europa berühmt machte. Utzschneider

bewies

wies bei der Ausführung des Werkes eine fast beispiellose Thätigkeit, da von der schnellen Vollendung desselben das Meiste abhing, und wie er selbst sich keine Ruhe gönnte, so drängte und trieb er auch Andere.

Kaum war das schöne Werk vollendet, als der Krieg 1809 demselben große Gefahr brachte, Utzschneider schwebte bei dem Einfalle der Tiroler in Lebensgefahr und diese hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, weil er sie in einer öffentlichen Zuschrift zur Ordnung zurückgerufen und thätig zur Unterdrückung des Aufstandes gewirkt hatte.

Eine der schönsten Anstalten, die er in's Leben rief, war jene zur Herstellung des Grund-Katasters. Der Gedanke, die ganze Grundsteuer durch Vermessung, Bonitirung (Angabe des Ertrags), Liquidirung (Zeugnisse und Beweise) und daraus hervorgehende Katastrirung zu bestimmen und zu ordnen, beschäftigte ihn lange. Ob er selber darauf kam, oder ob der Gedanke ursprünglich von seinem Freunde, dem gelehrten ehemaligen Benediktiner zu Ottobeuern und nachmaligen Akademiker und Steuerrathe Ulrich Schiegg ausging, ist ungewiß. Utzschneider führte die Anstalt nach vielfacher Erwägung endlich in's Leben, trotz des heftigen Widerstandes, den er von mehreren Seiten fand, und um das Werk durch Zögerung nicht vereitelt zu sehen, bot er alle Kräfte auf und nahm selbst zu einer List seine Zuflucht. Er ließ das Besitzthum eines vielvermögenden Mannes, der aber in dieser Sache sein Gegner war, heimlich aufnehmen und katastriren und legte ihm dann das Ganze vor, besiegte dadurch dessen Widerstand und führte das Werk in Bayern ein. Dazu gewann er die tüchtigsten Männer, benutzte die neuerfundene Kunst des Steindrucks, indem er die sämmtlichen Plane der Kataster-Anstalt auf Steinplatten auftragen ließ und sicherte dem Erfinder Alois Senefelder einen Jahresgehalt auf die Dauer seines Lebens. Diese Anstalt suchte er zugleich auf das Thätigste und Segensreichste für die Förderung des Landbaues in Bayern zu benützen, indem durch die lithographirten und bald unter das Volk verbreiteten Plane und durch die Aufnahme der Ortschaften mit den Privat- und Gemeinde-Gründen Jedem die Vortheile der Güter-Abrundung und Vereinigung einleuchten mußten. Allmählig sollte dieser Plan allgemein durchgeführt werden und er bestimmte aus seinen eigenen Mitteln Preise zu 1000 und 500 Gulden für die besten Schriften über Güter-Abrundung, um deren Vortheile dem Volke immer deutlicher zu zeigen.

Beinahe zu eben jener Zeit war Utzschneider auch Vorstand der königlichen Münze, wirkte auch in dieser Eigenschaft thätig fördernd und veranlaßte, daß Meje und Losch nach Paris geschickt wurden, um die Münzanstalten dort zu sehen und danach die nöthigen Verbesserungen in München einzuführen.

Am meisten lag ihm der durch die langwierigen Kriege zerrüttete Zustand der Finanzen seines Vaterlandes am Herzen; in einem Gespräche mit

dem Könige Max Joseph entwickelte er seine Gedanken, wie hier allmählig zu helfen, das öffentliche Vertrauen zu erhalten, zu befestigen sey. Und alsobald ward eine Commission niedergesetzt, deren Mitglied Utzschneider war, um hierüber zu berathen. Er trug darauf an, die sämmtlichen Staatsschulden von den Kassen für den laufenden Dienst zu trennen, um den argen Mißstand von Besoldungsrückständen zu vermeiden, und um mit Verzinsung und Tilgung der Schulden nach einem festen Plane verfahren zu können. Was er so mit überzeugender Beredtsamkeit vortrug, fand allgemeine Billigung, und es wurde darauf die Schulden-Tilgungs-Commission angeordnet und er selbst zum Vorstande derselben ernannt.

Der Erfolg war außerordentlich; Alles ging trefflich, bis zu dem unglücklichen Feldzuge nach Rußland, wo beinahe das ganze bayerische Heer zu Grunde ging. Damals rieth und wirkte kaum Jemand eifriger für die Ausrüstung eines neuen Heeres, für die Anschaffung der nöthigen Kriegsgeräthe, um in der gefahrvollen Zeit gerüstet zu seyn, als Utzschneider. Von ihm kam die Idee eines freiwilligen Lotterie-Anleihens, das einen unvermuthet günstigen Fortgang hatte: eine allgemeine Bewegung ging durch ganz Bayern und es zeigte sich eine früher nicht geahnete Kraftentwickelung; ein neues Heer stand binnen wenigen Monaten schlagfertig da. Utzschneider hatte die Schuldentilgung unterdessen ausgesetzt, die Bedürfnisse der Gegenwart zu bestreiten, denn der baldige Friede, hoffte er, würde reiche Hülfsmittel gewähren. Als aber im Pariser Frieden so manche gerechte Hoffnungen Bayerns getaüscht und Verfügungen getroffen wurden, welche die baldige Hülfe in der großen Finanz-Verlegenheit vereitelten; als Neider die Plane Utzschneiders verdächtigten und er sein früher gegebenes Wort nicht erfüllen konnte: da legte er seine sämmtlichen Stellen am 19. September 1814 nieder, und trat aus dem Staatsdienste, indem er selbst auf seinen durch so viele treffliche Leistungen wohlverdienten Ruhegehalt von 6000 Gulden verzichtete; denn es war sein Grundsatz: Nur Arbeit verdiene Lohn. Aber er behielt die fortdauernde Achtung seines Königs, der ihn schon früher zum geheimen Rathe und Ritter des Civil-Verdienst-Ordens ernannt hatte, und was noch mehr ist, das schöne Bewußtseyn seines redlichen Willens.

Was er gegründet, diese Schulden-Tilgungs-Anstalt, bestand und besteht nach seinem Austritte in voller Wirksamkeit und Ordnung fort und rechtfertigt auf das Glänzendste seinen wohlüberlegten Plan. Die Feinde aber tadelten und schmähten jetzt seinen Austritt als Stolz, während seine Freunde ihn mahnten, er möge auf die Bedürfnisse des kommenden Alters Rücksicht nehmen. Er blieb bei seinem Vorsatze und erklärte nachmals öfter: „Ich wollte meine persönliche Ungebundenheit und Freiheit bewahren, indem ich nichts mehr vom Staate bezog; zudem stand es der Regierung frei, mich jeden Augenblick zur Uebernahme irgend eines anderen Amtes einzuladen.“

Von nun an lebte Utzschneider beinahe ausschließlich den industriellen Bestrebungen. Schon früher hatte er die Gründe des aufgelösten Klosters Benediktbeuern angekauft und dort, nach dem musterhaften Betriebe der ehemaligen Kloster-Oekonomie, die ersten Versuche mit Stärkzucker aus Kartoffelmehl gemacht, welcher Industriezweig jedoch später durch die Runkelrüben-Zuckerbereitung verdrängt wurde. Auch verkaufte er diese werthvolle Besitzung, als die Staatsregierung dort einen Militär-Fohlenhof anlegen wollte, und behielt bloß die zu seinem optischen Institute gehörigen und zur Glasbereitung erforderlichen Raüme.

Im Jahre 1815 errichtete er ein großes Brauhaus und eine Tuchmanufaktur mit englischen Spinnmaschinen von Cockeril. Diese letztere Unternehmung war von allen die unglücklichste und taüschte seine und seiner Freunde gerechte Erwartungen. Denn seine Feinde verbreiteten üble Gerüchte über seine Vermögensumstände und hemmten den Absatz seiner Tücher durch mancherlei unedle Künste. Aber er hielt aus; ohne Gram sah er das Meiste von dem, was er gegründet, in Anderer Verwaltung und Hände übergehen und er aüßerte oftmals: „Ich bin nur da, zu schaffen; fortführen mögen und werden es Andere. Ich will nicht reich werden, ich freue mich, wenn Andere es durch mich werden.“ Und viele wurden es, indessen er in bescheidener Zurückgezogenheit lebte. Denn auch die Bewirthschaftung des großen Bauernhofes, den er in Giesing bei München erworben hatte, trug ihm keine übergroßen Früchte und lohnte nur seine Mühe, da er freilich nicht nach dem Muster französischer und englischer Unternehmer mit dem Taglohn kargte, sondern die Arbeiter sogar reichlicher bezahlte, als üblich war. Dort nun suchte er, nachdem er die erforderlichen Gebaüde neu und zweckmäßig hergestellt und seinen Grundbesitz mit großen Opfern abgerundet, auch eine Masse Waldgründe erworben hatte, mit der Milchwirthschaft, welche wegen der Nähe der Hauptstadt sehr einträglich war, die Branntwein- und Zuckerbereitung zu verbinden. Seine vorzügliche Aufmerksamkeit nahm aber der Bau und die Aufbewahrungsart der Runkelrübe während des Winters und die Zuckerfabrikation aus derselben in Anspruch. Die Wichtigkeit derselben suchte er für Bayern überall hervorzuheben und durch sein eigenes Beispiel zu fördern. Er ließ Versuche jeder Art mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt, mit der unverdrossensten Aufmerksamkeit machen; weder mißlungene Versuche, noch zwecklos verwendete Kosten konnten ihn an der Fortsetzung seiner Forschungen hindern; dabei behielt er immer vorzugsweise den Zweck im Auge, die möglichst einfache und am wenigsten kostspielige Weise zu finden, nach welcher jeder auch wenig begüterte Bauer wenigstens seine selbst gebauten Rüben in Syrup verwandeln könnte, um neben dem Erlöse aus diesem, im Sommer die Blätter, im Winter die Trester als das gedeihlichste Futter für Rindvieh und Schafe benützen zu können. Mit Freude sah er sein Unternehmen allmählig immer mehr gedeihen, und zeigte mit Freude jedem

Besucher seinen Syrup, Rohzucker, seine gedeckten und raffinirten Melis-, und vorzüglich schön kristallisirten Kandiszucker vor. Zu diesem Zwecke hatte er in Giesing ein eigenes Fabrikgebaüde aufgeführt; auf diesem Gute legte er aber auch noch andere trefflich bemessene Vorrichtungen zur Benützung der Gülle, zu Kompostdünger, eine Dreschmaschine u. A. an.

Unterdessen war er auch wieder auf den öffentlichen Schauplatz zu vielfacher Wirksamkeit berufen worden, indem er bei der Einführung der Verfassungsurkunde im Jahre 1818 zum ersten Bürgermeister von München erwählt ward. Er folgte dem ehrenvollen Ruf, um zum Besten der ihm theuer gewordenen Stadt, seiner eigentlichen Vaterstadt zu wirken. Aber er verwaltete das Amt als ein wahres Ehrenamt, den ihm bestimmten Gehalt vertheilte er an niedere magistratische Bedienstete. Er führte die Geschäfte nach seiner bekannten Einsicht und Redlichkeit, um gleichsam den künftigen Gang vorzuzeichnen; er bewirkte die Vermehrung der Volksschulen und drang auf die Anlage der Abzugskanäle durch die Stadt, die nachmals wirklich ausgeführt wurden, um Reinlichkeit und Gesundheit in der an Bevölkerung immer mehr anwachsenden Stadt zu erhalten. Nach drei Jahren jedoch schon legte er dieses Amt nieder, konnte aber nicht hindern, daß er im Jahre 1827 zum Vorstande der polytechnischen und Gewerbsschule gewählt wurde, für deren Aufnahme er redlich wirkte, die Annahme eines Gehaltes aber standhaft verweigerte.

Als Abgeordneter zur Ständeversammlung, zu welcher er als Gutsbesitzer ohne Gerichtsbarkeit stets gewählt wurde, zeigte er sich mäßig, dem Fortschritte zum Bessern stets ergeben, ohne Wortprunk, aber als Gegner jeder Ungerechtigkeit. Daß ihn der Haß und Neid seiner Feinde auch in der Kammer verfolgte, mußte er leider noch im Jahre 1827 erfahren, da ihn, den einfachen, mäßigen, von jeder Umwälzungssucht fernen Mann ein harter verlaümderischer Vorwurf traf, gegen den er sich in öffentlicher Schrift zu vertheidigen bewogen fand. Er wurde als Abgeordneter stets in den zweiten Ausschuß gewählt, der sich mit den Steuern befaßte; in allen Versammlungen beschäftigte er sich mit Gegenständen des materiellen Wohlstandes der Nation, fest überzeugt, daß daraus auch Ruhe und Glück für die Völker hervorgehe. Alle seine Anträge bezogen sich deßwegen meistentheils auf Gegenstände dieser Art, besonders auf Befreiung und Theilbarkeit des Grundeigenthums, Kulturgesetze, Gewerbsgesetze und Unterricht in den Schulen.

Der Ankauf von Erching, drei Stunden von München, im Jahre 1829 gab ihm wieder reiche Gelegenheit zu neuen Versuchen und Leistungen im Gebiete der Landwirthschaft. Dasselbe bestand bei dem Kaufe aus einem geraümigen, ehemals fürstbischöflichen Jagdschlosse auf einem künstlich gebildeten Hügel und 140 Tagwerken verwahrloseter Aecker und ganz versumpfter Moosgründe, die über 1400 Tagwerke umfaßten; der übernommene Viehstand entsprach dem sauern, fast alles Nahrungsstoffes entbehrenden Futter. Er begann mit der Entwässerung, suchte Asche durch Wasenbrennen zum Dünger zu gewinnen

und schuf allmählig 300 Tagwerk zu Ackerland, 39 zu Aengern, 400 zu mittelmäßigen Wiesen, 30 zum Holzwuchs und 39 zum Torfstich um. Der Ertrag des übriges Landes wurde als Streu für das Rind- und Zugvieh benützt.

Seine höchste Aufmerksamkeit nahm auch hier der Bau der Runkelrübe in Anspruch und die Zuckerfabrikation gedieh immer mehr.

Mitten in seinem thätigen und noch rüstigen Greisenalter während der Landtagsperiode des Jahres 1840 traf ihn der Tod in seinem achtzigsten Lebensjahre. Er wollte am 29. Januar mit dem Abgeordneten geistlichen Rath und Pfarrer Silberhorn von Giesing nach München zur Kammer fahren; sonst war er immer den Giesingerberg herabgegangen, dieses Mal ließ er sich bereden, im Wagen zu bleiben, die Pferde gingen durch und schleuderten den Wagen mit solcher Gewalt an ein Hauseck, daß er zertrümmerte und Utzschneider bewußtlos nach München gebracht wurde. Er kam nicht wieder zur Besinnung und endete sein Leben am 31. Januar in der Nacht. Bei seinem Tode zeigte sich, was er den Armen gewesen und wie viel Gutes er im Stillen gewirkt; viele dankbare Thränen floßen an seinem Grabe, wohin er von sechzehn der achtbarsten Bürger Münchens abwechselnd getragen wurde, welche Auszeichnung noch Niemanden sonst zu Theil geworden war. Jetzt erinnerte man sich lebhaft seines Wirkens und Strebens, seiner unermüdeten Thätigkeit, seiner fleckenlosen Redlichkeit. Er war ein schöner großer Mann, von würdiger Haltung; schon früh hatte er das rechte Auge verloren, da ihm das Gewehr zersprang, aber sein Gesicht war dadurch nicht verunstaltet; zwei Jahre vor seinem Tode war er in Erching über eine Stiege herabgefallen, wobei er sich ein Schlüsselbein brach und am Rücken und an den Hüften beschädigte, daß sein Gang von dieser Zeit etwas diagonal wurde, da er früher eine beinahe militärische Haltung hatte. Krank war er nie, sein kräftiger Körper ertrug leicht jede Beschwerde; Schwelgerei kannte er nie, einfache, nahrhafte Kost war ihm die liebste. Er liebte es, früh aufzustehen, und kaum vermag man es zu begreifen, wie er den vielen Geschäften entsprechen konnte, denen er sich unterzog; ehe er etwas unternahm, überlegte er die Sache reiflich, nach allen Seiten, und Niemand verstand es besser, etwas anzuordnen, herzustellen, die Hindernisse zu besiegen oder irgend eine Sache hinauszuschieben, so lange er die gegebenen Mittel zum Gelingen für unzureichend hielt; dann aber war er rasch im Handeln und er bot Alles zur Durchführung auf.

War jedoch eine Sache reiflich durchdacht und eingeleitet, bedurfte sie bloß des gewöhnlichen Fortführens, dann schien er müßig und überließ sie und damit auch den Gewinn Anderen.

Die Fremden mochten sich wohl wundern, wenn sie ihn aufsuchten und ihn in seinem Haüschen, eigentlich einer kleinen Wohnung über dem Einlaßthore in München, fanden.

Aerzte.

Einer bang um das Leben ihres Vaters besorgten Familie diesen erhalten, eine kranke Tochter oder den hoffnungsvollen Sohn vom Tode retten und die Freude in das trauernde Haus zurückbringen, ist eine eben so schöne und heilige Pflicht als eine ehrwürdige Kunst. Darum werden die Aerzte bei allen Völkern geehrt, und diejenigen vor Allen sind des dankbarsten Andenkens würdig, welche in den Bau des menschlichen Körpers eindrangen, um aus seiner Kenntniß seine Heilung zu erforschen, und die mit eigener Lebensgefahr sich dem Dienste ihrer Mitmenschen hingaben und würdige Schüler bildeten. Bayern hat der ausgezeichneten Aerzte und Naturforscher Viele, daß es schwer scheint, die vorzüglichsten unter ihnen herauszuheben, und ich wähle deßwegen hier nur drei Männer, die unserer Zeit zunächst stehen.

Ernest von Grossi

wurde zu Passau den 21. Juni 1782 geboren und unter der Leitung seines Vaters des fürstbischöflichen Leibarztes so tüchtig in den ersten Gründen der Wissenschaften und in Sprachen unterrichtet, daß er schon mit fünfzehn Jahren die Universität Wien besuchen konnte, wo sich seine großen Geistesanlagen bei unermüdetem Fleiße immer schöner entwickelten. Allein während sich sein Geist früh entfaltete, blieb seine körperliche Entwickelung zurück, daß Lehrer und Freunde ernstlich für seine Gesundheit fürchteten und ihn vom Studiren abziehen wollten. Doch der einmal in seiner Seele erwachte Drang nach Erkenntniß ließ ihn nie ruhen, und mit seltener Willenskraft zwang er gleichsam seinen Körper, ein willfähriges Werkzeug seines Geistes zu werden, und in dem Maße, als seine Seele stärker wurde, schien auch der Körper zu erstarken, und so erhielt er, obgleich noch nicht zwanzig Jahre alt, den 22. December 1801 den Doctorgrad in den Arzneiwissenschaften, und er verließ Wien mit den besten Zeugnissen seiner ausgezeichneten Lehrer.

Diese und dazu die Verdienste des Vaters um den Fürstbischof bewirkten, daß der junge Mann nicht lange darauf zum Professor an der chirurgischen Schule und zum Spitalarzte mit dem Titel eines bischöflichen Hofrathes in Passau ernannt wurde. Statt durch diese Auszeichnung eitel und träge zu werden, da er nun erlangt hatte, was so Viele als das Ziel ihres Strebens betrachten, Brod und Titel, wurde er dadurch vielmehr angeregt, sich vor Anderen auszuzeichnen, und er bat und erhielt

im Jahre 1803 die Erlaubniß zu einer wissenschaftlichen Reise nach Norddeutschland. Zuerst besuchte er Halle, wo damals die Arzneiwissenschaften vorzüglich durch Reil, Sprengel und Andere trefflich gelehrt wurden, und erweiterte durch Unterricht und Umgang mit jenen Männern seine Kenntnisse. In diesen eifrigen Studien überraschte ihn der Ruf an die Universität Salzburg. Schon war er entschlossen, auf die neue Lehrstelle zu verzichten, und nur die Liebe zu seinen Eltern siegte über seinen Vorsatz, da sie seine baldige Rückkehr wünschten. Doch besuchte er noch vorher Göttingen und Berlin, und trat im Juli 1804 in seinen neuen Wirkungskreis zu Salzburg, und war als Lehrer und Schriftsteller unermüdet thätig. Dort vermählte er sich im Jahre 1805 mit Lina von Hueb, welche bis zu seinem Tode seine liebevolle treue Lebensgefährtin war.

Als Salzburg mit Oesterreich vereinigt wurde, kehrte Grossi nach Passau zurück, wurde hier im Jahre 1808 zum königlichen Medizinal-Rath ernannt, fand während jener verhängnißvollen kriegerischen Zeit an dem Militärspitale für die französischen Krieger ein weites Feld für seine Thätigkeit und neue Erfahrungen, wurde schon am Ende des folgenden Jahres an die neue landärztliche Schule in München als Professor der Pathologie und Therapie berufen und übernahm zugleich ein kleines Spital zum Behuf des klinischen Unterrichtes. Fünf Jahre lang bekleidete er dieses Amt mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, und erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Schüler in solchem Grade, daß sie sich später noch in schwierigen Fällen um Rath und Hülfe an ihn wendeten.

Allein auch ihn, den einfachen Menschenfreund, verfolgte der Neid, und er begehrte seine Entlassung im Jahre 1814, und lebte fortan nur seinen Studien und dem Krankenbesuche. Er hatte sich durch die Alten gebildet, las sie mit immer neuem Vergnügen und erhielt dadurch seinen Geist jung; er sprach die meisten Sprachen des gebildeten Europa, und zeigte im Umgange eine seltene Anspruchlosigkeit und Gefälligkeit, für seine Kranken war er ängstlich besorgt, und kannte keinen Unterschied in der Behandlung der Reichen und Armen; ja um desto mehr seinen Studien leben zu können, gab er die Behandlung der Reichen ganz auf und widmete sich nur den Armen, da er doch nur eine geringe Besoldung und kein eigenes elterliches Vermögen hatte. Das konnten die freilich nicht begreifen, welche nur nach Erwerb trachten und am liebsten die Haüser der Reichen besuchen. Aber er war uneigennützig, sein Gemüth wahrhaft von christlicher Liebe und Duldung durchdrungen. Täglich ertheilte er in seinem Hause zu bestimmten Stunden einem Jeden unentgeltlich Rath, wer ihn suchte, und keine Stunde der Nacht war ihm zu spät, keine Witterung zu rauh, seine kranken Armen zu besuchen und ihnen Hülfe und den Ihrigen Brod zu bringen.

Diese Aufopferung fand bei dem Könige Maximilian Joseph die gerechte Anerkennung, und Grossi wurde im Jahre 1817 zum Obermedizinalrathe ernannt. Auch in dem neuen Wirkungskreise zeigte er seine gewohnte Thätigkeit und wurde darauf mit dem Verdienstorden geschmückt.

Im Jahre 1824 wurde nach seinem, von der Regierung genehmigten Plane eine medizinisch-praktische Schule in München gebildet, und er als Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie und Semiotik an derselben ernannt, und mit der Bildung und Uebernahme einer Klinik beauftragt. Er nahm als Arzt und Lehrer den wärmsten Antheil an dem Gedeihen der neuen Schule und sah so seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, zugleich für die Wissenschaft und für das Wohl der leidenden Menschheit zu wirken. Wie gewissenhaft er beide fördern wollte, davon zeugen über zweitausend Krankengeschichten, die er größtentheils eigenhändig geschrieben hinterließ; er verlebte den größten Theil des Tages unter seinen Kranken und zahlreichen Schülern lehrend und helfend durch Wort und That. Sein ganzes Benehmen, besonders seine Mienen und sein sanftes Wort, seine Genauigkeit im Ausfragen nach den scheinbar unbedeutendsten Umständen zur Erforschung der Natur der Krankheit flößten Vertrauen und Hoffnung ein, und durch ihn wurde das Krankenhaus wirklich eine Heil- und Lehranstalt. Aengstlich gewissenhaft in der Behandlung der Kranken suchte er auch bei seinen Schülern den Beobachtungsgeist und die Gewissenhaftigkeit zu wecken, und drang bei der Abfassung der Krankengeschichten vorzüglich auf die ungeschmückte Darstellung des Beobachteten. Fast bei jeder Zergliederung der Leichname war er gegenwärtig und knüpfte daran die mannichfaltigsten gründlichsten Belehrungen. In seinem klinischen Unterrichte bediente er sich des Lateinischen, das er trefflich sprach.

Als nach dem Tode des Königs Maximilian eine gänzliche Umgestaltung des Erziehungs- und Unterrichtswesens vorbereitet wurde, wollte Grossi der drückenden Ungewißheit über die neue Gestaltung der von ihm geliebten Schule entgehen und begab sich nach Paris. Und dort fand er nur in neuen Forschungen Genuß und Erholung, und so sah man ihn an einem und demselben Tage auf der Bank der Schüler in den Hörsälen der berühmtesten Aerzte und dann in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften auf dem Ehrenplatze, welcher den fremden Gelehrten bestimmt war. Von Paris machte er die Reise zur See längs den Küsten von Portugal, und kehrte über London nach München zurück, wo er im November 1826 ankam. Hier übernahm er sogleich an der neugestalteten Ludwigs-Maximilians-Universität die Lehrstelle der allgemeinen Klinik, welcher er sich mit Feuereifer widmete, entsagte aber aus besonderen Veranlassungen dem Besuche der Sitzungen der Akademie der Wissenschaften, und erschien auch bei den Kranken fortan nur, wenn er zur Berathung gezogen wurde. Von

einer solchen kehrte er spät in der Nacht verkältet zurück, und nach wenigen Tagen, am 29. December 1829, starb er an einer rheumatischen Rippenfellentzündung, wie man es nannte. Bei seinem Leichenbegängnisse zeigte sich der innigste Antheil der ganzen Bevölkerung Münchens, besonders klagten die Armen laut um ihren dahingeschiedenen Arzt und Wohlthäter. Im Garten des allgemeinen Krankenhauses zu München ist ihm von seinen Verehrern ein Denkmal gesetzt.

Ignaz Döllinger

ist geboren im Jahre 1770 zu Bamberg, wo sein Vater Leibarzt des berühmten Fürstbischofes Franz Ludwig und Professor an der Universität war. Er bildete sich auf den niederen und höheren Schulen jener Stadt, welche damals in schöner Blüthe standen, und zeigte schon früh eine entschiedene Neigung für die Naturwissenschaften, weßwegen er sich in der Folge unter Siebold, Pickel und Thomann ganz dem medizinischen Studium widmete. Der Fürstbischof bewies sich an ihm, wie noch an vielen anderen aufstrebenden jungen Männern, als Gönner und Wohlthäter, und gewährte ihm die Mittel, seine Studien in Wien und Pavia fortzusetzen. Denn während es damals auf den deutschen Universitäten beinahe noch ganz an klinischen Anstalten fehlte, die naturwissenschaftlichen Sammlungen nur kleine Kammern von Seltenheiten waren, und auf den anatomischen Theatern die Leichname zur Zergliederung äußerst selten, klinische Hospitäler aber beinahe nirgends waren, entfalteten die Wissenschaften nach den großartigen Entwürfen Josephs II. unter seinem Bruder und Nachfolger dem Kaiser Leopold in der Lombardei und besonders die klinischen Anstalten in ausgedehnten, viele Kranke umfassenden und prachtvoll eingerichteten Hospitälern in Pavia schöne Früchte.

Deßwegen eilten alle fähigen Jünglinge dahin, und rühmten sich später, in dieser Schule gebildet zu seyn und die Anregung zum eigenen selbstständigen Forschen erhalten zu haben. Dort bildete sich Döllinger unter trefflichen Lehrern, besonders unter J. P. Frank, bis die Stürme der Revolutionskriege hereinbrachen, worauf er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte und im Jahre 1794, nachdem er die Doctorwürde erhalten, zum Professor in der medizinischen Fakultät ernannt wurde.

Sein klarer Verstand, sein treffendes Urtheil und sein unermüdeter Eifer wiesen ihm bald einen ehrenvollen Platz unter den philosophischen Naturforschern an, da er sich bemühte, in die geheimnißvolle Werkstätte der Natur zu blicken.

Er las gern die Werke der Dichter und erwärmte seine kalte Phantasie an ihnen, er war in alten und neuen Sprachen gründlich unterrichtet und in allen Theilen der Naturwissenschaft heimisch, so daß er im Stande

war, nach dem Wunsche der Studirenden in Würzburg, wohin er nach einem neunjährigen Wirken in Bamberg im Jahre 1803 berufen wurde, Vorlesungen über einzelne Theile der Naturwissenschaft, auch über solche zu halten, welche seinem eigentlichen Lehrfache entfernter lagen. Doch sammelte sich seine ganze geistige Thätigkeit besonders in der Anatomie und Physiologie, und in jener betrieb er vorzüglich die menschliche und vergleichende, und auf diese beschränkte er sich in seinen reiferen Jahren ganz allein. In beiden waren seine Leistungen ausgezeichnet mehr noch im mündlichen Vortrage, als in seinen Schriften.

In dem Secirsaale lebte er ganz für seine Schüler, und es war seine größte Freude, gemeinschaftlich mit ihnen zu arbeiten, hier hatte er die beste Gelegenheit, Fähigkeiten, Fleiß und Fortschritte, so wie die Bedürfnisse seiner Schüler kennen zu lernen und ihre Studien und Uebungen zu leiten. Das Geheimniß seiner Lehrmethode, durch welche er so vortheilhaft auf seine Schüler wirkte, bestand darin, daß er überall die Hauptsache klar hinstellte, die Nebensachen und Zufälligkeiten aber wegließ, und wenn nach der gewöhnlichen Annahme derjenige ein guter Lehrer ist, welchen die Studirenden gerne hören, so war es Döllinger im höchsten Grade, da er im freien lebendigen Vortrage die Wissenschaft seinen Zuhörern wie eine neu entstehende klar entwickelte und dabei manche witzige und sarkastische Bemerkungen einstreute, um so die Aufmersamkeit zu fesseln, und selbst den trockensten Theil der Anatomie — die Osteologie — durch seine geistreiche Art des Vortrages zu beleben wußte. Gerade für diesen Zweig zeigte er eine große Vorliebe und hatte Göthe's Ideen über Morphologie in ihrer tiefen Bedeutung aufgefaßt, ging bei der Erklärung von der Wirbelsaüle, als der Grundlage der ganzen Knochenbildung, bei den Wirbelthieren aus, und beschrieb sehr anziehend ihre blattförmige Entwickelung und Ausbreitung in den Schädel- und Backenknochen, so wie die Verästung und Verzweigung des Knochenstammes in den Röhrenknochen der aus der Wirbelsaüle hervorwachsenden aüßersten Theile.

Diese Ideen trug er selbst auf die Baukunst über, und nahm in seinem spätern Lebensalter in einer Festrede zu München die Bauwerke der Völker als das Unvergängliche aus ihrem Leben, nachdem sie längst und sonst spurlos dahingegangen, zum Maßstabe ihrer ehemaligen Naturkunde, Industrie, Wissenschaft und Kunst.

In Würzburg wurde er der Stifter und Begründer der neuen anatomisch-physiologischen Schule, nachdem dort die Anatomie, ihrer höheren Zwecke und eigentlichen Aufgabe ganz vergessend, in eine sehr ausgebildete Technik ausgeartet war, die einzelnen Körpertheile genau und zierlich zu präpariren und in gefälligen Formen darzulegen. Er wies der Anatomie wieder ihre eigentliche Bestimmung an, nach welcher sie nur Mittel zum

Zweck, nur eine Vorschule der Physiologie und durch diese zur gesammten Medizin sey. Er vereinigte wieder Anatomie und Physiologie, und durch diese Vereinigung wurden beide gegenseitig erleuchtet, gekräftigt und zu neuer fruchtbringender Entwickelung befähigt. Er wußte seine Zuhörer für anatomisch-physiologische Forschungen wahrhaft zu begeistern, und aus allen Gegenden Deutschlands, ja selbst von Polen und Rußland kamen Studirende, angezogen von seiner Schule und von den Anstalten, welche unter der bayerischen Regierung so schön aufblühten, und von ihm angeregt strebten die trefflichsten Schüler auf der von ihm gewiesenen Bahn weiter. Schon Hippokrates schrieb ein Buch über die Natur des Menschen — eine Physiologie des Menschen — und gründete auf seine Untersuchungen über die Natur des Menschen die Kunst, die Krankheiten desselben zu heilen. Alle wahrhaft großen Aerzte aus allen Schulen betrachteten die Physiologie als die wahre Grundlage der Heilkunde in allen, auch den scheinbar entlegensten und am meisten von ihrem lebendigen Mittelpunkt entferntesten Gebieten, und Döllinger blieb ganz diesen Grundsätzen treu und suchte sie mit wissenschaftlichem Eifer tiefer zu begründen. Deßwegen erwarb er sich auch, obgleich er kein ausübender Arzt war und nichts für die eigentliche Heilkunde schrieb und kein Freund der pathologischen Anatomie war, große Verdienste um dieselbe durch seine Leistungen in der Physiologie sowohl im mündlichen Vortrage, als auch durch seine Schrift: „Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus," welche er nach dreißig Jahren wahrhaft umgearbeitet unter dem Titel: „Grundzüge der Physiologie" in zwei Bänden herausgeben wollte.

Er war es, der die erste Schule der vergleichenden Anatomie in Bayern stiftete, und über deren Werth und Bedeutung schrieb. Auch war er einer der ersten, thätigsten und frühesten Förderer der mikroskopischen Anatomie, die er so hoch schätzte, daß er einem jungen Naturforscher rieth, er solle sich vor Allem ein Mikroskop und dann erst eine Bibliothek anschaffen. Viele Jahre lang arbeitete er unablässig an der Verbesserung und Vervollkommnung des zusammengesetzten Mikroskopes, und setzte sich deßwegen selbst in Verbindung mit den trefflichen Optikern Fraunhofer und Merz. Unermüdet weiter forschend gab er gern seine früheren Meinungen auf, wenn er zur besseren Einsicht gelangte, und das ist sein Hauptverdienst, daß er den Geist der Wissenschaft mittheilte, sie in ihrer allmähligen Entwickelung und Fortbildung darstellte und dadurch seine Nachfolger auf den rechten unfehlbaren Weg führte und durch sein lebendiges Wort und Beispiel ermunterte, fort und fort zu forschen. Er wagte es, in die innerste Bildungsstätte der schaffenden Natur einzudringen, verband sich mit d'Alton und Pander, und sie verwendeten mehr als 2000 bebrutete Hühner-Eier zu ihren Versuchen, um die allmählige Entwickelung des Hühnchens im Ei ganz zu erfassen. An diese Forschungen reihten sich andere

über den Blutumlauf, und über die Vorgänge bei der Entzündung. Alles einzeln hier aufzuzählen liegt außer meinem Zwecke.

Im Jahre 1823 wurde er als ordentliches Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse an die königliche Akademie der Wissenschaften in München berufen, erwarb sich hier ein großes Verdienst durch den Bau des anatomischen Theaters, welches nach seinem Plane und unter seiner Leitung ausgeführt wurde; wirkte einige Jahre an der neu errichteten medizinischen Lehranstalt, die jedoch zu keiner Blüthe gedieh, bis er bei der Versetzung der Universität von Landshut nach München dem öffentlichen Lehrfache wieder zurückgegeben wurde, da er die Professur der menschlichen und vergleichenden Anatomie erhielt. Doch wurde seine Schule hier nie so glänzend fruchtbringend, als sie es in Würzburg gewesen war; aber in anderer Hinsicht wirkte er noch thätig fort.

Im Jahre 1836 wurde er von der asiatischen Cholera befallen und erholte sich seitdem nie ganz, er starb am 14. Januar 1841.

Franz Xaver von Häberl,

geboren den 25. März 1759 zu Erlkamm bei Holzkirchen in Oberbayern, der Sohn eines Landmannes, erhielt den ersten Unterricht in der Dorfschule seines Ortes, darauf von den Geistlichen jener Gegend in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, fand dann in dem Kloster der regulirten Chorherren zu Dietramszell Unterstützung und Aufnahme in die Klosterschule, wo besonders Sedelmaier und Mauser, der in der Folge zum Prälaten gewählt wurde, des aufkeimenden Talentes mit Liebe pflegten und ihn so weit vorbereiteten, daß Häberl in das Studenten-Seminar zu München aufgenommen wurde. Mit Auszeichnung vollendete er die Gymnasial- und die beiden philosophischen Klassen des Lyceums und erhielt wegen seines Fleißes, da er sich der Arzneiwissenschaft widmen wollte, bei seinem Abgange von München das Albertinische Stipendium an der Universität Ingolstadt, wo er seine Studien bis zum Jahre 1782 fortsetzte und dann zur eigentlichen Ausbildung in seinem Fache sich an die damals hochberühmte Universität Wien begab, wo er besonders unter der Leitung des Dr. Stoll im Dreifaltigkeits-Spitale den Grund seiner praktischen ärztlichen Bildung legte. Allein seine rastlose Thätigkeit brachte ihn dem Tode nahe, doch genas er glücklich von einem heftigen Nervenfieber und fand darauf zur vollen Herstellung seiner Gesundheit einen freundlichen Wohlthäter. Im Jahre 1784 kehrte er nach Ingolstadt zurück und erhielt die Doctorwürde der Arznei- und Wundarzneikunde. Seine Schrift bei dieser Gelegenheit handelte von den Fiebern, die er im Jahre 1783 im Dreifaltigkeits-Spitale beobachtet hatte. Darauf wendete er sich nach München, wo ihn Ferdinand Maria Baader, der Leibarzt der Kurfürstin Wittwe Maria Anna, in die ärzt-

liche ausübende Laufbahn einführte, und in wenigen Jahren war Häberl einer der tüchtigsten und beliebtesten Aerzte. Im Jahre 1787 wurde er Arzt in den beiden Krankenhaüsern bei den barmherzigen Brüdern und den Elisabethinerinnen, und sogleich suchte sein thätiger Geist hier mannichfache Verbesserungen zum Wohle dieser Anstalten einzuführen. Und so gelang es ihm denn auch die mit Recht gerühmten Abzugskanäle für den Unrath und die unter den Betten der Kranken fortlaufenden Lufterneuerungskanäle zu erfinden und herzustellen und selbst erwärmte frische Luft in die Säle einzulassen. Dieß that er, unterstützt von dem Kurfürsten Karl Theodor, der bayerischen Landschaft und dem Magistrate Münchens, zuerst in den Krankensälen bei den barmherzigen Brüdern, worüber er eine eigene Schrift herausgab 1794. Nach drei Jahren wurde er zum Medizinalrathe ernannt.

Als sich seine Erfindung immer vortheilhafter bewies, überreichte er dem neuen Kurfürsten Maximilian Joseph einen Plan, in München ein allgemeines Krankenhaus nach den bereits bewährten Grundsätzen zu errichten, wozu sich der Kurfürst geneigt zeigte. Allein nicht bloß die hereinbrechenden Kriegsereignisse, sondern auch böswillige Neider und Verlaümder verzögerten die Ausführung. Gegen diese Feinde trat Häberl offen mit einer Schrift in die Schranken, und widerlegte siegreich ihre Angriffe, seine Einrichtungen erhielten allmählig die verdiente Anerkennung nicht bloß im Vaterlande, sondern auch im Auslande, weßwegen er zum Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften ernannt und vom Kaiser Alexander von Rußland mit einem kostbaren Brillantring und einem schmeichelhaften Schreiben und vom Könige von Schweden mit einer goldenen Medaille geehrt wurde. Selbst Napoleon zeigte sein Wohlgefallen über die Einrichtung Häberls bei den barmherzigen Brüdern und hinterließ bei seinem Besuche der Anstalt zwölftausend Frankenstücke zur Unterstützung der Bedürftigen. Im Jahre 1808 wurde Häberl von seinem Könige Maximilian Joseph zum Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone ernannt, und in diesem Jahre erhielt sein langgenährter Wunsch und Plan zur Erbauung eines allgemeinen Krankenhauses endlich die königliche Genehmigung, und so erhob sich 1813 dieses schöne eben so zweckmäßig in seinem Innern eingerichtete, wie prachtvoll in seinem Aüßeren erscheinende Gebaüde — das allgemeine Krankenhaus in München vor dem Sendlingerthore an der Stelle des aufgehobenen Klosters der barmherzigen Brüder, womit auch alle übrigen Krankenanstalten der Stadt vereinigt wurden. Das Gebaüde ist ein längliches Viereck ganz frei stehend, auf drei Seiten vom Garten umgeben, und enthält 54 Krankensäle mit je 12 Betten, und 36 Zimmer für einzelne Kranke und das Dienstpersonale, eine Kapelle, eine Apotheke u. s. w. Am 1. September 1813 wurde dasselbe bezogen, Häberl war zum Vorstande der ganzen Anstalt mit einem Oberwundarzte, Unterärzten und Chirurgen ernannt worden, und gab dann eine Beschreibung dieser Musteranstalt heraus. Und wie

schon früher, so lebte er von nun an beinahe ausschließend derselben und widmete sich mit ganzer Hingebung seinen Kranken und dabei zugleich dem Unterrichte der jungen Aerzte, die durch ihn angeleitet die praktisch-ärztliche Laufbahn betraten, und aus seiner Schule gingen beinahe alle jene Aerzte hervor, die in der Folge als die ausgezeichnetsten in München und Bayern galten.

Häberls Scharfblick und richtiges Urtheil zeigte sich in der Erkenntniß der schwierigsten Krankheitsformen, dazu kam die Einfachheit seiner Behandlung, sein milder Ernst im Umgange mit Kranken und jungen Aerzten, und seine innige Theilnahme an ihrem Schicksale. In allen schwierigen Fällen wendete man sich an ihn um Rath, den er in seiner bescheidenen Weise gab, Neid und Schmähsucht kannte er nicht. Sein Äußeres zeigte schon den geraden biederen Mann, der überall fest auftritt und alle Schleichwege verachtet.

Als im Jahre 1824 in München eine medizinisch-praktische Lehranstalt errichtet und in Verbindung mit dem allgemeinen Krankenhause gesetzt wurde, zog sich Häberl, der vorher zum Obermedizinalrathe ernannt war, von derselben theils wegen seines Alters, theils wegen der neuen ihm nicht zusagenden Anordnungen von seinem bisherigen Wirkungskreise zurück und begab sich mit seiner Familie nach Diessen am Ammersee, wo er im Jahre 1804 die Gebaüde des aufgelösten Klosters gekauft hatte. Aber auch hier in seiner ländlichen Zurückgezogenheit setzte er noch seine Studien fort, erfand eine hydrostatische Maschine und lebte der Ausübung seiner Kunst und in der ganzen Umgegend als rettender Arzt und edler Menschenfreund, bis er an Altersschwäche, 87 Jahre alt, am 13. April 1846 starb.

An die Jugend Bayerns.

Mit inniger Liebe und dem redlichen Streben nach Wahrheit habe ich dieses Werk im Laufe mehrerer Jahre bis hieher geführt, und ich gedachte bei der Ausarbeitung desselben vorzüglich Deiner, edle Jugend Bayerns! Ich wollte dir das alterlauchte Geschlecht der Wittelsbacher in seinen hervorragenden Fürsten zeigen, welches seit einem Jahrtausend in die Geschicke eines großen Theiles von Süd-West-Deutschland schon mächtig gestaltend eingriff, bis die Vorsehung endlich Maximilian, den König mit dem besten Herzen, gerade in den Zeiten der größten Stürme zum Schutz und Trost für Tausende sandte. Welchen Besseren hätten die größeren und kleineren Gemeinden in Franken und Schwaben, die er mit Bayern zu einem Ganzen vereinigte, wünschen oder die Vorsehung gewähren können? Vergleicht ihn mit den früheren Fürsten, mit geistlichen und weltlichen: er überragt die Meisten und ist den Besten gleich an Liebe zu seinem Volke, das er durch weise Einrichtungen kräftigte und erhob.

Betrachtet die Vergangenheit mit ruhigem Blicke, dann schauet umher in der Gegenwart und erwäget, was geworden ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und ihr werdet euer Vaterland lieben in dem Gefühle: die Menschheit schreitet vorwärts in Erkenntniß und Bildung, in religiöser und gesellschaftlicher Entwickelung, und unser Bayern mit seinen Einrichtungen, gepflegt von einem hochsinnigen Könige, strahlt jetzt im Kranze der deutschen Völkerstämme und wird sich immer schöner gestalten, wenn Jeder strebt, desselben würdig zu seyn und den gesetzmäßigen Fortschritt, so viel an ihm liegt, zu fördern: denn die Zustände werden immer besser, wenn nur wir besser werden; aber toller Wahnsinn stürzt Andere und sich in's Verderben.

Ich wollte dir, hoffnungsreiche Jugend, in der Schilderung von Männern verschiedener Stände, Zeiten und Charaktere zeigen, was du meiden, was du anstreben sollst, überzeugt, daß solche Beispiele mehr eindringen und andauernder im Gemüthe bleiben, als bloße Vorschriften und Lehren. Suche den Biederen, die vor dir lebten, zu gleichen in der Liebe und Treue zu deinem Vaterlande, im unverdrossenen Fleiße, in Muth und Ausdauer bei Leiden und Unglück, im edlen Stolze, der alles Gemeine von sich fern hält, im redlichen Kampfe gegen Unglauben und Aberglauben, im unbesiegbaren Eifer für Recht, Wahrheit und Wissenschaft und alle geistigen Güter, im frommen Aufblicke zum Herrn der Welten, der da lenkt die Geschicke der Fürsten und Völker.

Nimm dir aus den Männern, die ich dir vorüberführte, einen als Vorbild und strebe ihm nach auf der Bahn zur Tugend und zum Ruhme, suche ihn zu übertreffen und werde du selbst wieder den Nachkommen ein hellleuchtendes Vorbild. Glaube aber nicht, die Bahn zur Auszeichnung sey ohne Beschwerde: das Leben des Edlen ist ein beständiger Kampf gegen den Feind im Inneren, gegen die Leidenschaften aller Art, welche er zuerst besiegen muß, dann gegen offene und heimliche Feinde von Außen, gegen Neid und Verlaümdung, gegen Mangel und Kummer. Man wird auch dir, das bedenke, den Weg nicht mit Rosen bestreuen; aber Rosen werden auf deinen Fußtritten für Andere sprossen und dein Andenken wird gesegnet seyn im Munde der Nachwelt.

Inhalts-

Inhalts-Verzeichniß.